



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT

1871

S
43
P/2

Bilder
aus der römischen Landwirthschaft.

Bilder

aus der römischen Landwirthschaft.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolf Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in Gr.-Fisch.

Sondershausen, 1858.

Verlag von Fr. Aug. Cappel.

Der

Weinbau der Römer.

für



Archäologen und wissenschaftlich gebildete Weingärtner und
Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolf Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in St. Ulrich.

Sonderhausen, 1858.

Verlag von Fr. Aug. Gupel.

Vorwort.

Seit längeren Jahren habe ich die Landwirthschaft der Völker des Alterthums, insonderheit der Römer, in den Kreis meiner Studien gezogen. Besondere Liebe zur klassischen Welt und Neigung zu Landleben und Landwirthschaft trieb mich dazu; den größten Theil der Zeit, welche mir Amt und Beruf übrig ließ, habe ich daher diesem Gegenstande der Alterthumswissenschaft zugewendet. Die „Bienenzucht der Römer“ und eine Reihe von Bildern aus der römischen Landwirthschaft in den Verhandlungen des Sondershäuser landwirthschaftlichen Vereines lassen sich als Frucht jener Studien ansehen. Ich füge denselben jetzt den „Weinbau der Römer“ bei, lasse aber diese Abhandlung unter dem anspruchlosen Titel eines Bildes als erstes Heft einiger nachfolgenden, die römische Landwirthschaft zeichnenden Bilder selbstständig erscheinen. Meine Absicht ist, in einem allmählich sich schließenden Ganzen eine möglichst vollständige Darstellung zu geben, wie das weltbesiegende Volk häuslich gewirthschaftet, wie es gewohnt, wie es durch Spaten und Stier Acker und Gärten bebaut, welche Früchte

es gezogen und wie es unter beständig siegreichen Kämpfen doch Jahrhunderte hindurch die materiellen Mittel seiner Existenz und Cultur selbst erzeugte, bis endlich sein Ackerbau, seine Viehzucht, sein Villenleben unter dem allgemeinen sittlichen und politischen Verderben, dem es erlag, in Abnahme und zum totalen Verfall kam. Der Gegenstand selbst, für die Culturgeschichte von so hoher Wichtigkeit, entbehrt bis jetzt jener sorgfältigen zahlreichen Bearbeitungen, welche andere, sich auf Staatseinrichtung, Cultus, öffentliches und häusliches Leben beziehende Theile der Antiquitäten gefunden haben, oder die treffenden Stücke sind vereinzelt oder gelegentlich behandelt worden. Was mir an gelehrtem Apparate für meinen Zweck zugänglich war, habe ich benutzt, zumeist aber bin ich auf die Quellen selbst zurückgegangen, die, wie dürftig sie auch im Einzelnen fließen und wie ansehnliche und wichtige Werke auch verloren gegangen sind, doch eine ziemliche Menge von Nachrichten, Andeutungen, Angaben bieten, daß sie, gehörig zusammengestellt, uns ein nicht undeutliches Bild von dem wohlgeeigneten, grundsätzlichen, intelligenten Betriebe der Landwirthschaft und ihres hohen Standpunktes unter dem Volke geben können, das in Allem, was es unternahm, so viel Großes und Ausgezeichnetes geleistet hat und auch durch seine Landcultur auf deutsche Landcultur nicht ohne Rückwirkung geblieben ist.

Als ich den Entschluß faßte, diesen Theil der römischen Antiquitäten aufzunehmen, war ich über die Form, die ich meinem Werke geben wollte, in Ungewißheit. Zuerst wollte ich ein wissenschaftlich geordnetes Handbuch geben; allein bald fand sich, daß eine Menge einzelner, schwer zu rubricirender Gegenstände, die von praktischer Bedeutung und diensam sind, über den antiken Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht eine lebendige Anschauung

zu vermitteln, wegsfallen oder gar sehr abgeschnitten werden müßten, und daß ein Buch in solcher Form von dem praktischen Landwirth, der sich in dem Anblicke seiner großen Betriebsgenossen in dem alten Italien stärken und erheben oder im Einzelnen für seinen Zweck sich unterrichten will, nicht so leicht zur Hand genommen werden würde. Dann gedachte ich in lebendigen Bildern, in ähnlicher Weise, wie Becker, Mazois und Böttiger gethan, die Landwirthschaft des alten Italiens darzustellen. Auch diese Form bot nicht geringe Schwierigkeiten; sie erforderte die Einhaltung eines festen Zeitabschnittes und nöthigte dadurch viele vorgängige oder nachfolgende, den Gegenstand betreffende Nachrichten entweder auszuschließen oder in Anmerkungen beizufügen, welche zwar ergänzen konnten, den lebendigen Zusammenhang aber störten. Ich gab diesen Gedanken bald auf, und zog vor, meiner Schrift die Form eines aus den verschiedensten Quellen hervorgegangenen Lehrbuches der römischen Landwirthschaft und der ihr angehörigen einzelnen Zweige zu geben. So wurde mir die Darstellung erleichtert, zugleich wohlgeeignete Gelegenheit verschafft, auf andere Völker des Alterthums Rücksicht zu nehmen, gelehrten Anforderungen einigermaßen zu entsprechen, und doch auch Solchen zu dienen, welche ohne eigentlich gelehrte Ausbildung, die römische Landwirthschaft an sich oder in ihrem Zusammenhange mit dem Charakter, der Religion, der Staatsverfassung oder in ihrem Einflusse, den sie auf den Boden, den Verkehr und den Wohlstand des Volkes hatte, betrachten wollen. Auf wesentlich neue Leistungen mache ich keinen Anspruch; fleißig aber habe ich gesammelt, und ohne Anmaßung kann ich versichern, daß man es mancher scheinbar kleinen Bemerkung kaum anfieht, wie viele Mühe sie erforderte, sie fast ohne Vorarbeiten in der Menge der oft ganz andere Dinge

behandelnden alten Schriftsteller nur zu finden, ihr die rechte Stelle im Gesamtbilde anzuweisen oder auch veranlassen Zweifel und Widerspruch auf's Neue zu bringen. Schenkt mir Gott ferner Kraft und Leben, werden die andern Hefte bald folgen; das nächste soll die Viehzucht der Äthier enthalten.

Gr.-Ghrich, den 21. September 1858.

Dr. Magerstedt.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Zur Geschichte und Sitte	13
II. Anlage der Weinpflanzungen	48
III. Die Traubenarten	64
1. Klasse (tribus)	67
2. Klasse	72
3. Klasse	76
4. Lokalweine	79
5. Sorten mit bezeichnenden Namen	89
IV. Die Rebschule (vitiarium)	91
V. Der Saß (satio)	99
VI. Weinbergspflege (cultus vinearum)	106
a. Geräthschaften	108
b. Umfriedigung	112
c. Die Umhackung (fossio)	114
d. Die Breche (pampinatio)	117
e. Die Wurzelräumung (ablaqueatio)	122
f. Die Schneidung (putatio)	124
g. Befählung und Anbindung (impedatio et adligatio)	141
h. Die Düngung (stercoratio)	145
i. Die Beredung (insitio)	146

	Seite
VII. Pfahlhölzer und Bindemittel	150
1. Bindemittel.	
a. Die Weide (<i>salix</i>)	115
b. Die Pappel	155
c. Der Weifler (<i>genesta</i>)	155
d. Das Rohr (<i>arundo</i>)	156
e. Verschiedene Bindemittel	158
2. Pfahlhölzer.	
a. Die Kastanie (<i>castanea</i>)	158
b. Die Hageleiche (<i>aesculus</i>)	161
c. Die Sommerleiche (<i>quercus</i>)	162
d. Die Esche (<i>fraxinus</i>)	164
e. Die Ulme (<i>ulmus</i>)	164
f. Der Hollunder (<i>sambucus</i>)	167
VIII. Die Leese und der Wein	168

Der
Weinbau der Römer.

I. Zur Geschichte und Sitte.

Kein Gegenstand des Landbaues ist von den Männern des griechischen und des römischen Volkes öfterer, anziehender und mit größerer Vorliebe behandelt worden, als die Rebe. Geschichtschreiber und Philosophen gedenken ihrer; Agronomen lehren mehr oder weniger ausführlich ihre Behandlung; Dichter, von ihrem Blute befeuert, preisen sie im Liede; reiche Villenbesitzer befassen sich mit ihrer Pflege, wie arme Pächter und Kolonen; die Meier und Meierinnen müssen der Behandlung des Gewächses und seiner Frucht kundig sein. Indem wir eine Darstellung der Grundsätze, die in Italien beim Weinbau zur Anwendung kommen müssen, versuchen, fühlen wir das ganze Gewicht der gewählten Aufgabe und sind bedenklich gewesen, ob wir derselben zu entsprechen vermögen. Die Lehre vom Weinbau ist weitläufig und schwer, so schwer, wie kein anderer Theil der Naturgeschichte (Pl. XXIII. 19), sie erfordert Berücksichtigung der verschiedenen Sorten, Bodenverhältnisse und Klimate. Wir haben zwar in Cato, Varro, Columella, Palladius und Plinius — der Griechen nicht zu gedenken — einen ziemlichlichen Vorrath für unsern Zweck nuzbaren Materiales, aber die Lehrsätze dieser unserer Vorgänger, wie werthvoll sie an sich sein mögen, sind, wenigstens theilweise, in ihren weitläufigeren naturhistorischen oder landbaulichen Schriften mehr vereinzelt, als nach festem Plan und Zusammenhang übersichtlich gegeben, hin und wieder auch einander so widersprechend, daß es nicht überall leicht ist, das Sichere herauszufinden. Unsern Vorgängern gegenüber

Kommt uns auch das Bedenken bei, ob wir selbst für unser Unternehmen die erforderlichen Kenntnisse besitzen. Die meisten von Jenen waren Landwirths, besaßen Weingüter und verstanden das Winzermesser so gut zu führen, wie den Griffel; mit ihren selbst-eigenen praktischen Erfahrungen verbanden sie gelehrte, aus den Schriften der Griechen und Karthager geschöpfte Kenntnisse; sie kannten Boden und Klima Italiens und verstanden die eigenthümlichen Kunstausdrücke der Winzer. Viele der ihnen noch zugänglichen Schriften, wie die des Julius Atticus, Gräcinus, Demokritus u. A. sind aber für uns verloren und wir selbst, nur in städtischen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, verstehen so wenig von der Praxis des Weinbaues und der Weinbereitung, wie etwa ein Mann aus dem Lande der Chauen (Pl. XVI. 1) und den Ufern des Rheinstromes, wo, wie ich als Befehlshaber einer Armee einst gesehen (Varr. I. 7), der Weinstock sonst nicht einmal vorkam. Wir würden unter solchen Verhältnissen an unser Unternehmen sicherlich nicht gegangen oder von demselben zurückgetreten sein, wenn wir durch unsere Schrift den Weinbauern nicht einen Dienst zu leisten glaubten. Dem Gedanken entfernt, daß wir die Lehre vom Weinbau durch neue Grundsätze zu verbessern im Stande wären, wollen wir nur das, was jene Männer darüber aufgestellt haben, in einer nutzbringenden, verständlichen Weise zusammenstellen und Villenbesitzer, Meier und Colonen auf Grund von Autoritäten unterrichten. Befriedigt werden wir uns erachten, wenn Leute vom Fach uns bezeugen sollten, daß uns das bescheidene Werk, ohne wesentlich dazu Gehöriges, bei Seite liegen gelassen zu haben, gelungen ist.

Wann und wie die Rebe entstanden, wann und wie sie nach Italien gekommen, ist eine im Dunkel ruhende Frage. Angesehene Gelehrte (Diod. Sic. III. 62) betrachten sie als ein Selbsterzeugniß der Erde, das nirgends durch einen besondern Erfinder fortgepflanzt und auch in Italien heimisch sein soll (Pl. XIV. 4). Nach Philonides, einem Arzte aus Pyrrhachium, dem Schüler des Asklepiades (Athen. XV. 5), soll sie Bacchus, nachdem die pentaklionische Fluth ihr, wie allen anderen Gewächsen, den Untergang gebracht, wieder haben aufsprossen lassen (Diod. Sic. III. 62) und vom rothen Meere nach Phönicien, Griechenland und den Inseln des Archipels gebracht haben, von wo sie vielleicht über Sicilien zu uns und durch uns nach Gallien gekommen ist.

Nach wieder anderer Sage ist sie ein Geschenk des Saturnus aus Kreta an Italien; diese ist weitverbreitet und in dem Volksglauben so fest eingewurzelt, daß ihrer der Geschichtschreiber Eutropius in schon christlicher Zeit (360 n. Chr.) noch gedenket. Die ihm, dem Scherer der Bäume (*detonsor arborum*) und dem Spender der Ernten, häufig attribuirte Spitze oder Sichel läßt wenigstens auf seinen Einfluß auf den Weinbau schließen. Nach einem vielgeglaubten Lehrsage hat Liber, der alte Gott der Anpflanzungen, der erst später als Bacchus auftritt, den Weinbau, Ceres den Feldbau erfunden (*Virg. G. I. 5*); deswegen überließ ihm die dankbare Nachwelt die Obwaltung über die Rebenpflanzungen, bestimmte die Weinländer, vorzüglich Italien, als Sitz seiner Herrschaft (*Mart. IV. 44*), führte auf seine Gunst oder Ungunst das Gedeihen oder Nichtgedeihen der Anlagen zurück (*Virg. Ecl. VII. 58*), machte ihn zum Vorsteher des Schneidelwerkes und richtete ihm einen rauschenden Gottesdienst ein. Kurz vor der Frühlingsgleiche, den 17. März, also um die Zeit, wo das neue Leben in die Rebe zurückkehrt, gebührt ihm ein Fest (*liberalia*), dessen Name, wie der Opferguß (*libatio*), das Tranfopfer (*libamen*), der mit Honig beträufelte Opferladen (*libum*) auf ihn zurückweist (*Ovid. fast. III. 733*); man ruft ihn, da er Antheil hat an der Bereitung des Mostes, als Vater Liber, beim Keltern an und spendet ihm, wie seiner Libera, den ersten Krug des jungen Mostes in Dankbarkeit und Hoffnung, damit er Winzer und Kelterer zum fröhlichen Werke begeistere. Nach noch anderer, jedoch erst einer spätern, tiefsinnigen Philosophie zugehörigen Ansicht, soll der Bacchusdienst, wie der Weinbau selbst, früher in Griechenland als in Italien stattgefunden haben und von da, sei es von dem Festlande unmittelbar, sei es über die Inseln, durch griechische Einwanderer in unser Vaterland gebracht sein, wo die Rebe gleichsam Haus- und Bürgerrecht fand und unter der sorgfältigsten Pflege auf dem bestgeeigneten Boden so herrlich gedieh, daß Unteritalien, in griechischer Sprache wurzelnder Name, *Denotrien*, (*οἶνος — τρυαίω*, Weinpflegeland, Weinland) nicht bloß auf den griechischen Ursprung unserer Cultur, sondern auch auf die ausgezeichnete Qualifikation dieses Landes zurückdeuten. Einzelne Sagen und Nachrichten bestätigen diesen Culturgang. Es sollen die Aminer, ein einwandernder Griechenstamm, den Weinstock aus ihrem thessalischen Vaterlande,

die Denotrer (Weinpflieger), vielleicht noch früher, aus unbekannter griechischer Gegend die Kunst, Wein zu pflanzen und zu erzeugen, mitgebracht, auch nach hesiodischer Sage (Hes. Theogn. 1000) die homerische Weinkünstlerin Kike, die dem Odysseus die Tyrrhenerhäuptlinge Agrios und Latinos gebär, die Leute des Latinos in den Weinkünsten gründlich unterrichtet haben. Vielleicht hat der edle Wein von Temesa, der noch in der Kaiserzeit gefeiert wird, seinen Ursprung den ätolischen Gründern der uralten aufonischen Stadt eben so zu danken, wie unleugbar ist, daß der weltberühmte Wein der massischen Höhen (Col. III. 8), und des durch Gewerbe, Handel und Schifffahrt nach Griechenland blühenden Sinuessä (Polyb. III. 5. Virg. G. II. 143) weit über die Erinnerungen unserer Volksagen hinausreicht. Der Falerner soll sogar ein Geschenk des griechischen Weingottes, Bacchus, (Virg. G. III. 526) selbst sein. Er schenkte die erste Rebe einem Landmanne, Falernus, zu dem er unbekannt kam, als Dankeserweis für dessen freundliche Bewirthung (Sil. VII. 163).

Die Anfänge italischen Weinbaues liegen für uns in nebelhaftem Dunkel, dem ähnlich, in welchem Italien den ältesten Griechen lag, sie scheinen aber in Unteritalien wenigstens weit über die homerische Zeit zurückzugehen. Odysseus, der irrende Wanderer, fand in dem Cyclopende, an der Westküste des italischen Vorgebirges, die Rebe bereits vor. Auf diesem Eilande wächst sie noch ohne Pflege, aber

— — — — — edel ist sie und trägt
Wein in geschwellenen Trauben und Gottes Erde ernährt ihn.
Hom. Od. IX. 110.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Folge des Verkehrs, der schon früher zwischen Sikelioten und Italioten stattgefunden haben muß, auch auf dem der Insel nahen Festlande der Weinbau gleichzeitig betrieben wurde. Der Dichter gewährt zwar dafür keinen Anhalt, Spuren aber finden sich bei ihm, daß er auf den weiter westlich gelegenen Inseln seiner Zeit schon bestanden habe. Odysseus sah gegenüber der Bucht des Cyclopendes, auf der fruchtbaren, mit fchern Einschnitten versehenen, von der Menge weidender Ziegen Aegusa (Gaisland) genannten Insel:

— — — — — ranken die edelsten Reben.
Hom. Od. IX. 134.

Wenn er noch keinen Wein gefunden zu haben scheint, — der Wein für die ermatteten Seefahrer wird von den Schiffen geholt, die in der Stadt der Ailonen damit versehen waren (Od. IX. 184), — so läßt sich daraus auf Unkenntniß der Bereitungskunst um so weniger ein Schluß machen, als weiter westwärts, auf Scheria, am adriatischen Meerbusen, dem äußersten Ende der homerischen Weltkunde, der Weinbau schon nach festen Grundsätzen betrieben wurde. Die Phäaken, die friedlichen Bewohner der Insel, die unter Kausthoos aus Hypereia, einer Stadt Siciliens, wie man glaubt, in der Gegend, wo nachmals Kamaria stand,

— — — vor den Cyclopen, den übermüthigen Männern,

Welche sie immer beraubten und mächtiger waren und stärker,

Hom. Od. VI. 5.

geflohen oder ausgewandert waren, hatten vielleicht hierher aus ihrem alten Vaterlande Rebe und Rebkunst mitgebracht, vielleicht sogar schon vorgefunden. Vor dem Palaste des Inselfürsten Alkinoos lag außer dem Hofe ein Garten mit Weingelände (αἰλῶν):

Einige Trauben davon, auf weither Ebene des Gartens

An der Sonne verbreitet und Andere schneidet der Winzer,

Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling*) in Reihen.

Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich selbe die Beeren.

Hom. Od. VII. 121.

Die symmetrische Ordnung dieses Geländes, die Kunst, die Trauben zu Rosinenwein (vinum passum) zu trocknen, wozu Hesiodus (Op. 611) die Regel giebt:

— zehn Tag' und Nacht' an Helios Strahl sie gebreitet,

Lauf im Schatten darauf und am sechsten geschöpft in die Fässer,

Was Dionysos geschenkt, der Beseliger, —

Die verschiedene Reifzeit der Trauben, welche die Arbeiten derlese besser vertheilen lassen und eine Benutzung derselben zu mannichfaltigeren Zwecken gestatten, sind, wie die Weinlibationen, welche die erhabenen Fürsten und Phäaken dem Hermes, dem Gott des Schlafes, darbringen, und die Aufforderung des Ältesten der Fürsten in der Fürstenversammlung an die Herolde, die Becher zu füllen, damit dem über die Hülferufenden waltenden Gott des Donners ein Weinopfer gebracht werde, zureichende Beweise, daß früher als 1000 Jahre vor christlicher Zeitrechnung

*) Herling, s. v. a. Härtling, bezeichnet eigentlich die herbe, unreife und deswegen harte Traube.

auf diesem Ulande des damals noch namenlosen Italiens Rebenaubau stattgefunden habe. Er muß sich aber noch weiter rückwärts erstrecken, wenn man erwägt, daß Weinbereitung und Weinverwendung zur Verehrung der Götter erst Folge fortgeschrittener Kultur sind. Hatte aber die Insel den Weinstock, so kann das Festland schwerlich mit demselben unbekannt gewesen sein.

In den Urzeiten Italiens scheint der Weinstock eine jetzt nicht mehr gewöhnliche Höhe und Stärke erreicht zu haben^{*)}; auch anderwärts, wo und so lange er in wildem Zustande sich befand, läßt sich dieses nachweisen. Unsere Urväter rechneten ihn daher zu den Bäumen, wie wir (Pl. XIV. 2. Hor. Od. 18, 1), obschon aus minder zureichendem Grunde, noch zu thun pflegen, und widmeten ihn, wie den Lorbeer dem Apollo, den Delbaum der Minerva, die Myrthe der Venus, die Eiche dem Jupiter, — seinem Obwarter, dem Bacchus (Virg. E. VII. 61. Pl. XIV. 2. Hor. Od. I. 18, 1). Er gefiel ihnen wegen des lieblichen Geduftes seiner Blüthe, der Schmachthaftigkeit seiner Frucht und seiner Zähigkeit in jedes Klima so wohl, daß sie ihm die erste Stelle unter den Bäumen anwiesen; sein edles Holz verwandten sie vorzugsweise zu Tempelbauten, Götterbildern und heiligen Geräthschaften, zu denen es sich, namentlich das der wilden Rebe^{**)},

^{*)} Auch in Palästina erreicht der Weinstock die Größe eines Baumes. Schulz (Bibl. Naturgeschichte S. 303) schreibt in seinem Tagebuche vom 7. August 1754: Auf dem Libanon genossen wir das Abendessen unter einem großen Weinstock, dessen Stamm ungefähr 1½' im Durchmesser hatte. Er bedeckte mit seinen Reben eine 50' breite und eben so lange Hütte. Ein solcher Weinstock kann von Geschlecht zu Geschlecht durch mehr als 10 Jahrhunderte erhalten werden. Das frische Grün der breiten, großen Blätter gewährt seinen erquickenden Schatten nicht, wie bei uns, nur einige Monate, sondern beinahe das ganze Jahr. Der liebliche Duft der Blüthen, der feinste von allen Blumengerächen, der bei uns nur wenige Tage ergötzt, währt dort das halbe Jahr hindurch, denn bei einem fleißig gepflegten Stocke findet man vom Anfange des März bis in den Julius blühende und vom Junius bis in den December reife Trauben. Die Trauben an diesen Weinstöcken sind so groß, daß sie 10—12 Pfund wiegen, und die Beeren haben oft die Größe unserer kleinen Pflaumen. Sie und da finden sich auch wohl Trauben, die bis 20 Pfund wiegen, wodurch die Stelle 4. Ros. 13, 24. bestätigt wird.

^{**)} In herrlichster Entfaltung gedeiht die wilde Rebe in Mingrellen und Imeretien, am Fuße des Kaukasus, bis Persien und Kabul; hier ist sie die „Baldkönigin“, bildet Stämme wie Eichen und umschlingt die höchsten Bäume mit süßen Trauben, so daß kein Weinbau stattfindet (Bilder aus der Natur, Berlin 1858, S. 292). Verschieden davon ist der verwilderte Weinstock,

ausgezeichnet eignet. Nucian, der dreimalige Consul, erzählt, daß das Bildniß der Diana in dem vor 400 Jahren von ganz Asien gebauten Tempel zu Ephesus aus einem Weinstocke von Pandemios gemacht und stets dasselbe geblieben sei, obgleich der Tempel sieben Mal von Neuem erbaut wurde (Plin. XVI. 77). Wem das wunderbar vorkommt, möge sich erinnern, daß man noch in jetziger Zeit (Pl. XIV. 2) in der Stadt Populonium (i. Piombino) in Etrurien eine Jupiterstatue, die aus einer einzigen Weinxanke gemacht ist, und in Massilien eine große aus Rebholz gefertigte Opferschale (patera) steht, ferner, daß der Junotempel zu Metapontum in Lucanien auf Säulen des Weinstockes ruht und daß man den obengedachten Tempel der Diana auf einer, der Sage nach, aus einer einzigen cyrischen Rebe gefertigten Treppe besteigt, deren Holz sich seit so vielen Jahren unverdorben erhalten hat (Pl. XIV. 2). Unsere Reben erlangen nicht mehr jene Größe und Stärke, wie in der Urzeit, vielleicht weil die Fruchtbarkeit der Erde überhaupt abgenommen hat, vielleicht weil die jährliche Schneidelung ihr Wachsthum unterbricht, vielleicht weil die Wachskraft aufwärts in die Tragreben und abwärts in die Senker getheilt wird (Pl. XIV. 2).

Der Hauptsiß des italischen Weinbaues war stets der untere Theil des Landes, Mittelitalien aber, insonderheit Latium, so reich an Großthaten der Menschen, bietet mehr Nachrichten der Geschichte des Weinbaues und Weinverbrauches, obschon sein Product, nur mit wenigen Ausnahmen, nie zu gleicher Güte und

(vitis labrusca s. silvestris) der *ἀμπέλως ἀγρία* des Dioskorides und die labrusca der Römer (Pl. XXIII. 14) mit angeblich weißglänzenden Blättern, Knoten, geborstener Rinde und röthlichen Trauben, wie Scharlachbeeren, welche der gemeine Mann tawinische Trauben nannte und zu Amuleten wider Behegung, zum Gurgeln, wider Blutspucken, zur Reinigung der weiblichen Gesichtshaut, gegen Flnnen, bei Hüft- und Lendenschmerzen gebrauchte; der Saft der abgelochten Wurzel wurde mit kolschem Wein gegen Wassersucht eingenommen. Nach Landerer (Ueber Weinbau und Weinbereitung in Griechenland, Archiv der Pharmacie, Hannover 1849, S. 167) kommt der verwilderte Weinstock in Thälern und an Flußufern Griechenlands häufig vor, trägt erbsengroße Beeren ohne Kerne, von schwarzblauer Farbe und großer Süßigkeit, die man jedoch selten findet, indem die Vögel die Lese besorgen, aber auch vertragen und, indem sie die wenigen unverdaulichen Kerne wieder von sich geben, verpflanzen. Auf schlechtem, sandigen Boden wird die Frucht klein und oft ganz ungenießbar.

Bedeutung gelangte. Die Römer, die nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse und Einrichtungen früher Feldbau, als Weinbau, trieben (Pl. XVIII. 2), befaßten sich auch später nicht in gleicher Weise damit, wie die Bewohner Unteritaliens; Boden und Klima bot hier größere Hindernisse. Darin liegt die Ursache, daß die latischen und sabinischen Weine im Allgemeinen als leichte und herbe gelten und zu keiner Zeit mit den süßen, geistreichen und körperhaften Sorten campanischer und jarentinischer Weine Vergleich ausstellten. Die Kultur geht aber auch hier weit zurück, wie unbedeutend sie zuerst gewesen sein mag. Eine Andeutung liegt darin, daß der tyrrenische Barbar Regenzus, in grauer Vorzeit, von den bedrängten Latnern den ganzen Ertrag ihrer Weinernte von drei Jahren als Bedingung ihrer Unterwürfigkeit forderte (Macrob. III. 5); er würde sie schwerlich gestellt haben, wenn die Latner nicht ansehnliche Vorräthe und die Etrurier bedeutende Weinlager im Lande gehabt hätten. Daß diese hier fehlten, läßt sich daraus schließen, daß er den Mutulern des im latischen Gebiete erzeugten Weins wegen seines Beistand zusagte. Die bedrängten Latner lehnten die Forderung ab, gelobten nach Plutarch (Quaest. rom. 45) dem Jupiter, in Hoffnung auf dessen Beistand, ihren ganzen Weinertrag, und richteten zu Ehren des ihnen später den Sieg verleihenden Gottes das s. g. erste Weinfest (*vinalia priora* s. *suburbana*) ein. So weit geht das den 23. April jeden Jahres gefeierte Fest in unserer Geschichte zurück. Von jenem Ereignisse schreibt sich's her, daß der Flamen des Jupiter bei dieser Feter noch jetzt die Spende von jungem Wein für Jupiter, den Vater des Bacchus, entnimmt (Ovid. Fast. IV. 895).

Weinbau und Weinhandel mag auch zu den Zeiten der Könige unbedeutend, demgemäß der Weinverbrauch auch beschränkt gewesen sein. Bei Mangel an ausführlichen Nachrichten führen wir dafür an, daß Romulus zu Trankopfern etwige Sextare Milch (d. h. das Product herrschender Viehzucht), aber keinen Wein anzuwenden verordnete. Numa's posthumisches und in die Zwölftafeln übergegangenes Gesetz: „Auf meinen Leichenbrand sollst du keinen Wein sprengen,“ hat vielleicht in etruskischen Religionsgebräuchen, meines Erachtens aber (Pl. XIV. 14) seinen Grund in dem noch unter diesem Könige fortdauernden Mangel an Wein unter den Römern, die, wie ihre Vorfahren, ihr Ackerchen bestellten, die Nebenzucht dagegen, gleich den Cyclopen auf Sicilien,

vernachlässigten. Der König beschränkte zwar den Weinverbrauch für religiöse Zwecke, aber bestrebt, sein Volk für jede bessere Kultur zu gewinnen, verordnete er andererseits, daß den Göttern nur von geschneiteter Rebe geopfert werden dürfe. Mit Hülfe dieses auf religiöse Gründe gestützten Gesetzes nöthigte er seine Römer zu der wichtigsten Kulturarbeit in jeder Anlage und veranlaßte die Verdrossenen namentlich zum Besteigen der gefährvollen Höhen der Baumreben (Pl. XIV. 3). Vielleicht gab er dadurch die erste Veranlassung zu dem jetzt noch unter den Weinbauern herrschenden Glauben, daß, wer nur von einem obenhin oder halb geschneiteten (Virg. E. II. 69) oder durch überwucherndes Laub der Ulme verdunsteten Weinstocke opfere oder trinke, vom Wahnsinn befallen werde (Virg. G. II. 403).

Daß der mittelitalische Weinbau sich mit der Zeit gehoben habe, bestätigt die Sage, daß die Rebe aus Etrurien durch einen gewissen Aruns nach Kassien eingeführt wurde, wo sie eine phokäische Kolonie (542 v. Chr.) vorfand, welche deren bessere Behandlung dort begründete. In dem celtischen Gallien gedieh, wegen des dort herrschenden kalten Klimas, die Rebe, nach Diodor, lange nicht wohl. Unser Weinbau wurde diesen barbarischen Völkern je länger je mehr im Laufe der Zeit bekannt, und ward ihnen sogar Veranlassung, die Alpen zu übersteigen. Ein Gallier, Heliko, der sich zur Erlernung der Bildhauerkunst in Rom aufgehalten, brachte ihnen die schönsten Früchte unseres Landes, Del, Feigen, Trauben und Wein nach Gallien, deren Kostlichkeit seine Landsleute lästern machte, daß sie bald darauf ihr Heimathsland verließen und trotz der Gebirge in das Land einfielen (400 v. Chr.), wo Reben blühen und Kelter fließen. War dies die Veranlassung ihrer Ankunft, so sei sie ihnen verglichen! (Pl. XII. 2.) — Pyrrhenischer Wein fand hundert Jahre später schon Anerkennung und Lob durch den Komiker Sopater, der latische aber scheint damals den an bessere und süße Sorten gewöhnten Griechen noch nicht wohl gemundet zu haben. Man erzählt, daß Rineas, der Gesandte des Königs Pyrrhus (300 v. Chr.), zu Aricia (j. La Riccia), am Fuße des Albanerberges, zwar die Höhe der Reben-Ulmen bewundert, sich aber über die Ferbe des Weines in den Worten erlustigt habe: Ich finde gerecht, daß man die Mutter solchen Getränkes an ein so hohes Kreuz

gebängt hat*). Der Wein Unteritaliens aber stand bei den Griechen weit früher in Ansehen; hierher konnte Sophokles (Antig. 1130) die Herrschaft des Bacchus verlegen und ausrufen:

O Bacchus, der du die gepriesene Italia umwallest.

Sophoc. Antig. 1118.

Ein Komiker stellte den Falerner über die besten griechischen Inselweine und sang:

Fünf Flaschen Chasier will ich geben und zwei Falerner!

Die Weine des mittleren Italiens blieben jenseit des Meeres lange Zeit unbekannt und da noch unbeachtet, als Griechenland, Macedonien, das weinreiche Inselmeer und Vorderasien vom Capitele abhängig wurden. Apollodorus, ein griechischer Arzt, der ein Buch über die Weine an Ptolemäus schrieb, empfiehlt seinen einzigen dem Könige zu trinken an (Pl. XIV. 19). Er bedurfte aber auch längere Zeit, ehe er sich hob und veredelte. Die Alten, mit den entsprechenden Grundsätzen der Kultur, namentlich mit der Anordnung der Stöcke nicht genügend bekannt, ernteten von derselben Fläche weit weniger Most als wir (Varr. I. 7), sie hatten auch weniger Sorten. Cato, obwohl schon im Besitze sicilischer Reben, kennt deren nur acht, von denen, da auch im Bereiche der Weine Mode, Wechsel und Veränderung herrscht, Etliche, jetzt durch bessere verdrängt**), nicht einmal dem

*) Herben, sauren Wein nämlich nannte man, wie auch Lucilius bei Festus angiebt: Kreuzwein (vinum crucium). Bei diesem Ausdruck und in den Worten des Alneas schimmert der Nebengedanke durch, daß die Sklaven lieber zur Strafe sich an das Kreuz (crux) hängen lassen, als so ganz saures Zeug trinken wollten.

**) Obige seine Bemerkung des älteren Plinius, die in Nachfolgendem aus der römischen Zeit bestätigt wird (S. Falerner u. A.), läßt sich auch in der neueren Geschichte nachweisen. Die klassischen Weine der Griechen und Römer sind längst verschwunden. In England wurde der Rheinwein durch die schweren Sorten des Portwein und Madelra verdrängt. In Frankreich entspann sich 1650 zwischen der Champagne und Burgund ein förmlicher Weinkrieg. Seit dieser Zeit ist der Champagner zur Welt Herrschaft gelangt und zwar durch Ludwig XIV., der ihn bei seiner Krönung zu Rheims kennen lernte und dem Könige von England dessen und Burgunder und Hermitage 200 Oxhoft schenkte. Er blieb längere Zeit das Getränk der Könige. Die Bordeauxweine sind erst seit 150 Jahren weltbekannt und zwar in Folge einer politischen Demonstration zu Gunsten des nach Bordeaux von der Marquise von Pompadour verwiesenen Marschall v. Richelieu, der die Weine der

Namen nach mehr bekannt sind. Er war wie jeder alte, einfache Römer, mit dem Landwein oder selbstgekelterten Tischtrank (temetum), obwohl er ihn durchweg veredelten Landwein (vinum) nennt, zufrieden (Liv. X. 42), und genoß auf seinem Landgute keine andere Sorte, wie die, welche seine Willensclaven erhielten; als er aus Hispanien im Triumphe heimkehrte, konnte er versichern, auf dem Schiffe stets mit den Matrosen, die aus den Sklaven genommen wurden (Liv. XXVI. 35), vom Matrosenwein getrunken zu haben. Nicht unwahrscheinlich ist, daß er, geizig und verkäuflich wie er war, das bessere Blut seiner Stöcke verkaufte. Man wolle indessen nicht glauben, daß der griechische Süßwein damals in Italien noch unbekannt oder ungeliebt gewesen sei. Schon vor Homers Zeit handelten vornehme Latiner die Süßlinge Griechenlands ein und später wurden sie auf besondern Handelsschiffen unsern Häfen zugeführt, bis ihnen das meerbeherrschende Karthago die kühne Fahrt nach dem Westen zweimal untersagte (J. d. St. 245 u. 406). In ihrer Gottesfürchtigkeit aber brauchten die Vorfahren griechische Weine, wegen ihres Zusages von Wasser, nicht zu Opfern und bei ihrer Frugalität nur in kleinen Portionen, bei Festschmäusen, in Krankheitsfällen, zur Stärkung des Magens, höchstens zu Ehrengeschenken. Der Vater des L. Lucullus gab bei seinem Gastmahle in seinem Hause, auch wenn es noch so prächtig war, mehr als einmal griechischen Wein, jedem Gaste einen Schluß vor Tische, und C. Sentius, den ich als Prätor noch kannte, sagte, den ersten Chierwein, der in sein Haus gekommen, habe ihm der Arzt wider Magenleiden verordnet (Pl. XIV. 17). Wollten die Alten köstlichen Wein trinken, so wählten sie selbstgezogenen griechisch veredelten Landwein (οἶνος, nach anderem Dialekte οἶνον, woh. vinom), oder in dessen Ermangelung selbstbereiteten Honigwein, den man auch den Göttern als Trankopfer spendete. Man nahm zu dem Ende auf fünf Congien herben Most einen Congius feinstes Honig, den man mit eben so viel Salz kochte. Der

Alronde zuerst in Paris einführte. Der Tokajer ist erst seit 1650 aus der Verborgenheit aufgetaucht. Aber trotz dieser Veränderungen ist das Ansehen des Weines sich seit Jahrtausenden gleich geblieben; er ist der Freund der Menschen, unentbehrlicher Genuß bei jedem fröhlichen Feste, der die Stimmung erhöht, die Geister nähert und Geselligkeit um sich verbreitet. S. Blücher aus der Natur, S. 293.

Honigwein war von dem Weinhonig (οἶνον μέλι), aus einem Dritttheile feinen Honigs mit zwei Dritttheilen alten, herben Wein, wie man ihn jetzt mit Wasser verdünnt (mulsum) vor der Mahlzeit zur Anregung des Appetites zu genießen liebte (Hor. S. II. 4, 26. Cic. Tusc. III. 19), verschieden. Wie hochgeachtet solches Getränk war, geht daraus hervor, daß L. Papirius als Feldherr dem Jupiter ein Becherchen Honigwein gelobte, wenn er ihm Sieg über die Samniter verleihen würde (J. d. St. 434), den Landwein aber behielt er für sich. Solcher Ehrentrunk war bereits früher (J. d. St. 279) einem Kegerich heimkehrenden Heere als Bewillkommungs-gabe gereicht und später, ebenfalls von dem Senate (J. d. St. 459), allen Schutzgöttern Roms zugesagt worden. Zur Milderung des Geschmacks und zur Vergeistigung des Landweines setzte man neben dem Honig öfters auch Myrrhen und in mannichfaltiger Zubereitung bei. Uraut ist der Gebrauch, daß die Aedilen an den Sühnfesten Myrrhenwein (Harz von amyris kata) den gelagerten Göttern vorsetzten; das Zwölftafelgesetz indessen verbot, wie andern Aufwand, bei Bestattungen der Reichen Myrrhentrank (potio murina s. murrhina s. murrhata) zu spenden. Wegen seiner Süßigkeit (Pl. XIII. 3, 5), Berausungsunfähigkeit und seines aromatischen Geruches (Pl. XIV. 15, 27) war er auch den Frauen beliebt (Gell. X. 23) und fand später noch (Plaut. Pseud. II. 4, 50), gleich dem Rosinenwein und der Rosfode, bei ihnen vielen Beifall.

Auf Förderung des italischen Weinbaues wirkten mehrere günstige Umstände, insbesondere aber die Besiegung der afrikanischen Heermassen, die Beendigung der verheerenden punischen Kriege, die durch unerhört große Aushebungen den Aedern Arbeiter und Sklaven entzogen, und die Abhängigmachung des unteren Italiens und des griechischen Meeres von der ruhmvollen Macht unserer Adler. Die dadurch hergestellte innere Ruhe, die Austheilung von 2 Juger Land an Jeden, der 1 Jahr in Spanien und Afrika, und von 20 Juger, der alle Feldzüge unter Scipio gemacht, der lebendige Verkehr nach Griechenland und dessen Inseln, schuf Publicanen und Capitalisten die Möglichkeit, sichern Weinbau zu betreiben, Arbeiter zu benutzen, die ohne Haus und Feld lebten, und ausländische Rebsorten aus der Ferne zu beziehen. In unbekannter Zeit wurden aus Rhodos, Chios, Lesbos, aus Aegypten, Griechenland und Klein-Asien

Reben eingeführt, deren Nachkommen in dem Rhodier, Maceotischen und Cäuber, dem horazischen Festweine, uns erhalten sind (Hor. ep. IX. 3. Od. III. 28). Dem älteren Cato aber, der am Anfange dieser betriebsameren Zeit steht, gehört unbestritten der Ruhm, durch Vorgang, Beispiel und Lehre einen so starken und erfolgreichen Anstoß selbstständig dazu gegeben zu haben, daß der Name des römischen Weinbaues mit dem Ruhm unserer Siege wuchs und den Triumph über die ausländischen Weine davon trug. Seit Cato galt die Weinkultur als Zierde und Krone des Landbaues; sie würde mehr gediehen sein, wenn es nach den punischen Kriegen nicht so sehr an Arbeitern gefehlt hätte. Doch machte sie Fortschritte; daß der später geborne Varro (l. 2) nicht bloß die Fülle der Rebanlagen, sondern auch die Güte des Weines in Italien in stolzen Fragen über die anderer Länder setzen konnte. Wiederholte, im Laufe der nächsten Zeit erfolgte Einführungen fremdländischer Reben aus Sicilien, Thasos, Chios, Rhodos und Afrika vermehrte die arme Zahl, die sich bei Cato findet, daß Virgil, obwohl er nur 15 derselben namentlich erwähnt (Pl. XIV. 11), die bekannten Sorten nicht nennen konnte. Cato's, Varro's und Mago's Anweisungen und Vorgänge kamen der fortschreitenden Kultur zu Statten; mit dem veredelten Weine (*vinum*) verlor sich zwar aus der Sprache der Rame und auf den Lagern der alte Landwein (*temetum*), die Weingärtler aber ließen die Weingärten von griechischen und asiatischen, des Weinbaues kundigen Sklaven oder großgriechischen Tagelöhnern bearbeiten oder ihren Weibern und Weibern an die Seite treten; sie benannten, bald aus eigener Vornehmheit, bald durch Einwirkungen der griechischen Arbeiter, neue, bisher unbekannte Sorten, Geschäfte im Weingarten, in der Kelterstube u. s. w. mit griechischen Namen, und ließen aus dem in dieser Production weiter fortgeschrittenen Griechenland Instrumente zur Kultur, Kelterung, Pressung oder Aufbewahrung des Weines, die sie dort, als Glieder unserer Heere, auf ihren Reisen oder durch ihre Weinsklaven kennen gelernt hatten, kommen.

Außerordentlich einflußreich war, ziemlich um Cato's Zeit, ein glückliches Ereigniß, — wir meinen das ausgezeichnete Weinjahr unter dem Consulate des L. Opimius (131 v. Chr., J. d. St. 633), in welchem unter dem Einflusse der günstigsten Bitterung und einer Hitze, die den Kochgrad (*coctura*) erreichte

(Pl. XIV. 6), alle Sorten so vortrefflich gerietßen, daß in unsern Jahrbüchern kein gleich herrlicher Jahrgang aufgezeichnet steht. Jetzt erkannte man zweifellos, welchen Schatz Italien an seinen Reben und Weinen habe; die Fülle des Herbstes nöthigte die Weingärtler, ihre schon vorhandenen Weinlager zu vergrößern, die Trefflichkeit lockte, neue Rebenanlagen zu machen, und trieb die Preise in die Höhe. Wer damals auflagerte, hinterließ seinen Kindern ein Kapital, das hohe Interessen trägt. Zwar behauptet Vellejus Paterculus (II. 7), der etwa 150 Jahre später schrieb, daß schon zu seiner Zeit von diesem Jahrgange nichts mehr zu haben gewesen sei, — aber ich (Pl. XIV. 6) und auch Martial (II. 40) sah diese nunmehr 160—200 Jahre alten Weine noch auf Lagern, doch, wie alle altgewordenen Weine, verdickt, wie Honig, ohne die ursprüngliche Blume und von unangenehmem, fast bitterlich scharfem Geschmade, daß sie nur in kleinen Quantitäten, zum Verschnelden, oder mit Most oder Wasser aufgefrischt, (*vinum recentatum*), als seltenes Getränk dem Liebsten oder ausgezeichneten Ehrengäste (*οἶνος γεροντικός*, Hom. II. IV. 259) gereicht werden. Die Preise der Optimianer stehen höher als die aller Consularweine (*vinum consulare*, Mart. VII. 78); hier läßt sich erkennen, was an apothecirten Weinen zu verdienen ist. Angenommen, daß der ursprüngliche Preis einer Amphore dieses Weines 100 Nummen (etwa 5 Thlr. 15 Sgr.) betragen habe, so kostet jetzt, unter der Regierung des Cäsar, C. Caligula, 160 Jahre später, bei Anrechnung sechsprocentiger, also mäßiger bürgerlicher Zinsen, eine Unze, d. h. der zwölfte Theil einer Amphore, wenigstens eben so viel. So viel Geld steckt in einem Weinlager! (Pl. XIV. 6.)

Ueber die frühern Erträge der Weinäcker liegen nur spärliche Nachrichten vor, sie sind auch sehr schwer zu geben, da sie eben so von der Lage und dem Alter der Stöcke wie den Jahrgängen abhängen. Cato aber und nach ihm Varro (L. 2) rühmen solche Reichlichkeit, daß mehr als in einer Gegend jedes Joch Pflanzung, ungeachtet der unvollkommenen damaligen Pressen, 300 Amphoren oder 600 Urnen Wein brachte. Wir mögen diese Ergiebigkeit um so weniger bezweifeln, als jetzt im gallischen und saventinischen Gebiete noch Anlagen vorhanden sind, die man „Dreihunderter“ (*vineas trecentariae*) nennt, weil man vom Joch 300 Amphoren feltert (Col. III. 3). Durch solche Erträge wurde

der äußerst mäßige und sparsame Cato in den Stand gesetzt, seinen Landsclaven starke Rationen zukommen zu lassen. Er schreibt (57): Nach beendigter Weinlese gebe man den Leuten während der ersten drei Monate Lauer zu trinken; im vierten Monate kann jeder Mann täglich eine Hemina oder überhaupt 3 Congien, im fünften bis achten Monate täglich einen Sextar, im neunten bis zwölften Monate täglich 3 Heminen oder monatlich eine Amphore, während der Saturnal- und Compitalfeste täglich einen Congius erhalten. Im Durchschnitte des ganzen Jahres muß man jeden Mann mit 8 Amphoren ansehen, denen aber, die in Eisen gehen, etwas mehr zukommen lassen, wenn sie ordentlich arbeiten sollen. Für diese sind 10 Amphoren keineswegs zu viel. Nehmen wir nun nach seinen eigenen Angaben, daß er auf 240 mit Oelbäumen besetzte Juger 13 Menschen und zu 100 Joch Weinland 16 Menschen bedurfte, so verbrauchte er im Mittel etwa 260 Amphoren Wein oder nicht den vollen Ertrag eines Juger. Statt oder in Ermangelung des Lauers bereitete er den Slaven einen Wintertrank aus einer Mischung von 10 Quadranten Most, 2 Quadr. scharfen Essig, 2 Quadr. Sapa und 50 Quadr. Süßwasser, Alles täglich drei Mal fünf Tage lang wohl umgerührt, was dann mit 64 Sextaren Seewasser vermischt in ein Faß gethan und 10 Tage verschlossen gehalten wurde. Dieser Wein soll sich bis zur Sommerwende halten, dann aber zu dem schärfsten und schönsten Weinessig werden (Cat. 104).

Cato starb etwa um die Zeit der Eroberung von Karthago und Korinth; in diesen 230 Jahren sind wir allerdings in den für das gemeine Leben nützlichen Kenntnissen weiter gekommen, aus den letzten Zeiten aber lassen sich nur wenige Männer anführen, welche zur Beförderung des Weinbaues wesentlich beigetragen hätten (Pl. XIV. 5). Seit Virgils Tode jedoch, jetzt vor 90 Jahren, ist manche neue Sorte, z. B. aus dem arvernischen, sequanischen und helvischen Gebiete und ganz neuerlich eine aus der Gegend von Bienna, die einen Pechgeschmack hat (Pl. XIV. 3), eingeführt worden; die Anpflanzungen haben sich auch an einzelnen Stellen gemehrt. So ist namentlich das Gefilde von Liternum, der letzte Aufenthalt und die Grabstätte des verbannten Scipio Africanus, durch Vetulenus Aegialus, einen Freigelassenen, mit Reben besetzt worden, aber die italische Rebe und der Ruhm des italischen Weines hat sich über Gallien und die

Gegenden des Rheinstromes verbreitet. Je weiter wir hier unsere Eroberungen ausdehnten, desto weiter folgte, so weit es der rauhe Himmel des Nordens zuläßt, Bacchus und Bacchusdienst. In den den Alpen nahe gelegenen Landschaften, namentlich im Decumanerlande (Zehndlande), ließen sich viele Römer, besonders Veteranen des Kaiserreiches nieder und zogen die Rebe nach; leicht möglich, daß die vielfachen Verbindungen, welche schon vor Cäsar zwischen Gallien und Germanien stattfanden und die gallischen Colonisten, welche aus dem westlichen Heimathlande die Künste des Friedens, des Acker- und Obstbaues nach Germanien trugen und in den fruchtbaren Gegenden übten, welche sie als Bohnstige in der Nähe des hercynischen Waldes wählten (Caes. b. g. VI. 24), die Rebe auch nach Deutschland brachten. Die Liebe der Deutschen zu berausenden Getränken kann wenigstens dererinst die Weincultur befördern, gewiß ist italischen und gallischen Händlern unter den Barbaren Gelegenheit geboten, das Landesprodukt sicher und zu Preisen abzusetzen, die sie in dem Heimathlande nicht erlangen. Wir müssen beklagen, daß das große germanisch-belgische Volk der Nervier, an den beiden Seiten der Sabis (Sambre), die Einfuhr des Weines aus uns unbekanntem Grunde verboten hat (Caes. b. g. II. 16, IV. 2).

Die Erträge des Weinbaues grenzen an das Unglaubliche und erweisen die Gedeihlichkeit dieser Kultur auf italischem Boden. Ich mag hier nicht auf die sog. „tollen Stöcke“ (v. insanae) Campaniens mich beziehen, die drei Mal tragen, daß wenn die erste Traube reift, die zweite wächst und die dritte blüht*) (Pl. XVI. 49), ich halte mich vielmehr an durch Zahlen zu erweisende Thatsachen. — Acllius Sthenelus, ein Plebejer und Sohn eines Freigelassenen, hatte in der Gegend von Romentum (j. La Mentana) sechszig Juger Weinanlagen, die er mit 400,000 Nummen (22,200 Thlr.) verkaufte. Es kostete also jedes Einzelne = $28,800 \square' = 6666$ Nummen (etwa 370 Thlr.). Solcher Kaufpreis ist nur bei Erträgen möglich, wie sie Rhemnius Palamon, ein berühmter Grammatiker, zu erringen mußte. Er kaufte, von

*) In heißen Ländern trägt der Wein, wie in den Gärten des Königs Alcinous, das ganze Jahr Blüten und Trauben, erschöpft sich aber bald in rastloser Thatkraft und gestattet daher keinen Anbau. S. Bilder aus der Natur 1868. S. 292.

Sthenelus unterstützt, in den letzten Jahren, auch in der nomentanischen Flur, ein 10 Meilen von der Stadt, seitwärts an der Straße belegenes Gut für 600,000 Nummen. Bei den jetzigen wohlfeilen Preisen der Güter war dieses das wohlfeilste, denn der Boden war schlecht und der vorige Besitzer hatte es in Rückstand kommen lassen. Der Käufer ließ es, weniger in ehrenhafter Gesinnung, als in Eitelkeit verbessern und die Nebenpflanzungen nach Anleitung des Sthenelus gänzlich rigolen. Indem er auch sonst diesen Weinbauer nachahmte, erzielte er so außerordentliche Erträge, daß er schon nach acht Jahren die Trauben am Stocke für 400,000 Nummen verkaufte. Jedermann eilte dorthin, die aufgeschichteten Traubenberge zu sehen, seine Nachbarn aber wendeten zur Entschuldigung ihrer Nachlässigkeit vor, daß er solche Ernten nur seiner höhern Wissenschaft zu verdanken habe. Nach zehnjährigem Besitze verkaufte er das Weingut an Annäus Seneca um das Vierfache des von ihm gezahlten Kaufgeldes (2,400,000 Nummen); dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann gewann manche Herbst von jedem Juger acht Cullenus (12 Oghost) im Ganzen 720 Cullenus Wein. Nimmt man nun als Preis des geringsten Weines wenigstens 300 Sesterzien für den Cullenus an (Col. III. 3), so thut dieses eine Summe von 28,800 Sesterz., ein Beweis, wie ungemein erträglich dieser Zweig der Landwirthschaft selbst unter den angenommenen niedrigen Marktpreisen ist. Die Fruchtbarkeit der cäretanischen Weinpflanzungen in Hispanien ist noch außerordentlicher; dort trägt ein einziger Stoc manchmal mehr als 2000 Trauben und von je nur achtzig zweijährigen Stöcken leisteten wir regelmäßig 7 Cullenus Wein (Pl. XIV. 5. Col. III. 3). Was würden wir nicht ernten müssen von einem Weinbeete, auf dem sich in der Regel 3600 bis 4750 Stöcke befinden, wenn unsere Thätigkeit gleich groß wäre? (Pall. III. 3.) Aber der Weinbau Italiens wird nicht sorgfältig genug betrieben. Wir lassen es zu sehr an der Bodenbearbeitung fehlen. Hätte man die cäsubischen und setinischen Aecker bearbeitet, wie jenes nomentanische Weingut, so würden die ersteren nicht eingegangen sein, beide aber gewiß einen höhern Ertrag als 7 Cullenus geben, da doch Cato als regelmäßigen Ertrag 10 Cullenus ansieht (Pl. XIV. 5). Bei uns begeht man überdies noch einen andern Kulturfehler. Man ist nämlich zu sehr auf eine reiche Ernte bedacht, läßt die Stöcke in verderb-

licher Ueppigkeit vegetiren und dann übermäßig tragen. Daher kommt es, daß die Anlagen nicht lange dauern und die Weine den ursprünglichen Adel einbüßen (Col. III. 3). Drückend wirkt endlich auf den Absatz, daß die Römer sich nicht mit dem inländischen, obschon hochveredelten Produkte begnügen, sondern Ausländer trinken wollen.

Der Handelsgeist der gallischen Völker trug vormalig zur Beförderung unseres Weinbaues nicht wenig bei. Vor etwa 300 Jahren verführten italische Kaufleute nach Gallien den Wein, jetzt aber beziehen wir Trauben und Traubensaft aus Gallien, namentlich aus dem narbonensischen Gebiete, aus Massilien und Vienna (Pl. XIV. 6), obwohl die Bewohner in dem Rufe stehen, daß sie, wie auch die rezbüchtenden Bituriger (Pl. XIV. 4), den Wein durch Beimischung von Kräutern, Aloë u. s. w. verfälschen. Wir begehren die starken Weine aus Hispanien, namentlich aus Tarracona (Ovid. a. a. III. 645), die Martial (XIII. 118) und Silius Italicus (III. 370) den besten latischen oder campanischen nur an die Seite setzt. Der starke Import und Verbrauch ausländischer Weine drückt unsere Preise herab und giebt unsern Weinhandlern Gewinn und Anlaß, aus Asien, Afrika und den cykladischen Inseln ganze Weinernten einzuführen (Col. praef.). Lucullus ließ, als er aus Asien zurückkehrte, mehr als 100,000 Stückfässer (cadi) griechischen Wein unter das Volk austheilen; Hortensius hinterließ seinen Erben mehr als 10,000 solcher Fässer; dem Dictator Cäsar war es später nicht genug, Amphoren Falerner bei seinem Opferschmause auf jeden Tisch zu stellen, er gab auch noch ganze Stückfässer Ebier, bei dem hispanischen Triumphe Ebier und Falerner, und als Epulo (Priester der Opfermahlzeit) im dritten Consulat, war er der Erste, der sogar vier Sorten, Falerner, Ebier, Lesbier und Ramertiner, also die damals berühmtesten (die übrigen kamen erst später, um d. J. d. St. 700 in Ruf) aufstellte (Pl. XIV. 17). So maßlos wurden die köstlichsten Ausländer schon damals bei öffentlichen Gelegenheiten verbracht! — Der dem inländischen Weinbau dadurch jetzt hervorgehende Schaden ist um so größer, als sich der Reichthum gemehrt hat und die in Folge der durch die Bürgerkriege herbeigeführten Umkehrung aller Lebensverhältnisse aus Armuth und Obscurität zu den glänzendsten Besitzthümern emporgekommenen Leute bei ihren häufigen Gastereien und Gelagen fremde Weine

so recht abichtlich dem Landeseerzeugnisse vorziehen. Daher kommt auch der unverhältnißmäßig niedere Preis des letzteren. In unserer schwelgerischen Zeit bezahlt man die Testa starkgefragten, alten, abgelagerten Weines mit 100 Nummen und auch weniger, so viel kosten aber auch die Bockweine der Viennenser, die man ihrer kühlenden Eigenschaften wegen gern trinkt, in ihrem Vaterlande; man setzt noch die Transportkosten auf und läßt unsern Wein unbeachtet (Pl. XIV. 6). Ich vermuthe, daß das Edict aus dem Consulate des Licinius Crassus und Julius Cäsar, welches verbot, die Amphore griechischen Wein um acht As zu verkaufen, und der Eingangszoll, den M. Fonteius und Titurius im Betrage von 16 Sesterz. auf die Amphore gallischen Wein legte (Cic. pr. Fonteij. 5), die inländischen Weinpreise etwas hätte heben können. Vortheilhafter würde unserer Sitte und Weinzucht gewesen sein, wenn jener Verein der Senatoren, die sich in nachcatonischer Zeit durch einen feierlichen Eid verbanden, auf keine Mahlzeit mehr als 120 Asse zu verwenden, nicht mehr als 100 Pf. Silbergeschirr auf ihre Tafel zu bringen und — keine fremden Weine zu trinken^{*)}, Erfolg gehabt hätte.

Die Rebe ist das vortrefflichste aller Gewächse. Die Naturkundigen wissen, daß sie sich allen Gegenden und Klimaten, mit Ausnahme der heißen und eisigen anschmiegt, und die Bauern, daß ihre Kultur leichter ist, als die der anderen Gaben der Ceres. Es giebt nicht viele Länder, in denen sie, wie hier und da im transalpinischen Gallien nicht vorkäme oder wo man, wie auf der Insel Tapobrane (Ceylon), keinen Gebrauch von ihr machte. Ueberall lohnt sie die Sorgfalt der Sterblichen mit ihrem süßen und stärkenden Saft (Pl. VI. 24). Sie hat so viele Vorzüge, daß sie im Landbau mehr Beachtung verdient, als der Delbaum und die Palme (Pl. XXIII. 51); die indischen Spezerei- und die ägyptischen Salben-Pflanzen können ihr nur aus besondern Rücksichten vorgezogen werden (Pl. XIV. 2). Woher sie gekommen sein mag, sie, das edelste Gewächs, hat in Italien, dem schönsten Lande (Pl. III. 6. XXXVII. 77. Cic. p. red. 1) die beste Pflanz-

^{*)} Hier die ersten Anfänge der Enthaltensvereine! — Jene Senatoren vereinigten sich in Liebe zum republikanischen Vaterlande gegen den Genuß ausländischen Produktes, ihre Nachkommen in Ober-Italien aus Furcht gegen Oesterreich zur Enthaltung — von deutschen Cigarren! —

stätte gefunden. Hier, wo, wie die Alten sagten, Bacchus und Ceres um die Herrschaft gekämpft, wächst sie in solcher Fülle und Vortrefflichkeit, daß sie schon frühzeitig die Eifersucht unserer weinarmen Nachbarn erregte (Pl. XII. 3), das Lob der weinreichen Griechen fand und bald die Produkte aller Völker zu überreffen schlen (Pl. XIV. 1, 3). Nirgends wird sie auch mit solchem Fleiße und in gleicher Ausdehnung gebaut. Ägypten, das Homer das „traubenreiche“ (*αμπελοεσσα*) nennt, kann nicht mehr Weinstöcke gehabt und nicht Wein erzeugt haben, dem Falerner zu vergleichen (Varro I. 2). Für ganz Italien war die Rebe ein Mittel zur Milderung roher Sitten (Pl. XII. 2); sie hat, wie jede Gegend, unser schönes Land noch verschönert (Pl. ep. V. 6) und ihm eine Mannichfaltigkeit des Anblicks gegeben, die in barbarischen Gegenden nicht vorkommt. Nur in Italien, wo Bacchus waltet, steigen Reben an Grenzbäumen der Wege, Felder, Gärten und Wiesen auf, füllen Weinstöcke die Weidichte (Virg. E. III. 65), kennzeichnen sie Felder und Raine, bekleiden sie Häuser, Gehöfte, Gartenmauern und Wirtschaftsgebäude (Hor. I. 18, 2) und bringen der Domina noch manches Körbchen Trauben, dem Meister das angenehmste Laubfutter für sein Vieh (Varro I. 15). Hier ist es, wo in der Stadt ein einziger am Geländer gezogener Stod die sonst offenen Spaziergänge der Iulianischen Galerie beschattet und noch 12 Amphoren Most giebt; hier ist es, wo das Volk auf dem Forum unter dem Schatten eines freiwillig ausgeschlagenen, von ihm sorgfältig gepflegten Stodkes in der Mittagsgluth ausruhen und daneben einen Altar haben kann, der erst bei den letzten Fekterspielen des vergötterten Julius abgebrochen wurde (Pl. XV. 20) und wo in Campanien die Baumreben an Pappeln und Ulmen in Inlesförmigen Bindungen an den Zweigen bis zu den Gipfeln in solche Höhe sich emporschlingen, daß der gedungene Schnettler sich vorher freies Begräbniß ausbedingt. Ich habe nirgends schönere Gegenden gesehen, als die Gegenden von Cumä, ihrer Tochter Neapolis (Pl. XIV. 8) und um den Vesuvius (Col. III. 2. Sil. XII. 152);

— hier grünet in Füll' das schattige Rebengeraule
Und der köstliche Saft preßt das tröpfende Faß;

Mart. IV. 44, 1.

oder die herrliche Bergkette, die in der Nähe des alten Stineffa beginnt, sich eine beträchtliche Strecke landeinwärts zieht und die

südlich gewendeten Rebhügel von Gaurus, Falernus und Massicus enthält. Hier duftet die süßliche Weinblüthe, die vom längsten Tage ab das vorzüglichste Wachs zur Einfassung des würzigsten, goldgelben Honigs giebt, lieblicher als an jeder anderen Stelle (Pl. XI. 14); hier

— bis zur äußersten Höh' der sanftabneigenden Bergwand
Arbeitsfröhliches Volk und rastlos emsige Pflanzler
Tummeln sich bald auf dem Gipfel des Bergs und bald an dem Abhang
In muthwilligem Lärm wetteifernd;

Anson. Mosell. 160.

Hier wächst das edelste Gewächs (Flor. I. 16)

Und schwer hangende Frucht und massiger Trank des Ryäus
Füllen das Land.

Virg. G. II. 144.

Kein Gewächs hat in unsern öffentlichen und privaten Verhältnissen eine solche Bedeutung erlangt, wie der Weinstock. Er gehört in unsere Religion, wie der goldene Weinstock in den Tempel von Jerusalem; er bedingt viele der unserm Landvolke theuern Feste und Opfer, wirkt zur Feier fast eines Jeden, belebt Fleiß und Geselligkeit und hat zum Ruhme, Reichthum und zur Kultur ganz Italiens mehr beigetragen, als jedes Andere. In unsern Kriegslagern führt er Oheraufsicht und Befehl (Ovid. A. A. III. 427. Juv. XIV. 193. Sil. XII. 395); den Rebstock sehen wir in den Händen der Centurionen bei der Uebernahme ihrer Bürde (Juv. VIII. 247. Tacit. H. I. 23); er dient verdienten Kriegern zur ehrenvollen Belohnung (vite donari), wie er auch ein Mittel ist, träge Seeresglieder zu ihren Adlern zu treiben (Valer. Max. II. 7, 4). Die Rebe macht selbst die Strafe ehrsam; Ausländer werden mit Ruthen, Römer mit Weinranken geschlagen (vite caedi). Wer weiß endlich nicht, daß die Weinpflanzungen (vineae) uns den Gedanken und den Namen der in der Belagerungskunst wichtigen Sturmdächer (vineae) an die Hand gegeben haben? (Pl. XIV. 3.)

Auch in der Heilkunde behauptet der Weinstock eine vorzügliche Stelle (Pl. XIV. 3). Pomona, gleichsam unwillig darüber, daß die niedrigen, von dem Himmel weit abstehenden und kurzlebigen Gewächse weniger Heilkräfte besitzen sollten, als die Bäume, stattete auch sie damit aus, aber — bei Herkules! — (Pl. XXIII. 1) dem Weinstocke gab sie deren in reichster Fülle (Pl.

Nagerstedt, Bilder aus der röm. Landwirthsch.

3

XXIII. 2). Jeder Theil von ihm ist dienfam zur Linderung menschlicher Uebel und Leiden; man braucht die Sabeln (pampini), die Blätter, den Blattsaft, die Asche, die Rinde, die Hafsheit (olavionlao), die Beeren und Beerenfchalen, das Thränenwasser, die Blüthe, die Trauben und den Traubensaft. Lauterer Wein ist ein Mittel wider Schierling, Coriander, Aconitum, Meconium, Biscum und Quecksilber; er hilft wider die Schlangen, Hämorrhoids, Prester, Schwammgiste, wider die Stiche der Bienen, Wespen, Hornissen, Phalangen und Skorpione, auch wider alle Schäden, welche durch Fieberfrost gefährlich werden; er ist dienfam bei Blähungen, Brastreissen, Magenbrechen, bei rheumatischen Zufällen des Unterleibes und der Eingeweide. In der Cardialgie legt man mit gutem Erfolge lauterer Wein auf die linke Säugewarze, aber bei der Ruhr, bei Schweiß und anhaltendem Husten oder Augenfluß braucht man Wein, der mit Wasser gemischt ist (Pl. XXIII. 23). Wein stärkt die Glieder; äußerlich angewendet kühlt er, getrunken erwärmt er die Eingeweide (Plin. XIV. 7). Bist du krank, — „trink ein wenig Wein um deines Magens willen“ (1 Tim. 5, 23). Willst du fett werden und offenes Leib haben, trink Wein bei der Mahlzeit, — willst du aber etwas von deinem Fette verlieren, versage dir den Wein über Tische und genieße hernach nur wenig (Pl. XXIII. 23). — Willst du lange leben, kannst du den Wein nicht entbehren (Sir. 30, 31). Wir haben nicht mit den verkehrten Weltweisen des Morgenlandes zu rechten, die sich des Weines gänzlich enthalten (Jer. XXXV. 2—6. Luc. I. 15. VII. 13) — uns ist er eine Gabe der Götter, die man nicht verachten darf:

Den Verächtern des Weins drohet der Gott jegliches Ungemach
Und nichts anderes schenkt sagenden Gram von uns hinweg.

Hor. Od. I. 13, 3.

Wein entbindet der Sorgen und macht die Beschwerden vergessen,
welche Krieg, Armuth oder sonstige Lebensmüh' mit sich führt.
Wer ihm hold ist,

Solchem ist Liber auch hold und schaut mit freundlichem Blick an.
Wer ihn ehrt und nicht hasset den fröhlichen Wein.
Aber ergärnt kommt er zu nüchternen Gassern der Rebe;
Wenn ihr die Gottesgewalt fürchtet des Zürnenden, — trinkt!

Tibull. III. 6, 19.

Wein ist es, der dem Kranken Gesundheit, dem Armen Rath,
dem Bekümmerten Hoffnung (Hor. Od. I. 21, 15)

Und ein fröhliches Herz dem verständigen Manne gewähret,

Daß auch der Jahre vergeht seiner genießend der Greis.

Unbek. griech. Dichter.

Cato hat gewiß Recht (c. 1.), wenn er auf einem Landgute von 100 Joch dem Weingarten die erste, Wiesen, Weiden und hausebarem Walde aber die fünfte, sechste und siebente Rangstelle anweist (Pl. XVIII. 6. Varr. I. 7) und den nach den punischen Kriegen zwiefach bedeutsamen Rath erteilet, jedes angekaufte Landgut, sofern es die Verhältnisse des Bodens gestatten, sobald als möglich mit der vielseitig nugharen Rebe zu bepflanzen. Auch Horaz empfiehlt dies seinem Freunde:

Varius, pflanze zuvor heiligen Wein, eh' du die lockre Flur

Libans und das Gebiet Catulus mit anderer Frucht bedeckst.

Hor. Od. I. 18, 1.

Ich schließe mich dieser Ansicht vollständig an, denn abgesehen von den schon gedachten Vorzügen und Vortheilen, macht Weinbergarbeit heiteres Gemüth und Weinbergsertrag kommt jedem Hausvater wohl zu Statten (Cic. de senect. 15, 8). Ich erachte Weinpflanzung für eine Zubehör des Landbaues und für das wesentlichste Stück eines Landgutes (Pl. XVIII. 6); Weinland wirft nicht bloß eine jährliche Bodenrente ab, das in dem Boden ruhende Kapital steigt auch bei guter Kultur jährlich und ist man im Stande, die Weine auf dem Lager liegen zu lassen, bis sie alt werden, so läßt sich daran mehr, als an jedem andern Produkte in den ersten zwanzig Jahren verdienen. Durch den Wein kann der Landmann zum Kaufmanne werden und bei Fleiß und Einsicht unter der Gunst der Umstände mehr als der gewinnen, der sich auf die See wagt und an den Küsten des indischen und rothen Meeres Schätze sucht (Pl. XIV. 5). Bei steigenden Preisen kann er freilich auch viel verlieren; ein billig denkender Hausvater macht sich's zum Grundsatz, alle Preise zu benutzen, weil er so sicher geht und den meisten Gewinn hat. Auch ist er vorsichtig in der Anflagerung. Die gewöhnlichen, leichten und wohlfeilen Weine, so wie die, welche in Niederungen und Feuchstellen gewachsen sind, tangen dazu nicht; sie, wie aller Rost, der sich, sei es aus Schuld der Sorte, des Bodens, oder Jahrganges, nicht gut hält, müssen bald verkauft werden, der dagegen, der an hohen Stellen, an spärlich tragenden Stöcken und in trocke-

- nen Jahrgängen gewachsen, oder der in der Jugend einen etwas scharfen Geschmack hat, ist dazu geeignet.

Dem Weinbau macht man einen dreifachen Vorwurf:

1) Er soll den Getreidebau beeinträchtigen. Darum stellte das auf den Trümmern des Freistaates sich erhebende Cäsarenthum dieser Kultur in Italien und den gallisch-germanischen Ländern gesetzliche Hindernisse in den Weg. Nach einem der Weinese eben so günstigen, wie dem Getreidebau ungünstigen Jahre (92 n. Chr.) befahl der Cäsar Domitian (Suet. Domit. 7), daß in Italien keine neuen Weinberge angelegt (novellare), in den Provinzen aber die alten zur Hälfte ausgerottet werden sollten. Wir lassen unerörtert, ob diese politisch-ökonomische Verordnung des Kaisers gegen die Vernachlässigung der Ackerfelder (arva) und zur Steuerung des Getreidemangels je in vollständige Ausführung gebracht worden ist, aufrecht erhalten wurde sie wenigstens von dem Gesetzgeber nicht (Suet. Dom. 14); der Kaiser Flavius Vopiscus Probus (282 n. Chr.) erlaubte später allen gallischen, hispanischen und brittischen Völkern aus Dankbarkeit, weil sie, wie die Germanen, dem in Gallien aufrührerischen Proculus zu Bonosus die erbetene Hülfe versagt und ihm zugewendet hatten, Weinstöcke zu haben und Wein zu bereiten; er ließ selbst im illyrischen Gebiete, in der Nähe seiner Vaterstadt Syrmium, den Berg Alma von seinen Soldaten umgraben und mit auserlesenen Reben bepflanzen (Vopisc. Prob. 18). Die Bewohner des südlichen Galliens machten von der kaiserlichen Erlaubniß unverzüglich Gebrauch, holten Sesslinge aus Italien, Griechenland und Afrika, und diese wurden die ersten Grundlagen der Stöcke, welche in der spätern Zeit die gallischen Hügel bedecken. Um diese Zeit sollen auch die Weinberge um Speier, Worms und Mainz mit römischen Reben bepflanzt worden sein.

Trotz des starken Weinbaues hatten unsere Väter ausreichend Getreide; dies beweiset, daß dieser Vorwurf ungegründet, und die Unmöglichkeit, die domitianische Maßregel auszuführen, daß auf gesetzlichem Wege dieser Kultur keine Schranke anzulegen ist.

2) Der zweite Einwand, den man macht, ist aus der Kostspieligkeit und Unsicherheit oder Ungenügsamkeit des Ertrages hergenommen. Wir antworten auf Letzteres mit Gracianus: Die Schuld liegt mehr an dem Menschen als an der Rebe. Die Weingärtner sind nicht sorgfältig genug bei Auswahl der Sess-

linge; sie nehmen die geringsten Sorten, geben auch diesen nicht einmal die erforderliche Nahrung, so daß sie dürr werden, statt kräftig zu treiben; auch herangewachsen, unterliegen sie nachlässiger Behandlung. Die Lokalität wird ferner zu wenig in Betracht gezogen; man legt die Pflanzung auf dem schlechtesten Theile der Länderei an, als ob gerade solcher Boden dafür der am meisten geeignete wäre. Dazu gesellt sich endlich Unkenntniß der für den Saß gültigen Regeln, Gleichgültigkeit oder Geiz bei Ankauf tüchtiger Weinbergssclaven, Mangel an erforderlichen Geräthschaften und dadurch entstehende mancherlei Arbeit und Ausgabe, und endlich die Sucht nach augenblicklich hohen Gewinnen, in der man den Stöcken zu vieles Holz läßt. Niemand will diese Fehler zugestehen, Jeder aber klagt lieber die Unzulänglichkeit des Ergebnisses als die eigene Habsucht, Nachlässigkeit oder Unwissenheit an (Col. III. 3).

Ich gebe zu, daß ein Weingarten auszureichen ist, der nicht jährlich Einen Euleus trägt ($2\frac{1}{2}$ Orhost); hier wird der Ban mit Schaden fortgesetzt und der Aufwand nicht gedeckt. Gesellet sich Fleiß mit Kenntniß der Behandlung, glaube ich zwar nicht, wie Gracianus, einen Durchschnittsertrag über 30—40 Amphoren, aber im Mindesten überall von Einem Euleus für jedes Juger annehmen zu können. Rechnet man nun:

- 1) Ankaufskapital für den Weinbergssclaven
6—8000 Sest. 7000 Sesterz.
- 2) Sieben Juger Weinland, welches ein solcher beschicken kann 8000 „
- 3) Für Pfähle, Weiden und anderes Zubehör (dos) pr. Joch 2000 Sest. . . 14000 „
- 4) Zins mit 6 p. während der ersten 2 ertraglosen Jahre 3480 „

so stellt sich ein Kapital und Zins heraus von 32480 Sesterz.

Diese Summe als Kapital ausgeliehen, wirft einen jährlichen Zins ab von 1950 Sest.

Wenn aber der aller schlechteste Weinberg von 7 Juger wenigstens Einen Euleus trägt, der 300 Sest. kostet, im Ganzen also einbringt 2100 „

so gewinnt man durch den Weinbau selbst unter den angenommenen ungünstigen Verhältnissen ansehnlich mehr, nämlich 150 Sest.

Setzt man dazu noch, daß man auf jedem Juger
1600—2000 Senfer machen kann, so gewinnt man,
auch wenn von denselben ein Dritttheil verloren geht,
von den 10—14,000 davon verbleibenden eine
Baaereinnahme von 2000 Sest.
Sa. 2150 Sest.

also mehr als das Weinland kostet. Ich habe es durch meinen
Fleiß schon dahin gebracht, daß mir die Weinbauer für jedes
Tausend Burzelsenster 600 Sesterz. bezahlten (Col. III. 3).

3) Man wirft endlich dem Weinbau vor, daß er die einfa-
chen mäßigen Sitten unseres Volkes verdorben und Veranlassung
zu Völlerei und Schwelgerei gegeben habe. — Wir antworten
auf diesen ziemlich gegründeten Einwand: Der Weingenuß war
früher sehr beschränkt; Mannapersonen unter 30 Jahren war er
gänzlich untersagt (Gell. X. 23. Valer. Max. II. 1, 5. VI. 3).
Obwohl auch jetzt der frugale Mann (homo frugi) nur Wein
mit 2—3 Theilen kalten Wassers zu genießen pflegt (Hor. Od.
III. 19. 11) und das Trinken lauterer Weines (merum), mit Aus-
nahme besonderer Veranlassung, etwa den ersten Januar, einer
sibyllinischen Vorschrift zu Folge zur Verwahrung der Gesundheit
oder ein Schluck vor Tisch (promulsis) zur Retzung des Appe-
tites, noch für ein Zeichen der Trunkenbolde gilt, so waren bei
unseren Vorfahren doch viel stärkere Verdünnungen gewöhnlich;
sie tadelten schon den, der die Hälfte Wasser (ισον ἴσον) zugoss
(dilungere); die altrepublikanischen Soldaten durften nur Wasser
trinken. Keiner alten, ehrbaren Römerin war Wein erlaubt, und
Cato setzte seinen Schlawinnen nicht einmal Weindepotat aus.
Man erzählt, daß Cnatus Recennius seine Frau umbrachte,
weil sie Wein vom Fasse getrunken hatte, Romulus aber sprach
ihn in Gemäßheit der damaligen strengen Zucht wegen dieser
Tödtung frei (Pl. XIV. 13. Valer. Max. VI. 3, 11). Numa
machte den Frauen die größte Nüchternheit zur Pflicht. Fabius
Pictor berichtet, daß eine Frau zum Hungertode gezwungen wur-
de, weil sie nur den Schrank, in dem die Schlüssel zum Wein-
keller lagen, erbrochen hatte (Cic. de rep. IV. 6). Diese Ent-
haltsamkeit hat das römische Frauenzimmer Jahrhunderte lang
beobachtet; die Männer wachten so darüber, daß sie, wie Cato
erzählt, das Recht, verwandte Frauenzimmer zu küssen (jus osculi)
übten, um zu erfahren, ob sie nach Wein röchen. Man weiß sich

einer Bestimmung des Volkstribun Cn. Domitius zu erinnern, nach der jede Frau ihrer Aussteuer verlustig sein sollte, die mehr Wein tränke, als der Gesundheit zuträglich (Pl. XIV. 14). Allein bald nach den punischen Kriegen trat eine erweiterte Lebensweise ein; die Frauen nahmen häufig Theil an den Gastgelagen bis zu deren Ende. Unter den Triumvirn waren betrunkene Frauenzimmer nicht selten und keine römische Dame begnügte sich am Rosinenwein, der den betagten zu trinken erlaubt war. Jetzt ist auch das weibliche Geschlecht der Trunksucht ergeben; nach dem Bade, vor dem Hauptessen, trinken sie Wein und nehmen ein Pomitio, um des Appetites wegen zu speien (Juven. VI. 427); selbst die Materinnen auf den Villen gehen über die Weinsässer, die sie unter den Händen haben (Col. XII. 1). Am schamlosesten aber verhalten sie sich an dem Feste der Anna Perenna; sie zumeist sind es, die dasselbe in frecher Begier, Trunkenheit und Ausgelassenheit begehen. An demselben:

Idaght mar's, schleppis — ich sah's — erzählenswerth ist der Aufzug,
Ein betrunkenes Weib einen betrunkenen Greis.

Ovid. Fast. III. 541.

Unter den Männern steht es in der Stadt und auf den Villen noch viel schlimmer. Beispiele, wie Augustus, der bei Tage gar nicht leicht trank, über der Hauptmahlzeit nur 3 Schünke nahm und sechs Sextare nicht leicht überschritt, oder wie Cäsar, dem Cato das Lob ertheilte, daß er der einzige nüchterne Zerstörer des Staates gewesen, sind aufzeichnungswerth (Suet. Caes. 53. Aug. 77, 1). Eine Böllerei ist zur Herrschaft gekommen, welche die Götterfeste wie die Markttag, das Haus wie die Taberne, das Gastgebot wie das Trinkgelag zu ihrer Befriedigung benützt. Ich rede hier nicht von den nächtlichen, mit dem Bacchusdienste verknüpften Aufzügen und Gelagen, sondern von der Trunksucht, die mit Klugheit feste Ordnungen für das Laster gestellt hat. Der Wein dient allein zur Befriedigung, aber die Natur hat auch das Laster gefördert, denn sie machte den Menschen zu dem einzigen Erdengeschöpfe, welches trinkt, ohne zu dürsten (Pl. XXIII. 23). Es ist indess ein schändlicher Mißbrauch, wenn viele unserer Zeitgenossen, unermüdet — nicht trinken, sondern fassen und allerlei Saufreije erdacht haben. Dahin gehören die Brochmittel vor den Gastgeboten, der Genuß des Schierling, des Blausäuremehls und anderer Dinge, welche zu nennen ich mich

schäme, vor dem Wein, um das Gift wieder zu dämpfen, oder recht viel einnehmen zu können. Keine Tageszeit setzt den Säuerern Grenze. In Homers Zeit (Odys. IV. 19) war es unter den Griechen Sitte, Wein vor dem Essen aufzustellen und zu trinken, damit das Herz durch die Gabe des Gottes (Lyaeus) von Sorgen erlöset (*λυειν*) und der Schlaf befördert werde. — Seit einiger Zeit, namentlich seit der Regierung des Kaiser Tiberius, hat man diese ausländische Sitte eingeführt. Man trinkt schon nüchtern, weil es griechischer Ton sei, und entschuldigt sich damit, daß dieses von einigen Ärzten, die sich durch diätetische Vorschriften empfehlen wollten, für gut gehalten werde (Pl. XV. 28). Viel abschreckendere Folgen aber zeigt der Wein, wenn man in die zahlreichen und zahlreich besetzten Trinkgelage eintritt; hier giebt es sogar Gesehe, in denen das Laster sich bewegt und ausbildet. Ein durch Witz, Bosenhaftigkeit und Weitschundigkeit ausgezeichnetes, öfters erwähltes als durch das Loos bestimmter Trinkkönig steht an der Spitze (*rex s. magister s. arbiter bibendi*), der, den Weingott darstellend, den Reihengang, die Zahl der Becher, das bei der Mischung zu beobachtende Verhältniß, die Größe der Züge, die Gesundheit auf Götter und Menschen, die zu leerenden Strafbecher (*culpa potare magistra*) u. A. durch besondere Bestimmungen (*leges insanae*!) ordnet und um so mehr Beifall erntet, je toller und lachenerregender er sich in seiner bacchantischen Würde zeigt (Pl. XIV. 28). Umher lagern die Zechgenossen, Haar und Nacken mit mannichfaltigen Oelen und Salben, besonders aus der Blüthe des indischen Kardengrases bereitet, gesalbet, das Haupt mit Binden, als Schutzmittel gegen die Wirkung des Weines, besonders aus Ephen und Lorbeer, wie Bacchus selbst, oder Hals und Brust mit Laub und Blumenkränzen umwunden, in den mit Weinranken behangenen Zimmern, vor sich die Trinkgefäße (*trientes*), verschiedenen Rases und verschiedener Gestalt, bald als Schuhe, Beine, Köpfe der Pferde, Hunde, Schweine, auch in obscönen Formen und angebrachten Unzüchtigkeiten, welche der Rundschenk (*vini minister, porcillator, pincerna*), ein jugendlicher, in pelusische Leinwand gekleideter Prachtslave, oder das aufgepuckte schöne Mädchen auf den Pfiff, Wink, Fingerschnalz oder das Schnippchen des Herrn oder Trinkkönigs zu füllen hat (Petron. Sat. 31). Den Wein gießt man wohl selbst auf den Tisch, schlürft ihn mit nippendem Munde

und fordert den Nachbar auf, Gleiches zu thun. Der Lärm und das Geschrei steigt je länger, je mehr; man säuft, erbtzt und berauscht sich in steigender Wollust. Man würfelt, ob man bei der Geliebten glücklich sein werde, schwappt den Wein um die Wette aus dem Becher, schnippt Obstkerne an die Decke und wettet, wer damit am höchsten komme, heute den meisten Freundsinnen entsprechen, morgen die meisten Becher leeren könne. Hier setzt man dem, der am besten trinkt, Preise aus, dort macht man sich um den Saufpreis anheischig, eben so viel zu fressen, als man getrunken, und wieder anderwärts jagt man in einer Stunde durch die Kehle, was man im Glücksspiele gewann (Pl. XIV. 28). Man ersäuft sich mehr in Weinsäffern, als daß man Weinpokale leert, und kommt, um recht bechern zu können, nicht bloß zeitiger, als gewöhnlich, zusammen, sondern man zecht auch, wohl auf Rosenlager gestreckt (*multa in rosa*), die ganze Nacht durch (*commessatio nocturna*) bis an den lichten Morgen, daß dann Raucher seine Hausthüre nicht finden kann.

Wenn die bühende Kraft des Weines die Seele durchdrungen
Und die feurige Gluth das Geäder des Leibes durchströmet,

Lucret. III. 475.

werden Gladiatoren bestellt, die vor den Zechern auf Leben und Tod kämpfen (Liv. IX. 40. Sil. XI. 51), oder elende Ruffanten, Flötenspieler, Citharoden oder Sängerninnen (*psaltria*, *sambucistae*), die in ihrer durchsichtigen Kleidung der Schamhaftigkeit genug thun und der Wollust dienen, durch ihre gute Stimme, ihre Erntlust, ihre Poffen und unzüchtigen Lieder (*psalteria*, Cic. pr. Sext. 54), ihre Pantomimen und Tänze und sonst allerlei Freude gewähren (Arnob. II. p. 73); sie senden die Augen brünstig umher und werden Verräther an taumelnden Gatten (Liv. XXXIX. 6. Cic. Tusc. I. 2. Brut. 19). So geschieht's bei Tage und bei Nacht, in der Stadt und auf dem Lande. Der berühmte Lusthain selbst eines Metellus am Eingange des Busens von Syracus war von dem Jauchzen, Singen und Spielen der Dirnen so erfüllt, daß das ganze Ufer davon wiederhallte, und Sulla unterheißt ganze Banden solchen Gesindels, um seine Gäste an deren unsittlichen Künsten und körperlichen Reizen zu vergnügen. Römische Zucht und Sitte hört auf, wo nackte Tänzer erscheinen (Cic. in Pis. 10), Schlägereien und Balgereien stattfinden (Cic. Verr. V. 11), wo auch die Vornehmen tanzen und singen, Flö-

tenbläserinnen ungeschert erst an das Herz, dann auf die Schulter nehmen, um sie drei Mal um das Haus zu tragen, sich das Gesicht mit Asch schwärzen, sich in kaltes Wasser werfen lassen (Pl. XIV. 28), oder sich ins Bad begeben, welches sie so zerlockt, daß man sie halbtodt wieder heraustragen sieht. Wenn Alles gut abgeht, sehen die Wüsten die aufgehende Sonne nicht; am nächsten Morgen stehen ihnen die Weinflaschen noch aus dem Halse, sie können sich auf nichts mehr besinnen, ihr Gedächtniß erlischt. Oft erwarten sie nicht einmal das Bette oder den Rod, noch naßend ergreifen sie wieder die großen Pumpen; um ihre Stärke, Kunst und Geschicklichkeit im Saufen zu zeigen, gießen dieselben in einem Zuge hinunter, speien, saufen abermals, um wieder zu speien, und so fort zum zweiten und dritten Male. Es ist, als ob sie keine andere Glückseligkeit kennen und nur geboren wären, die Weine zu verderben, und als ob diese nur da wären, schlechtterdings durch den Leib gegossen zu werden (Pl. XIV. 28), oder als ob die durch die Tapferkeit unserer Heere besiegten Parther, wie viel sie auch trinken können, durch die Becher noch einmal besiegt werden sollten. Am nächsten Morgen sieht eine solche Trinkstube aus, wie ein Schlachtfeld.

Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß der Wein den Menschen in einen freiwilligen Wahnsinn versetzt und das Leben verkürzt. Alle Trinker sehen bleich aus, haben schlaffe Wangen, trübende Augen, zitternde Hände, die den vollen Becher, ohne ihn zu verschütten, nicht halten können. Von der Glat des Weinens leidet der Magen Qual, die Eingeweide dehnen sich aus, die Speisen werden nicht verdaut, sondern weggespien, fürchterliche Träume folgen als Strafe; der letzte Lohn jedes Rausches ist unnatürliche Wollust, schändlicher Stachel, baldiger Tod. Sprüchwörtlich heißt es: Im Weine die Wahrheit! (Cic. Top. 20. Pl. XIV. 28). Wohl wahr, — denn wie der frische Rost die Gasser auseinander treibt und dessen Glut nichts auf dem Boden läßt, so löset der Wein das Band der Zunge und treibt aus den Tiefen der Seele hervor, was in derselben ruhet. Seine Kraft duldet kein Geheimniß, weder ein eigenes, noch fremdes, noch öffentliches; wer von ihm bezwungen ist, plaudert Alles aus, auch den Inhalt des Testaments, spricht halbsprechende Dinge, obschon er weiß, daß sich dadurch Viele ums Leben gebracht oder den Angelegenheiten des Staates Nachtheil zugefügt haben.

(Tacit. A. II. 65, 3.) Es ist sonderbar, daß im Stande der Trunkenheit Jeder sich in seiner besondern Eigenthümlichkeit zeigt; der Schamlose gesteht dann seine Krankheit; der Ueppige hält weder Hand noch Fuß zurück, der Lasterhafte legt jede dem Bösen entgegenwirkende Scham ab, der Unverschämte scheut sich nicht, Böses von sich selbst zu reden; dem Hoffärtigen wächst der Stolz, dem Festigen die Grausamkeit, dem Mißgünstigen die Bosheit; der Ehrenhafte macht sich verächtlich, es vergißt sich auch wohl der strenge Mann, denn, sagt man, der Wein verdunkelt den Verstand. Beim Glase war's, wo die Tugend des alten Cato wankte (Hor. Od. III. 21, 12); der Wein war's, der Alexander, den König, den Sieger so vieler Völker, Länder, Meere und Flüsse so besiegte, daß er erst seinen treuesten Freund, Clitus, tödtete, und dann den Entschluß faßte, sich selbst zu tödten. M. Antonius, ein großer und edler Mann, wurde durch den Wein zu fremden Sitten, zu eines römischen Mannes unwürdigen Lastern, zur Feindschaft gegen den Staat, zur Ungerechtigkeit gegen seine Feinde, zum Durst nach Blut, zur Grausamkeit, daß er bei den prächtigsten Gastmahlen und unter königlichem Gepränge das Gesicht und die Miene der Bedrückten überdachte, und zu der Vernehrung seiner Person und Würde getrieben, daß er, als er einst in einer öffentlichen Volksversammlung von den Wirkungen eines nächtlichen Rausches überfallen wurde, sich im Angesichte der Römer übergeben mußte (Cic. Philipp. II. 25). Mit Cleopatra stiftete er den Orden der Unnachahmlichen, d. h. beispiellos wetteifernden Geher. In Athen zeigte er sich auf dem Theater in dem Aufzuge des Weingottes vor versammeltem Volke, umgeben von dem Gefolge seiner mit Trommeln, Pfeifen, Fellkleidern und allem bacchanalischen Geräth versehenen Freunde, trunken hingestreckt. Dort, in allen griechischen Städten, ließ er sich als Bacchus ausrufen und auf Münzen sein und Cleopatra's Bild mit der Umschrift: Liber et Libera, prägen. Vor der pharsalischen Schlacht gab er eine Schrift zur Vertheidigung seiner Trunksucht heraus und nach derselben zog er, wie Bacchus, auf einem mit Löwen bespannten Wagen mit der buhlerischen, berücktigten Schauspielerin, Cytheris, durch die Stadt — eine That, die alles Ungeheure der Zeiten jenes Elends überstieg (Pl. VIII. 16).

Herkules! — Ist es denn wirklich ein Ruhm, beim Fasse Alle, auch den Letzten besiegen und dann durch das Faß besiegt werden? — Das Laster der Trunksucht ist so allgemein, daß auch die Vornehmsten demselben ergeben sind, und, wie die Parther, das Bleitinken zur Ehrensache machen. Novellus Torquatus, ein Mediolaner, hatte alle Ehrenämter, von der Prätur bis zum Proconsulat, bekleidet. Sein Ruhm war, 3 Congien (fast 10 Kannen) in einem Zuge (auf einem Sitz) zu leeren, und darum erhielt er den Beinamen Tricongius. Es kommt selten der Fall vor, daß Jemandem die Trunksucht als Schande angerechnet wird. So that Torgilla, als er Cicero's Sohne vorwarf, daß er in der Regel 2 Congien einzunehmen pflege und in trunkenem Muth dem M. Agrippa ein Geschirr an den Kopf geworfen habe. Dieser junge Mann griff nach derselben Palme, wie M. Antonius und der spätere Torquatus, der den seltenen Ruhm errang, völlig nach der Regel zu saufen, denn auch die Gaufkunst hat ihre Regeln. Torquatus sprach auch betrunken nie mit schwerer Zunge und verschaffte sich, während er trank, durch Erbrechen (ruotus) Entleerung und hielt doch noch seine Frühwache (Pl. XIV. 28).

Ich sehe voraus, daß der Wein, der Italien reich gemacht hat, Rom zu seinem Untergange führen wird. Die Weinsucht zerrüttet den Staat und das Heer. Dem Kaiser Tiberius, diesem in seiner Jugend starken Trinker, empfahl sich L. Piso lediglich dadurch zu der Dignität eines Aufsehers der Stadt, daß er bei einem Belage dieses Fürsten 2 Tage und 2 Nächte zur Bewunderung aushielt. Wenn die Staatsämter nach solchen Verdiensten vertheilt werden, ist es ein Wunder, wenn die Soldaten, die erst seit Ende der Republik Weinrationen erhalten, nur alten, oder doch überjährigen trinken wollten und dessen so viel verlangen, daß sie die Städte und Provinzen erschöpfen? — Es war unmöglich, daß der Imperator Avidius Cassius das Weintrinken im Heere einzuschränken, die Vertheilung desselben aufzuheben und die Trunkenheit der Soldaten zu bestrafen versuchte. Wiederholte Einschärfungen bestimmten, daß der Soldat vom November an mit neuem Weine zufriedener sein solle.

Dazu kommt, daß der Wein in Rom selbst die Aermern auf die Reichen, namentlich auf die Emporkömmlinge, eifersüchtig macht. An den Tafeln der Letzteren gesellt sich Verschwendung zu Geiz, Hoffahrt zu Gemeinheit, Brunk zur Anstandslosigkeit;

dadurch entstehet Erbitterung, daß den geladenen Gästen, je nach deren Ansehen, Vermögen, Rang und Stand, auch verschiedene Weinsorten vorgesetzt werden. Für den reichen Gastherra und dessen reiche Freunde wird das bessere Brod, der bessere Nachtsch (Mart. III. 82. IV. 86. VI. 11, 49. Suet. Caes. 48. Spartian. Adr. 17) und auch der Herrenwein (v. dominicum), d. h. alter, guter, hochberühmter, theurer Wein vorgesetzt. Solchen

Wein, entstammend dem Herbst des Consul im wackenden Haupthaar,
Und den Saft, getreten im Arleg' der Verbünd'ten, behält Er,
Aber nicht sendet er hin solch' Becher zum Gast an der Tafel;

Juvon. V. 80.

für den ärmeren Gast und den Klienten sind die scharfen, spinnenden, wohlfeilen, wohl auch stark gewässerten Sorten gut genug (Mart. III. 49). Ein Freund schreibt (Pl. ep. II. 6): „Ich aß neulich bei einem Ranne, der seines Bedünkens prächtig und wohlfeil, meines Erachtens schmutzig und doch theurer bewirthete. Einigen wenigen Gästen wurden vornehme Schüsseln, allen Uebrigen äußerst geringe vorgesetzt. Die verschiedenen Weinsorten waren in spärlicher Menge vorhanden, aber die Gäste durften nicht wählen. Die beste behielt der Wirth für sich und seine vornehmen Freunde; die zweitbeste erhielt die Mittelsklasse — er bemist nämlich die Freundschaft nach dem Range — mit der dritten Sorte mußten sich seine und seiner Freunde Freigelassene begnügen. Mein Nachbar fragte mich, wie mir das gefalle? — Herzlich schlecht, gab ich zur Antwort. — Wie hältst du es bei solchen Gelegenheiten? — Ich behandle, entgegnete ich, alle meine Gäste überein. Habe ich eingeladen, so will ich meinen Gästen ein Vergnügen machen, nicht aber sie in Klassen vertheilen, und auch meine Freigelassenen betrachte ich dann als meine Gäste. Verwundert fragte er, ob mir das nicht zu kostspielig sei? Ich versicherte ihm das Gegentheil und bemerkte, das ganze Geheimniß bestehe darin, daß ich mich mit denselben Weinsorten, wie die Uebrigen, begnüge. Von mir soll es nicht heißen:

Bajentaner wässerst du mir und Rasser trinkst du! —

Lieber rieh' ich das Glas, als daß ich trinke daraus.

Mart. III. 49.

In gleicher Weise werden die geringen Trinkgefäße den geringeren Gästen, die schönen und kostbaren den hochedlen Tisch-

gästen vorgestellt. Auch in Beziehung auf diese Geräthschaften hat der Wein zur Beförderung einer maßlosen Verschwendung beigetragen. Die Becher aus dem Holze der Buche, Terebinthe, des Buxus und Ephen, oder aus gebrannter reinster Thonerde aus Samos, Saguntum, Surrentum, Arretium und Cumä, wenn sie auch dauerhaft, künstlich gearbeitet, mit aromatischen Flüssigkeiten durchzogen, mit Erdharz polirt oder mit allerlei Verzierungen von gestochener Arbeit und Schnitzwerk (*torumata*, Cic. Verr. IV. 18. II. 52. Pis. 25) versehen sind, oder einfache aus Glas, erscheinen nicht gut genug, selbst die Weingläser aus Aegypten, namentlich aus Alexandrien, wo doch die Kunst der Herstellung, Färbung und Vergoldung des mit der Durchsichtigkeit des Bergkrystalles wetteifernden Glases in der vollsten Blüthe steht, sollen nicht zweckmäßig genug sein, weil sie bei Bereitung des Weines durch heißes Wasser, vielleicht mit Würze, zu Glühwein (*calda*) zerspringen und man Glasscherben gegen Schwefelfäden dann eintausche (Mart. XVI. 3). Man bedient sich daher der aus Silber oder Gold gearbeiteten Becher — der Kaiser Valienus trinkt beständig aus Goldbechern (Trebell. Poll. in Gal. 17) — die man, damit der Glanz des Reichthums recht leuchte, noch mit Edelsteinen oder geschnittenen Edelsteinen (*gemmis distincta*) oder mit vielen in Gold gefassten Cameen (*λειδoxόλλητα*) versehen läßt. Es ist nicht übertrieben, die raffinirten Weintrinker genießen den Eiswein, d. h. solchen, der über Eis, welches aus abgekochtem Wasser entstanden, gegossen ist (Pl. XXXI. 23. Mart. XIV. 106. Senec. quaest. IV. 13. ep. 78. Cic. fin. II. 8) fast in jedem reichen Hause nur aus künstlich gearbeitetem Glase, aus Krystall, Onyx, Beryll, Bernstein oder Gold (Juv. V. 43) man läßt die Goldbecher selbst mit den Edelsteinen besetzen, die man aus den Ringen bricht. Beim Abschiede diese wie jene den Gästen zu schenken, ist nichts Ungewöhnliches (Athen. XI. 3. Capitol. in Ver. 5). So will's fast Jeder in seinem Hause! Fehlt es dann etwa an Wein oder Gold,

Droht er mit Verwüstung der Stadt und der armen Penaten,

Dah er trinkt aus Juwelen und schlaf auf sarranischem Purpur.

Virg. G. II. 505.

Plinius (XIV. 28) hat Recht, wenn er sagt: „Wir trinken aus einem Gewühle von Edelsteinen, und weben Kelche aus Smaragden; um uns betrinken zu können, gelüftet uns Indien zu be-

herrschen und Gold ist bereits Zusatz zu unsern Bechern.“ Solchen Thatsachen gegenüber läßt sich die Frage aufwerfen, ob es um die Wohlfahrt des Volkes nicht besser stünde, wenn der Delbaum stärker, die Rebe schwächer in Italien gepflegt worden wäre. — Del und Wein sind Haupterzeugnisse der Natur; beide erquicken den Körper der Menschen, Wein innerlich, Del äußerlich, die Gabe der Minerva aber ist nöthiger und heilsamer, als die des Bacchus. Unser Volk ist in der Pflege des Delbaumes nicht nachlässig, viel fleißiger aber ist es doch in der Kultur des Weinstockes gewesen (Pl. XIV. 29). Das ist der Vorwurf, den man dem Wein mit Recht macht, daß er so viele Arbeit, Mühe und Aufwand verursacht, dafür aber den Menschenverstand verkehrt, in Wuth setzt und im Volke tausend Laster erzeugt. Darin liegt die Quelle unseres Verderbens, daß wir das Wasser, das gesündeste, uns von der Natur selbst angewiesene Getränk, verlassen und uns dem Wein maßlos, auch ohne Wassermischung, zugewendet haben. Sehr Viele kennen keine andere Glückseligkeit, als sich zu betrinken —, sie zwingen wohl selbst ihre Pferde zum Weinsaufen (Pl. XIV. 28).

Darf sich denn aber ein ehrenhafter römischer Mann nicht zuweilen betrinken? Nach griechischen und römischen Philosophen, selbst nach Plato (leg. I. 2. Gell. XV. 2) ist dieses statthaft. In einer bisweiligen Berausung finden auch die Stoiker für den freien, weisen Mann nichts Entehrendes (Diog. Laert. VII. 118). Seneca (de tranq. 15) sagt mit Recht: Der Wein spült die Sorgen weg und heilt, wie Leibeskrankheit, die Traurigkeit der Seele. Der Weinerfinder führt den Ehrennamen „Befreier“ (Liber), nicht weil er das Band der Zunge löset, sondern weil er die Seele der Knechtschaft der Sorge enthebt und sie kühner zu jeder Unternehmung flutet. Wenn es eine weise Lehre ist, daß man sein Leben nach glänzenden Beispielen einrichten müsse (Senec. ep. 83), so stelle ich Solon, Sokrates und Arceßilas vor, die den Wein stark liebten, und den strengen, censorischen Cato, der reichbesetzte Mahle (*δαιτῶνα δαψιλέστερα*) liebte, gern mit seinen Gutsnachbarn fröhlich war (Plutarch. Cat. p. 351. E.) und Cato von Utica, der sich manchmal einen Rausch antrank. Obwohl er erröthete, wenn ihm Jemand auf dem Nachhausewege das Haupt entblößte, so war er doch, berauscht, dem nüchternen Cäsar, seinem großen Gegner, noch ehrenwürdig, denn er schreibt: Die das thaten, brach-

ten nicht Cato, Cato brachte diesen Tadel (Pl. ep. III. 12). Unleugbar versetzt auch ein manchmaliger Rausch den Geist auf eine höhere Stufe der Thätigkeit, bereitet ihn zu großen Werken und Worten zu und bewirkt, indem er die traurige Nüchternheit abthut, daß das Leben unvermerkt dahin eilet. Der Wein, der Zunder des Geistes (*fomes ingenii*), begeistert zu kühnen Thaten (Gell. XV. 2).

II. Anlage der Weinpflanzungen (*vineae*).

In Italien sind zwei Arten der Weinpflanzungen bekannt; in baumlosen Gärten (*vineae*) oder in Baumweingärten (*arbusta*). Erstere kommen zumeist in Unter-, letztere in Oberitalien, außerdem aber auch in Griechenland, Bithynien und Judäa vor. Die Arbusten werden mehrseitig den Rebäckern (*agri viniferi*) in ebner oder bergiger Lage nachgesetzt, von Caserna, Vater und Sohn, verworfen, von Scrofa aber und allen den uralten und erfahrenen Weinbaulehrern, die nach Cato geschrieben, gepriesen (Pl. XVII. 35, 22). Ich erkenne als Vorzüge derselben an, daß Bäume natürliches Pfahlwerk (*pedamentum nativum*) abgeben, daß der Weinbau, indem die Reben von einem Zweige zum andern sich selbst leiten oder geleitet werden, verwohlfeilert und ein ausgezeichnetes Produkt gewonnen wird. Der Weinbau verursacht allenthalben die wenigsten Kosten, wo die Traube den Kübel (*aeorathorum*) füllt, ohne des Joche zu bedürfen, und der beste Saft fließt da, wo die Frucht in der Höhe wächst (Varro I. 8). Darum zieht man die Rebe in Bithynien an 60 Fuß hohen Bäumen (Geop. IV. 1). Der Wein verlangt Wasser im Becher, Sonne im Wachsen. Arbusten sind daher besonders für feuchte Gegenden geeignet, wo die Rebe stets höher gezogen werden muß. Hier sind die Trauben gegen zahllose Anfeindungen, denen sie am Pfahl oder Joche ausgesetzt sind, ohne Hülfe und Mühe des Menschen gesichert. Vieljährige Erfahrung hat gelehrt, daß edle Weine nur an Bäumen oder in Arbusten gewonnen werden; oben in der Höhe wächst der köstliche, unten der meiste Wein; ein Beweis, wie vorthellhaft die Höhe

ist (Pl. XVII. 35, 22). Es giebt ferner Sorten, welche die Bäume ganz vorzüglich lieben, als ob sie wüßten, daß sie an denselben weniger Unfällen ausgesetzt seien, als am Joche oder Spalier (Pl. XIV. 4, 4). Für den Landwirth ist endlich das durch die Blattfäuerung (frondatio) zu gewinnende gute Winterfutter für das Vieh, und das auf den Fachen, d. h. dem Raume zwischen den Reihen erzeugte reichliche Getreide von Bedeutung (Col. V. 6. VI. 3, de. arb. 16).

Bäume mit Pfahlwurzel, nicht zu dichtem Laube, namentlich die atinische, demnächst die gewöhnliche Ulme (ulmus vernacula), die schwarze und die weiße Pappel (Pl. XVII. 35, 22; 32), die den berühmten Gärtner erzieht (Pl. XVI. 65), eignen sich dazu besonders. An der Pappel

— — Reich bis zur Fülle belaubt mit äppigen Blättern
Wo die geschwätzigen Krähen so gern herbergen im Gipsel,

Apoll. Rhod. III. 929.

steigt das Rebenkind (Hor. ep. II. 9) Campaniens gern empor. Die Ranken wachsen fast ohne Ende und können weder von den Zweigen gerissen, noch vom Stamme getrennt werden (Pl. XIV. 3). Wegen des schwächeren, überdem Schafen, Ziegen und Rindvieh nicht nutzlosen Laubwerkes, lobt man auch die Esche, besonders auf rauhen, gebirgigen Stellen (Col. V. 6), wo Ulmen nicht recht gedeihen (Pl. XVI. 29). Der Feigen- und Delbaum hat zu stark schattendes Zweigwerk. Jenseit des Padus vermählt man (maritare) die Rebe mit der Cornelle, Linde, mit dem schwach, aber zur Fütterung untauglich belaubten Ahorn (opulus), mit der Orne, der Hagebuche (carpinus), der Eiche (quercus) der Aaleen, in Berggegenden mit der hohen Winterleiche (aesculus), und in Sumpfstellen, wie um Venetia, mit Weiden (Pl. XVII. 35, 22. Col. V. 6. Virg. G. II. 289).

Die Behandlung der Bäume, an die Reben gegattet werden, ist wesentlich gleich. Will man einen Baumweingarten anlegen, so ist nicht nöthig, die Fläche, wie in baumlosen Weingärten, in Felder abzutheilen. Die Baumreiser werden, vorausgesetzt, daß sie in einer Baumschule erzogen wurden, in einem Alter von 3 Jahren in schon 12 Monate offene nach jeder Seite hin 3 Fuß weite, auf geschlossenem Boden auch 3 Fuß tiefe Pflanzlöcher, wohlverschnitten und so gesetzt, daß in feuchter und nebliger Gegend die Zweige östlich und westlich gerichtet werden,

Ragerfeldt, Bilder aus der röm. Landwirthsch.

damit die künftigen Nebenbäume in der Mitte um so länger von der Sonne getroffen werden. Will man auf den Fassen Getreidebau treiben und die Heerden nach der Ernte weiden lassen (Virg. G. II. 303, III. 328), so setze man Eschen wie Ulmen in gerade Linie, auf fettem Boden 40', auf magerem, wo man nicht säet, 20' weit (Col. V. 6. Pall. III. 10); Florentinus (Geop. XIV. 1) giebt 15 Ellen an, und läßt diesen Raum mit Frucht-bäumen von weniger Wurzel, z. B. Granaten, Äpfeln, Quitten, auch Oelbäumen ausfüllen. Viele Weinbauern aber dulden auf den Zwischenfeldern, der saugenden Wurzeln wegen, gar keine Bäume, sondern bauen nur Getreide, Bohnen und andere Gewächse. Bei natürlicher Fettigkeit des Bodens, zumal nach Düngung, ist dies statthast, nie aber darf man hier oder auf andern nahen Plätzen Kohl (Varro I. 16), Rettig oder Rüchenkräuter dulden (Pl. XVII. 37, 10), denn zwischen Kohl und Weinstock herrscht eine Todfeindschaft (Pl. XXIV. 1); jener verschüchtert diesen. Eben so stirbt der Weinstock ab, wenn er bei *Exclamium* und *Origanum* steht (Pl. XX. 36); bei dem ihm eigenthümlichen garten Geruche zieht er sich von dem Rettig zurück, um dessen widerlicher Ausdünstung zu entgehen (Pl. XVII. 37, 10).

Sobald die Saugbäumchen ins Jugendalter treten, sind sie mit der Spitze zuzustutzen und in der Bauernsprache s. g. Stockwerke (*tabulata*), d. h. die hervorspringenden, 3' von einander in schräger Linie aufsteigenden, die Ranken tragenden Äste herzurichten. Fehlt es an dazu geeigneten Zweigen, schneide man 9' über der Erde die Spitze des Bäumchens aus, lasse es zwei Jahre frische Triebe machen, denen in solcher Höhe das Weidewieh nicht Schaden zufügen kann; sodann aber schneide man alle überflüssigen Zweige aus, denn 8 und auf magerem Boden 7 Fuß über der Erde darf kein rehentragender Baum einen Ast behalten. In solcher Erdhöhe wird sodann der Baum in 3 Theile getheilt; auf jeder der 3 Seiten behält er einzelne kleine Äste, welche das erste Stockwerk bilden; 3 Fuß höher, nur nicht in derselben Linie und so fort bis in die Spitze, höchstens 20 Fuß hoch, läßt man andere Äste zu demselben Zwecke, beobachtet aber bei der Laubscheerung die Vorpflicht, daß die Stumpfe der abgeschnittenen Sprossen weder zu lang noch auch zu kurz werden. In der Folge muß man die Nebbäume beständig unter dem Schutte halten, die Stämme umgraben und die Äste jedes zweite

Jahr entweder ausschneiden oder bekräftigen, damit nicht der nördliche Schatten den Früchten und Reben schadet. Sind Rebbaume alt und kopsfaul geworden, bohrt man in der Nähe eines Astes ein Loch bis auf das Mark, zum Abgehen des von oben eindringenden Wassers (Col. V. 6).

Jeden Rebbaum muß man umpflanzen und vermählen, ehe er alt geworden ist; in der Jugend erträgt er die Gattin, im Alter tödtet er sie. An Bäume kann man nur bewurzelte Rebsenken brauchen; sie werden etwa 1½' vom Stamme entfernt, in 2—3' breite und eben so tiefe Gruben gelegt, dürfen aber nie mit den Baumwurzeln in Berührung gebracht werden, weil sie sonst schwer ankommen oder durch das Wachsen des Baumes verstreuen. Die Gruben macht man im Herbst, damit Regen und Fröste auf Wilderung des Bodens einwirken. Gegen die Rebslingsgleiche legt man in jede 2 Senker, einen Fuß von einander, breitet die Wurzeln recht von einander, bringt gute Erde und dann Mist auf, tritt die Grubenerde fest, richtet die Saugrebe in die Höhe und umgiebt sie zum Schutze gegen das Wetdevieh mit Segeltes (caves). An jeden Baum kann der Weibaum gegen 10 Stöcke Wurzlänge setzen; wer weniger als drei einfügt, verdient Tadel (Pl. XVII. 35, 22). In warmen Gegenden setzt man sie auf die nördliche, in kalten auf die südliche, in gemäßigtem auf die östliche oder westliche Seite, damit sie nicht den ganzen Tag über Sonne oder Schatten auszuhalten haben. An den Stamm muß man sie anbinden oder durch Stäben bis an die Äste leiten (Col. V. 6).

An der äthiopischen Straße zieht man die Stöcke bloß an den Stämmen der arabischen Ulme; sie erreichen das Astlaub der Bäume nie. In andern Gegenden leitet man die Ranken von Zweig zu Zweig, so daß die Stämme von Ranken, die Zweige von Trauben bekleidet sind (Pl. XVII. 35, 25). In den gallischen Arbusen wählt man vorzüglich die Ulme und entkopselt sie in der Jugend gewöhnlich auf 15 Fuß; auf trockenem und hügeligen Boden sah ich die Stocwerke in einer Höhe von acht, auf ebenem und feuchten Boden von 12 Fuß. Gewöhnlich theilt man den Baum in 3 Zweige, die eine offene, ganz von Weiranken durchzogene Hohlkugel bilden; wenn man auch nur eine alte Rebe an den Stamm schlangenförmig bis in die Höhe leitet, verbreitet sie ihre Ranken gleich unter die Zweige. Solche

Hochkammern (rumpotinum, Lauben, Gälben) kommen vorzüglich jenseit des Padus vor. Soll zwischen den Gälbenanlagen (rumpotineta) Frucht gebaut werden, läßt man auf der einen Seite 40', auf der andern Seite 20' Raum zwischen den Bäumen; wo nicht, stehen sie nach jeder Seite hin 20' von einander (Col. V. 7. Pl. XIV. 3). An jeder Seite des Stoces werden im ersten Falle zwei, im letzten vier Ueberläufer (tradnoes), d. h. von einem Baume zum andern reichende Reben gelassen, die, wo sie einander begegnen, vereinigt und zusammen aufgebunden, sollten sie aber zu schwach sein, mit daran festgebundenen Gerten verstärkt werden. Sind sie zu kurz, werden sie vermittelst eines angebundenen Hakens zu einem noch leeren Baume geleitet. Auf diese Weise werden einzelne Stellen völlig abgesperrt, und man weiß, daß das Heer des Vitellius sich in solche durch Rankengeflechte ungangbare Weinpflanzungen flüchtete (Tacit. h. II. 25), die auch Dächer bilden dem Wanderer zum Schutz.

Die Rebe freut sich zwar mehr des milden als des kalten Himmels^{*)}, gedeiht aber auch unter diesem bei nur einiger Pflege (Pl. XIV. 2), obwohl sie minder viele Trauben und süßen Most liefert (Col. III. 1). Ueberall muß man die Sorten nach Beschaffenheit der Gegend wählen. Für kalte Lagen eignen sich besonders Solche, die harten Holzes sind, früh ausschlagen und vor Eintritt der Kälte reif werden (Pl. XIV. 2). Wir empfehlen für solche: den Biseter, der auch bei Frostwetter reif wird, den schwarzen Allobroger mit hartem und festem Holze und einer Blüthe, die durch trübe Luft nicht leidet; ferner den frühreifenden Bienenwein, der ebenfalls Reif und Nebel verträgt (Pl. XIV. 4, 3;

^{*)} Der Gürtel, den der Weinstock auf der Erde einnimmt, ist von einer nördlichen Polar- und einer südlichen Aequatorialgrenze, die im Allgemeinen zwischen dem 50. und 30. Grade gelegen sind, eingefaßt. Die Nordgrenze des Weinbaues beginnt oberhalb der Polarmündung (47½°), erhebt sich im Innern Frankreichs bis über Paris (50°), tritt bei Bonn an den Rhein (51°), steigt anwärts nach Mainz, zieht sich dann im Rheinthale nach Thüringen, Meissen, erreicht bei Gräfenberg den nördlichsten Punkt (52°); im Elbthale erstreckt sich das Reich der Rebe südlich nach Böhmen gegen Wien, nach Ungarn (48°), Siebenbürgen, Moldau, an der Nordküste des schwarzen Meeres im südlichen Rußland bis zum 47. und 48.°, bei Astrachan ans kaspiische Meer bis nach Korea, anderer Seite durch Italien über die pyrenäische Halbinsel hinaus. Die besten Reben fallen merkwürdiger Weise an die Polargrenze (Champagne, Rheingau, Lothar, Ritzga u.).

XVII. 2). Ist ein Landstrich öfterem Regen ausgesetzt, pflanze man die, welche anhaltenden Sonnenschein, Dürre und Hitze nicht gut ertragen, wie den Romentaner, der bei Trodnuß erkrankt (Pl. XIV. 4, 3, 4).

Der Weinstock duldet mäßige Lustzüge, unterliegt aber Stürmen. Wo diese stark vorkommen, passen fest und kräftig rankende Arten, wie der secuntische und der biturische Stock; die, welche, wie der kleine Bisfeter (Pl. XIV. 4, 3), sich durch kräftiges und breites Laubwerk decken, sind für Striche, wo es oft hagelt, gehörig.

Wilden, heltern und schaurigen Strichen mögen die zärtlichen und reichlich tragenden Sorten, besonders die, deren Traubenbeeren schnell abfallen (Col. III. 1), anvertraut werden.

Wo, wie auf den Inseln des ägäischen Meeres, zu dem erwünschten Klima günstige Bodenverhältnisse sich gesellen, entwickelt der Weinstock eine besondere Tragfülle; die Trauben bluten voll und süß. So gab es, wie Varro erzählt, zu Smyrna im Metroum (Tempel der Muttergöttin Cybele) einen Stock, der zwei Mal jährlich trug (Pl. XVI. 49); in der afrikanischen Stadt Takape hält man gewöhnlich zwei Mal Weinlese (Pl. XVIII. 51). Bei jeder Anlage sind daher beides, Boden und Klima, wohl zu berücksichtigen, demnachst die Eigenthümlichkeit mancher Sorten, die fast eigensinnig eine Gegend lieben; verpflanzt lassen sie in der vorigen ihre Güte zurück oder verlieren auf dem fremden Boden stets einen Theil derselben, oder nehmen andere, durch die Verhältnisse des neuen Bodens und Klimas bedingte Eigenschaften an. So ist's mit den allobrogischen und den trefflichen Trauben der taurontischen Berge (Pl. XIV. 2). In ihrer Heimath haben Jene einen Pechgeschmack und sind schön; in andern Gegenden verlaufen sie sich, wie die Falerner, bis zur Unkenntlichkeit, bleiben aber traghaft und ersetzen durch reiche Lese, was ihrer Güte abgeht (Pl. XIV. 4, 3). Die Regel ist sicher, daß es bei dem Weinbau auf Vaterland und Boden, nicht auf Traubenarten ankommt (Pl. XIV. 8). Ich werde wiederholt sagen, daß Boden und Bodenlage das Meiste zum Geschmack, zur Güte, zur Fülle des Weines und dessen besondern Eigenschaften beiträgt (Pl. XIV. 4, 6). Ihm verdanken die griechischen und überseeischen Weine ihre Vorzüge. Der Hausvater, der einen Weinberg anlegen will, fasse daher die Beschaffenheit seines Bodens zuerst in das Auge und wähle demnachst die demselben entsprechende Sorte (Cat. 6.

Varr. I. 9); sollte er durch die lokalen Verhältnisse verhindert sein, so für eine einzige ausschließlich zu entscheiden, so wähle er mehrere, wie sie in der Nähe gezogen werden (Col. III. 1).

Als äußeres günstiges Vorzeichen eines für die Rebe wohlgeigneten Bodens sehen Einige das Auftreten wüsthafender Pflanzen (Varr. I. 9), namentlich des *Farzenfrantes*, an (Pl. XVII. 2. Virg. G. II. 189). Dasselbe aber ist unzuverlässig; ich halte für besser, die Bodenarten selbst in Betracht zu nehmen. Auf Grund unserer Gewährsmänner, Kelsus und Gracianus, verlangen wir, daß Weinland (*terra vinealis*) nicht allzu bindig und nicht allzu lose sei. Ersteres nimmt das vom Himmel fallende Wasser nicht auf, verschließt der Luft den Zutritt, verstopft leicht, daß die Sonne bis an die Wurzeln durch die großen Risse dringen kann und schließt sich wieder so fest, daß Sprosslinge fast erstickt werden; Letzteres läßt den Regen durch, wie eine Seihe, und wird von Wind und Sonne gänzlich ausgetrocknet (Col. III. 1).

Schwerer Boden läßt sich durch Bearbeitung nicht leicht befeigen, leichter dagegen durch keine Behandlung unterstützen (Col. III. 12). Wenn Jener stark ins Geranke treibende und im Laubfülle gränende Sorten verlangt, eignet sich für den lockern, aufgeschlossenen Boden der Wein, der wenige Reben macht (Col. III. 1). Wohl aber sei das Erdreich mürbe und mild (Virg. G. II. 229), wie um Ebur (Hor. I. 18, 2. Varr. I. 9) und in Campanien (Sil. VI. 651), dessen schwarzer mürber Boden, die s. g. Pullerde (*terra pulla*), aus zersehtem Luff besteht; weil er sich weder zu naß, noch zu trocken hält, ist er zwar nicht ausschließlich, aber ganz vorzüglich für den Rebenbau geeignet (Col. III. 11, Pl. XVII. 3). Nichts geht über die Fruchtbarkeit desselben. Daher dort die herrlichen Rebhügel des Gaurns, Galernus, Massicus und vor Allen des Vesenus, des Rebenzüchters des Aetna (Flor. I. 16).

Die Rebe verlangt mäßig feuchtes Land, das weder unter der Oberfläche noch im Untergrunde Quellen ausstrudelt, aber doch den sich vertiefenden Wurzeln Feuchtigkeit gewährt. Pygginus glaubt daher, und ich stimme ihm bei (Col. III. 11), daß der Fuß der Berge, wie in Italien sehr häufig (Pl. XVII. 3), der die von den Höhen ablaufenden Feuchtigkeiten aufnimmt, in- gleichen die durch Auspülungen der Flüsse und durch Ueber-

Schwemmungen entstandenen Thäler ganz vorzüglich geeignet sind (Col. III. 1).

— ein Grund, der fett und froh ist süßer Befruchtung
Und, wo in Krüfter geküßt, das segenschwangere Blachfeld,
Wie wir's oft vom Gebirg' im gehöhlten Thale bewundernd
Ueberschaun; wo hinab von den Felsböh'n schmelzende Bäche
Glücklichen Schlamm mitführen — — — — —
Dieses beschattet dir einst großmächtige Reben, vom Bacchus
Feuergetriebe durchströmt; dies prangt mit geschwohenen Trauben.

Virg. G. II. 185.

Zu feucht darf sich aber der Boden nicht halten; weil hier die Stöcke bei warmer Luft mehr Saft anziehen, als sie bedürfen, werden sie gleichsam trunken und gehen daher in Fäulnis über (Col. III. 12), der Wein schmeckt matt und hält sich nicht (Col. arb. 3).

— — Salziges Land und was man bitteres achtet,
Jedem Gewächs unfreundlich!

Virg. G. II. 238.

Wie die Feldfrucht und der Obstbaum schaudert auch die Rebe vor Salzboden zurück (Pall. II. 13); er überzieht die Ranken mit kräftigem Roste und verdirbt den Geschmack des Weines (Col. III. 1).

Die Rebe hat zwar mehr Neigung zu trockenem, als zu wässrigem Boden, ist er aber allzutrocken, findet sie nicht die erforderliche Nahrung, sie wird kräftig, welk oder stirbt ab. Die an solchen Plätzen befindlichen Anlagen muß man, wie in Aegypten über dem Niveau der Nilüberschwemmung^{*)}, begießen oder, wie in Hispanien, bewässern (Pl. XVII. 40). Sie verträgt Bewässerung besser, als manche andere Bäume (Pl. XVII. 39), doch muß es mäßig geschehen, am besten in der Zeit des Aufganges des Hundsternes.

Bietet eine Localität nur feuchtes oder trocknes Land, so sei man in der Auswahl der Sorten strenger und nehme für Ersteres solche, die nicht sowohl große und zarte, als starkschallige und geschlossen stehende Beeren haben, für Letzteres solche von entgegengesetzter Beschaffenheit (Col. III. 1). Manche Arten, z. B. die Romentanschen, Fecenischen und Biturischen, kommen auf warmen und trockenem Lande nicht einmal so gut fort, als auf kaltem und feuchtem (Pl. XIV. 4, 3).

^{*)} Dies zeigen die Wandgemälde in den ägyptischen Grabgewölben. Vgl. Kulturgeschichte, S. 63.

Der für den Weinbau am besten geeignete Boden ist, wie Celsus sagt (Col. III. 1), weder mager, noch sehr fett, wohl aber dem üppigen nahe (Virg. G. II. 184). Der Landmann (Col. III. 12) giebt dafür als Grund an, daß für mageres Land, wie im pupinischen Gefilde (Varr. I. 9), nur sehr wenige Sorten, wie der helvenactische (Pl. XIV. 4, 5) und andere reichtragende Sorten (Varr. I. 9) geeignet sind, andere, wie der mehr holz- als traubenreiche Biseter, darin gar nicht fortkommen, nicht tragen und fast verhungern, da im Fettlande ihre Trauben abfallen oder faulig werden (Pl. XIV. 4, 3) und die Ranken zu sehr gellen, wenn man ihnen nicht, zur Entkräftung, viel Holz beläßt (Pl. XIV. 4, 5) oder die Wurzeln, zur Abfassung des überflüssigen Nahrungsaftes, beschneidet und dann mit Asche überstreut (Pl. XVII. 43). Für reiches Land eignen sich am besten die Arten mit zarten Ranken, von nicht großer Tragbarkeit (Col. III. 1).

Der ganz kalte Boden kammert die Wurzeln ein, daß sie erstarren (Col. III. 2) und erfrieren (Pl. XVII. 37. 1). Sehr heißes Erdreich versengt die Rebe (Col. III. 2); dagegen steht sie warmen, der Sommerseite ausgesetzten Boden (Col. IV. 22), wie man ihn an den südlichen Bänden des Höhenzuges bei Sinuessa und auf den sabinischen Hügeln (Pl. XIV. 4, 3) findet. Ebenen tragen gewöhnlich reichlicher, Hügel haltbaren und (Col. arb. 3) angenehmeren Wein. Dorthin nehme man Sorten, die Reife und Reif ohne Nachtheil (Pl. XIV. 4, 2), hierher solche, welche Trockenheit und Wind vertragen (Col. III. 1). Weingärten an Bergen und Hügeln (*vineae collinae*), sofern die Abhänge nicht steil (Col. III. 2) und nicht waldig sind, denn

— — — — — der Weingott

liebt die offenen Hügel — —

Virg. G. II. 112.

gelten als die besten; die Reben kommen aber schwer an. Felsenunterlage ist nicht nachtheilig. Bei Pucinum in Istrien, an der Straße von Aquileja nach Pola, stehen schöne Anlagen ganz auf Felslande (Pl. XIV. 8. XVII. 3).

Der Kiesel (*silex*), Freund der Rebe, hält die Feuchtigkeit an, läßt sie in der Zeit des aufgehenden Hundsternes nicht dürrsten und kühlt sie, doch nur mit Ackererde im angemessenen Verhältnisse bedeckt (Col. III. 11). Steiniges Land, Kieselacker und loser Grund (*soluta glarea*) wirken, bei dazwischen settem Bo-

den, günstig (Col. III. 11), aber nüchterner Grund (*jejuna glareosa*) des gebügeltsten Feldes

— — — — — gewährt kaum

Rosmarin, den Bienen zur Kost und niedrigen Zelland.

Virg. G. II. 212.

Gleich diesen Bodenarten ist nackter Töpferthon (*creta s. argilla*), nicht aber der scharfzellige Löss- und Karfunkelboden, zu verschmähen; sobald dieser nur aufgebrochen und den Einwirkungen der Hitze, Kälte und Luft ausgesetzt ist, löset er sich auf, kühlet die Wurzeln im Sommer und hält die zum Gedeihen der Schnittreiser erforderliche Feuchtigkeit zurück (Col. III. 11. Pall. II. 13). Sandiger Löss ist minder gut (Col. III. 12).

Der Karfunkelboden soll, wie man glaubt, durch Einpflanzung schlechter, magerer Weinstöcke verbessert werden (Pl. XVII. 3), Erfahrene rathen, ihm Dünger zu geben, weil sonst die Stöcke abmagern (Col. III. 11. Pall. II. 13).

In nüchternem Sande (*jejunus sabulo*) verdorren die Stöcke. Weißen Sand verwerfen (Varr. I. 9), schwarzen und röthlichen dagegen, sofern er mit kräftiger (Pall. II. 13) humusreicher Erde vermischt ist, oder auf Löss oder Thon steht und süße Feuchtigkeit unter sich hat (Col. de arb. 3), loben die Väter (Col. III. 11). Ohne natürliche Beimischung von Humus taugt der Eine und der Andere auch nicht zu Oelbäumen (Col. V. 8). Umsonst hat man im ticinischen Gebiete künstliche Vermischungen schwarzen und rothen Sandes mit fetter Erde versucht (Pl. XVII. 3). Eben so vergeblich dürfte sein (Pl. XVII. 5), allzulockern Sand durch Thon und Thon durch Sand verbessern zu wollen (Pall. X. 1).

Reine Kreide (*ipsa creta*) und Töpferthon ist insofern ungünstig, als sich in den darin oft befindlichen Klüften Schlangen aufzuhalten pflegen (Virg. G. II. 215), welche die Arbeiter beschädigen (Lucian. *φιλοπευδ.* 11), sonst aber ist Kreideboden (*cretosa humus*) sehr zuträglich (Col. III. 11); im Gebiete von Alba Pompeja (j. Alba) im claudianischen Gallien zieht man ihn, wie auch Thonboden, ungeachtet beide wegen ihrer fettigen Natur dem Rebstocke nicht diensam sein sollen, allen andern Böden vor (Pl. XVII. 3).

Die vielgepriesene Röthelerde (*terra rubrica*) scheint nicht die beste zu sein, denn sie läßt, wie Julius Atticus sagt, wegen ihrer Bindigkeit die Wurzeln nicht gut eindringen und stellt der

Bearbeitung mancherlei Schwierigkeiten entgegen (Pl. XVII. 8); naß ist sie zu febrig, trocken zu hart, als daß sie gegraben werden könnte (Col. III. 6). Cato (6) bestimmte für bindigen Boden die großen aminäischen, apicischen und lucanischen Sorten.

Für den Weinbau ist es gut, daß die genannten Bodenarten fast nirgends rein, sondern immer unter einander gemischt vorkommen. Die Natur hat es so gewollt, ihre Mischungen und Feuchtigkeitsgrade aber nicht genau gemacht und nicht mit der Waage abgewogen. Bald herrscht Trockenheit, bald Feuchtigkeit, bald Lockerheit, bald Bindigkeit oder Warm- oder Kaltgründigkeit vor (Col. III. 11).

Was den Culturzustand des Landes betrifft, so ist für eine Anlage die dem Rebennau zumest entsprechende Stelle einer Flur auszusuchen und die altgültige Regel (*antiquissimum*) zu beobachten, daß frische Anlagen besser auf rohem Lande (*rudis ager*) als dort gedeihen, wo Getreide, Baumweingärten oder Weingärten gestanden haben (Pall. II. 13). Altes Weinland ist mit vielem Wurzelwerk verstrickt, und auch mit dem Gifte der Weinsurzeln erfüllt, wodurch selbst auf sonst tragbarem Boden der Wuchs junger Pflänzlinge (*semen novellum*) abgestumpft wird. Geht es nicht anders, muß man durch mehrjährige Pflanzungen und fortgesetzte Benutzung desselben zu Ackerland auf Vertilgung des Wurzelwerkes und Giftstoffes wirken. Auf Lande, wo Wald, Gebüsch oder Bäume standen, gedeihen Weinanlagen recht gut, wenn es zuvor vom Wurzelwerke wohl gereinigt, mit dem Karste tüchtig durchgearbeitet und Unkraut und sonstiges Gestrüpp in aufgeschichteten Haufen zur Gährung und Fäule gelangt ist. Die Rodung ist nicht so ganz schwer, weil alle selbstausschießenden Gewächse ihre Wurzeln weniger in die Tiefe als in die Oberfläche senden, die Rodung aber geschieht am besten erst einige Zeit später, damit man den lustig ausschließenden Wurzeltrieben, namentlich der wilden Birnen, Schlehen (*prunus*) und Brombeeren, welche den Weinstöcken schaden, desto gründlicher beikommen möge (Col. III. 11). Die Stämme niedergeschlagener Bäume dürfen durchaus nicht liegen bleiben, weil sie die Weinbergsarbeiter behindern, den Wurzeln der Pflänzlinge den recht weichen Mutterbusen der Erde (*sinus nutricius*) verhärten, das Wasser des Himmels ihnen ableiten oder die Ausbreitung ihrer Wurzeln erschweren (Col. III. 13. Pall. II. 13).

In Ermangelung rohen oder gerodeten Feldes nehme man einen dünnstehenden Wein- oder nicht vermählten Obbaumgarten und bearbeite ihn nach denselben Regeln, wie Wald- oder Baumland, das gesammte aufgegrabene Gewurzel aber verbrenne man in aufgestellten Haufen, bringe dann alten Mist auf und breite die Asche und die durch das ausgerodete Unkraut zur Fäulung gebrachte Erde noch über, zur Vertilgung des in dem Lande verflochten Giftes.

Nach welcher Himmelsgegend Weingärten mit oder ohne Mauer zu bauen sollen, ist eine alte, oft verhandelte (Pall. II. 12. I. B. Geop. V. 4) und schwer zu entscheidende Frage (Pl. XVII. 2, 23). Celsus gab der östlichen Lage den Vorzug; demnachst ließ er die mittägliche, zuletzt die westliche folgen. Columella hielt die südliche Richtung für die beste (Col. III. 12); Virgil verlangt, wie die Reben (Pl. XVII. 2), ein Weinbergfeld,

— — — — — das erhoben am Südwind.

Virg. G. II. 187.

Für kältere Gegenden und edle Sorten eignet sich die Südlage am besten, für Afrika aber, in der südlichen Zone, würde diese Richtung überflüssig und den Arbeitern ungesund sein. Dort gehören die Reben gegen Westen oder Norden (Pl. XVII. 2); so sind sie gegen die zündende Spitze des Südwindes, den nicht einmal alle Sorten ertragen (Col. III. 21), geschützt (Pl. XVIII. 76). Der Südwind (notus) ist in Italien feucht und heiß, und sein Gluthhauch schadet (Stat. sylv. V. 1, 146) ganzen Anlagen, zumelst verwundeten Stößen, er besitzt aber eine die Rebe veredelnde Kraft, die besonders den Biturigern zusagt (Pl. XIV. 4, 4). Diesseit der Alpen sind die meisten Weingärten nordwärts orientirt (Pl. XVII. 2). Demetrius und Mago rühmen diese Richtung wegen hier zu erzielender höherer Erträge, geben aber zu, daß andere Lagen bessere Weine liefern (Col. III. 12). Auch in Griechenland, Afrika, Aegypten, Cyrene, Numidien, Hispanien und in den Gegenden Italiens, die am Meere liegen (Pl. XVIII. 76, 77), stellt man die Reben dem Boreas entgegen (Col. III. 12) und schreibt ihm eine dieselben befruchtende Kraft bei. In milden Strichen wendet man die Pflanzungen gegen Osten oder Südosten, damit sie von dem trockenen und warmen Volturus bestrichen werden (Pl. XVIII. 77). Ostwärts müssen wenigstens die Sorten gepflanzt werden,

welche den Thau nicht vertragen, damit ihn die Sonne bald wieder wegnehme (Pl. XIII. 2). — Von der Bestlage mahnt Virgil ab:

Nicht zur kahlenden Sonne sei dir abhängig der Weinberg.

Virg. G. II. 287.

Sie dürfte nur ausnahmsweise (Pall. I. 6) und für solche Sorten zu gestatten sein, die den Thau lieben, damit sie ihn länger genießen (Pl. XVII. 2). Demokrit glaubt, daß bei nordöstlicher Lage die Trauben den besten Geschmack erhalten. Es läßt sich aber darüber keine allgemein gültige Regel aufstellen. Es kommt auf die Rebensorte, die Güte des Bodens, die individuelle Beschaffenheit der Gegend und die in derselben herrschenden Witterungsverhältnisse an (Pl. XVII. 2). So ist in Apulien der herrschende Wind der Atabulus, der, wenn er in den kürzesten Tagen sich erhebt, die Bäume an den Flüssen und in den Thälern, besonders die Weinstöcke tödtet. (Pl. XVII. 37, 8. Hor. S. I. 5, 78). Den Süd- und Südwestwind in den baltischen Küstländern halten Viele für so schädlich, daß sie die Stöcke lieber vom Nord- oder Westwinde bestreichen lassen (Pl. XVII. 37, 8).

Den Weinstock unterhält der Landmann in der Absicht, die Trauben zu Markte zu bringen, oder frisch oder eingelegt zu verspeisen (ad escam), oder Wein zu pressen (ad effusionem). Bei der Anlegung von Gärten hat er daher, je nach der Localität, diese verschiedenen Zwecke ins Auge zu fassen und die dazu geeigneten Sorten zu wählen (Col. III. 3).

Der Anbau von Tafeltrauben (uvae escariae) bringt nur in der Nähe großer Städte Nutzen, wo man sie, ohne sie einzulegen (fructus inconditus), leicht auf den Markt bringen kann (Col. II. 2). Hier ist es gerathen, zumeist auf solche Sorten zu halten, welche, wie die purpurrothen und schwarzen (Varr. I. 54), recht früh (praecoques) reifen *), sich, wie die von Augustus ge-

*) Der frühreife Stock (vitis praecox) Columellas soll der burgundische Mourillon (schwarzer Burgunder, Auvornas noir) sein. Es ist gewiß, daß die röm. Soldaten unter Augustus, welche ihr Lager in dem jetzigen Beaune, Nuits und Dijon hatten, hier die ersten Weinstöcke pflanzten. Diese Cultur glaubte Domitian durch ein Edict verbieten zu müssen. Aurellian, der zweite Gründer von Dijon und Beaune, begünstigte sie wieder; dem Kaiser Probus verdankt die Cote-d'Oro das edle Gewächs, das den Reichtum dieser Provinz ausmacht.

lieben Durachner (Suet. Aug. 77) lange halten, große und schön aussehende Trauben mit dichten, nicht wässerigen Beeren bilden, z. B. die lybischen, ceraunischen, die Brust- und Fingertrauben (*humasti dactylique*), angenehmen Geschmacks sind, wie die Albaner (Pl. XIV. 8, 3) Kranzlinge (*stephanitae*), Zweifüßler (*unciariae*), Dreifüßler (*tripedaneae*), Quittentrauben (*cydonitae*), vor allem aber die Rhodier, und sich wie die Markttrauben (*venuculae*) und die in dieser Eigenthümlichkeit erst neuerlich erkannten Rumisaner, in Töpfen eingemacht (*uvae ollares*), lange halten (Col. III. 2. Pall. III. 9).

Beabsichtigt man Beingewinnung (*vino consulere*), so tangen Sorten, welche fleißig tragen, stark ins Holz gehen, nicht zu früh treiben, bald abblühen, nicht zu spät reifen, gegen Reif, Rebel und Rost Stand halten, bei Regenwetter nicht faulen, bei Frost nicht verwelken (Col. III. 2), von zarter Schale und gutem Geschmacke (Pall. III. 9). Die fleißigen Sorten bringen am meisten ein, die stark treibenden verbleiben am besten im Stande. Statthaft sind auch mäßig fruchtbare Sorten für Localitäten, in welchen ein kostbarer und edler Saft fließt. Ist er erdig (*sordidus*) oder unangenehm, muß man die ergiebigsten Sorten, in Hispanien die laletanischen (Pl. XIV. 8) pflanzen und durch Vervielfältigung des Ertrages das Einkommen erhöhen (Col. III. 2).

Es ist Sache des klugen Weingärtners, vorzugsweise diejenige Sorte in der größten Vermehrung und Cultur zu halten, welche sich in der treffenden Lage und Bodenart am meisten bewährt hat. Dies schließt jedoch nicht aus, daneben noch andere Sorten zu haben; ich empfehle dieses vielmehr zur Sicherung der Ernten bei den großen Widerwärtigkeiten, denen die Rebe im Allgemeinen, eine Sorte aber stets mehr als die andere ausgesetzt ist. Ich will hier nur anführen, daß anhaltende Thau bei dem Aufgange des Siebengestirns die Räude (Pl. XVII. 37, 6), Hitze in der Blüthezeit den Beerenabfall (*roratio*), in der Reifzeit aber Verhärtung der noch nicht ausgewachsenen Beeren und Erkrankung der Stöcke nach sich hat. Südwind in der Zeit der Blüthe, d. h. der Empfängniß, macht, daß die Blüthen abfallen; Regen in der Sonnenwende ist sehr schädlich (Pl. XVII. 2). Die frühtreibenden Sorten sind vorzüglich der Carbunculation (*carbunculatio*) ausgesetzt, wo dann die durch

die Frühlingswärme gereizten, jätten, welchert, aber im Vogtthum aufzubrechen stehenden Augen, manchmal auch die Blüthen zerstört werden (Pl. XVII. 2). Die Stöcke erkrankten, wenn die Knospen nach der Schneldelung erfrieren (Pl. XVII. 2). Bei trockener Hitze zur Zeit des aufgehenden Hundsternes tritt die Sideration d. h. der durch die Beschaffenheit der Oberhaut verursachte Zustand des Absterbens der Stöcke oder des Verhärtens der Boeren ein (Pl. XVII. 37, 4, 6). — Die Gelenkkrankheit (*articulatio*) entsteht, wenn die Ranten vom den Stürmen abgerissen oder die Schnitte bei der Schneldelung in horizontaler Linie gemacht oder sonst den Stöcken Beschädigungen von Leuten zugefügt werden, die sie nicht zu behandeln verstehen (Pl. XVII. 37, 6). — Dem Wurme ist die Rebe so gut, wie jeder Baum ausgesetzt.

In diesen Widerwärtigkeiten kommt noch, daß manche Stöcke absterben, wenn ihre Tragkraft unter der Gansst des Wetters auf einmal zu stark angereizt wird (Pl. XVI. 50), daß wiederholte gute Jahre die Lebenskraft vor der Zeit erschöpfen (Pl. XVII. 2), daß die schon ausgebildeten Trauben vom Gespinne (*aranetum*), wie von einem Gewebe, umwickelt werden (Pl. XVII. 37, 7). Auch wenn die Winzer stumpfe Messer führen, oder die Augen abstreifen, oder beim Umgraben oder Pflügen die Wurzeln verletzen oder erschüttern, oder die Schale des Stammes schrunden, erkranken viele; auf Wundstellen wirkt ungünstige Bitterung jedesmal schädlich (Pl. XVII. 37, 6).

Der Weinstock ist diesen und noch vielen andern Unfällen, was jedes Jahr, aber jedes Jahr und jede Sorte in ungleichem Verhältnisse, ausgesetzt. Der Winzer, der mehr als eine Sorte hält, geht sicherer, giebt seinem Einkommen größere Gewähr und vermindert, so viel er kann, den bei nur einer Sorte leicht möglichen, mehrjährigen Ernteausfall. Dagegen warne ich vor der Kultur vieler Sorten; überall sollte man auf die am stärksten halten, welche sich für eine Gegend erfahrungsmäßig besonders eignen. Für nicht zu große Pflanzungen halte ich 4—5 Sorten, wären sie auch zweiten, dritten oder vierten Ranges; ausreichend (Col. III. 20).

Die Forderung, jede Sorte für sich, auf besondere, durch Gänge und Hauptwege geschiedene Felder (*horti*) zu bringen, ist von nicht geringer praktischer Wichtigkeit, aber auch von solcher

Schwierigkeit, daß es mir nicht einmal gelungen ist, sie im Kreise meiner Freunde, so völlig einverständlich sie mit mir waren, durchzuführen. Die größte Sorgfalt bei Auswahl der Pflanzlinge, Unterscheidungsgabe und eine bei der Schwäche der menschlichen Natur schwer zu erlangende Selbstständigkeit, die sich durch die Schönheit des einen oder des andern der Geplante zu dessen Annahme nicht verleiten läßt, sind Vorbedingungen zu diesem von mir angelegentlich angerathenen Verfahren (Col. III. 21). Ein unter strenger Sortirung der verschiedenen Rebenarten angeplanter Weingarten erregt das Wohlgefallen jedes mit diesem landwirthschaftlichen Betriebszweige (*agricolatio*) wohlbekannten Mannes; Jeder, auch der Nichtkennner, muß wenigstens die Güte der Natur bewundern, wenn er beim Eintritte in ein wohlangelegtes Feld, hier die köstliche Frucht der Vituriger, dort der ihnen gleichen Elblinge oder Ristentrauben oder Spionier oder Königs-
trauben erblickt, in denen die holde Erdmutter im Wechsel der Jahre, als wollte sie nicht aufhören zu zugen, ihre von Rost volle Brust den Sterblichen darfenket. Durch diese, unter Abers Günst mit weißen, gelblichen, purpurnen und röthlichen Trauben reich besaugenen Reben schimmert das Licht des Herbstgottes durch. Des Hausvater beschäftigt das Eigenthum, welches seinen Blicken freundlich sich darstellt, viel lieber und der Weingarten bringt um so vollere Frucht, je öfter sein Herrenange Aufferung hält. Untereinanderstellung verschiedener Sorten bringt mancherlei Unbequemlichkeit, Nachtheil und Schaden. Die Rebe verträgt sich so wenig, wie Rost oder Wein oder eingelegte Trauben (Col. XII. 45) in gemischter Gesellschaft, auch nicht einmal ganz gut derer, die gleichzeitig reif und gelesen werden. Nicht jede Sorte fügt sich derselben Behandlung und Stellung; die eine gedeiht minder gut in warmer, die andere nicht in kalter Lage; manche wollen südlich, manche östlich, manche nördlich stehen; jene reift früh, diese spät. Werden so verschiedene Rebgungen gleich bei der Anlage berücksichtigt, verbessert und verwohlfeltet sich die Rebe. Spät- und Frühtrauben blühen und reifen nie zu gleicher Zeit. Kommt der Herbst, muß man bei gemischten Anpflanzungen (*consemales vineae*) diese wie jene abnehmen (*elevare*) oder an jeden Stoß einen besondern Aufseher (*antistes*) stellen. Im ersteren Falle glebt man sich der blinden Willkür der Winzer hin (*aleam vindemiatorum subire*) und erhält dennoch durch

die halbreifen Trauben übel schmeckenden Most und sauren Wein, der nie das Alter verträgt und darum so schnell als möglich, gleich nach der Ernte, selbst bei Aussicht auf höhere Preise im nächsten Jahre, verkauft werden muß; im zweiten Falle vertheuert sich die Lese durch die nothwendige Aufsicht; der Hausvater verkert, wenn er die Reife der Spätlinge (serotini) abwarten will, einen guten Theil der Frühreifen durch die Verheerungen der Menschen, Vierfüßler (Varro I. 8), Vögel, Winde und Regengüsse, oder er vertheuert die Ernte durch die Unkosten für Wache gegen feindselige Thiere, „sonderlich Füchse, die den Weinberg verderben“ (Hohelied II. 15). Bei Sonderstellung beginnt die Lese angemessen mit den frühreifen Sorten, die später gezeitigten können ohne Verlust hängen bleiben; man braucht sich dabei nicht zu übereilen und die Arbeiter nicht um jeden Preis zu dingen; alle Geschäfte vertheilen sich besser, die gesonderten Trauben geben einen viel wohlschmeckenderen Wein, der sich fünfzehn und mehr Jahre hält und mit dem Alter an Güte und Handelswerth gewinnt. Unvermishtes Traubenblut, das auf dem Lager seiner Veredlung entgegen geht, ist für Weinbauern nicht hoch genug anzuschlagen (Col. III. 21).

Läßt sich Sonderpflanzung nicht ins Werk setzen, so mische man wenigstens nur Sorten gleichen Geschmacks und gleicher Reifzeit untereinander (Pl. XVII. 35, 16. Col. III. 21).

III. Die Traubenarten.

Demokritus ist der Einzige, der glaubt, die Traubenarten zählen zu können und eine vollständige Kenntniß aller griechischen zu haben (Pl. XIV. 4). Der Arten sind aber unzählige. Mit Recht sagt Virgil:

— wie viel der Gattungen sein, und wie mancherlei Namen,
Fehlt die Zahl; auch frommt es ja nicht in Zahl sie zu fassen.
Wer sie zu lernen verlangt, der verlangt auch der lybischen Ebne
Sandgewühl zu erforschen, wie viel im Weste gewälzt wird;
Oder, führt in die Segel die Wuth des gewaltigen Eurus,
Alles Gewog' um den Strand der ionischen Wasser zu mustern.

Virg. G. II. 103.

Theophrast (IV. 12) sagt, es gäbe ihrer so viele, als Combinationen zwischen Klima und Erdreich möglich wären. Die fragmentarischen Bemerkungen in Galens Schriften lassen uns den Verlust des Werkes dieses gelehrten Arztes über die Weine um so mehr bedauern, als er so viele Gelegenheit hatte, sich über diesen Gegenstand zu unterrichten und bemüht war, jeden die Naturkunde betreffenden Gegenstand seinen Untersuchungen zu unterziehen. Zwei uns durch den Fleiß des Oribasius und Athenäus gegebene, wahrscheinlich dem gedachten Werke angehörige Bruchstücke liefern interessante Bemerkungen über die Classification und die Kennzeichen der vorzüglichsten Weine Griechenlands und Italiens. Athenäus führt beinahe 50 griechische, asiatische und ägyptische Sorten mit Namen an; es gab deren aber wahrscheinlich noch mehr. Wir in Italien sind seit Cato und Virgil in dieser für das gemeine Leben nützlichen Angelegenheit weiter gekommen (Pl. XIV. 5). Columella (III. 2, 40) kennt außer den von ihm angeführten so viele Nebsorten, daß er sich außer Stande sah, Namen und Zahl anzugeben; dies ist auch nicht wohl möglich, weil ganze Gegenden, beinahe alle Landstriche, eigenthümliche Gattungen haben, die landesüblich benannt werden (Col. III. 2).

Die Alten benannten ihre Weine meist nach dem Orte oder auch nach den Trauben, aus denen man sie bereitete. Da aber die Reben mit dem Vaterlande oft ihren Namen, oder mit dem Boden (Pl. XIV. 11), mit der Behandlung, Mischung und Pfropfung ihre Qualität (Pl. XIV. 4, 7) bis zur Unkenntlichkeit verändern, so muß fort und fort nicht bloß in Italien, sondern auf dem weiten Erdkreise (Col. III. 2) eine die Aufzählung unmöglich machende Verschiedenheit der Sorten entstehen (Pl. XIV. 13). Die Natur scheint auch ihre Gaben nicht namentlich aufgezählt haben zu wollen und hat darum nicht bloß die Stöcke durch Rankenwuchs und Blattform, sondern auch die Trauben durch Größe, Geschmack, Reifzeit, Beschaffenheit der Beeren, Kerne und Hülsen unterschieden. Schwarz und Licht sind die Hauptfarben (Pl. XIV. 3), aber wie mannichfaltig sind die Färbungen? — Hier leuchten sie wie Purpur, dort feuern sie wie Rosen, dort strahlen sie im Goldglanz (Tibull. II. 1, 45. Ovid. M. XIII. 113), dort sind sie glänzend grün (Pl. XVI. 3). Die Farben ändern sich selbst und es ist ein schreckliches Zeichen, wenn aus weißen

Trauben schwarze werden (Pl. XVII. 38). Der Wein der schwarzen ist nie recht süß, die weißen sind süßlicher, weil sie vermittlest ihrer Durchsichtigkeit die Luft leichter aufnehmen (Pl. XXIII. 6), sie kommen aber nicht so häufig in Anbau, als die schwarzen und purpurrothen (Pl. XV. 3). Welch ein Unterschied ist ferner zwischen den dunkelgefärbten? Es giebt Trauben, die ganz schwarz, ja schwärzer als schwarz (*nigrior nigro*) sind, und wieder solche, die zwischen Purpurroth und Schwarz das Mittel halten. Einige haben harte, andere zarte, manche sehr große Beeren; bei einigen findet sich nur ein einziger kleiner Kern, bei andern, und zwar bei denen, die den wenigsten Kost geben, ein doppelter (Pl. XV. 29); einige haben eine starke, andere eine schwache Schale. Dazu kommt die Mannichfaltigkeit der Behandlung. Hier zieht man sie an den Straßen, dort an den Bergen, hier auf ebenen, trocknen, nassen Feldern, dort, namentlich in Italien (Pl. XVII. 85, 22), winden sie sich schlängelförmig an Pappeln, Ulmen, Fichten und Weiden in die Höhe, während sie, wie in Lesbos, so niedrig wachsen, daß ein Kind, das die Hände eben aus den Bindeln befreit hat, Trauben abreißen kann (*Longus* II. 1). Einige stehen struppig an Pfählen; anderwärts kriechen sie aus Kangel an Bepfählung (*pedamentum*) oder Geländung (*jugatio*), wie Ephen, dreist auf der Erde fort (*Virg. G. II. 358*); die Trauben, durch den Erdsaft gespeist, erreichen und übersteigen die Größe eines Kindes (Pl. XIV. 3). Noch stärker ist der Unterschied der Weine. Man nennt sie nicht bloß nach Vaterland und nach Trauben, sondern auch nach Bereitungsweisen, Weinbergen, Stöcken, Jahrgängen (*consulare*, *Mart. VII. 78*), oder nach ihrer Blume (*συνπίας*) oder nach dem Gebrauche, den man von ihnen machen will (*vinum honorarium*, *γεγρατός οἶνος*). Haben sie, etwa durch ungeeignete Behandlung oder lange Aufbewahrung, an Geschmack und Blume eingebüßt, hilft man mit Kost oder auf andere, den Namen verändernde Weise nach (*vinum recentatum*). Dies und Anderes hat so viele Benennungen hervorgerufen, daß es nicht möglich ist (*Pall. III. 9. Macrobian. Sat. II. 16*), ein sicheres Verzeichniß der Rebsorten und Weine aufzustellen.

Nach meiner Berechnung giebt es auf der ganzen Erde etwa achtzig edle Sorten, die im eigentlichen Sinne Weine heißen können. Zwei Dritttheile davon besitzt Italien, was einen Begriff davon geben mag, wie sehr dieses Land andere Länder übertrifft (Pl.

XIV. 13). Aber noch weit mehr sind ihrer bekannt; zu meiner Zeit werden 41 asiatische und griechische, 51 italische und sicillische und 8 europäische Weine aufgeführt. Die Zahl der Sorten beläuft sich weit höher, wohl gegen 190, und auf das Doppelte, wenn man die Spielarten einzählt (Pl. XIV. 29). Ich werde nicht alle Traubensorten, sondern nur die vornehmsten, die wir bauen, nach Klassen, Andere nach Standort und Eigenschaft, Einige mit bloßem Namen anführen.

Ich verspreche mir durch Aufstellung dieser Varietäten keinesweges allgemeinen Beifall, denn auch in Bezug auf die Weine ändert sich der Geschmack im Laufe der Zeit; es scheint Grundsatz zu sein, daß Jeder den am höchsten stellt, der ihm am meisten schmeckt (Pl. XXIII. 20). Es mag darum auch Jeder bestimmen, welcher der beste ist (Pl. XIV. 8, 1). Ich will nur der Denkungsart eines ernstern Römers gemäß, als Freund freier Künste, als Mann, der den Wein und Weinbau als Beförderungsmittel menschlichen Wohles ansieht und fast alles dazu Gehörige und darüber Geschriebene gelesen hat (Pl. XXIII. 19), Ordnungen bestimmen und Jedem überlassen, ob er sich der genannten Arten bedienen will. Daran knüpfe ich den Rath, daß man nicht an die Namen sich hänge. Wer einen Weinberg anlegt, sagt Celsus und vor ihm Cato, wähle stets eine berühmte Sorte und behalte keine, die sich erfahrungsmäßig nicht bewährt. Gestattet die Gegend edle Sorten, so suche man sie auf, wo nicht, sehe man auf solche, die viel tragen und den geringern Werth ihres Weines durch die Masse ausgleichen (Col. III. 2).

I. Klasse (tribus).

Die erste Klasse umfaßt die Weine, welche Reichthum des Ertrages mit Feinheit des Auslaufes vereinigen (Col. III. 2 ext.). Hierzu gehört:

1. Der Aminer*) (aminea vitis, s. aminaea), nach Erweis alter Weingärten und Sagen einer von denen, die in Italien

*) Einige meinen, der Aminer sei unser Traminer. Der Gang, den derselbe aus Tyrol von Tramina, einem Dorfe an der Etzsch, nach Deutschland genommen, sein Feuer, seine Haltbarkeit, Lieblichkeit und geringe Erträglichkeit macht dies nicht gerade unwahrscheinlich, doch meint man, daß der Aminer, wie ihn die Alten beschreiben, eine Befruchtung aus der italischen Sonne in

am frühesten angepflanzt wurden (Col. III. 9), hat rothes Rebholz, liebt Warmgründigkeit, kommt aber in jeder Lage, mit Ausnahme sehr kalter Klimate, fort; die Traube liefert einen Wein, der zwar herbe, aber dauerhaft ist, durch das Alter gewinnt (Pl. XIV. 4, 1) und durch Lieblichkeit und Kraft Alle aussticht (Col. III. 2, 7. Pallad. III. 9). Ja,

— — Aminäische Reben verleihen hochalternden Kraftwein!

Virg. G. II. 97.

In den Digesten wird er zu den süßen Weinen gezählt; aus seinen Trauben wird *Omphactum* bereitet (Pl. XII. 60). Er vermehrt sich durch Absenkung sehr gut, läßt sich auch pflropfen. Seine starke Vermehrungsfähigkeit machte mir möglich, auf dem ceretanischen Gefilde, von einem einzigen frühreifenden Stöcke 2 Jüger Weingärten zu besetzen (Col. III. 9). Weil er warmen Boden liebt, wandern die Sößlinge lieber aus einer kalten in eine warme, als aus einer warmen in eine kalte Lage (Col. III. 9); in magerem Erdreich schlägt er ohne öfters gegebene Düngung zurück. Er wird spät tragbar (Col. III. 9). Die Meinung der Weinbauern, daß er an einer ihm natürlichen Untragbarkeit leide, halte ich für unbegründet (Col. III. 7). Varro, der diesen Wein den scantianischen nennt (Pl. XIV. 5), und Cato versichern, daß den alten Weingartnern, die hauptsächlich den Aminer kannten, jedes Joch 600 Urnen ertragen habe. Ich selbst hatte vor vielen Jahren im Gebiete von Ardea und Carseoli in Samnten und von Alba einige wenige aminische Stöcke; sie erwiesen sich so fruchtbar, daß jeder einzelne Jochstock drei, an Laubwänden (*pergulae*) zehn Urnen Wein brachte (Col. III. 7).

Es giebt zwei Arten: (Col. III. 2. Florent. Geop. V. 17.)

a) Der große Aminer (*aminaeum majus*), verlangt schweres, sehr fettes Land; auf mittlerem Boden gedeiht er nicht wohl, auf magerem fast gar nicht (Col. III. 2), doch kommt er in nebligen Gegenden gut fort (Cato 6); weil die Blüthe öfter am Joch als am Baume leidet, eignet er sich nicht für baumlose Weingärten, auch nicht wohl für Baumweingärten. Er macht wenige Knoten, zeichnet sich aber durch Fülle der Blätter und Ranken,

unser Klima nicht vertragen haben würde. Schnepper, der Weinbau der Römer, S. 4. Andere (Schäbler und Martens, Flora von Württemberg. S. 163) glauben in dem Gutedel ihn wieder zu finden.

durch Größe der Beeren und Trauben aus, die sich, aufgehangen oder bei einem Schmidt geräuchert (Pl. XIV. 5), oder eingemacht (Col. XII. 43), aufbewahren lassen.

b) Der kleine (*a. minusculum*) oder der ächte (*germanum*) Aminer, ist tragreicher, blüht schneller und besser ab, macht bescheidnere Ansprüche an den Boden, hält Sturm und Wind tapferer aus, setzt gut an, hat kleinere Beeren (Pl. XIV. 4, 1) und liefert höhern Ertrag, aber nicht so wohlschmeckenden Wein als der vorige (Col. III. 2). Er paßt für den Baum und das Joch (Cat. 7), doch will er sonnige Stellung (Cat. 6).

Zu der Gattung der Aminer gehören auch die Zwillingstreben (*gemellae*), so genannt, weil sie stets Doppeltrauben setzen. Ihr Wein ist herbe, aber sehr kräftig (Pl. XIV. 4, 1) und wie der Aminer haltbar (Col. III. 2). Es giebt deren 2 Sorten:

a) Der kleine Zwilling (*minor gemina*). Diese allbekannte Rebe bekleidet die hochberühmten vesuvischen und surrentinischen Hügel und den Fuß des Cassikerberges; Holz und Frucht trägt sie sehr gut am Joch und bringt einen Wein, der dem kleinen Aminer nahe kommt. In dem übrigen Italien ist sie für Weingärten und das Weinjoch weniger geeignet, als für Baumweinpflanzung. Ihr Leben verschönt sich bei dem sommerlichen Wehen des Westwindes, wird aber von dem Südwinde niedergedrückt (Col. III. 2); jeden andern Wind kann sie ertragen.

β) Der große Zwilling (*major gemina*), dem Vorigen nicht unähnlich, beansprucht fetteres Land, während jener auf Mittelhoden noch fruchtbar bleibt (Col. III. 2).

Der aminische Wollwein (*a. lanata*) führt diesen Namen nicht, als ob er unter den Aminern allein, sondern weil er vorzugsweise in wollartigem Pflaum ergrauet. Er treibt stark ins Holz und blüht wegen der Dichtigkeit des Laubes nicht gut ab (Col. III. 2); die Trauben reifen unter allen Aminern zuerst, faulen aber bald.

Man hat auch einen syrischen und spanischen Aminer; jener ist von schwarzer Farbe, dieser unter den schlechten Sorten die beste (Pl. XIV. 4, 8).

Außerdem giebt es noch einen besondern Aminer. Dieser, dem großen Zwilling in Blatt und Stamm nicht unähnlich, steht ihm am Geschmacke etwas nach; er gehört zu den höchsten Sorten und ist selbst dem nächstfolgenden noch vorzuziehen, denn er

blüht besser ab und trägt reichlicher. Die Trauben fallen ins Weisse, die schwellenden Beeren sitzen gedrängt. Er, mit ziemlich geringem Boden zufrieden, gehört zu den am meisten erträglichen Weinen (Col. III. 2).

2. Der nomentanische Stod*), hat von Nomentum seinen Namen; sein Holz ist mattröthlicher als des Amner's, woher auch Einige diese Stöcke „Röthlinge“ (*vites rubellianae*), die Anlagen aber „Röthlingsgärten“ (*vineae rubellae*) nennen (Col. III. 2. Pl. XIV. 4, 2). Der Wein, hellroth, lieblich, aber weniger edel als der Amner, erlangt seine Vollkommenheit in 4 bis 5 Jahren. Man nennt ihn „Hefenseher“ (*saecinium*), weil er mehr überschüssigen Schleim (*saex*) als Andere ablagert; diesen Mißstand gleicht er aber durch Traubensülle aus, mag man ihn am Joche oder am Baume ziehen. Die nomentanischen Stöcke können Wind, Wetter und Reif wohl aushalten; sie leiden mehr durch Trockenheit und Hitze, als durch Regen und Kälte, und gedeihen daher in kaltem und feuchten Boden noch sehr gut (Pl. XIV. 4, 2). Die Blüthe verläuft schnell, weswegen auch die Reife ziemlich rasch eintritt; bei starkem Sonnenbrande verschrumpfen die sehr fest sitzenden Beeren wegen ihrer harten Schale und kleinen Kerne sehr leicht. Der Nomentaner freut sich besonders des fetten Erdbreichs, welches seinen schwächtigen und kleinen Trauben einige Fülle giebt; er ist tragbarer als der Amner. Diese Eigenschaft hat besonders die kleinere Sorte mit weniger geschligtem Blatte und mattröthlicherem Holze (Col. III. 2).

3. Der von den Bienen oder Wespen (*apis*), die nach den Trauben sehr begierig sind, genannte Bienen- oder Wespenwein**) (*v. apiana*) gilt in Etrurien als der vorzüglichste. Es giebt davon zwei (Pl. XIV. 4, 3), nach Andern (Col. III. 2) drei, sich in Blattbau und Reifzeit unterscheidende Sorten. Die erste und die edelste ist ganz nackten, die andern sind wolligen Blattes; das Rankenwerk der beiden letzten ist sich gleich, der Auslauf (*fluxura*) aber in so fern verschieden, als die eine Sorte

*) Den Nomentaner glaubt man in dem Traminer oder Formontin rouge wieder zu finden. Henderson, Gesch. d. Weins, S. 33.

**) Der Bienen- oder Honigwein soll der französische Muskat oder der italienische Muskateller sein. Dieser Name führt selbst darauf, denn *musca*, *mouche* bedeutet: Fliege oder ein anderes ähnliches Insect. Im Vocabulario della crusca ist indeß der Name von *moscado* (Moschus) abgeleitet.

später den Beigeschmack des Alters annimmt. Die Bienen- oder Honigweine tragen auf fettem Boden sehr voll, bleiben aber auf Mittellande tragbar; weil die Trauben bald reifen, passen sie für kalte Striche sehr gut; die Lese muß schnellig erfolgen (Cat. 24), damit die Frucht nicht die Beute ihrer geflügelten Liebhaber werde oder bei Regenwetter, ihrer Neigung gemäß, fäule. Der Wein, anfänglich süß, wird mit den Jahren herbe (Pl. XIV. 4, 3) und erregt Beschwerden in Kopf, Nerven und Blutadern (Col. III. 2). Die Trauben lassen sich einmachen, halten sich aber, wie die Aminer und Fäciner nur unter sich, abgesondert von Andern (Col. XII. 45).

4. Der eugeneische Rebstock (v. *eugenea*), dessen Name (Gutedel) seine Vortrefflichkeit ankündigt, stammt von den tauro-minitischen Hügeln in Sicilien; er wächst nur auf den albanischen Hügeln; an andern Orten artet er aus und entspricht kaum seinem Namen. Er verträgt kalten, feuchten Boden (Col. III. 2), liebt aber heißes Klima (Pl. XIV. 4, 3). Cato (6) kennt einen Zwillingsgutedel (Pl. XIV. 5).

5. Der Allobroger Wein (v. *allobrogica*), liebt kaltes Klima (Pl. XIV. 4, 3) und, gleich dem vorigen, Hügel mehr, als Ebenen. Sein Traubenblut, von schwarzer Farbe, geht, wie viele schwarze Weine, durch langes Liegen ins Hellere über. Seine Lieblichkeit wechselt mit der Gegend (Col. III. 2); aller Orten bleibt er fruchtbar und ersetzt durch reichliche Tracht, was ihm auf ärmeren Lande an Güte etwa abgeht (Pl. XIV. 4, 3).

6. Der Rhätier*) (v. *rhaetica*), vor den Zeiten des Kaiser Tiberius ein angesehenes, in dem Gebiete von Verona bis Comum (Strab. IV. 6) gezogener Tafelwein (Pl. XIV. 3) von pechartigem Geschmacke (Pl. XIV. 4, 3), wächst in seiner Heimath am Besten. Strabo stellt ihn jedem beliebten ital. Weine gleich; Virgil (G. II. 96) hält ihn für werth, mit Allen, nur nicht mit dem Galerner, um den Preis zu ringen (Pl. XIV. 8, 5). Der alte Cato lobte ihn, wie Servius erzählt, vorzüglich und wurde deswegen von Catullus, der nichts daran zu loben fand, getadelt. Er war, nächst dem Setiner, der Lieblingswein des Octavianus (Suet. Aug. 77). Die Rebe erfordert ein gemäßigtes Klima, ist aber gegen Boden und Luft sehr empfindlich (Pl. XIV. 4, 3);

*) Soll der Belsliner sein.

die Fülle der Trauben ist nicht besonders, sie sind aber groß und fließen gut (Col. III. 2, 27). Auf dem Lager geht seines Weines Farbe ins Hellere über (Pl. XIV. 4, 3). Der von den am Meere belegenen Alpen genannte Rhätiker ist jener vielgelobten Sorte ganz ungleich. Er hat kurze, dichtstehende, kleine Beeren, mit äußerst dünner Haut und sehr kleinem Kern, der Chius heißt; er giebt schlechten Wein (Pl. XIV. 4, 8).

II. Klasse.

Die zweite Klasse hat Gedehlichkeit und reichliche Tragbarkeit der Reben zum wesentlichen Merkmal. Die Güte des Weines einzelner Sorten steht so hoch, daß sie der vorigen Klasse sehr nahe kommen (Col. III. 2). Man rechnet dazu:

1. Der säcinische Stod (v. *faecinia*) oder Fesenseger, ein Rößling, blüht früh, leidet in der Blüthe nicht vom Wetter, kann Wind und Wetter ertragen und gedeiht besser auf feuchtem und kalten, als auf warmen und trockenen Boden (Pl. XIV. 4, 3). Die Trauben haben starke Schale, halten sich, sind zum Einmachen geeignet (Col. XII. 45); der Wein setzt viele Fese (Col. III. 2).

2. Der Bituriger (v. *bituriga*), gallischer Abkunft, trägt außerordentlich viele (Col. III. 9), aber nicht sehr beerenvolle Trauben (Pl. XIV. 4, 3), von vortrefflichem Geschmack (Col. III. 21) und gutem Flusse (Col. III. 2), hält viel aus und versagt nicht auf magerem Boden; im Uebrigen hat er gleiche Eigenschaften mit dem Vorigen.

3. Der Bifeter, mehr holz- als traubenreich, empfindlich gegen den Wechsel der Bitterung, bleibt von anhaltender Kälte oder Hitze unbeschädigt. Es giebt eine größere und kleinere Sorte, welche letztere, die beste, einen ganz eigenen Boden erfordert. Am gedehlichsten ist ihr Mittelband, wie auf den sablinischen Höhen, wo sie häufig vorkommt. Auf fettem Boden fault die Traube, auf magerem kommt sie nicht fort. Große, starke Blätter schützen sie gegen Hagel, sie müssen aber mit eintretender Reife abgenommen werden, sonst fallen die Beeren, auch wenn sie nicht faulen, ab (Pl. XIV. 4, 3). Sie sind süß.

4. Die Röntgstraube (v. *basilica* s. *basilea*), besonders den Dyrhachlern beliebt, kann Hitze und Südwind ertragen, wächst häufig (Pl. XIV. 4, 4), trägt reichliche (Col. III. 9) und

schmackhafte Früchte (Col. III. 2). Die Spanier nehmen zwei Sorten davon an, eine mit länglichen, die andere mit runden Beeren und diese, Cocolobis von ihnen genannt, wird meistens gefestert. Die Belne beider Sorten grenzen an die ersten Ranges (primae notae); die Stöcke besitzen eine große Widerstandsfähigkeit gegen Wind und Regen und versagen auf magerem Boden nicht; Kälte vertragen sie besser als Feuchtigkeit und diese besser als Trockenheit (Col. III. 2). Je süßer der Wein, desto besser ist er; er verträgt das Altern und erlangt erst nach einigen Jahren einen Grad von Güte. Es ist ihm eigen, daß der, welcher jung herbe schmeckt, im Alter süß, und der anfänglich süße, dann herben Geschmacks wird und alsdann dem Albaner den Rang streitig macht (Pl. XIV. 4, 4). Deswegen läßt sich die von Seneca (ep. 36) angeführte Bemerkung Aristos auf ihn anwenden: Er habe einen jungen, ernstern Mann lieber, als den von munterem und lebenswürdigem Betragen; denn der Wein, der jung hart und herbe schmecke, werde durch Alterung gut, der aber schlage bald um, der auf der Rufe gut züngele. — Er steigt leicht zu Kopfe und soll bei Blasenübeln als Arznei getrunken werden können (Pl. XIV. 4, 4).

5. Der Bifelwein (visula), und der vielleicht nach seinem Vaterlande, Argos, oder seiner Farbe genannte

6. Kleine Weißling (argitis), erfreuen sich mäßig guten Bodens; ist er fett, wachsen sie allzuüppig, ist er mager, werden sie schwach und tragen nicht. Sie haben mehr Neigung zum Joche, als zu Bäumen, obwohl der Weißling noch an hohen Bäumen viele Reben und Trauben trägt (Pl. XIV. 4, 4). Die Bifelrebe mit kurzem Holze, breitem, vollen und gegen Hagelwetter vorzüglich schleimenden Blattwerke, paßt am besten für die niedrigsten Stockwerke (tabulata), an denen sie ganz vollseht. Die Rebe beider muß mit der Reife erfolgen, sonst fallen die Beeren ab; bei nasser Blüthezeit saulen sie eher, als sie träufeln (Col. III. 2).

7. Die Helvolatraube (holvola*), hat ihren Namen von ih-

*) Man nimmt an, daß diese oder die albanische Traube die sei, welche am Rheine Albe, Elbe oder Elbling heißt. Sie sollen von den ersten Reben abstammen, welche aus Italien nach Deutschland verpflanzt wurden. Die Sprache ist bei Mangel an historischen Zeugnissen oft der einzige Faden, an dem man den Gang der Cultur erkennen kann. Sehr viele Benennungen, deren sich heut noch unsere Weingärtner bedienen, deuten darauf, daß die

zer blaßrothen (*helvus*) Farbe, die in verschiedenen Schattirungen zwischen Purpur und Schwarz schwankt. Sie wird darum auch die Schillertraube (*variana*) genaunt (Pl. XIV. 4, 4); die, welche mehr in's Schwarze gehen, werden für die Besten gehalten; sie geben größere Rasse, die blaßrothen köstlichen Wein. Die Beeren, bei keiner Sorte gleich gefärbt, sehen am Stocke schön aus (Col. III. 21). Die Eine wie die Andere trägt im Wechsel der Jahre mehr oder weniger Rost von weißer Farbe; je weniger sie Trauben haben, um so schöner wird der Wein (Pl. XIV. 4, 4). Das Joch kleiden sie sehr gut, besser als den Baum, und nehmen mit Mittelboden vorlieb (Col. III. 2). Zu Virgil's Zeiten soll diese Traube noch unbekannt gewesen sein (Pl. XIV. 3), aber doch kennt schon Cato (6. Pl. XIV. 5) eine kleinere Art und auch (24) Helvenwein.

8. Die Weißtraube (*v. albulis*) ist, wie Celsus sagt, an Hügeln einträglicher als auf der Ebene, tragbarer am Baum, als am Joch und wieder mehr in der Spitze, als in der Tiefe des Baumes (Pl. XIV. 4, 4). Sie bringt viel Holz und Frucht (Col. III. 2).

9. Der precische Stoc (*v. pretia*), am adriatischen Meere, wird von den Griechen sehr gepriesen (Pl. XIV. 8. Virg. G. II. 92). Er empfiehlt sich durch die Trefflichkeit seines Blutes (Virg. G. II. 95) und die Geeignetheit seiner Trauben zum Einlegen (Pl. XIV. 4, 4). Es giebt davon eine Sorte mit größeren und eine andere mit kleineren Beeren. Beide grünen in dichten, dem Euphron ähnlichen Laube; die Trauben werden schnell reif (Col. III. 2); daher stammt auch vielleicht der Name (*precus* v. *praecoquus*) oder von *πρίκνος* st. *πρίκνος*, von der Farbe seiner schwarzfärbigen Beeren.

10. Der grätulische Stoc (*v. graecula*), giebt dem amini-
schen an Vortrefflichkeit des Geschmacks nichts nach, hat aber

Römer der Deutschen erste Lehrer in Bau und Behandlung des Weinest gewesen sind. Wir führen hier die allbekannten Namen an: Wein (*vinum*), Rost (*mustum*), Lauer oder Lauerwein (*lora* s. *loron*), Kimer, in der Gegend von Heilbrunn Kimer (*amphora*), Faß (*vas*), Kufe (*cupa* franz. *cuve*), Moos, süddeutsch (*mosa*), Kibel (*cupa* s. *cupolla*), Seibel (*situla* s. *sitella*), Kelter (*calcatorium*), kelteru (*calcare*), Brack, d. i. Kelterscheit (*brachium*), Secker, d. i. das Abgeschüttene (*sectum*), Keller (*colla*), Pfahl (*palus*), Termstöße an der Mosei, d. i. Grenzstöße (*terminus*) u. s. w.

sehr zarte Beeren und so kleine Trauben, daß man ihn nur auf dem fettesten Boden anpflanzen darf*). Er ist ein Ausländer; zu ihnen gehört:

a) der mareotische (*v. mareotica*), oder wegen der Nachbarschaft Alexandriens, der Alexandriner (Athen. I. 25), um den ägyptischen See Mareia oder Moreotis (j. Birket Karam), trägt süßlich schmeckende Trauben; der Wein ist süß, balsamisch, durchdringend, betäubend; darum schreibt ihm Horaz (Od. I. 37, 14) Wirkungen auf den Geist der Kleopatra bei. Es giebt eine dunkle und helle Sorte, welche letztere die bessere ist, sich leicht verdauen läßt und nicht in den Kopf steigt. Derjenige, welchen Kleopatra bei dem Feste gab, welches sie Cäsar bereitete, scheint ganz vorzüglich gut und dem Galerner etwas ähnlich gewesen zu sein (Lucan. X. 161. Athen. I. 25). In seiner Heimath wächst er in schwarzem Boden, in Italien gebaut (Col. III. 2), verlangt er fettes Erdreich (Virg. G. II. 93); er verträgt üble Bitterung und wird alt; trotz seiner schwarzen Beeren wird er roth, wenn er lange liegt (Pl. XIV. 9, 6).

b) Der thasische (*v. thasia*), in seinem Vaterlande Thasos, unter Thracien ausgezeichnet (Pl. XIV. 9) und vorzüglicher als der von Lesbos; er ist vortrefflichen Geschmacks (Pl. XIV. 4, 8), trägt aber wenig Trauben und kleine Beeren. Der Wein ist feurig, süß, lagert langsam ab, nimmt mit den Jahren einen feinen Apfelgeruch an und eignet sich zum Vermischen anderer guten Weine (*thasium infundere*). In Italien verlangt er leichten Boden (Virg. G. II. 93). Hippokrates verlangt, daß er im Alter mit 25 Theilen Wasser verdünnt werde (de morb. III. 30).

c) Der psythische Wein (*v. psythia*). Die Trauben werden getrocknet (Stat. Sylv. IV. 9, 38) und dann erst gepreßt; der Wein hat einen eigenen, fremden, nicht weinigen Geschmack; er wird mit Wasser verdünnt (Pl. XIV. 11) und scheint durch seine scharfe Süßigkeit den Trinker in die Brust zu stechen (Athen. I. 22); der Stod setzt aber sparsam. Die Traube ist wegen der kleinen Beere minder ergiebig, aber äußerst wohlschmeckend. Es giebt eine in's Schwarze fallende Sorte (*v. melampsygium*).

d) Der sophortische Wein.

*) Man hält ihn für die korinthische Traube.

e) Der alexandrinische Stod*), am Berge Phalaktra in Troas heimisch, ist kurz, hat cubituslange Reben, schwarze Beeren von der Größe einer Bohne, weiche und sehr kleine Kerne, schiefhängende, süße Trauben und ein kleines rundes Blatt ohne Einschnitte (Pl. XIV. 4, 9).

f) Der ägische Wein, bringt Tafeltrauben (Pl. XIV. 4, 9).

g) Die rhodische Traube, ein löstliches Gewächs, den Göttern werth und dem Nachtsch (Virg. G. II. 101), wird am besten an warmen Bänden (Col. III. 2). Der Wein ist dem colischen ähnlich (Pl. XIV. 10).

h) Die ceraunische Traube (v. *ceraunia*), von ihrer blühenden (*μεγαλυνος*) Farbe oder von Ceraunus in Epirus genannt, ist sehr süß (Col. III. 2).

Wegen ihrer kleinen Beeren und wenigen Trauben fließen diese Sorten bei uns nicht gut und werden darum, obwohl ihrer Virgil (G. II. 91) gedenkt, so gut wie gar nicht gebaut (Pl. XIV. 4, 7).

i) Der unter den Griechen als „Amethyst“ (*amethystinum*) bekannte Wein von schwarzer Farbe, läßt sich auch hier einstellen. Mit dem Alter wird er lieblich und unschädlich; er ist der einzige Wein unter allen, der nicht berauscht. Wegen seiner Unwirksamkeit zur Erregung der Nerven (*iners in tentandis nervis*) heißt er auch der Kraftlose (*inerticula*); noch treffender könnte man ihn den „nüchternen“ (*sobria*) nennen (Pl. XIV. 4, 4. Col. III. 2).

Den Schluß mag der erst zu Columella's Zeit bekannt gewordene, nach der Sitte mit einem griechischen Namen (*dracontion*) belegte „Drachenwein“ ausmachen. Seinem inneren Werthe nach läßt er sich mit dem Aminer, nach Fruchtbarkeit und Wohlgeschmack mit dem arcelatischen, basilschen und biturischen Weine in Vergleich stellen (Col. III. 2).

III. Klasse.

In die dritte Rangklasse bringt Celsus die Sorten, welche sich einzig durch Ertragsfülle empfehlen (Col. III. 2. Pl. XIV. 4, 5). Hierher gehören:

*) Soll jetzt unter dem Namen *vigna del orso* gebaut werden.

1. Der helvenacische Stod (v. *helvenacia*). Es giebt davon drei Sorten, zwei größere und eine kleinere, welche letztere die Gallier, von denen wir sie vielleicht erhielten, *omarcum* nennen. Sie unterscheidet sich von der ersten durch ihr rundes Blatt; der Wohlgeschmack der Traube ist größer, als die Fruchtbarkeit des Stoddes. Der Wein ist mittelmäßig, aber besser als der der andern Sorten, von denen man die eine auch die geizige (*avara* v.) nennt, weil sie nicht so viele Frucht trägt, als sie erwarten ließ; sie ist von erdigem Geschmacke. Diese Sorten mochten gleich gut; ihr Wein ist sich auch ziemlich gleich (Col. III. 2). — Alle drei haben schwaches Holz; man muß sie mit Gabeln stützen, damit sie ihre Trauben tragen; sie halten trocknes Wetter, auch Kälte, doch ohne Regen aus; auf ganz magerem Boden gedeihen sie häufiger, als andere. Sie lieben die Seewinde, die ihnen jedoch nach vorgängigem Thau schädlich werden. In Italien wachsen sie unter allen Stöcken am schlechtesten, sie haben sehr wenige und sehr kleine Trauben, welche noch am Stodde faulen (Pl. XIV. 4, 5). In manchen Gegenden läßt sich ihr Wein lange aufbewahren (Col. III. 2), doch hält er sich gewöhnlich nicht über ein Jahr*); er steigt auch zu Kopfe (Pl. XXIII. 24). Läßt man die Trauben länger am Stodde und verdreht ihnen die Stiele oder trocknet man sie auf Ziegeldächern, oder schneidet man die Rebe bis auf's Mark ein, so kommt der Wein nicht zur Gährung (Pl. XIV. 11). — Gräcinus glaubt, daß der Helvenacier sich seiner Natur nach für Italien eigne, daß man ihn aber nicht recht behandle, man lasse ihm namentlich zu viel Holz, wodurch, wenn nicht ein hoher Grad Bodengüte vorhanden, seine Fruchtbarkeit verloren geht. Er hat den Vorzug, der einzige unter allen zu sein, der dem Brande (*carbunculatione*) nicht ausgesetzt ist (Pl. XIV. 4, 5).

2. Der Spionier (v. *spionia*) oder Dornenstod (*spinea*), vielgelobt (Col. III. 7) wegen der Vortrefflichkeit seines Mostes, mehr noch wegen der Größe seiner Trauben, trägt nicht sehr voll (Col. III. 2). Hitze und herbstliches Regenwetter hält er aus,

*) Es scheint darum ein leichter Rothwein (*vinum hornum, fugax*) gewesen zu sein. Er wächst noch im Kirchenstaate. Man hält ihn für den französischen *vin d'Albi* oder auch für den Bleichert, der zwischen Koblenz und Andernach an der Nar als Markbleichert bekannt ist.

und ist der einzige, dem auch die Rebel zuträglich sind. Darum wächst er vorzüglich in der Gegend von Ravenna (Pl. XIV. 4, 6).

3. Der veniculische Stod (v. *venicula*), den die Campaner lieber den *staculischen* oder *scirpulschen* (*scirpula*-Binsen-Stod) nennen, heißt auch der *staculische* (*stacula*), zu Terracina und Rom (Col. XII. 4, 3) der *numisiantische*. Eigenthümliche Vorzüge besitzt er keine, er hängt in seinen Eigenschaften von der Qualität des Bodens ab (Pl. XIV. 4, 6). Seine Blüthe verläuft gut; die großen, mostreichen Trauben (Col. III. 21) sind seit Alters (Col. XII. 43) zum Einmachen in die Töpfe die besten; in surrentinischen Gefäßen (Pl. XXXV. 46) behält er die meiste Kraft, doch nur bis in die Gegend des Vesuv (Pl. XIV. 4, 6). Die Beeren sehen wie getrocknet aus (Pl. XIV. 4, 8), und sehen sparsam (Col. III. 2). Man kann daraus, wie aus den afrikanischen Trauben, gesottenen Wein machen. Damit sie von der Sonne getrocknet werden, bleiben sie längere Zeit am Stod, oder man kocht sie in Del (Pl. XIV. 11).

4. Der *murgentinische* (v. *murgentina*), schon Gato (6) bekannte Wein, stammt aus Sicilien und wächst am Vesuv und bei Clusium; Einige nennen ihn auch den *pompejischen* oder den *Municipalwein* (Pl. XIV. 4, 7). Er ist ein Hauptwein; die mostreichen Trauben sind groß (Col. III. 2), der Stod trägt, außer in Latium, nicht voll (Pl. XIV. 4, 7). Nach 10 Jahren hat der Wein seine Schönheit völlig erreicht; lagert er länger, bessert er sich nicht mehr. Sein Genuß verursacht Kopfschmerz, welches bis zum nächsten Tage anhält (Pl. XIV. 8).

5. Der *Horloner* (v. *horconia*), trägt in Campanien sehr reichlich; die Trauben werden nur zum Verspeisen gebraucht (Pl. XIV. 4, 6).

6. Der *mörische* Stod (v. *merica*) wird sehr alt und hält sich trotz aller üblen Bitterung; die Trauben sind groß, mostreich und sitzen einzeln (Col. III. 2); die Beeren sind schwarz (Auson. ep. 21); der Wein wird bei längerer Lagerung roth (Pl. XIV. 4, 6).

7. Die *Albanerrebe* (v. *albana*), von den südlich von Rom sich erhebenden Bergen, giebt einen sehr süßen, selten einen herben Wein, der erst später in Aufnahme gekommen ist (Pl. XXIII. 20) und den dritten Rang abwechselnd behauptet hat (Pl. XIV. 8, 3). Den Nerven ist er ziemlich heilsam; man glaubt, daß die süßen Albaner dem Magen nicht so dienlich sind, wie die herben

(Pl. XXIII. 20), die man für die besten hält, und die an Herbe nur von der Coccolobis übertroffen werden (Pl. XIV. 4, 4). Horaz (Od. IV. 11) und Juvenal gedenken des Albaners oft lobend. Jung ist er meist süß und dick, alt aber trocken; nach längerem Liegen verbessert er sich, wird aber selten vor dem 15. Jahre trinkbar (Javen. XIII. 214).

9. Der schwarze Fregeller (v. fregellana) aus Campanien, trägt große, aber nicht viele Trauben (Col. III. 2, 27).

10. Die Rißentraube (v. arcelaca), wird von Vielen irrtümlich für die Argitis gehalten; es giebt davon eine größere und eine kleinere Sorte, deren erstere besonders tragbar und angenehmen Geschmacks ist (Col. III. 2).

11. Die Oliventraube (v. oleagina), von ihrer Ähnlichkeit mit den Oliven benannt, ist erst ganz neuerdings von den Tiburtern entdeckt worden und die jüngste Sorte, die man hat (Pl. XIV. 4, 8).

12. Der Laubenwein (v. pergulana).

13. Der Fereola und

14. der irtollische Stod (v. irtiola), ebenfalls erst ganz kürzlich bekannt gewordene Sorten, sind sämtlich tragbar, aber nach der Qualität ihrer Weine noch nicht erkannt. Der letzte gehört für die umbrische, mevanatische und picenische Landschaft (Pl. XIV. 4, 7).

IV. Lokalweine.

Diese, nur in gewissen Lokalitäten heimischen Weine sind durch Bodenverhältnisse oder Pfropfung entstanden und konnten auf unsere Autoritäten hin keiner der bisherigen Klassen zugeheilt werden. Dazu gehört:

1. Der tudernische Stod (v. tudernis) von Tudernum, einer Stadt in Umbrien (Sil. IV. 222).

2. Der Florentiawein.

Beide sind bei den Tusciern einheimisch (Pl. XIV. 4, 7).

3. Die Maulwurfstraube (v. talpana), führt ihren Namen von ihrer Maulwurfschwärze; sie giebt weißen Most und ist in Arretium zu Hause (Pl. XIV. 4, 7).

4. Der etessische Stod (v. etesiaca) bei Arretium, von ungewisser Fruchtbarkeit; je voller er hängt, desto schöner wird der Wein. Er trägt sich bisweilen todt (Pl. XIV. 4, 7).

5. Der conseminische Stod in Arretium, verändert, wie die wilde und manche andere, jeder Zeit schlechte Rebe, seine Blätter zur blutrothen Farbe; die zahlreichen, schwarzen Trauben lieft man 14 Tage später, als die übrigen; sie sind nur zum Verspeisen zu brauchen; der Wein ist von keiner Dauer (Pl. XIV. 4, 7).

6. Der Zwerg (v. pumula), gehört der aviternischen Gegend an (Pl. XIV. 4, 7).

7. Der bananische Wein (v. banana) aus dem Aviternischen, wird sehr geschätzt; die Lese fällt öfters aus (Pl. XIV. 4, 7).

8. Die numiskanische Rebe (v. numisiana), fließt gut und hat große Trauben (Col. III. 2), die man in der Nähe Roms für den Wintergebrauch in Gefäßen einlegt, wo sie sich lange erhalten (Col. XII. 43).

9. Die gallische Rebe (v. gallica), trägt harte und einzeln stehende Beeren, die man in Gefäßen für den Winter einlegt. Es giebt eine größere und eine kleinere Sorte (Col. III. 43).

10. Der Municipalswein, in der Gegend von Tibur, scheint dort sonst stärker, als jetzt gebaut worden zu sein (Pl. XIV. 4, 7).

11. Die Kernentraube (v. vinaciola), ist ausschließlich den Laurentiern und Sabinern bekannt (Pl. XVI. 4, 7).

12. Die gauranische Rebe (v. gaurana), auch die falernische genannt, stammt vom Berge Gaurus am Lutrinersee (der mit dem falernischen Gaurus nicht zu verwechseln ist) von falerner Reben, wächst auf den Höhen (Pl. XIV. 8), artet aber an allen Orten gleich aus (Pl. XIV. 4, 7).

13. Der tarentiner (v. tarentinum), ein sehr süßer (Pl. XIV. 4, 7) und nicht ganz ruhmloser Wein (Pl. XIV. 8, 6). Die beste Sorte kommt von Aulon, des fruchtbaren Bacchus Günstling (Hor. II. 6, 9).

Aulon, den edle Vosse und herrliche Trauben berühmt macht,

Giebe das köstliche Blies dir und mir geb' er den Wein!

Mart. XIII. 125.

14. Der Wein von Capua, dem surrentiner ähnlich (Ath. I. 21), wächst am Fuße des Tifata; er, schon zu Hannibals Zeit berühmt, trug nicht wenig bei, die Schwelgerei der punischen Heere zu befördern.

15. Die buccinatische } Rebe,
16. Die tarrupische }

wächst auf den thurinischen Hügeln und wird vor dem Froste nicht gelesen (Pl. XIV. 4, 7).

- | | |
|-----------------------|---------|
| 17. Der servitiansche | } Wein, |
| 18. Der consentinsche | |
| 19. Der tempelsche | |
| 20. Der babische | |

wächst am aufonischen Meere im untern Italien; diese Sorten sind nicht ganz ruhmlos (Pl. XIV. 8, 6).

21. Der Lagariner, aus der Gegend von Grumentum (Pl. XIV. 6, 8).

22. Der Lulaner, kommt in bindigem Boden und nebelhaftem Klima fort (Pl. XIV. 6, 8. Cat. 6).

23. Der Thuriner, von der östlichen Ebene am tarentinischen Busen.

24. Der messalische, der berühmteste Wein des untern Italiens, ist sehr süßig und dabei gesund (Pl. XIV. 8, 6).

25. Der Massiker (v. massicum), der von Horaz (I. 1, 19. III. 21, 5. Sat. II. 4, 51) oft gefeierte Sorgenbrecher (Hor. II. 6, 20) von dem Massiker-Berge, vorzugsweise der „Traubenträger“ (uvifer) genannt (Stat. Sylv. IV. 3, 64), im N. W. von Campanien und in der Nähe von Sinuessa (Mart. XIII. 111), unter welchem das Falerner Gefilde sich ausbreitet (Virg. G. II. 96), gehört zu den edelsten, nach Columella (III. 8) zu den ersten Weinen der Welt. Sein schon gedachter Abkömmling vom Berge Saurus wetteifert um die dritte Palme (Pl. XIV. 8).

26. Der Surrentiner (v. surrentinum), stammt von aminetischen Stöcken, wird bloß in Weinbergen, und damit er nicht in die Höhe geht, an Pfählen gezogen. Er scheint zu den dünnen, leichten Weinen von wenigem Körper zu gehören, die, wie Athenäus, auf Galens Autorität hin, behauptet, sich nie gründlich ablagern, zwar früh genießbar werden, aber etwas scharfen, wenigstens nicht milden Geschmacks (Stat. Sylv. III. 5, 102) sind und nur den Namen eines spiritusreichen Essigs verdienen. Wenn sie bis zum vierten Jahre nicht umschlagen, werden sie mit dem 10. Jahre angenehm und halten sich äußerst lange (firmissima vina). Der Surrentiner bleibt gewöhnlich bis zum zwanzigsten Jahre scharf und herbe, verbessert sich aber nachher fortwährend, so daß er in Ansehung seiner Trefflichkeit mit dem Falerner wetteifert und den Kranken, bei eintretender Besserung, gegeben werden

fann (Pl. XIV. 8, 3). Er blähet gar nicht, erregt kein Kopfweh und hebt die rheumatischen Beschwerden des Magens und der Gedärme (Pl. XXIII. 20), ist aber sehr stark (Pl. XXIII. 21). Der Kaiser Tiberius liebte ihn wenig und sagte, die Aerzte hätten sich verschworen, ihn in Aufnahme zu bringen, er sei aber weiter nichts, als spirituöser Essig; sein Nachfolger, L. Cäsar, nannte ihn eine schöne Pappa (Pl. XIV. 8, 3).

27. Der Cäuber (v. caecubum), der Liebling des Mäcenus (Hor. I. 20, 10), wird in den Pappelbrüchen des amykläischen Busens, zwischen Fundi und Cajeta (Mart. XIII. 112) (j. Castell Vetere) gewonnen aus Baumreben (δερδῆρες). Er galt ehemals für einen der edelsten (Pl. XIV. 8, 1), nach Columella (III. 8) für einen der besten der Welt und war theuer. Galenus (Athen. I. 21) schilderte ihn als einen feurigen, zu Kopfe gehenden und erst nach vielen Jahren trinkbaren, aber wegen seiner Schärfe der Verdauung dienlichen (Hor. ep. 9, 35) Wein. Bithynischer, alter Weißwein soll von den Römern oft für Cäuber gehalten worden, aber in diesem Zustande gewöhnlich bitter und ungenießbar gewesen sein. Horaz liebte ihn sehr und gedenkt desselben als eines köstlichen Festtrankes (Hor. I. 37. epod. IX. 3). Wegen der ihm wahrscheinlich in jungem Zustande eigenen Schärfe gilt er als der Verdauung dienlich (Hor. ep. IX. 35). In unserer Zeit wird er nicht mehr gebaut (Pl. XIV. 8, 1); die größten Anlagen sind theils in Folge der Trägheit der Weinbauer jener Gegend, hauptsächlich aber durch den Graben, den Nero vom byzantischen und avernischen See bis Ostia zu ziehen und schiffbar zu machen suchte, eingegangen. Darum ist dieser Wein jetzt sehr theuer; die, welche glücklicher Weise davon noch haben, halten ihn als Seltenheit hoch (Mart. III. 26). Indessen —

Glaß leert ein klägerer Erbe den Cäuber,
Den hundert Schüsser wahren, und benezt
Mit edlerem Wein den stolzen Etrich,
Als bei den Mahlen der Oberpriester.

Hor. Od. II. 14, 25.

28. Der Fundaner (v. fundanum), aus derselben Gegend, wie der Cäuber, ist vielleicht ganz dieselbe Sorte, hat nach Galen so viel Stärke und Körper, daß man ihn nur in ganz kleiner Quantität zu sich nehmen kann. Man zog ihn lange Zeit

dem Stataner als Tischwein vor. Er wächst in baumlosen Pflanzungen wie an Baumreben (Pl. XIV. 8, 3) und hält sich lange Zeit:

Diesen Fundaner ertrug der glückliche Herbst des Oplimus;
Er schon preßte den Most, hat davon selber genosst.

Mart. XIII. 90.

29. Der veliternische Wein, von Veliträ, dem Stammorte der Familie der Octavier, und

30. Der prirnatischer Wein, wächst in der Nähe Roms (Pl. XIV. 8, 3). Sie gehören zu den Tischweinen dritten Ranges.

31. Der vaticanische Stod bei Rom, vom Vatican, giebt reiche Beute, aber von schlechter Qualität; man trinkt ihn meist mit besseren verschnitten (Mart. I. 19. VI. 92. X. 45, 5. XII. 48, 14).

32. Der Falerner (v. falernum), eine wahre Göttergabe (j. vino tazzese) aus dem Falerner Gebiete, hinter der campanischen Brücke (über die Savo) links von dem Wege nach der syllanischen Bürgercolonie, besonders der aus dem hier belegenen faustianischen Districte, etwa 4 Meilen von dem Flecken Cadias und 6 Meilen von Sinuessa, hatte vordem als Tischwein zweiten Rang, zu dem er durch sorgfältige Cultur auf wohlgeeignetem Berglande erhoben worden war (Pl. III. 5). Bis zum J. d. St. 700 gehörte er zu den edelsten Tischweinen; Varro (I. 2) mußte ihm keinen andern gleichstellen; Horaz ist voll seines Lobes (Od. I. 20, 10; 27, 10; II. 6, 19); Cäsar beschenkte mit demselben drei Mal das Volk (Pl. XIV. 17) und auch jetzt noch wird keiner von den Weinkennern so hoch geschätzt (Pl. XIV. 8, 2). Der Dichter, als ob er vorausgesehen, daß sein Name einst in Aller Munde sein werde, legt ihm Unsterblichkeit bei. Er ruft:

Schenk! was gesäumt, daß du bringst den unsterblichen Wein von
Falernum!

Gieb ein Gläschen mir noch, vom dem alternden Faß!

Mart. IX. 93.

So glemt sich's im Hause des Freundes, 'der nach Väter Sitte dem Freunde ein Glas alten Falerner zu reichen pflegt. In unserer Zeit, wo die Weinbauer durch die große Nachfrage auf den höchstmöglichen Ertrag hinzuwirken Bedacht nehmen, ist die Cultur etwas in Verfall gekommen, vielleicht auch, weil man ihn an

Bäumen zog, vielleicht, weil man jetzt reichlicher tragende Sorten vorzieht (Pl. XIV. 8, 2). Die Falerner Rebe verlangt eigensinnig, wie sie im Boden ist, das Joch oder das Stangengerüste (Varr. I. 8); gegen die Witterung empfindlich, finden in den Jahrgängen bedeutende Verschiedenheiten Statt. Es giebt, sagt Galenus (Athen. I. 21), zwei Sorten Falerner, die trockne und die süßliche, welche letztere nur dann gewonnen werden kann, wenn während der Reife fortwährend der Südwind weht; dadurch erhält der Wein eine tiefere Farbe, unter andern Verhältnissen wird er trocken und gelblich (*αυστηρός καὶ τῷ χροίματι κίτρινος*). Seine Farbe steigt von Schwarzroth (Mart. VIII. 77. XI. 50) ins Roth (Sil. VII. 189), Braun (Mart. II. 40) und Hellgelbe oder Bernsteinfarbige (Pl. XXVII. 12); heller steht er wahrscheinlich in der Jugend, dunkler im Alter aus. Dem Geschmache nach theilt man die Falerner in herbe, süße und gelinde, dem Standorte nach in den Gauraner, der oben auf den Hügeln wächst, in den Faustianer oder den Wein der mittlern Region und den eigentlichen Falerner, vom Fuße der Berge. Es verdient bemerkt zu werden, daß keine einzige von den Trauben, aus denen dieser Wein bereitet wird, dem Gaumen wohl zusagt (Pl. XIV. 8, 2).

In der Jugend ist der Falerner ziemlich herbe; darum versetzt man ihn häufig mit Honig. Dadurch aber geht ihm der köstliche, ihm einzig eigenthümliche Geschmack verloren:

Attischer Honigschwam, du störst den falernischen Restar;
Solchen lauterer Wein misch' Ganymedes; so ziemt's.

Mart. XIII. 105.

Durch längere Aufbewahrung wird er mild und schwachhaft, im mittleren Alter dem Magen zuträglich. Er gehört zu den äußerst starken, kraftvollen, gluthigen Weinen, deren keiner die Adern so anschwellt (Pl. XXIII. 20). Zur Milderung seines Feuers verlangt er Wasser (Hor. Od. II. 20, 11), seiner Herbigkeit, lieblichen, süßen Ehler (Tibull. II. 1, 27) oder Honig (Hor. S. I. 10, 24; II. 2, 12; 4, 24). Seines Feuergeistes wegen läßt er sich, was bei keinem andern Wein der Fall, anzünden (Pl. XIV. 8, 2), er ist aber unbändig (Pers. S. III. 3), macht trunken und schadet der Gesundheit. Er läßt sich lange aufbewahren und wird mit den Jahren um so wohlschmeckender für die Tafel,

nachdem leichtere Weine getrunken (Catull. 27), geeigneter (Hor. Od. II. 3, 8), aber auch theurer (Varr. I. 65). Aus Galens Angabe geht hervor, daß er vom 10. — 20. Jahre am besten ist, später aber eine unangenehme Bitterkeit annimmt, die indessen nicht sehr hervorstechend gewesen sein mag, denn ein guter Weinkenner, Horaz, thut in einer Ode den Vorschlag, eine mit ihm gleich, folglich damals 33 Jahre alte Amphore von sehr schönem Jahrgange anzubrechen. Falernerblut aus guten Herbststücken hält in Glasflaschen sich, ohne etwas vom Geschmacke einzubüßen, besser, als auf thönernen Amphoren. Die, welche nicht besondere Vorliebe für vollkommene trockene Weine haben, geben mittelstem, etwa 15jährigen Falerner den Vorzug (Cic. Brut. 83). Sie erreichen ein Alter von 40 und mehr Jahren. Als unseren Cicero einst bei Damaspus schlechter Wein statt 40jährigen Falerners vorgesetzt wurde, bemerkte er scherzhaft: Dieser Wein hat sein Alter mit außerordentlicher Standhaftigkeit ertragen (Macrobius Saturn. II. 3).

Bei anhaltendem Husten soll man den Falerner nüchtern und unvermischt trinken. Er stillt den Durchfall und nährt den Körper, dagegen macht er trübe Augen und ist weder den Nerven noch der Blase dienlich (Pl. XXIII. 20).

33. Der Stataner, in mehreren Sorten vorhanden, ist von dem Falerner, in dessen Nähe er wächst, nicht sehr verschieden (Pl. XXIII. 21); man rechnet ihn jetzt zu den vorzüglichsten Weinen (Pl. XIV. 8, 3).

34. Der calenische Wein (v. calenum), von Cales (j. Calvi) in Campanien, an Bergen und in Sträuchern wachsend, dem Mäcenat beliebt (Hor. I. 20, 9), ist ein milder Wein (Javen. I. 69), der nach Galenus dem Magen besser als der Falerner zusagt. Zu meiner Zeit hat sein Ruhm etwas verloren (Pl. XIV. 6), Horaz aber trank ihn sehr gern. Tiberius und Drusus, die Stiefföhne des Augustus, setzten ihn dem Dichter, der öfters bei ihnen speiste, gewöhnlich auf (Hor. Od. IV. 12, 14).

35. Der Settner (v. setinum), ein dem Falerner sich nähernder Bergwein (Mart. X. 74) aus dem benachbarten Setia (j. Sezza), oberhalb Forum Appii, von lichter Farbe (Juvenal. X. 25) und so vorzüglicher Güte, daß man sagte, er sei für Bacchus selbst zurückgestellt worden (Sil. VIII. 379). Wenn er

gleich nicht stark ist, besitzt er doch hinreichende Haltbarkeit, um im Rauche nicht umzuschlagen (Juven. V. 84).

Setia, hängest am Berg und schaust pomptuöse Fluren,
Schiffst aus der winzigen Stadt und manch' alterndes Faß.

Mart. XIII. 99.

Der Kaiser Augustus und fast jeder der nachfolgenden Cäsaren zog diesen lieblichen und leichten Wein allen vor, weil er erfahrungsmäßig keinen Auswurf verursacht (Pl. XIV. 8) und die Verdauung befördert (Pl. XXIII. 21). Galen empfiehlt ihn wegen seiner Unschädlichkeit (Athen. I. 21). Es bleibt zu bemerken, daß Horaz, der doch fast aller guten Weinsorten seiner Zeit gedenket, dieses Lieblingsweines seines kaiserlichen Gebieters keine Erwähnung thut.

36. Der Fuciner (v. puonium), wächst nicht weit vom Quell Timavus am adriatischen Meere, auf einer von Seewinden bestrichenen Anhöhe (j. Tybein oder Duino), die aber nur wenige Amphoren liefert. Kein Wein läßt sich in der Medizin so gut anwenden; er besitzt eine das Leben verlängernde Kraft (Pl. XVII. 3). Livia Augusta wenigstens maß ihr Alter von 80 Jahren einzig diesem Weine, den sie ausschließlich getrunken hatte, bei. Der auch an der Padria wachsende Wein, den die Griechen unter dem Namen des präclanischen so sehr priesen (Pl. XIV. 8, 1), ist wahrscheinlich derselbe.

37. Der Wein von Signia (v. signinum) in Latium, eine gewöhnliche Sorte von wahrscheinlich weißer Farbe, ist so hart und herbe, daß er eigentlich zu den Arzneimitteln gehört (Pl. XXIII. 21). Er thut bei dem Durchfall gute Dienste (Pl. XIV. 8, 3. Sil. VIII. 379). Doch:

Tränkest du signischen Wein, aufhaltend den flüssigen Leib dir,
Sei geküret der Durst, daß nicht plötzlich er schläft.

Mart. XII. 113.

38. Der Wein von Spoletum (v. spoletinum), von schöner Goldfarbe, ist leicht und angenehm (Mart. XIII. 120; XIV. 116).

Campanien, fast überall vortrefflich zum Weinbau geeignet und durch seine Rebenberge hoch angesehen (Flor. I. 6, 5), hat neben den starken auch schwache, für Leute von feiner Geburt gesunde Weine (Pl. XXIII. 24). Die Einwohner aber verfälschen durch andere geringere ihre bessern Sorten (Mart. I. 19) und bringen geflissentlich neue, häufig mit geclischen Namen

belegte Weine in den Handel, deren Güte nicht bekannt ist. Dahin gehört außer dem schon oben genannten:

39. Der trebellische; wächst 4 Meilen von Neapolls (Pl. XIV. 8, 6).

40. Der trebulanische; kommt aus dem campanischen Trebula (Pl. XIV. 8, 6).

41. Der caulinische, aus der Umgegend von Caulon (j. monte caulone) bei Capua (ib.).

42. Der trifolinische, vom Berge Trifolium; hier von jeher gerühmt, gehört er doch zu den schlechten Sorten (ib.).

Ich Trifollner bekenne', nicht bin ich vom ersten Ryäus;
Unter den Weinen indeß bin ich der siebente Stod.

Mart. XIII. 111.

43. Der Wein von Cäre (v. caeretanum), ist äußerst gering (Mart. XIII. 121).

44. Der pelignische, ist kein Herrenwein; er paßt nur für Leute niederen Standes (Mart. XIII. 98; I. 27).

45. Der Wein von Veji (v. vejentanum), gehört zu den schlechten (Mart. I. 104).

46. Der formianische Wein, von Formiä, nahe bei Cajeta, erlangt nach Athenäus bald das zum Trinken gehörige Alter. Horaz (Od. I. 20, 10) findet ihn besser und kostbarer, als selbst den Cäfuber. Plinius (XIV. 8, 6) stellt ihn erst nach diesem und dem Setiner. Im Alter nimmt er eine ölige Weichheit an (Hor. Od. III. 16, 34).

47. Der pharische Wein, wächst in der Gegend von Pifä (Pl. XIV. 4, 7) in Etrurien, eine Landschaft, welche vielen, aber nicht besonders guten Wein erzeugt.

48. Der Wein von Luna und

49. Der Wein von Genua (Pl. XIV. 4, 7).

50. Der ullische Stod, aus der Gegend von Verona, liefert auf der Tafel angesehene Trauben, die sich wie die rhätischen räuchern lassen (Pl. XIV. 3).

51. Die prußische Rebe, in der Gegend von Mutina, trägt schwarze Trauben, welche die wunderbare Eigenschaft haben, daß sie sich nach der Sonne drehen. Sie heißen daher auch Wendetrauben (Streptos). Der Wein davon wird nach 4 Jahren weißlich (Pl. XIV. 4, 7).

52. Der Sabiner (v. sabinum), ein leichter süßer Tischwein, von röthlicher Farbe, der aus Pfahltrauben gewonnen wird (Varro I. 8). Horaz (Od. I. 20) nennt ihn einen gemeinen und Martialis (X. 49) einen bleiernen Wein; so ganz schlecht mag er doch nicht gewesen sein, da ihn Ersterer mit Cäsar und Cäsar seinem Mäcenat anbieten konnte. In der Jugend ist er nicht wohlschmeckend, vom vierten (Hor. I. 9, 7), nach Athenäus (I. 21) vom siebenten Jahre wird er lieblich, gehört aber nie zu den vornehmen Weinen, welche Plinius aufzunehmen für gut fand. Er läßt ihn aus und sagt nur von einer der unedlern Sorten, sie sei den sabinischen Hügeln vertraut und von einer andern (vinaciola), die bloß die Sabiner und Laurenter kannten.

53. Die picentischen Weine, werden jenseits der Alpen gesucht, wie in Italien die gallischen (Pl. XIV. 4, 7).

54. Der cäsenatische und

55. Der mäcenatische Stod, wächst mitten in Italien (Pl. XIV. 8, 5).

56. Der prätucische und

57. Der anconische Stod, sind unter denen, welche am oberen Meere wachsen, die vorzüglichsten. Sie werden von einem dort aufgeschlagenen Palmbaume auch Palmweine genannt (Pl. XIV. 8, 5).

58. Der adriantische, im innersten Busen des oberen Meeres (Pl. XIV. 8, 5).

59. Der latininische,

60. Der traviscanische,

61. Der statontinische Stod, wächst am unteren Meere (Pl. XIV. 8, 5).

62. Die libysche Rebe (v. libyca) aus Afrika, empfiehlt sich durch ihre Schmachthaftigkeit als Tafeltraube (Col. III. 2).

63. Der Wein von Labici, hält zwischen dem Albaner und Falerner die Mitte.

64. Der Wein von Verona (jetzt noch als vino santo bekannt und als Muskatwein hochberühmt), wird von Cassiodor den griechischen Weinen vorgestellt.

Zuletzt werde hier noch der narbounischen Sorte gedacht. Sie, erst vor sieben Jahren in Alba Helvia, in der narbounischen Provinz, entdeckt, blüht in einem Tage ab, und deswegen wenigen Unfällen ausgesetzt, wird sie auch jetzt in der ganzen Provinz angepflanzt (Pl. XIV. 4, 9).

V. Sorten mit bezeichnenden Namen.

Die nachfolgende Classe trägt Namen, welche größtentheils gewisse besondere Eigenthümlichkeiten der Reben oder Trauben oder des Weines angeben.

1. Der duracinische Stod^{*)} (*v. duracina*), entweder von der Härte oder Haltigkeit (*durare*) seiner Trauben benannt, kommt als weiße und als schwarze Sorte vor. Man schätzt ihn nicht sowohl wegen seines Weines als seiner Frucht, welche zu den Tafeltrauben gehört (Pl. XIV. 4, 8) und Hitze, Kälte und jede böse Witterung dergestalt ertragen kann, daß man nicht nöthig hat, sie am Stodde in Glasgefäßen zu verwahren; sie lassen sich auch aufgehängt und geräuchert aufbewahren (Pl. XIV. 5. Cato 6). Der Kaiser Augustus liebte sie mit Brod zu essen (Suet. Aug. 76).

2. Der ambrosische Stod (*v. ambrosiaca*), hat zuckersüße Trauben und sonst gleiche Eigenschaften, wie der vorige (Pl. XIV. 4, 8).

3. Der orthampelische Stod (*v. orthampelos*), hat seinen Namen von seinem geraden (*ὀρθος*) Buchse. Er bedarf weder Pfahl noch Stütze, denn er trägt sich selbst.

4. Der dactylische Stod (*v. dactylis*) oder der Fingerstod, ist nur so dick wie ein Finger (*dactylus*); er hat sehr lange Beeren (Pl. XIV. 3; 4, 8).

5. Der columbinische Stod (*v. columbina*) oder der Taubenstod, trägt reichlich (Pl. XIV. 4, 8).

6. Der Purpurstod (*v. purpurea*), auch die Zweibrust (*v. bimamma*) genannt, trägt noch reichlicher, er setzt statt der einzelnen Traubenzweige (*racemi*) ganze Trauben an, die von vortrefflichem Geschmacke sind (Virg. G. II. 95) und zum Essen in die nahe Stadt verkauft werden (Col. III. 2). Polyphem preiset sie der Golatea:

Wir glühn Purpurtrauben an lang aufrankenden Reben,
Wir auch gelbe, wie Gold; ihr sparen wir diese, wie jene.

Ovid. M. XIII. 813.

Unter den Landleuten nicht selten, verherrlichen den Nachtsch bei Philemon und Baucis:

Auch großbeerige Trauben von Purpurreben gesammelt.

Ovid. M. VIII. 676.

^{*)} Soll der Krachgutedel sein.

7. Die bumastische Traube oder das Ruheuter*) (humastus), wegen seiner großen, saftigen, wie ein milchvolles Euter (*βρ — μαστος*) strotzenden Trauben, heißt auch Großbrust (humamma, Varr. II. 5. Macrobi. Sat. II. c. ult.); sie soll dieselbe wie die vorige sein. Die schwarze wie die weiße Sorte (Pl. XIV. 4, 9) trägt an warmen Bänden gezogen (Col. III. 2) schwellende Trauben (Pl. XIV. 4. Virg. G. II. 101).

8. Der Tripedaner (v. tripedanea) oder Dreifußer führt von der Größe seiner Trauben diesen Namen; er trägt sehr reichlich (Pl. XIV. 4, 8).

9. Der leptoragische oder der kleinbeerige Stod, ist dadurch merkwürdig, daß an den größern Beeren sich kleine (*λίπτοι*) ansetzen, welche jenen an Milde und Annehmlichkeit nichts nachgeben (Pl. XIV. 3).

10. Die Unzentraube (v. uncialis), von der Schwere zweilöthiger (uncia) Beeren benannt (Pl. XIV. 4, 9), gehört zu den Tafelweinen.

11. Der Pechwein (v. picina), entweder von seinem pechartigen Geschmacke oder von seiner pechschwarzen Farbe genannt, liefert Tafeltrauben (Pl. XIV. 4, 9). Er ist aus Gallien zu uns gekommen (Pl. XIV. 3).

Daß der pechige Wein vom traubereichen Vienna
kam, bezweifelt nicht; ihn sandt' Romulus mir.

Mart. XIII. 104.

12. Der stephanitische Stod (v. stephanites) oder der Kranzstod (Kranzler), bildet Krümmungen und Kreise (Col. III. 2. Isidor. XVII. 5); die Trauben (uva coronaria) bieten das Naturspiel, daß die Beeren von den zwischen ihnen wachsenden Blättern gleichsam bekränzt werden (Pl. XIV. 4, 9); sie zählen zu den Tafeltrauben.

13. Die Markttraube (v. forensis), reift früh, sieht schön aus, lockt dadurch zum Kauf und ist leicht zu tragen (Pl. XIV. 4, 9).

*) Die Sprache der Griechen drückt den Begriff der Größe oder Ugebeuerlichkeit durch *βρ* — von *βασ*, der Dohse — in zusammengesetzten Wörtern aus. Man vergleicht damit die der gemeinen Sprachart in Deutschland gehörigen Worte: Dohsen, fleißig studiren — dohsiggroß, Dohsenpflaume, Dohsenauge, Dohsenfraß, Dohsenbergkröte u. dgl.

14. Der Aschenwein (v. cinerea),

15. Der rabusculische (v. rabuscula), von bräunlicher Farbe,

16. Der eselsfarbige (v. asinusca),

sind nicht geachtete Tafelweine (Pl. XIV. 4, 9).

17. Der alopecische (alopesis), der wie der Schwanz eines Fuchses (άλωπηξ) aussieht, kommt als Tafelwein gar nicht in Betracht (Pl. XIV. 4. 9).

18. Der hasenfarbige Wein (lagéos), ein Grieche, der schnell Atern und Gehirn durchdringt, hat seinen Namen von der Hasenfarbe der Trauben. Er ist fein und

— den Fuß zu lähmen bestimmt und die Zunge zu fesseln.

Virg. G. II. 93.

Meine Leser werden finden, daß ich, obschon ich gegen 130 Sorten aufführte, viele ausgelassen habe. Ich will nicht in Abrede stellen, daß es noch mehrere beachtenswerthe Weine giebt, ich habe mich aber auf die beschränkt, welche in Italien gebaut und welche durch das einstimmige Urtheil unserer Zeitgenossen für die besten gehalten werden.

IV. Die Rebschule (vitiarium).

Vorbedingung eines sichern, erfreulichen und einträgliehen Weinbaues ist eine eigene, unter den Augen des Hausvaters gehaltene Rebschule (Col. III. 4). Sie verbürget die der Lage und dem Boden entsprechenden Sorten (Cat. 6) und überhebt des Ankaufes von Wurzelfechsern, die aus verschiedenen und fernem Gegenden zwar dargebracht werden, aber, wenn selbst unverdorben erhalten, für gute Auswahl und Anpaßlichkeit an Boden und Klima keine Gewähr haben. Jede Rebsorte liebt eine Gegend vorzugsweise fast eigenstinnig und schreckt vor Versetzungen nicht weniger zurück, als ein römischer Mann, der, aus Italien verbannt, eine neue Heimath suchen muß. Fernher gebrachte Fechser sterben oft lieber, als daß sie das neue Vaterland annehmen; sogar angekommen, lassen sie, ohne Anhänglichkeit an die neue Herrschaft und aus Verdruß über die Versetzung, in der alten Heimath ihre Vorzüge ganz oder theilweise zurück (Pl. XIV. 8). Man bestimme sich nie durch schöne Namen zum Ankauf

einer Sorte; nicht auf Namen, sondern auf Boden und Klima kommt's an; eine und dieselbe Rebe gedeihet anders in dieser, anders in jener Situation, bis zur gänzlichen Veränderung ihrer Erträglichkeit oder ihres Geschmacks (Pl. XIV. 4, 3). Freilich vergehen 2 Jahre, ehe Sprosslinge der Rebschule zu entnehmen sind, die Wartezeit ist indeß nicht von solchem Belange, wie die Ueberzeugung, ausgesuchte und paßliche Sorten zu haben und die Gewißheit, Wurzelschesser auszulegen, die stets sicherer anschlagen, als Hammerschnittlinge.

Gemäß der Natur der Rebe und der Rathschläge Erfahrener, wählt

— — der Mann, der nichts der wachsamten Sorge versäumt.

Virg. G. II. 265.

zur Anlage einen größern oder kleinern (Pall. III. 10), sonnigen und freien Platz entweder in oder nahe bei dem Weingarten selbst (Pl. XVII. 35, 4, 6). Allgemeine Anforderungen an den Boden sind: mittelmäßige Güte, Lockerheit und Saftigkeit. Irrthümlich verlangten die ältern Lehrer des Weinbaues fettes Land. Darin kommen zwar die Jünglinge leicht an (comprehendere), aber für Reben wie für Baumreiser besteht der Grundsatz, sie lieber aus einem mageren, kalten und trägen Boden in einen guten, warmen und treibenden, als in umgekehrten Richtungen, zu verpflanzen (Pl. XVII. 16. Col. III. 5.), damit

— — die veränderte Mutter nicht schon mißkenne den Schößling.

Virg. G. II. 268.

Die Bodenverhältnisse der Rebschule (seminarium) und des Weingartens müssen sich entsprechen. Liegt dieser am Berge, wähle man für jene ganz trocknen Boden, damit sich die jugendlichen Stöcke an Frugalität und wenigen Erdsaft gewöhnen; in der spätern Armuth werden sie sich nicht verlegt fühlen. Mager erwachsene Stöcke, auf wässeriges Land gebracht, werden leicht wurzelsäulig (Col. de arb. 1.); feucht erzogene gehen im trocknen Lande zurück. Hat der Garten ebne und starkfeuchte Lage, kann die Rebschule von derselben Bodenbeschaffenheit sein.

Das für Rebenkinder ausersehene Mutterland (terra nutritrix) ist zunächst mit dem Doppelspaten zu roten (pastinare), d. h. in Furchen von einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ oder knappen 2 Fuß, an Abhängen und Hügeln von 3 Fuß und darüber aufzugraben (Col. III. 5. XI. 2. Pl. XVII. 35, 4). Das Jüger ebnes Land

zu riolen, erfordert 50 Arbeitstage, an Abhängen kann man 60, bei Bruchsteinen, Toff, oder sonst schwer zu bearbeitenden Erden 80 bis 100 rechnen (Col. de arb. 1). Soll an der Stelle der Rebschule auch der Weingarten angelegt werden, muß man drei Fuß tief arbeiten und die Tagewerke angemessen vermehren.

Die beste Riolzeit ist der December und Januar, mit Ausnahme der Tage vom 1. bis 12. Januar, an denen fromme Leute jede Erdarbeit ruhen lassen. Mit Eintritt des Favonius, wenn das Sternbild Kallisto untergeht, erfolgt der Schluß (Col. XI. 2).

Die auf die nach bestimmten Räumen abgemessenen Bänke aus den Furchen geworfene Erde wird, nachdem sie längere oder kürzere Zeit ausgewittert, wohlgereinigt, ausgebreitet, unter einander gemischt und so gelockert, daß sie, mit der Marra wieder eingebracht, bei der angenommenen Mitteltiefe des Grabens von 2 Fuß, die Erdoberfläche um eben so viel überragt, also 4 Fuß hoch über einander zu liegen kommt. Große Schollen sind ein Zeichen schlechter Riolung (Pl. XVII. 35, 4).

Demnächst werden die Schnittlinge (*surculi*) oder Steddlinge (*cacumina*) so frisch als möglich (Col. XI. 2), wenn es sein kann, noch an dem Tage der Abnahme (Pl. XVII. 35, 3) eingelegt. Sollten Hindernisse eintreten, lege man sie in eine trockene Grube, bedecke sie mit Stroh und schütte Erde darauf; so geschützt gegen Sonne, Wind und Kälte, braucht nur die Spitze sichtbar zu sein (Pl. XVII. 24). Waren sie in längerer Zeit getrocknet, thue man sie zur Anfrischung einige Tage ins Wasser (Pl. XVII. 35, 3).

Rebhölzer (*sarmenta*) legt man recht dicht in Löcher oder lange Furchen, reihenweise; $1\frac{1}{2}$ Fuß in der Breite und $\frac{1}{2}$ Fuß in der Länge dürfte die angemessenste gegenseitige Entfernung, für jede 240 Fuß lange Reihe gegen 600 und auf den ganzen Zuger 24,000 St. die erforderliche Zahl sein (Col. III. 5). Ist der Boden mager, breite man ihnen etwas fettere Erde unter (Pl. XVII. 35, 4), überall aber beschütze man, je zwei und zwei mit gepulverter Erde, welche, damit sie fest anschließe, mit der Pfahlschaukel niederzudrücken ist.

Das durch die belebten und leblosen Dinge waltende Naturgesetz der Vererbung der Eigenschaften der Mutter auf das Kind (Col. III. 9) gilt auch für die Reben. Tragbarkeit und

Nichttragbarkeit verpflanzt sich von Stock zu Stock. Darum entnehme man die Schnittlinge nur von fleißigen, recht tragbaren Müttern (matrix). Unsichere Kennzeichen dafür sind die reichliche Befektheit einzelner Reben oder das Ausschließen einzelner Ranken oder Nebenranken aus dem harten Holze, — der zur Fortzucht taugliche Stock muß, wie der Soldat seinen Muth in mehreren Feldzügen, seinen Tragfleiß in mehreren, wenigstens vier Herbstern bewährt haben, an einzelnen Stellen des harten Holzes, selbst an kleinen Aesten und von unten mit großen, dünnhülfigen, saftreichen Beeren, von süßem Geschmacke, in großen Trauben besetzt (Pall. III. 9), durch Unzuverlässigkeit der Blüthe nicht zum Betrüger geworden sein und seine Frucht weder so zettig reifen, daß sie den Vögeln, aber auch nicht so spät, daß sie dem Herbstwetter verfällt, was stets schlechten Wein erzeugt (Col. III. 6). Die sich in dieser Weise hervorthuenden Stöcke zeichne man, um sie zu kennen und zu benutzen, in jeder Rebe mit einem Anstriche von Röthel und Essig; derselbe leistet dem Wetter Widerstand (Col. de arb. 2).

Gewöhnlich werden die Schnittlinge aus dem bei der Schneidung unnütz befundenen Rebholze (sarmentum) genommen. Ich halte das für tadelnswerth. Wie geringfügig es scheint, so ist es doch für Schnittlinge wichtig, die Reben, die Rebenthelle und die Stelle, an der sie saßen, in Betracht zu ziehen. Eine zum Setzen bestimmte Blindrebe (novellus palmes) muß zeugungsfähig und fruchtbar (Col. III. 6), ohne hartes, altes, zur Fäulung geneigtes Holz, aber mit Blüthenknospen besetzt sein (Pl. XVII. 35). Aus jeder geeigneten Rebe kann man mehrere Schnittlinge machen. Die besten entnimmt man der Mitte (Pall. III. 9) oder nach der bildlichen Landsprache, der Lende (s. lumbis), fünf oder sechs Augen weit über dem alten Holze, denn diese, weil sie nicht zu viel des aufwärts strömenden Saftes erhalten haben und aus einer schlechteren in eine bessere Lage kommen, entarten nicht leicht. Den nächsten Werth haben die aus dem s. g. Achselstück (ab humeris); die schlechtesten kommen vom Fuße und aus dem Scheitel (Col. arb. 3), denn sie sind bei zu viel Saft zu üppig erwachsen.

— — — — — Drum nicht schwankender Reiser

Oberstes nimm, noch schere vom obersten Baume den Sproßling.

Virg. G. II. 299.

Die obersten Spitzen der jungen Triebe (*summa flagella*) kommen sehr bald an, werden aber früh alt und wollen nie recht tragen (Pall. III. 9), ob schon Columella (de arb. 3) das Gegentheil behauptet. Wasserranken (*pampinari*), d. h. solche, welche aus dem dicken, alten Holze vorschlagen, darf man nicht einlegen (*pangere, deponere*); sie bleiben unfruchtbar (Pl. XVII. 35, 3), selbst wenn sie am Mutterstocke getragen haben sollten. Durch ihn nur sind sie zum Tragen befruchtet; versetzt, erfüllt sich die Bedingung der Unfruchtbarkeit, die sie bei ihrem Entstehen eingingen (Pall. III. 9. Col. III. 10).

Ranken, deren Knoten weit von einander abstehen, gewähren, gleichmaßen die s. g. Blüstreben (*spadones*), d. h. solche, die an einer fruchtbaren Stelle des Mutterstockes gewachsen sind, aber nichts lieferten (Col. III. 10), keine Hoffnung auf Tragbarkeit; sie wird durch nahe an einander sitzende Knoten vorgeedeutet (Pl. XVII. 35, 3).

Als Regel hält man fest, daß die Schnittlinge nicht unter drei und nicht über sechs Augen haben und wenigstens einen Fuß lang sein sollen (Pl. XVII. 35, 3), weil aber manche Sorten kürzere, andere längere Knotengelenke haben, kann man nicht bei allen Sorten nach derselben sich richten. Es ist genug, wenn von 6 Augen 3–4 unter die Erde zum Wurzeltreiben, die andern aber über die Erde zum Schoßentreiben kommen. Zu tief darf man sie durchaus nicht einlegen, damit man sie als Würzlinge nach zweijährigem Stande leicht und ohne Beschädigung der Wurzeln ausnehmen und größerer Tragbarkeit gewiß sein kann (Pall. III. 9).

Manche Winzer pflegen die Blindreben, namentlich die Pfeilreiser, vor dem Einlegen am Kopfe (*caput*) oder dem untern Ende zu drehen, um sie leichter wieder ausnehmen zu können, oder auch zur Beförderung der Wurzelbildung die Gelenkknoten in der Mitte zu durchschneiden, daß das von Schuß zu Schuß sich absondernde und die Ranken in die Höhe treibende Mark nicht auslaufen kann (Pl. XVII. 35, 1). Diese, wie jede Beschädigung halte ich für schädlich (Pall. III. 9); die s. g. Dreiauger (*trigemmos*), d. h. Schnittlinge, die man ungedreht, wie sie abgeschnitten werden, pflanzt, verdienen den Vorzug (Pl. XVII. 35, 3).

Die Rebe wird noch in folgenden verschiedenen Weisen fortgepflanzt:

1. Durch Senker (*propagines*), Ableger oder Gruber (*mergi*). Die Natur hat uns diese für die Rebe beste (*Virg. G. II. 63*) ergözzliche (*Cic. de senect. 15, 8*) und in den Baumweingärten allein anwendbare Fortpflanzungsmethode (*Pl. XVII. 35, 23*) an den immer fortwurzelnden Ranken der Brombeeren, des Eypheu und einiger anderer Gewächse selbst gelehrt (*Pl. XVII. 21*). Man zieht nämlich eine Rebe des alten Stodkes, in der Nähe seiner Stütze, abwärts, legt sie, vielleicht mit eingeschnittenem Gelenkknoten, eingebogen in eine 4' lange und eben so breite Grube und bindet die aus der Erde vorstehende Spitze an einen leeren Pfahl, damit der Senker gerade aufwärts wachse. In dem Bogen erfolgt alsbald die stärkste Bildung von Ranken, die sogleich an das Joch geleitet werden. Oft kommt es vor, daß das fortgesenkte junge Rebholz (*propagatum flagellum*) schon im ersten Jahre dieselbe Frucht trägt, die es am Mutterstodke (*mater*) getragen haben würde. Im zweiten Jahre wird der Senker oben in der Krümmung bis aufs Mark eingeschnitten, damit er die Kraft des Stodkes nicht gänzlich an sich ziehe und sich allmählich gewöhne, durch eigene Wurzeln ernährt zu werden. Von der Mitte September bis Mitte October des vollen zweiten Jahres wird er nächst dem Haupttriebe (*palma*) der Krümmung abgeschnitten, in eine Grube gesetzt und, damit er seine Wurzeln in die Tiefe senke, mit Erde beschüttet. Verschiebt man das Abschneiden bis ins Frühjahr, wo die Augen schon zu treiben anfangen (*gemmare*), verlieren die der Mutter plötzlich beraubten Kinder (*pulli, soboles*) die Winterzeit, in der sie sich hätten kräftigen können; sie werden dadurch zu sehr geschwächt. Glaubt man, daß er nicht Wurzeln genug habe, werde er erst im dritten Jahre abgeschnitten und im vierten versetzt (*Col. IV. 15*).

Absenker (*provins*) empfehlen sich ganz besonders zur Ergänzung lückenhaft gewordener junger oder alter Beingärten und zur Versendung. Sollen sie weit transportirt werden, senke man sie gleich in Körbe oder irdene Gefäße, in denen sie unausgehoben von einem Orte zum andern geschafft werden können. (*Pl. XVII. 21*).

Eine andere etwas luxuriöse, in Baumweingärten sehr anwendbare Weise der Fortpflanzung lockt die Wurzeln selbst auf

den Bäumen hervor. Die Ranken werden nämlich durch mit Erde gefüllte Körbe oder irdene Gefäße, in denen sie Wurzeln schlagen, gezogen, nach 2 Jahren abgeschnitten und mit dem Korbe eingeseht. Gewiß, eine kühne und witzige Erfindung, in der Höhe, weit über der Erde Senker zu erziehen! (Pl. XVII. 21.)

— Man kann aber auch in den Arbusten einen Stod oder eine Rebe neben seinem oder einem andern noch unvermählten Baume in einem Graben von 4' Länge, 3' Breite und 2½' Tiefe niederlegen; das von solchem Senker neben dem Mutterstocke noch aus der Erde hervorstehende Ende muß, damit es nicht ausschlage, beschabt werden; zwei Augen behält das obere hervorstehende Ende; vier kommen in die Erde zum Wurzelschlagen. Nach Jahresfrist wird er bis ans Mark eingeschnitten, damit er sich nach und nach an seinen eigenen Wurzeln begnügen lerne; über der Erde wird er auf zwei Augen weggeschnitten. Im dritten Jahre vom Mutterstocke abgelöst, wird er tiefer in die Erde gelegt, damit das abgelöste Ende nicht ausschlage. Der daraus entstehende Wurzling wird gleich nach der Weinlese aufgenommen (Pl. XVII. 35, 23).

Neulich hat man die Erfindung gemacht, einen Drachen (d. h. eine ausgediente, viele Jahre alte, harte Rebe) an die Bäume zu pflanzen. Man schneidet ihn, so groß man ihn nur haben kann, vom Stocke, schabt ihm drei Viertel seiner Länge die Rinde ab — daher heißt er auch Schabling (*rasilis*) — legt den beschabten Theil in eine Furche und richtet das andere unbeschabte Ende an dem Baume in die Höhe. Auf diese Weise erzieht man am schnellsten Stöcke. War der Mutterstod stark, oder der Boden schlecht, so wird er gewöhnlich, bis die Wurzel stark ist, an der Erde weggeschnitten. Das Einlegen darf nie bei Thau oder Nordwind erfolgen und die Stöcke müssen gegen Nordost, ihre Reben aber gegen Süden gerichtet werden (Pl. XVII. 35, 24).

2. Durch Hammerschnittlinge (*malleoli*), d. i. durch Knotenholzer oder vorjährige Ranken (*flagellus*) mit 3—6 Augen, an deren beiden untersten Seiten ein Köpfchen altes Holz sitzen bleibt, das ihnen die Gestalt eines Hämmerchens (*malleolus*) oder einer Doppelaxt giebt (Col. III. 7. Geop. IV. 12, 7; V. 8, 10—12). Diese ältere (Plin. XVII. 35, 3), in den Provinzen gebräuchlichste Art der Fortpflanzung (Col. III. 14) hat veranlaßt, daß man jeden Weinschnittling „Hämmerchen“ nennt. Man lobt diese

Methode auch jetzt noch (Virg. G. II. 299), doch ist das Bedenken gegen sie erhoben, daß das am Senker verbliebene alte Holz in der feuchten Erde schnell in Fäulung übergehe, wodurch zuerst die zarten Würzelchen und in Folge davon die oberen Theile der Hämmerlingsrebe (*virga malleolaris*) zum Absterben kämen. Aus diesem Grunde schneiden die berühmtesten Lehrer des Weinbaues, J. Atticus und Cornelius Celsus, Caserna, Vater und Sohn, das alte Holz ab und legen das Reis mit seinem bloßen Köpfchen ein (Col. III. 17).

Will man, wie viele Weinbauern, besonders in den Provinzen, einen Weingarten ohne Anzucht aus der Rebschule gleich mit Hammerschnittlingen besetzen, wird leichter, lösslicher Boden vorausgesetzt; blindiges und schweres Land erfordert durchaus bewurzelte Fächer, die dann viel leichter ankommen, weniger Nachpflanzung erforderlich machen und kräftig, wie sie sind, Wärme, Kälte, kurz jede Witterung ausstehen und frühzeitiger tragen (Col. III. 14).

3. Durch Pfeilreiser (*sagittae*), d. h. die äußersten, schwammigen Spitzen, die, weil sie weit von dem Mutterstocke ausschleßen oder wegen ihrer an der Spitze pfeilartigen Verdünnung diesen Namen führen. Wir haben schon gesagt, daß diese bei der Schneidung der Knochhölzer gewonnenen Spitzen auszulegen, die besten Weingärtner (Virg. G. II. 299) verwerfen, weil sie allzu saftig und unfruchtbar sind; wenn sie ja Erträgniß geben, sind die Traubenkämme klein und die Stöcke sterben bald ab. Einige drehen sie vor dem Einsetzen am untern Ende; dies ist eine Mißhandlung, die Jeder unterlassen sollte (Col. III. 19. Pall. III. 9. Plin. XVII. 35, 3).

4. Durch Fußlinge. Die Reben werden, wie die Fußlinge der Feigenbäume, mit einem Ansage (*calx*) oder Fuße (*perna*) alten Holzes abgerissen; sie kommen, weil das Reis (*stolo*) noch etwas Holz vom Mutterstamme und einige Fasern behält, zwar leicht an (Pl. XVII. 13; 35, 3), sie stehen aber denen aus den Mittelstücken an Werthe nach.

5. Durch ausgesäete Kerne (Pl. XVII. 10. Cic. de senect. 15, 5). Sämlinge wachsen langsam und schlagen oft aus der Art (Virg. G. II. 14, 59).

6. Es giebt noch eine Art der Fortpflanzung. Ein ganzer Weinstock nämlich wird eingegraben und mit Reilen zerspaltet; die zerspaltene Reben werden in Furchen gelegt, deren jede

mehrere Sektlinge giebt. Fallen sie zu schwach aus, so werden zur Verstärkung Stangen daran gebunden und die Seitentriebe gelassen (Pl. XVII. 35, 27).

V. Der Satz (satio).

Jeder anzulegende Weingarten muß zuvor entweder umgegraben oder mit dem Doppelspaten riolt werden. In den Provinzen ist Riolen nicht gebräuchlich (Col. III. 13), für mürbes (putris) und löslisches Erdreich nicht nöthig (Col. V. 4), bei Geschlossenheit des Bodens aber sehr empfehlenswerth (Pl. XVII. 35, 7), um ihn in jene lockere Verfassung zu bringen, welche den in die gehörige Tiefe eingesehten Fächern gestattet, ihre Wurzeln auszubreiten.

Die oben schon angegebenen Grundsätze gelten auch für das Riolen des Weinberglandes. Es beginnt von dem kürzesten Tage bis zum Favonius (Pl. XVIII. 64. Col. XI. 2) und wird in Ebenen 2½', an Bergen 3', an steilen Bergen und Abhängen 4' ausgeführt. Riolen und Satz macht sich bei trockenem oder schwachfeuchten Boden am besten, dann jeden Falles besser, als wenn er schmierig ist. Gerodetes Baum- oder Waldland oder Feld, das von den Wurzeln des Farnkrautes (filix) und anderer verderblicher Gewächse verunreinigt ist, läßt man, weil es schwieriger zu säubern ist, lieber umgraben als riolen (Pall. II. 10) und bringt die Sagreben, wie auch dort, wo das Pflanzland gar keine besondere Bearbeitung (molitio) bedarf, in aufgeworfenen Gruben (fossa s. scrobes), besser noch in die durch die ganze Länge eines Beetes (tabula) laufende, 2½—3' breite und 2½—3' von einander entfernte Furchen. Die Gruben sollen 3' lang und breit — nach den Griechen nur 2' breit — sein (Pl. XVII. 35, 8) und eine Tiefe von nicht unter 2' und nicht über 2½' haben. In wässerigen Gegenden, wie um Ravenna, kommt man dann dem Sprudelwasser sehr nahe (Pl. XVII. 16); an Abhängen dagegen und auf fettem, schwarzen Boden, wo man den Ordnungen größere, 4' breite Zwischenräume beläßt und sie 4' ins Gebierte macht, kann man die Pflanzlöcher auf 3 Fuß vertiefen (Col. III. 13;

V. 5); überall müssen sie nach unten weiter, nach oben enger sein (Pl. XVII. 16. Pall. II. 10).

Ein Loch von solcher Länge, daß es zwei von einander gesonderte Stöcke aufnehmen kann, heißt: Wanne (*alveus*).

Die Pflanzlöcher sind nach Mago's Vorschrift (Pl. XVII. 16) in mäßig warmen Gegenden ein Jahr oder länger vor der Besezung aufzuwerfen, damit in dieser Zeit Luft und Regen auf das Erdreich wohlthätig wirke und ein befruchtender Ueberwuchs von Rasen entstehe. Verstatten dies die Umstände nicht, soll man sie wenigstens 2 Monate vor der Pflanzung mit Strohfeuer ausbrennen (Pl. XVII. 16). Ist der Boden arm und hungrig, macht man Gruben wie Furchen (doch wohl in der Voraussetzung, daß gedüngt werde?) erst gegen die Zeit des Sages (Col. V. 5).

In Betreff der Entfernung der Reihen hat man Landes- sitte, Rebsorte, Klima, Bodenverhältniß und Culturweise in Betracht zu nehmen. Die allgemeine Regel, daß die Zwischenräume (*interordinia*) 5' Breite haben, leidet große Abänderungen; sie werden bis auf 4' verengt oder auch bis 10' erweitert, je nachdem man die Gärten mit dem Zweizahn (*bidens*) oder dem Pfluge bearbeiten will (Col. V. 5). Auf fettem Flachlande pflanze man, damit der muthige Wuchs sich geräumiger ausbreite, die Stöcke 7', bei mittlerer Bodengüte 6' weit; ist das Land mager, gehe man von 5' bis auf 2½' herab (Col. III. 15), obwohl Manches dagegen spricht, die Reihen unter 4' zu verengern. Häufig indessen werden die Reihen so gestellt, daß zwischen den einzelnen Sehlungen in gerader Linie ein Raum von 2 — 3 Fuß verbleibt und die Querreihen (*transversa spatia*) der Gräben oder Pflügerwege verbreitert werden (Col. III. 5); bei 3' Entfernung bedarf man für ein Jagerfeld (*tabula jugeralis*) 3600, bei 2 halben Fuß Raum auf dieselbe Fläche 4753 Stöcke (Pall. III. 9). Die Spanier verfahren anders: sie pflanzen, wie Gerda bezeuget, auf fettem Grunde gedrängter, auf magerem weitläufiger. Wir thun Letzteres, außer auf Fettlande, bei den stark in's Holz gehenden Sorten und in Localitäten (Col. III. 1. Pall. III. 9), wo viele Nebel und Regen fallen, Ersteres an Bergen (Virg. G. II. 276), wo der Wein edler wächst, der Stock aber weniger um sich wurzelt (Theophr. III. 9) in Gegenden, wo trockene Bitterung herrschend ist (Pl. XVII. 35, 9) und bei schwachwüchsigen Arten. Soll der Garten künftig mit dem Karste bearbeitet werden,

pflanzt man die Reihen bis höchstens 7' weit, will man aber das Pfluggespann anwenden, muß der Raum 7—10' betragen. — Die Umler und Marsen lassen in ihren s. g. Beet- oder Furchenfeldern (*porculeta*) an 20' Zwischenraum liegen, um bequemer pflügen zu können.

Der Weingarten werde in Felder oder Quartiere (*hortuli, tabulae*), jedes zu 100 Stöcken (*Pl. XVII. 35, 7. Col. III. 20; IV. 18. Pall. II. 11*) oder in der Größe eines ganzen oder halben Juger (*Virg. II. 264*) abgetheilt. Ein Haupt- oder Decumanweg (*decumanus limes*) von 18' Breite, damit zwei Wagen sich ausweichen können, laufe von Osten nach Westen; hat man Raum, gebe man einen Querweg (*cardo*) von Süden nach Norden, von etwa 10' oder, soll er als Hauptweg dienen, von gleicher Breite wie der Hauptweg. Nächstdem lasse man noch andere Wege (*limites, semitae*) zwischen den mit verschiedenen Sorten einzeln besetzten Quartieren, damit Sonne und Wind zugelassen, Vergattung und Aufsicht erleichtert und die Träger in die Weinlese, wie bei Homer (*Pl. XVIII. 566*), gehen können. Man pflanze dann immer von fünf zu fünf, so daß jedes fünfte Göländer eine Abtheilung schließt. Die Baumgärten bedürfen solcher Abtheilung in Felder nicht.

Jede Sagrebe muß in derselben Richtung zu stehen kommen, in welcher sie in der Pflanzschule stand. Damit man dieselbe finde,

Wird die Himmelsgegend auch oft an die Kinde gezeichnet;
Jegliche dann, wie sie stand, auf welchem Theil sie des Südens
Brand ertrug und wo sie dem Pol' zuwandte den Rücken
Wieder gestellt; denn mächtig ist zarter Jugend Gemüthung.

Virg. G. II. 269.

Diese Regel geben alle Lehrer des Weinbaues, mit Ausnahme des einzigen Plinius (*XVII. 16*), der die Einhaltung der früheren Richtung unnöthig findet, weil Cato darüber schwelgt; er bezeuget aber, daß Einige, im Widerspruch mit dieser Bestimmung, absichtlich die Südseite nach Norden lehren, weil dadurch die Stöcke dichteres Laub und festere Frucht bekommen sollen.

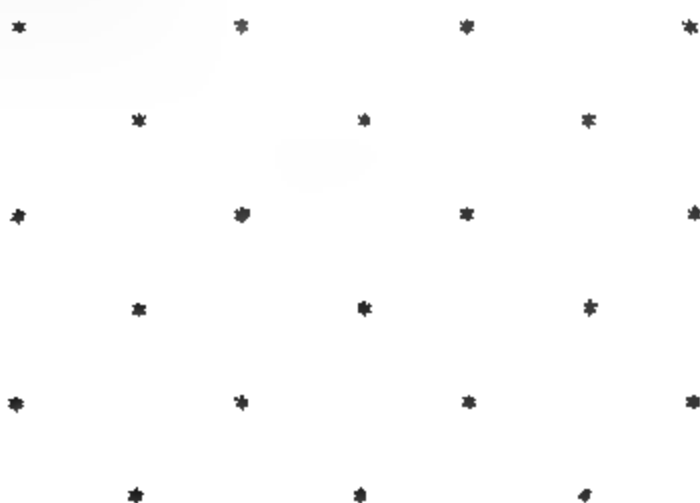
Wo man Reben mit Bäumen vermählt (*maritare*), legt man um letztere 2—10 Reben, auf fettem Boden, wo man Getreide dazwischen säet, wie im dieffeitigen Gallien, 40' vorn und hinten, d. h. nach Süden und Norden und 20' an den Seiten;

auf magerem und unbefäeten Boden sind in der Ebene nach allen Seiten 20' genug.

Die Säbreen in der Länge von wenigstens 3' (Pl. XVII. 35, 8) legt man entweder an die beiden Seiten oder in die 4 Winkel der Grube auf wohlzerkleinerte Erde, so, daß die Wurzeln in die Mitte des Loches kommen und der Stod, wenn er sich an eine Stütze — zuerst von Rohr — lehnt, gegen den Aequinoctialmorgen gerichtet ist. Der Sepling wird nun mit etwas Erde beworfen, dann mit 2 Augen über der Erde in die Höhe gerichtet und an einen Stab gebunden (Pl. XVII. 35, 8). An Abhängen macht man, nach Einbringung der Erde, Vertiefungen um die Stöcke und auf der abgedachten Seite einen Umfassungsrund zum Aufhalten und zur Behr des Wassers.

Nach Mago soll man im ersten Jahre jede Grube nur halb, im zweiten erst ganz mit Erde füllen und so die Rebe nöthigen, ihre Wurzeln abwärts zu treiben. An trockenen Stellen ist dies, um Feuchtigkeit zu fangen, gut; ist der Boden aber an sich feucht oder die Gegend Regengüssen bedeutend ausgesetzt, mag man die Gruben, weil das in den Hohlstellen sich ansammelnde Wasser dem Leben der Seplinge nachtheilig ist, gleich ganz zufüllen, die Seplinge aber bald nach der Herbstgleiche vorsichtig und tief behacken und, damit die Wurzelbildung in der Tiefe vor sich gehe, die oberen Würzelchen abräumen.

Einige pflanzen die Stöcke in fünffache Schicht oder in den Verband (quincunx), so daß immer drei und drei Stöcke, zwei aus der einen und der dritte aus der gegenüberstehenden Reihe, ein gleichschenkliches Dreieck bilden und die Gestalt eines V oder X sich ergibt (Col. III. 13; IV. 30).



Diese sehr gewöhnliche und von großen Männern beifälligst aufgenommene Anordnung (*ordo quincuncialis*) hat den Vorzug (Cic. de senect. 17), daß der reinigende Wind, die erwärmende Sonne und der befruchtende Mond ungehindert einwirken können; man erhält in Folge derselben mehr und früher reifende Trauben, bessern Most, damit endlich auch höhere Preise (Varr. I. 7). Kein Stod entzieht hier dem andern den nährenden Erdsaft (Quintil. VIII. 3, 9); die Fläche wird auf das Gleichmäßigste benutzt und die sich nach jeder Seite hin in gerader Linie darstellenden Reihen gewähren einen hübschen Anblick (Pl. XVII. 15). Es ist unrichtig, daß man nur auf üppiger, freudig treibender Ebne in Verband pflanzen könne, — die schräge Durchkreuzung der Furchen (Virg. G. I. 98) ist an Höhen gar wohl möglich (Propert. III. 17, 15). Drum:

Wähle du des schrägen Gefild's Anhöhe und gekrümmte Hügel,
 Bleib den Ordnungen Raum. Nicht minder auch säge genau sich
 Rings den gemessenen Räumen der Gang mit kreuzendem Quergang.
 Virg. G. II. 276.

Damit die Reihen gerade auslaufen, wird es gut sein, wenn man eine Schnur von purpurner oder sonst augenfälliger Farbe über das Pflanzland in der Länge der Reihen ausspannt oder Linien in der Entfernung, welche den Reihen gegeben werden soll, zieht und jedesmal an der Stelle, wo ein Stod zu stehen kommen muß, einen Pflock oder Rohrstab einsteckt (Pall. III. 9). Danach folgt ein Mann mit dem Grabbeile und macht im Wechsel der Reihen Löcher von der angegebenen Tiefe (Col. III. 15).

Fester Boden muß schlechterdings röst und nur mit Wurzelingen bepflanzt werden (Pl. XVII. 35, 8). Diejenigen, welche die Arolungskosten scheuen, einige Bodenlockerung aber erreichen wollen, lassen im Wechsel gleichweite Zwischenräume liegen, ziehen sodann 6' breite Furchen, werfen die Erde 3' hoch auf und legen dann an den Furchenseiten die bewurzelten oder unbewurzelten Neben ein. Bei noch weiter getriebener Sparsamkeit werden 2½' tiefe und 5' breite Furchen gemacht; von Furche zu Furche bleibt ein dreimal so großes Zwischenfeld roh liegen, das man, wenn die Pflänzlinge beileibt, mit Quergruben erfüllt; auf diese Weise stellt man Anlagen von gleicher Beite her (Col. III. 15).

Die Sparsamkeit hat noch einige Vortheile erkünfstelt. Mit den Anlagen eines Weingartens in rigoltem Boden verbindet man häufig zugleich die einer Pflanzschule. Die Wurzlinge werden an den gehörigen Ort gesetzt, zwischen die Stöcke und deren Reihen aber kommen Schnittlinge zum spätern Versetzen. Auf diese Weise kann man von einem Juger 6000 Wurzlinge erhalten; die aber 2 Jahre später als die angepflanzten tragen, weil sie eben so viele Zeit nöthig haben, um Wurzeln zu schlagen (Pl. XVII. 35, 9).

Für bewurzelte und unbewurzelte Reben giebt es eine doppelte Zeit des Sages; die erste, im Beginne des Frühlings, in den 40 Tagen vom 13. Februar bis zur Tag- und Nachtgleiche (Col. III. 14), wenn der Favonius weht (Pl. XVIII. 77), ist bei fettem, feuchten und solchem Lande, welches Frucht getragen hat, die beste; über den 16. März hinaus darf man in heißen Gegenden keinen Sag mehr machen (Col. XI. 2); die zweite, im Herbst, vom 15. October bis zum 4. December, paßt für trockne Striche, dürre, magere Felder und stark abschüssige Höhen. In feuchtem, fruchtbaren Boden kann man die bereits grünende Rebe noch bis zur Sonnenwende verpflanzen, wie dieses in Spanien wirklich geschieht (Pl. XVII. 35, 8).

Es ist sehr gut, wenn am Pflanztage Windstille, oder trocknes, warmes Wetter oder Südluft herrscht und wenn es vorher geregnet hat (Col. III. 14. Pl. XVII. 30. 4); den Nordwind vermeide! (Virg. G. II. 316. Pl. XVIII. 77.) In einem dürrn Lande kommen unter jenen Verhältnissen die Wurzlinge nicht einmal gut an; in ein trocknes werden die Schnittlinge übel gelegt, wenn es nicht kurz vorher geregnet hat (Pl. XVII. 35, 8). Bei der geheimen Verwandtschaft, in der Gestirne und Pflanzen, insbesondere die Reben, mit einander stehen, beobachte man auch den Mond und lege Schnittlinge wie Wurzlinge nur dann, wenn derselbe über der Erde steht (Pl. XVIII. 75).

Der Weingartenmann muß Bedacht nehmen, daß jedes Sageris (planta) unbeschädigt und erst in dem Augenblicke, da es eingestelt werden soll, dem Mutterlande der Rebschule enthoben werde (Col. III. 15). Cato will an den Wurzeln recht viele Erde gelassen haben; darum soll man sie für weitere Transporte ganz mit Rasen umbinden und zu größerer Sicherheit in Körbe verpacken (Pl. XVII. 16). Der besorgte Weingärtner wird die-

selben nicht nur nicht trocken werden lassen, sondern auch das Ausheben niemals bei Wind aus der Boreal- oder Septentrionalgegend oder aus dem Brumalmorgen, eben so wenig aber auch bei Regen oder Zugluft oder Sonnenschein vornehmen. Der Boreas versorgt die Wurzeln (Pl. XVIII. 77, 1) so, daß die Sprosslinge ausgehen. Der Landmann rathet dann umsonst nach der Ursache ihres Ausbleibens, und doch hat er sie herbeigeführt (Pl. XVII. 16). Unter ungünstigen Wetterverhältnissen muß man die Sprosslinge durch Umhänge schützen, bei dem Ausheben beschädigte Wurzeln ausschneiden (Col. III. 15), stärkere Verwundungen des Stammes aber mit Mist überstreichen oder mit Blättern verbinden (Pl. XVII. 16).

Die Pflanzlingskörper werden schräg (Col. III. 15), in einander entgegengesetzter Richtung (in diversum), die Wurzeln in horizontaler Lage, ziemlich in der Mitte des Pflanzloches eingesetzt (Pl. XVII. 16; 35, 8); damit diese nicht so leicht unter einander verwachsen, legt man, nach Cato's Vorschrift, zwischen je zwei und zwei einige fünfpfundige, aber nicht schwerere Steine (Pall. III. 10. Col. III. 15; de arb. 4). Man erreicht dadurch zugleich, daß das ersäufende Wasser in der Regenzeit abgehalten und die tödtende Gluth des Sommers gemildert wird (Theophr. III. 5 u. 7). Weil jedoch breite Steine den Ablauf des Wassers und die Ausbreitung der Wurzeln hemmen, ist angemessen, nur runde, rothe Kiesel, Kieselg, Scherben oder Kies einzufüttern. Gegen auf die bedeckte Grube noch zu legende Steine, welche die Wurzeln vor entblößendem Regen und ausdörrender Sonnen- gluth schützen sollen, läßt sich einwenden (Geop. V. 19), daß durch überdeckte Steine die Stämme im Sommer erhitzt und im Winter erkältet werden; beides zu umgehen, rath man sogar, die auf kieselgtem Boden oben auf liegenden Steine wegzuschaffen *). Nicht so Virgil; er sagt:

Grab auch schlürfende Kiesel umher und strohende Muscheln,
Daß sich dadurch einschmiege die Riß' und leise der Windhauch
Abwärts dring' und erfrische die Pflanzungen. Manche sogar sind
Die mit Weßeln von oben und aufgebügelt Scherben
Pakteten; dieses wehrt den ergossenen Regengewittern,
Dies, wann der feurige Hund die lechzenden Flurenerspaltet.

Virg. G. II. 348.

*) Auch in Judäa wurden die Steine vom Weinberggelände abgelesen, doch gab nur jedes siebente Jahr dazu ein Recht.

Die Grubensohle darf, sollen die Setzlinge gedeihen, nicht zu fest, aber auch nicht mager sein. Man hält für gut, dieselbe entweder aufzuhacken oder mit kleinen Furchen zu durchziehen (Pl. XVII. 35, 7), oder mit gepulverter, an mageren Stellen mit fernher geschaffter, fetter Erde zu beschütten, oder um den Pflanzen mehr Nahrung zuzuführen, die ausgeworfene Erde mit Dung zu vermischen. Plinius (XVII. 35. 7) hält Letzteres für nothwendig. Damit aber der Mist nie an die Wurzeln komme und auf dieselben seine versengende Kraft ausübe (Col. V. 5), schütte man lieber erst Erde ein, lasse dann den Mist folgen und bedecke diesen mit Erde, wo möglich von der obersten, die aus dem Loche gegraben worden ist (Geop. II. 21. Pl. XVII. 16). Anrathlich ist auch, unter die auf die Wurzeln kommende Erde eine Gemina Weinträbern oder Weinbeeren-Kerne als Düngmittel zu mischen und zwar unter der besondern Rücksichtnahme, daß man Stöcken von schwarzen Beeren die Träber von weißen, weißbeerigen Stöcken die Träber von schwarzen Trauben zutheilt (Col. de arb. 4); man wirkt dadurch auf Wurzelbildung, Nahrung und Feuchtigkeit im Sommer und Erwärmung im Winter (Col. III. 15. Pall. III. 9).

Des festern Standes wegen faßt man die Setzlinge mit einem zweigezinkten Karste (*pastinum*) über der Wurzel, drückt sie nieder und tritt zuletzt die eingeschüttete Erde fest. Bei halb- oder theilweise gefüllten Grubenlöchern muß das Festtreten der Erde, so oft sie später eingeschüttet wird, jedesmal wiederholt werden (Col. V. 6. de arb. 4).

VI. Weinbergspflege (*cultus vinearum*).

Gräcinus hat schon bemerkt, daß die meisten landwirthschaftlichen Anlagen mit größerem Eifer begonnen als fortgesetzt und vollendet werden. Es geht hier wie bei dem Hausbau. Manche führen Häuser von Grund aus; sind sie ziemlich fertig, lassen sie den Bau stehen; sie vollenden ihn nicht oder erhalten ihn nicht. Andere bauen Schiffe in vollem Eifer; sind sie fertig, lassen sie es an Ausrüstung oder Bedienung fehlen. Landleute treibt Lust,

Vieh oder Sklaven zu kaufen, die Sorge aber, wie die erkauften Sachen zu erhalten, berührt sie nicht. Wundern sollte man sich darüber nicht, da man weiß, daß es nicht einmal an Solchen fehlt, welche ihre Kinder durch angelegentlichst gesuchte eheliche Verbindungen, nicht aber durch Bildung des Geistes und Körpers versorgen wollen. In ähnlicher Weise fehlen auch die Weingartensleute. Mancher legt Pflanzungen auf das Schnellste und Beste an, ehe aber die schönsten gestellten Stöcke in jugendliche Vollkraft treten, giebt er die Pflege derselben auf, sei es aus Scheu vor dem jährlich zu machenden Aufwande, sei es aus größerer Reigung zu großen, als zu gutgehaltenen Anlagen, oder in der Meinung, daß man bei dem Weinbau alle Mittel, gute wie schlechte, versuchen müsse. Keine Ansicht geht dahin, daß kein Grundstück, am wenigsten ein Weingarten, Ertrag giebt, wenn ihm nicht eine auf Sorgfalt und Kenntniß beruhende Pflege zu Theil wird. Die Rebe ist ein gar zartes, nach der Ansicht unserer Landwirthe, empfindendes Gewächs; sie kann namentlich in der Jugend die Strenge der Witterung nicht ohne Schutz ertragen; sie darf sich im Fruchttragen nicht anstrengen; je nach Beschaffenheit des Bodens muß ihr auch durch Dung nachgeholfen werden. Sie erfordert daher angelegentliche Sorgfalt und eine Behandlung wie ein Kind, das man in zartem Alter auch recht wachen und pflegen soll; ohne durchweg gute Wartung magert sie auf das Aeußerste ab, wird schwindsüchtig, und verkommene Pflanzungen lassen sich mit keinem Aufwande wieder herstellen. Erst dann kann man den Weinstock sich selbst überlassen, wenn er fest eingewurzelt und zu Kräften gekommen ist. Ich bezeuge nach langer Erfahrung und in Uebereinstimmung mit Gracianus in der Schrift: Ueber den Weinbau, daß ein wohlangelegter, mit guten Sorten besetzter und von einem tüchtigen Weingärtner gepflegter Weingarten, mit oder ohne Bäume, durch reiche Erträge seinem Herrn Dank abstattet. Mein Gewährsmann bringt dafür eine Erzählung, die er oft von seinem Vater gehört hatte. Sein Nachbar, Paridius, hatte 2 Töchter und ein Rebensfeld. Der ältesten gab er davon den dritten Theil als Heirathsgut, und doch erntete er von den beiden verbleibenden Dritttheilen so viel, wie vorher. Als die zweite Tochter heurathete, erhielt auch sie ein Dritttheil, dessen ungeachtet aber erlitt der Vater keinen Ernte-Rückschlag, weil er den ihm gehörigen dritten Theil besser

cultivirte, als früher das ganze Grundstück (Col. IV. 3). Daran sieht man, daß, wenn auch nicht Alles, doch sehr Vieles zum Gedeihen des Weinbaues durch die Menschen geschehen kann. Darum halte ich für angemessen, die zur Weinbergspflege dienlichen Regeln zusammenzustellen.

a. Geräthschaften.

Vor Allem hängt das Gedeihen eines Weinberges von der Tüchtigkeit des Hausvaters ab. Er muß die Weinbergspflege und Weinbehandlung verstehen, das Grundstück oft besichtigen, bei den meisten Arbeiten zugegen sein und namentlich bei der Anlage einer Rebschule, oder eines Rebgartens sich zum Grundsatze machen:

Selbst will ich pflanzen die Reben, besetzen die Hügel nach Ordnung.
 Die, wenn wachet mein Ang', mir das Bild nicht verleiht.

Propert. III. 17, 15.

Mag er die Vigne selbst bewirthschaften oder durch einen Possitor gegen eine Abgabe von einem Neuntel bis zu einem Fünftel oder durch einen Theilpächter (partiarus), der die Hälfte bis zu einem Neuntel des Ertrages erhält (Cat. 137), bewirthschaften lassen, so halte er stets auf sachverständige Leute und gutes Werkzeug, das, wo möglich, auf der Villa in den Früh- und Abendstunden oder an Regentagen nach festen Ansätzen gearbeitet, ergänzt, wieder hergestellt und im Stande erhalten oder auf das Wohlfeilste und Beste angeschafft wird.

Das Geräthe (instrumentum) theilt man in 2 Haupttheile ein, in lautes (vocale) und stummes (mutum, Varr. I. 17). Zu dem lauten Geräthe wird gerechnet:

1. Der Meier und die Meierin, beide dem Sklavenstande angehörig. Jener soll der Cultur, diese der Behandlung des Weines und der Weinfässer kundig sein, beide aber vorsichtig, treu und zur Zeit, nach den bestehenden Vorschriften, ihre Geschäfte besorgen (Cat. 2, 5. Col. I. 8; XI. 1).

2. Die Weinbergssklaven (vinitores). Man wählt dazu nicht sowohl große, als breitschultrige, kräftige Leute, die sich zum Graben, Schneideln und zu jeder Culturarbeit besonders eignen und geistige Gewandtheit besitzen. Auf Rechtchaffenheit und vernünftiges Betragen kommt bei diesem Volke wenig an, da sie stets truppweise und unter den Augen eines Treibers (monitor)

oder Weinstockaufseher (antistes) arbeiten müssen. Nebgärten werden daher größten Theils durch Sklaven, die in Ketten geben oder an Klößen liegen, cultivirt und von den wichtigeren Ackerklaven getrennt gehalten (Col. I. 9).

In manchen Gegenden wählt man zu den weiltläufigen Arbeiten der Weinlese Tagelöhner und gedungene Freigeborene (*mercenarii et conductii*) und mit Schulden behaftete Leute (*obaerati*), die zur Entledigung ihrer Schulden mit Zeit und Kraft fremdem Dienste verpfändet, ganz vom Brotherrn abhängen. Dergleichen giebt es in Asien, Aegypten und Syrien Viele (Varr. I. 17). In ungesunden Gegenden hält man, der häufigen Sterblichkeit wegen, lieber Tagelöhner als Sklaven.

Zu den Weinbergsklaven gehört der Schneider (*putator*), der die Stöcke ausputzt und reinigt (Ovid. M. XIV. 649), der Erdarbeiter (*pastinator* s. *fossor*), der das Land gräbt und zubereitet (Col. III. 13), der Anjocher (*jugator*), der die Jochse stellt, der Anblinder (*alligator*), der die Stöcke anblindet, der Reifer (*vindemiator*), der die Trauben sammelt, der Keltertreter (*calcator*), der sie zertheilt (Calpurn. cel. IV. 129). Cato rechnete für das Landgut des C. Manlius im casinischen Gebiete auf 100 Juger Weinland mit dem *Villicus* und der *Villica* acht Sklaven.

Zu den fernern Geräthschaften (*instr. inanima*) gehören:

1. Wasserkannen (*urcei aquales* s. *aquarii*), um das Stiefwasser an die Stöcke zu tragen.

2. Stoßeisen oder Hacke (*runcina*, *sarculum*) zur Reinigung der Wege und Gärten, letztere mit einem oder zwei Zinken (Col. II. 12, *simplices* vel *bicornes*). Stehen auf der einen Seite die Zinken, auf der anderen die Blätter, so ergiebt sich die Doppelhacke (*ascia*, Pall. I. 43).

3. Der Zweizahn (*bidens*) oder zweizahnige Karst zum Umhacken, Ebenen (Col. XI. 2, 17), Lockern und Reinigen des Wein- (Col. IV. 5) oder Gartenlandes (Col. X. 87).

4. Die Radehaue (*ligo*), stark (Hor. ep. 5, 30) und krumm (Stat. Theb. III. 589) mit breitem Eisen zum Ausstreichen von Wurzeln, Aufhacken des harten Bodens (Col. X. 89) und der Gruben und Furchen der Nebenpflanzlinge.

5. Die mehrzahnige (*quadridens*, Cato 10), bald schwerere, bald leichtere Hacke oder Harke (*rastrum*) zum Zermalmen der Erdschollen (Virg. G. I. 94), zum Zäten der Feldfrüchte im Frühjahr (Virg. G. I. 155). Es giebt eine kleinere hölzerne Art (Col. II. 11, 4. Varro I. 49).

6. Die Zinkenhacke oder Krag-Schaufel von handförmiger Gestalt (*marra*) zum Fortbringen und Zerkleinern ausgeworfener Grubenerde (Col. XI. 3, 11. Col. X. 89).

7. Der einfache, flache Spaten (*pala*) mit fußlangem Eisen zum Umgraben, Auswerfen oder Anhäufeln der Erde (Col. X. 45).

8. Der Doppelspaten (*bipalium*), in der Bauernsprache Seßterz (*sestertium*), mit einem doppelt oder etwas weniger langen Eisen, als der vorige (Col. XI. 2, 17; 3, 4; de arb. 1), fördert besser, doch muß er, wie alle Eisenwerkzeuge, Morgens vor Tage geschärft werden (Pl. XVIII. 64).

9. Der Gabelkarst (*pastinum*) zum Umhacken und Ebenen des Bodens, besonders aber zum Festdrücken der in die Grube gelegten Senker (Col. III. 18).

10. Welle oder Barten (*dolabra*), zum Durchhauen der Stämme und Wurzeln, sind entweder einfach oder doppelt (Pall. I. 43), groß oder klein (*dolabella*); letztere mögen die Form von Hacken haben und zum Wegscharren der Erde um die Schenkel tauglich sein (Col. IV. 24).

11. Die Hippe (*falx vinitoria* s. *vinieatica*), das wichtigste Instrument im Weinbau, das Attribut des Vertumnus, des Gottes der Feld- und Weinbauern (Tibull. I. 18), auch in der Bildsäule auf dem Blumenmarke zu Rom, ersetzt nicht bloß die Säge (*serra*), die kleineren und größeren gekrümmten Handsäglein, s. g. Wölfe (*lupi*) zum Abschneiden der Stämme und Zweige, sondern das kleine Krummmesser (*cultellus curvus minor*) zum Abschneiden dürreter oder vorspringender Schossen. Ohne sie sollte nie ein Winzer in den Garten gehn; sie giebt ihm jedes Mal Veranlassung, an den Stöcken etwas zu machen. In Berücksichtigung dieser Bedeutung lassen wir eine Beschreibung einer gut eingerichteten Hippe folgen.

Der dem Hefte (*capulus*) nächste Theil, das Messer oder die Klinge (*culter*), dient zum Abschneiden mit abgekehrter Hand; dann folgt die Krümme oder Kehle (*sinus*) zum Rückwärtschnei-

den; der über die Krümme hinauslaufende Theil, die Schabe oder Vorschneide (*scalprum*) dient zum Aufwärtsschneiden; dann folgt der Schnabel (*rostrum*) zu Krumm- oder Hohl schnitten. Die halbmondförmige Erhöhung über dem Schnabel heißt Beil (*securis*) und dessen auslaufende Spitze, Dolch oder Lanzette (*muero*) zum Auspuhen enger Stellen.

Da an den Weinstöcken das Reiste durch den Schnitt, wenigstens nur durch den Hieb auszuführen ist, kommt es bei diesem Eisenwerkzeuge (*ferramentum*) vorzüglich auf die Klinge an. Sie sei von gutem Eisen und lasse sich durch Beizen schärfen (*novacula*), damit der Winzer ohne große Anstrengung arbeiten und dem Schnitte gleichmäßige Glätte geben kann, was besonders junge Stöcke verlangen (Col. IV. 11). Ist das Eisen weich, legt es sich um; stumpfe und dicke Schneide strengt sehr an, verlangt wiederholtes Ansehen und macht dennoch rauhe und unebene Wunden und Schrunden, bricht die Ranken ab, statt sie abzuschneiden, und mißhandelt die Stöcke, daß sie absterben (Pl. XVII. 37, 6).

Der Winzer muß die Spitze recht fest halten, und was er abschneidet, sei es am Kopfe, sei es am Körper, stets in einem Zuge und ohne einen Stumpf abnehmen, weil dieser an den Knoten wieder austreibt und nicht gehörig wieder verwächst. Er muß sie mit fester und sicherer Hand führen und jeden Schnitt, besonders in hartem Holze (Col. IV. 24), in schräger Richtung (Pl. XVII. 35, 18) machen, daß weder Regen- oder Thränenwasser, wie bei horizontalem Schnitte, stehen bleiben kann, wodurch, wie Theophrast sagt, die Gelenkkrankheit (*articulatio*) entsteht (Pl. XVII. 35, 28). — Der Schnitt ist aber viel sicherer, als der Hieb; oft hat man vergebens, macht unsaubere Wunden und zieht so dem Stöcke verderbliche Krankheiten zu (Col. IV. 24. Pl. XVII. 35, 6).

So oft eine Spitze gewetzt ist, hat man sie an einem Biberfelle (*pellis fibri*) abzuwischen und vor oder nach vollbrachter Schneidung, ohne daß es ein anderer Winzer sieht, mit Bärenblut oder Bärenfett, das mit Oel gestampft ist, zu bestreichen (Col. de arb. 15. Pl. XVII. 47). Dieses Mittel ist gegen das kleine, geflügelte Thier (*volucra*), welches die zarten Ranken und Trauben abnagt, eben so bewährt (Col. de arb. 15. Pall. I. 35), wie das mit Blut bestrichene Beil gegen Frost, Rebel, Hagel

und Kanthariden*) sich bewährt hat. Gegen die Raupen soll es gut sein, wenn die Spitze mit geknirschem Schierling bestrichen oder Judenpech (bitumen) und Schwefel um die Stöcke angezündet oder eine Anzahl Raupen abgelesen, im Nachbargarten in Wasser gekocht und die Gänge damit besprengt werden. Zerreibt man eine Kantharide auf dem für die Spitze bestimmten Wegsteine, werden die andern dadurch abgehalten (Pall. I. 35).

12. Ganz kurze Stippchen zum Ausstechen des Wurzelorns (falcioulas tribulariae) und Farrenkrautes (Pall. I. 43), des Stachelunkrautes (lumariae) und zum Abschneiden der reifen Trauben, sog. Knauffe (ungues).

13. Hefnadeln (acus), vermittelt welcher das Nebholz in den Riolungen abgeseift wird (Pall. I. 43).

14. Fingerlinge (digitalia), Ueberzüge von Leder oder Tuch über die Finger der Weinbergsleute, damit sie sich bei dem Ausputzen oder Lesen mit dem scharfen Messer nicht verwunden.

Die besten eisernen Geräthschaften, namentlich Karste, Beile und Stippen werden von Gales und Mturna bezogen (Cat. 135).

b. Umfriedigung.

Baumlose Weingärten werden wie andere Gärten (Virg. G. IV. 130) und Ackerfelder schon bei Homer (Il. V. 90) und besonders in Gallien durch Mauern, Erdwälle, wie bei Homer (Il. XVIII. 574) durch Zäune oder auch durch einen oft kostbaren Graben gegen den Anlauf der Menschen, des Viehes, namentlich

*) Ob Kanthariden und „das kleine geflügelte Thier“ ein und dasselbe Insect sei, läßt sich nicht bestimmen. Die Kanthariden rechnen die Alten zu den größten Feinden des Weinstockes. Sie mögen mehrere Arten gekannt haben. Plinius (XVIII. 17) nennt so einen kleinen Käfer, der das Getreide ausnagt. Palladius (I. 35) fand eine Art auf Rosen, Dioskorides (II. 7) auf hohen Eschen und Weibkornen und nach Cicero (op. IX. 21) soll der von L. Crassus angeklagte C. Carbo durch Kanthariden sich selbst getödtet haben (Cic. Tusco. V. 40. Brut. 27). Wahrscheinlich ist der oben gedachte Käfer der Nebenstecher (rhynchites botulost), vielleicht auch der von den Griechen jetzt noch so sehr gefürchtete Käfer, von dem Landerer a. a. O. schreibt: Die Korinther haben einen sehr gefährlichen Feind, den man in Griechenland Stantaris, eine Art Kantharis, nennt; er benagt im Winter die Wurzeln und frist im Frühjahr die Knospen ab. Dann erhält er auch Flügel und frist Knospen und Blätter.

des Ziegenviehes, des verderblichsten Feindes der Rebe (Virg. G. II. 196), geschützt.

Bäume flechte zur Wehr dem sämmtlichen Viehe, besonders
 Wo noch zärtlich der Sproß und nicht zum Dulden gehärtet,
 Daß ihn, außer des Sturms Unbill und der mächtigen Sonne,
 Büffel der Balbungen nicht noch raßlos und gierige Rache
 Kränken mit Hohn, abwasche das Schaf und die lüsterne Milchkuh.

Virg. G. II. 371.

Graben und Erdwälle wirft man gewöhnlich an den Landstraßen und längs der Flüsse auf, zur Abwehr der überfluthenden Gewässer und der überspringenden lüsteren Wanderer; gern bepflanzt man sie noch mit den zu andern Bäumen gewöhnlichen Hölzern, als Dornen (spineta), Hollunder, Quitten (Pl. XVII. 10), Weiden (salicta) und Genst (Virg. G. II. 436). Lebendige Umfriedigungen, die auch der homerische Sauhirt (Odys. XIV. 10) um sein Gehege und der Vetter des Propheten im Morgenlande um den Berg (Jes. 5. 1—2) gezogen, haben vor Bäumen aus geflochtenem Reißig, aus Latten und aufwärts gestellten Planken den Vorzug längerer Dauer, Widerstandsfähigkeit und Sicherheit gegen den Ruthwillen oder die Bosheit Reisender, sonderlich der mit Leuchtbränden versehenen Nachtreisenden. Man weiß, daß:

— Mancher Baum von der Fackel aufflammt, die der Wanderer sorglos
 Näherle oder vielleicht in dämmernder Fröhe hinwegwarf.

Ovid. M. I. 498.

Sie gewähren überdies den Arbeitern in der Gluth des Mittags erquickende Ruheplätze und den Hültern Verstecke; so in dem Hirtengemälde Theokrit's (L. 47), wo:

Prangt im Purpurglänze der Trauben ein herrliches Weisland;
 Solches bewacht am Baune ein kleines, sitzendes Knäblein;
 Um ihn sind zwei Hühner; die Weisstroßreihen durchwandelt
 Einer und legt die reisende Frucht, der andere aber
 Strebt nach der Tasche des Knaben mit List und läßt nicht eh'r ab,
 Bis er des Mahl's ihn beraubt und ihn ins Trockne gesetzt hat.
 Er, um Grillen zu fah'n, flücht künstlich Kapphobeloshalme,
 Die er mit Schmecken verknüpft; ihn kümmert die Tasche dabel nicht,
 Noch auch die Pflanzungen so, als übers Gesicht er erfreut ist.

Gaselaufstauden dürfen aber nicht genommen werden; die Rebe ist ein Feind derselben; sie wird traurig und krank, wenn sie nicht fern genug sind (Pl. XVII. 37, 10).

Magerstedt, Bilder aus der röm. Landwirthsch.

Woll diese dichten Belege aber auch den Weinbergarbeitern gefährliche Schlangen (Pred. Sal. 10, 8) oder Eidechsen (Theocr. VII. 21) bergehen, gegen welche Räucherungen von Salbaum, Hirschhorn und Ziegenflauen nicht stets helfen, ziehen Viele die Mauern von Steinen oder Ziegeln vor (Varr. I. 14. Col. XI. 2. Pall. I. 34). Gegenüber der Kostspieligkeit dieser Anlagen bleibt es ein unbestrittener Vorzug der Baumweinpflanzungen, daß sie, nur so lange die Reben jung sind, durch einzelne Gräben und Bäume gesichert zu werden brauchen (Col. V. 6. Pall. III. 10). Erwachsene schützen sich die Stöcke schon durch ihre Höhe selbst vor verletzenden Thieren, wilden sowohl als zahmen, die, mit Ausnahme der Ziegen (Virg. G. II. 196), in den brach liegenden oder abgeernteten Zwischenräumen der Rebäume gemeldet werden (Col. VII. 8), ingleichen gegen die Hirten, die in der kältern Jahreszeit hier bei erwärmenden Feuern übernachten und gern plündern.

c. Die Umhackung (fossio).

Nach Einlegung bewurzelter oder unbewurzelter Fächer hat man mittelst des Karstes oder Pfluges das riote Land durch öftere Umarbeitungen zu rühren und zu ebenen (Col. IV. 14). Man nennt dies Umhackung (fossio), häufiger Stäubung (pulveratio), oder Ralmung (occatio), weil mittelst des Karstes die Erdklöße zerkleinert und in Staub aufgelöst werden (Varr. I. 31. Col. XI. 2). Virgil (II. 354) bestimmt:

Haft du die Reihen gepflant, dann trenne die Erd' aus einander
Oft um die Stämm' und schwing' die Nacht zweijahrliger Karste,

er schweigt aber darüber, wie oft dieses geschehen solle. Eine desfallige Bestimmung unterliegt manchen Schwierigkeiten, doch steht fest, daß Seßlinge, Senker und ältere Reben um so besser gedeihen, je weniger sie von harter Erdrust eingeseßelt oder gepreßt stehen und je reiner sie vom Unkraute gehalten werden. Uebel steht's aus, wo sich das Wort anwenden läßt: Ich ging vor dem Acker des Faulen und vor dem Weinberge des Narren vorüber, und siehe, da waren Kesseln darauf und stand voll Disteln und die Mauer war eingefallen (Sprüchw. Sal. 24, 30—31). Von Zeit zu Zeit muß die Erde um die Stöcke herum vorsichtig getrennt (*deducere terram ad capita*) und, auch in weiterer Ent-

fernung, mit höher gehobenem Karste, um den Wurzeln Nahrung zuzuführen, gelockert (Col. III. 4, 14), das Gras sammt den tiefsten Wurzelspitzen, wodurch die Stöcke kräftig oder mager werden (Pall. IV. 7. Col. V. 5, 14), ausgerauft und auf die Düngerhaufen geworfen werden. Nach Befinden der Umstände, besonders wenn Frost oder dörrende Hitze zu befürchten steht, sind die ältern Stöcke mit Erde zu behaufen (Col. XI. 2, 54) oder die Grubenlöcher zu ebenen.

Die erstmalige Rodung eines frisch angelegten Weinberges (*novella vinea*) tritt ein, sobald das Rückengeländer (*canterium*) gemacht ist. Auf röhlichem Boden kann sie während der ersten beiden Jahre flach sein, im zweiten allenfalls unterbleiben, im dritten muß sie wieder erfolgen und dann so lange fortgesetzt werden, bis die Stöcke gekräftigt und fähig sind, das Unkraut selbst zu ersticken (Col. IV. 14).

Viele wollen die Weingärten den ganzen Sommer hindurch nach jedem Thau umrodet wissen; Andere verbieten dieses, wenn der Wein ausschlägt, aus Besorgniß, die Augen möchten von den hin und her gehenden Arbeitern beschädigt oder abgestoßen werden. Dieselbe Rücksicht bestimmt manchen Weingartenbesitzer, alles Vieh, insbesondere Bollvieh, das die Augen leicht abstößt oder in seinen Haaren mitnimmt, abzuhalten. Ein Weingarten soll auch dann die Hitze nicht vertragen, wenn die Trauben zu wachsen beginnen und genug haben, wenn er nach der Frühlingsgleich dreimal, gegen den Aufgang der Vergilien, nach Aufgang des Hundes und wenn die Perlringe sich färben, bearbeitet wird. Andere lassen die Stöcke das erste Mal nach der Lese, noch vor Winter, umgraben, Andere nur in der Nähe derselben räumen und hängen. Die zweite Behackung soll nach der Aprilmitte, vor der Empfängniß des Weinstockes, m. a. W., sechs Tage vor der Natmitte, die dritte vor Anfang der Blüthe, die vierte nach der Blüthe, die letzte, wenn sich die Traube färbt (Pl. XVII. 35, 17), geschehen. Meiner Ansicht nach muß man frische Anlagen von den Calenden des März oder nach vollendeter Tagesgleich bis in den October jeden dreißigsten Tag vor und nach den heißesten Tagesstunden flach bearbeiten; der Boden darf nie schmierig sein, weil er sonst verhärtet und pflagt (Col. de arb. 12). Für länger bestandene Pflanzungen verlangen die meisten meiner Vorgänger, namentlich Gracianus, Celsus und Atticus jährlich eine dreimalige,

durch Knospe, Blüthe und Reife von der Rebe selbst oder durch den Aufgang der Plejaden, des Hundsternes und den Untergang der Plejaden am Himmel vorgedeutete Lockerung (fossura); fast so auch Virgil:

— — — — — Ganz werde dir jährlich
Dreimal und viermal der Grund durchschnitten vom Pflug und die Scholle
Stets mit gewendetem Karste zermalmt.

Virg. G. II. 400.

Mit Ausnahme des lehmigen Bodens, den man weder pflügt noch gräbt (Pl. XVII. 35, 17), sind die Lockerungen überall nöthig, weil die Stöcke in Folge derselben wuchskräftiger, fruchtbarer, die Trauben früher reif werden, aber es versichern Erfahrene, daß durch gar zu öftere Erdbearbeitungen die Weeren zartschalig werden, daß sie bersten (Pl. XVII. 35, 17), und begnügen sich daher, nur das Unkraut jährlich zwei Male zu vertilgen (Col. IV. 5. Geop. III. 10) und einmal zu stäuben. Dreimalige Bodenbearbeitung ist sicherlich anstrengend, und die Behauptung (Col. de arb. 12) übertreibend, daß im Weinberge des Grabens kein Ende sei und daß, je öfterer man grabe, eine um so reichlichere Lese gewonnen werde. Die erste geschehe stets zeitig, wenn Winter und Sommer sich scheiden, nicht später, damit die schon vorgerückten Knospen nicht abgestoßen oder beschädigt werden (Pl. XVII. 35, 17), aber recht tief, um freundige Triebe und Traubenansätze zu locken (Col. IV. 27, 28). Die zweite erfolge im Anfange des Juni, ehe die Blüthe eintritt; sobald die Trauben in's Wachsthum treten, verträgt kein Weingarten die Hitze (Col. XI. 2, 44. Pl. XVII. 35, 17); die letzte endlich im August, in der Traubenreifezeit, in kältern Gegenden etwas später. Jede Bearbeitung geschieht nicht einzig zur Vertilgung der Unkräuter (Pall. IX. 1), es muß auch die Erde um die Stöcke zur Abwehr drückender Hitze oder Kälte angehäufelt und durch Zerschlagung der Klumpen Staub, der den Stöcken zur Nahrung, den Trauben zum Wachsthum (Geop. III. 10, 11), zur Zeitigung (Pl. XVII. 5) und zum Schutz gegen Sonnenbrand und Rebel dient (Pl. XVII. 35, 17. Col. de arb. 12. Virg. G. II. 418), erregt werden. Der Weinstock liebt den Staub; darum pflanzt man ihn, wie den Delbaum, gern an die Landstraßen und bestäubt Wurzeln und Trauben wie Feigen, Melonen und Kürbisse (Theophr. II. 8; III. 22) mit beginnender Reife. Damit er sich recht ansehe, habe

und stäube man nie in der Mittagsgluth, sondern früh, bis zur dritten Stunde und von der zehnten Stunde bis zur Abenddämmerung. Später, im Herbst zu lockern, erscheint auch den Griechen nicht statthast. Hesiod schreibt vor:

Wenn Handträgerin *) nun von der Erd' auf die Pflänzlinge klettert,
Durch die Plejaden geschwenkt, nicht mehr dann grabe den Rebhalm!

Hesiod. op. 571.

Der Zwischenraum weiträumig angelegter Gärten und Baumweinpflanzungen wird gepflügt (Varr. I. 31. Col. de arb. 13); und was der Pflug nicht berührt, mit dem nachhelfenden Karste gelockert (Col. V. 5. Pall. I. 6). Je tiefer die Pflugart erfolgt, desto reichlicher fällt die Traubenernte aus (Col. V. 7). Karstung ist vorzüglicher, als Pflügung, denn der Pflug arbeitet den Boden nie so gleichmäßig durch, legt auch Bänke, und das Spannvieh reißt hier Zweige, dort ganze Stöcke aus (Col. de arb. 12), wenn sie nicht recht weitzeilig gepflanzt sind (Varr. I. 31. Col. IV. 14). Wo dies der Fall oder Mangel an Arbeit ist:

Da durchackre den Grund mit gedrängtem Eiser und selber
Zwischen das Rebengehölg lauf' hin arbeitende Stiere.

Virg. II. 356.

Zur Zermalmung der Schollen und zur Lockernng der den Stöcken nahen Stellen, die das Pflugschaar nicht getroffen, muß man später den Karst ja noch anwenden, daß der Ertrag nicht versage (Pall. I. 6. Col. V. 5). Stets aber gehe man vorsichtig und mit möglichster Schonung der Stöcke zu Werke, denn Verwundungen oder Schrundungen mit der Hacke oder Wurzelstörungen durch den Pflug kann das zärtliche Gewächs nicht vertragen, es wird krank und unterliegt den Einflüssen heißen, kalten oder sonst nachtheiligen Wetters (Pl. XVII. 35, 6).

d. Die Breche (pampinatio).

Die Breche (Ablaubung, Entzweigung) hat die Entfernung der überflüssigen, nutzlos zehrenden Schossen und Blätter zur

*) Es ist hier wohl die Weinbergschnecke (*helix pomatia*) gemeint, mit genabelter, eirunder, gelblich-brauner oder brauner Schale, deren mondformige Oeffnung das Thier im Winter schließt. Sie ist durch ihre Gefräßigkeit sehr schädlich, ist aber jetzt als Fastenspeise der Gegenstand großen Handels.

Bündigung des Schattens, zur Erhaltung der den Tragreben erforderlichen Nahrung und die Beschaffung des den Pflugknechten und Gräbern (fossore) erwünschten ungehinderten Zuganges zum Zwecke (Col. V. 5). In schattigen, feuchten und kälteren Stellen, wie um Rom (Col. XI. 2), entnimmt man die Blätter, besonders der dichtbelaubten Sorten, um das richtige Maß von Licht zu vermitteln, Traubenfäulung abzuwehren und sichere Frucht reife zu bewirken. Wo es die Verträglichkeit erfordert, unterbleibt die Breche gänzlich; in trockenen, warmen, sonnigen Lagen bedeckt man die Trauben gegen Sonne und Wind, besonders gegen den ausfaugenden Voltumnus (Südostwind) sogar mit Ranken und, wenn diese dem triebunkräftigen Stocke etwa fehlen, mit beigeholzten Laubzweigen oder mit Stroh (Pall. I. 6). Rein Oheim, M. Columella, ein sehr tüchtiger Weinbauer, bedeckte seine Stöcke in der bätischen Provinz mit Palmendecken (palmeas tegentes), um den Aufgang des Hundes, dieses heißen Gestirnes, der, wie der gleichzeitig dann wehende Eurus, dort Voltumnus geheißen, Trauben ohne Schutz versengt (Col. V. 5; XI. 2).

Die Breche, weit wichtiger und noch für das nächste Jahr einflußreicher als die Schnelbelung, erfordert (Varr. I. 31) einen Mann,

der mit kaudiger Spitze' legt die Haare dem Stoc.

Prop. II. 15, 13.

Ein tüchtiger Winzer bestehet seinen Stoc und bedenket, ob und welche Tragreben er für das nächste Jahr stehen lassen, welche er abnehmen soll; er entfernt nicht bloß leere Reben, sondern nimmt auch zu voll besetzte Trauben, daß die verbleibenden sich völliger ausbilden, besser reifen und die Stöcke nicht zu stark erschöpfen. In gleicher Weise behandelt er die, welche durch die letzte Ernte ermattet sind, und bringt ihnen durch Abnahme von Trauben und Ranken Erleichterung und Kräftigung (Col. IV. 27); überall dämpft er üppigen Wuchs durch Ausbrechen der Spizen, entfernt die aus dem harten Holze oder aus dem Stamme schlagenden Triebe, sofern nicht der eine oder der andere zur Verjüngung dienen soll, lichtet das Blattwerk vom Haupte des Stocdes an zwischen den Armreben, läßt alle die Mutterstöcke nutzlos belassenden Ranken unter der Spitze fallen (Col. IV. 27).

Man kann verschiedener Ansicht sein, ob die kindlichen, mit oder ohne Wurzeln bepflanzen Stöcke belaubt werden sollen. Einige widerrathen dieses:

Woll noch jungem Geiproß zuerst anwächst das Alter,
Werde der zarten gesohnt!

Virg. G. II. 360.

Es ist häufig gut, sich nicht zu ängstlich an die Regel zu binden und Nebenkindern, sobald sie nur das Geländerchen (cantarium) überrankt, durch wiederholte Belaubung den Ueberfluß an Schossen bis auf Eine, oder für unvorhergesehene Unfälle, zweier stärksten zu benehmen, welche die zuströmenden Nahrungskräfte aufnehmen und hindern, daß sie nicht in üppigen Trieben verwildern oder sich unzeitig mit Früchten belasten. Will man nicht Hauptlinge, sondern Armreben erziehen, können $3\frac{1}{2}$ ' über der Erde deren bis 4 stehen bleiben; unter dem Joche sind alle unnützen Schossen im zarten und saftigen Alter mit den Fingern abzukneipen (decerpere). Nebenpflänzlinge sind sehr empfindlich. Wie sie auf immer beschädigt werden, wenn sie ein Weib, das den Blutfluß hat, berührt (Pl. XXVIII. 23), so können sie noch weniger als die Bäume eine Berührung mit dem Eisen der Hippe vertragen. Mit Unrecht hat man dies den Alten als Aengstlichkeit ausgedeutet. Die autoritätliche Regel (Pall. I. 6. Geop. III. 3, 4) bleibt Trotz alles Zweifels (Col. IV. 6, 7; 9—11, 21; de arb. 5) bestehen:

Nimmer werde das Weib von schneidender Hippe versucht,
Rein, mit gekrümmtem Finger entkneip' auslesend die Sprossen! —

Virg. G. II. 365.

In gleicher Weise müssen Pfropfreiser geblattet und deren Stämme der aus den Seiten und Wurzeln schlagenden Triebe entledigt werden (Col. IV. 29). Alte Weinstöcke in kälteren Lagen sind, mit Ausnahme der auf der Erde liegenden, jährlich zweimal zu blatten; diesen läßt man zum Schutz gegen Wind und Bild das Laubwerk entweder gänzlich oder doch größten Theiles.

Die doppelte Blattung beruht auf der Eigenthümlichkeit der Rebe, daß sie jährlich zweimal Haupttriebe macht und zweimal vom Schatten gedrängt wird (Virg. G. II. 410), das erste Mal, wenn sie die Schweine anseht, das zweite Mal, wenn die Trauben reifen (Pl. XVI. 40). Die erste Breche oder die Frühjahrsblat-

tung (p. verna) unvermählter Reben muß, wo möglich bei abnehmendem Monde (Pl. XVIII. 75), in der ersten Hälfte des Mai, sobald sich die Scheine zeigen (Cat. 33. Col. XI. 2, 38), oder in den nächsten 10 Tagen vor der Blüthe (Col. IV. 27, 28; 1, 2, 44), bis wo die nur 4 Finger langen Triebe (Pl. XVII. 35, 18; XVIII. 67, 2) sich noch mit einem leichten Fingerdrucke, ohne große Verletzung des Stocdes, entfernen lassen, vorgenommen werden (Col. IV. 17). Diese zarten Sprossen (pampini, im Elsaß Pampelle) dienen gekocht, oder mit Salz und Essig gewürzt, zur Verspeisung *) (Pl. XIV. 23). Der sorgfältige Weingärtner läßt dabei in der Pflanzung etwa vorhandene Unordnungen nicht unbeachtet; Versehen oder Nachlässigkeiten der Morder hilft er nach, zerbrochene Joche stellt er her, umliegende Pfähle richtet er auf (Col. XI. 2, 38).

Baumreben, wie sie nicht behaßt werden, werden im Frühjahr nicht abgelautet (Varr. I. 31. Pl. XVII. 35, 22, 28) und nur im Juni der überhängenden fruchtlosen Ranken entledigt (Pl. XVIII. 68).

Ueber das Ende des Mai und bis in den Juni darf die Breche nirgends verschoben werden, weil die dann verholzten Sprossen mit größerer Mühe und zum Schaden des Stocdes oder nur mit der Spitze sich abthun lassen, wodurch Verwundungen entstehen, die, sei es in Folge des Eisens, sei es der brandigen Sommergluth, gar oft den Tod der Mutter nach sich haben (Col. IV. 7). Muß für hartgewordenes Jungholz die Spitze gebraucht werden, so gehe der Schnitt in einiger Entfernung vom Mutterstocke, daß ein Stürzel stehen bleibt, der die schädliche Hitze abhält; besser ist oft, die sperrenden Ranken zusammenzubinden (Col. V. 5. Pl. XVII. 35, 6).

Hammer schnittlinge und Senker werden in der Regel nicht geblattet; man läßt ihre Triebe in die Höhe gehen, es waltete denn die besondere Absicht, sie zu stärken. Oft ist Frühbreche hier nicht einmal gut; man entnehme lieber erst im Herbst, oder, wo die Winter strenger, im nächsten Frühjahr die Rebenschossen

*) Sanderer a. a. O. erzählt: In Griechenland werden die zarten und frischen Weinblätter als ein sehr wohl schmeckendes Gemüse gebraucht, indem man sie theils gekocht mit Del und Essig isst, größtentheils jedoch in dieselben ein Gemenge von feingehacktem Fleisch mit Petersilie einwickelt und in Butter oder Del bakt oder in Fleischsuppe kocht.

und das Oberste des Hauptschosses bis auf 2 Augen und, hätten sie nur eine, etwa 1 Fuß lange Hauptranke, die Spitze (*decumminare*), damit das Halsstück (*cervix*) stärker und kräftiger wachse (Col. IV. 7).

Ueber die Zeit der zweiten Breche (*p. autumnalis*) sind die Ansichten getheilt (Pl. XVII. 35, 18). Einige beginnen sie gleich nach der Blüthe (Col. IV. 28), Andere kurz vor der Traubenreife (Cat. 33. Col. XI. 2, 61), noch Andere verlangen, wenigstens für ältere Anlagen (*veterana vinea*), wiederholte Breche aller, selbst der mit Trauben besetzten Schossen unter der Krone und der Doppelranken unterhalb des Joches, damit die verbleibenden freudiger emporsteigen und besser tragen. Ohne Zweifel müssen nach der Blüthe alle Wasser- und Weilschossen, wie die, welche ohne Scheine und für die Zucht im nächsten Jahre nicht notwendig sind, weggebrochen und die Spitzen der üppigen Zweige gefürzt werden (Col. de arb. 11, IV. 6). Es ist indessen nicht ausreichend, den Sommer über ein- oder zweimal das überflüssige Laubwerk abzunehmen (Col. IV. 27); der sorgfältige Winzer wiederholt es besonders zu der Zeit, wo die Herlinge sich zu färben anfangen; dabei hat er stets den Schnitt des nächsten Jahres, die Lage der Trauben und die Form des Stodes im Auge. Rebhölzer aus Holz von solcher Verhärtung, daß es mit dem Messer abgenommen werden muß (Pl. XVII. 35, 19), verfaßt er nicht zu entfernen, es wäre denn, daß sie bleiben müßten, oder Trauben in eine falsche Lage gebracht würden.

Man rechnet, daß ein Arbeiter täglich 1 Zuger lauben kann (Pl. XVIII. 67, 2). Wird die Breche öfterer wiederholt, ist es ein Kinderspiel, so viel zu leisten (Col. XI. 2, 38).

Die Weinbäume werden, wie gesagt, nicht geblattet, vom längsten Tage aber bis in den August geschoren (*frondatio*). Der Scherer (*frondator*) hat für diese Arbeit außer den Mittagsstunden, den abnehmenden Mond (Col. XI. 2. Pl. XVIII. 68, 1 u. 74) wahrzunehmen und die jungen, bartähnlichen Laubspitzen (Pl. XVII. 35, 22), die durch Ueberschattung die Reben verdumphen, abzuscheren (Virg. G. II. 400). Die Abfälle werden in Hampfen theils als Grünfutter, theils getrocknet für den Winter dem Vieh gereicht. Wegen der Höhe der Bäume ist die Arbeit nicht ohne Mühe und Gefahr; diese aber wie jene wird durch

fröhliche Lieder vermindert, die das Echo wiederhallet und der Bänderer beantwortet.

Selbst am hangenden Fels singt hoch der scherende Binger;
Während indeß dein Lieblich; die heifere Taube des Waldes,
Raßlos girt, und die Lurzel vom lustigen Gipfel der Ulme.

Virg. eol. I. 56.

e. Die Wurzelräumung (ablaqueatio).

Im Weinbau reiht sich Sorge an Sorge, Arbeit an Arbeit;
Stets wird fernere Müß' gebelcht zur Pflege des Rebstocks
Und nie ruht vollendet das Werk.

Virg. G. II. 306.

Es giebt Weinbaulehret und Praktiker, welche das Aufgraben um die Stöcke oder die Wurzelräumung mit der Lockerung (fossio) verbinden (Virg. G. II. 354, 397). Wir glaubten sie davon trennen und ihr einen besondern Abschnitt widmen zu müssen.

Die Wurzelräume in der Mitte des Octob., ehe die kalten Tage kommen, ist für jeden jungen, gleichviel ob auf Rislung, in Gruben oder Furchen angelegten Weingarten erforderlich (Pall. XI. 5); fünf Jahre lang darf sie hier nicht unterlassen werden. Hat er länger gestanden, kann sie jedes dritte Jahr unterbleiben, weil dann die Bildung s. g. Thaumwurzeln langsamer vor sich geht und die Gefahr, die tiefer gehenden Wurzeln zu verletzen, steigt (Col. IV. 8). Sollen jedoch Absenker gemacht oder Pfropfungen vorgenommen werden, sind zuvor die Stöcke zu umräumen und die oberen Wurzeln oder deren Ausschößlinge hinwegzunehmen (Col. IV. 24).

Jeder Baum wächst schneller, wenn man ihm die nichttängenden Schößlinge (stolones) nimmt und so den Nahrungsfaß auf den Stamm allein zurückdrängt (Pl. XVII. 20). Schon aus diesem Grunde ist die Räume nöthig. Der umsichtige Binger legt dabei die flachlaufenden, überflüssigen, den Unbilden der Hitze und Kälte ausgesetzten Sommerwurzeln (aestivae ridiculae) bloß und schneidet sie (Geop. V. 19), weil sie den tiefergehenden Wurzeln die Nahrung entziehen und den Stöcken flachen Stand geben, daß sie beim Aufgange des Sirius Durst leiden, 1½" vom Stamme und in der Tiefe eines halben Fußes, wie deren etwaige Ausschößlinge mit einem Messer ab (Col. IV. 24). Dies ist besonders bei Tiefe und Trockenheit des Bodens gut,

doch darf das Eisen dem Mutterstocke nicht zu nahe kommen und nicht zu starke Wunden machen, weil dann noch mehrerlei Würzelchen sich bilden und das winterliche, in den offenen Räumungsgrübchen (*lacusculi*) stehen bleibende, in trocknen Lokalitäten absichtlich gesammelte Regenwasser in der eifigen Kälte des kürzesten Tages, die Wundstellen entzünden oder in das Mark eindringen würde.

Die Wurzelräumung im Frühjahr erst vorzunehmen, ist nicht wohl statthaft; sie dürfte jeden Falles nicht bis dahin zu verschieben sein, wo der Saft schon eingetreten ist, weil alsdann Auge und Schale leicht beschädigt werden könnten.

Findet man bei der Räumung Stöcke, welche die Wurzeln fallen oder die Trauben verwelken lassen, besprenge man die Wurzeln und Stämme mit einer Mischung von Essig und Asche, diejenigen aber, die ihre Trauben nicht zur Reife bringen, schneide man über der Wurzel weg, beneze die Wunden mit scharfem Essig und altem Urin, beschmiere sie dann mit Roth und grabe sie öfters um (Pl. XVII. 47). Diejenigen, welche durch Karst oder Eisen verwundet sind, bestreiche mit einer Mischung von Schaf- oder Flegelmist und Erde; verwundete Wurzeln besprenge mit flüssigem Dung (Pall. IV. 7)). Fallen die Vögel irgendwo besonders stark ein, begieße man die Wurzeln mit dem Saft der wilden Ruscus (Pl. XX. 21).

In Gegenden mit milden Wintern läßt man die Stöcke nach der Wurzelräumung offen stehen; wo sie strenger sind, ebnet man vor dem 12. December die Räumungsgrübchen und giebt ihnen auch wo möglich im Vollmonde (Pl. XVIII. 75) eine Erbedecke; steht sehr strenge Kälte zu befürchten, müssen in den ersten fünf Jahren die Wurzeln der Weinstöcke vor der Bedeckung mit etwas Mist, am besten mit Taubenmist, versehen, oder mit sechs Sextaren zu diesem Behufe zubereiteten alten Urin begossen werden (Col. IV. 8). In der Gegend von Sulmo, im fabianischen Pagus, begießt man mitten im Winter, wenn es schneit und friert, die Stöcke mit Wasser, zum Schutz gegen den Frost; man nennt das: den Weinstock erwärmen. Der dortige Fluß ist der einzige, der diese merkwürdige Eigenschaft hat; im Sommer ist sein Wasser unerträglich kalt. Die herberen Weine jener Gegend verlangen schlechterdings begossen zu werden (Pl. XVII. 41).

1. Die Schneidelung (putatio).

Zu Rauplia ist ein Esel in Felsen gehauen und man erzählt sich, dieses Bild sei zu Ehren des Esels gemacht, der die Reben von einem Weinstock abgefressen und dadurch bewirkt habe, daß der Weinstock viel tragbarer und zur Veranlassung geworden sei, daß die Menschen das Beschneiden gelernt hätten (Paus. II. 38). Wir halten uns an geschichtliche Thatsachen.

Moses verbot (2. Mos. 23, 10; 3. 25, 10) aus sittlichen Gründen, im siebenten Jahre Weinstöcke zu beschneiden, Numa aus religiösen Gründen, den Göttern von ungeschneidelter Rebe zu opfern. Jener wie dieser hatte dabei sein Volk im Auge; jener wollte das glerige Streben nach Production beschränken, dieser die Ehrfurcht vor den Göttern erhöhen; beiden diente die Rebe für höhere Zwecke. Die Schneidelung, vom Standpunkte der Winzer angesehen, erscheint das wichtigste Stück der Weinbergspflege (Virg. G. I. 157. Calpurn. Ecl. V. 111); der Wein wird dadurch reizhafter für den Gaumen (Pl. XV. 4). Unser Volk hat die Wichtigkeit dieser Verrichtung so wohl erkannt, daß es selbige unter die Obwastung des Bacchus oder der Puta (Schneidelgöttin), deren Verehrung, wie Arnobius (IV. 5) schließen läßt, nicht einmal das Christenthum vernichten konnte, des Bacchus selbst, oder auch der Pomona stellte. Diese Göttin

— — — liebt nicht Flüsse noch Waldung.

Sondern das Feld und die Aest' holdselig mit Früchten gesegnet.

Statt des Speeres beschwert die mondliche Spitze die Rechte,

Die bald äppigen Wuch's ihr bündiget und die verwildert-

Rankenden Arme bezähmt.

Ovid. M. XIV. 628.

Der Weinstock, seiner weibischen Weichheit wegen zum Wachsthum geneigt (Varro I. 41), verlangt in beiderlei Pflanzungen jährlich nach der Spitze, als ob er wüßte, daß er durch Abnahme der geilen, binsenartigen (ejuncidi, Varr. I. 31), unnützen, auf- oder seitwärts spindelnden, nicht aus Augen vorgebrungenen Schossen (flagelli, Pl. XVII. 35, 19), und der alten, verwachsenen und dürren Reben (Pl. XVII. 35, 25), selbst wenn sie bis auf die eigentlichen Lebensstelle eindringen sollte (Pl. XVII. 45), an Verwilderung gehindert und zur Tragbarkeit gebracht wird.

Es ist gewiß ein Fehler, wenn man in der Nähe Roms die varracintischen Stöcke nur ein Jahr um das andre beschneidet,

der sich nur dadurch entschuldigen läßt, daß bei diesen schlechten Weinen die Kosten höher steigen als die Erträge sind. Wenn man bei Carsoli in Latium nur das schadhafte oder trocken werdende Holz abnimmt, das andere aber tragen läßt und seltenes oder sparsames Beschneiden an die Stelle aller Pflege setzt, oder wenn der Bauer bei Novara mit der Menge der Ueberläufer und Ranken nicht zufrieden, noch Gasseln (*furcae*) setzt, an welche er die Reben wickelt, so verwildern die Stöcke durch die Kultur und die Weine fallen nicht nur durch den schlechten Boden schlecht, sondern sie werden noch durch die Behandlung verdorben (Pl. XVII. 35, 27).

Was wir schon oben über die Belaubung der jungen, erstjährigen Stöcke bemerkt haben, gilt auch für deren Schneidelung. Die ältern Lehrer des Weinbaues, Caserna, Stolo, Cato und Virgil, versichern, daß sie vor dem Eisen zurückschrecken. Die Erfahrung aber hat erwiesen, daß es schädlich ist, sie verwildern, verästen oder in zwergartigem Buchse verschrungen zu lassen (Pl. XVII. 35, 20. Col. IV. 11). Sie auszuputzen, ist erforderlich, doch kommen andere Regeln als für die Stöcke im männlichen Alter zur Anwendung. Burzlinge eines baumlosen Weingartens werden nach einem Jahre bis auf ein einziges Auge über der Erde zurückgeschnitten, mit Mist umlegt und dann mit einer Stütze versehen; völlig gleicher Weise ist die Behandlung im zweiten Jahre; im Allgemeinen wenigstens ist nicht anzurathen, ihnen mehr Treibaugen als das Jahr vorher zu lassen. Auf diese Weise erhalten die Jünglinge ihre Kraft und stärken sich, während dem sie dünne und büschelartige Ranken treiben, wenn sie wachsen dürfen wie sie wollen, wie dies an den einzeln auf den Feldern stehenden Stöcken bemerkt werden kann. Im dritten Jahre erfolgen sehr kräftige Triebe und in der kürzesten Zeit; das Leben, welches sie in sich tragen, läßt sie dem Joche entgegen hüpfen. Um die Stöcke recht in die Höhe zu ziehen, entnimmt man ihnen hie und da die unteren Augen mit verkehrter Spitze. Ich sehe darin eine schädliche Gewaltthat; ich ziehe vor, die Rebenranken gehen zu lassen und erst am Joche abzustreifen (Pl. XVII. 35, 11).

Pfropfreiser werden in den ersten 4 Jahren, so lange die Wunde noch nicht geheilt ist, mäßig geschneidelt, die Triebe aber zur Sicherung gegen Winde angebunden. Ausgewachsenen ent-

nimmt man die Weiskanken, sofern sie nicht zur Befegung neuer kahler Stellen (*calvitium loci*) abzusinken sind (Col. IV. 29).

Es giebt eine doppelte Schneidelungszeit, im Frühjahr (p. verna) und Herbst (p. autumnalis). Jene gehört für Gegenden, wo frühzeitig Fröste einfallen (Varr. I. 34), diese für mildere Lokalitäten. Im Winter zu schneiden, ist gefährlich; weil in Folge der Kälte der Umlauf der Säfte gehindert und die Rinde außer Thätigkeit ist, heilen die Schnittwunden nicht zu (Col. IV. 29). Auch im Frühjahr darf man nicht zu bald anfangen, denn leicht könnte der Winter sich wieder einstellen, durch Eis und Frost die kurz zuvor verwundeten Stöcke überwältigen, in ihren Knospen schwächen und an den entblößten Bundstellen zum Verfäulen des Holzes oder zum Thränenflusse bringen (Pl. XVII. 35, 18). Die gewöhnliche, für alle einigermaßen kalte und gemäßigten Gegenden angemessenste Zeit ist der Anfang des Februar (Col. XI. 2. de arb. 10. Pall. III. 12), wenn der Subsolanuswind wehet (Pl. VXIII. 77, 2), ehe der Favonius die Erde aufschließt (Pl. XVIII. 65, 2) oder die Schwalbe ankommt (22. Febr.) oder

— — — Arturos

Aus der heiligen Fluth des Okeanos wieder sich hebend,
Im vollstrahlenden Glanze zuerst aufgehet des Abends;
Nach ihm kommt frühgltrend Pandion's Tochter, die Schwalbe,
Wieder dem Menschen an's Licht, wenn neu anhebet der Frühling:
Alle zuvor und schneide die Reb' dir! denn so gebührt es.

Hea. op. 565.

Vielleicht bezieht sich das: „So gebührt es,“ auf die in Böotien, dem Vaterlande des Dichters, bestehende, diese Zeit feststellende Verordnung (Plutarch. quaest. rom. §. 40), vielleicht deutet sie auf die Naturkunde des Dichters, denn um diese Zeit, sagt Plago, Celsus und Atticus, widerstrebt der saftige Trieb der jungen Stöcke der Hitze nicht und nimmt eine leichte, glatte und gleiche Wunde hin (Col. IV. 11). Auf großen Weingütern schneidet man früher und sehr früh zwischen dem kürzesten Tage und dem Favonius (Varr. I. 36). Die Natur aber will nicht, daß man zu sehr eile; erfrieren nach dem Schnitte die Augen, erkranken die Stöcke eben so, wie durch unzeitige Hitze (Pl. XVII. 35, 6), sie sehen fast verbrannt aus und geben im Anschauen das Leid zu erkennen, das ihnen durch Ungunst des Wetters angethan wurde. Vortrefflich ist noch die Zeit vom 1.—23. März (Col. XI. 2. Pl.

XVIII. 65), besonders für feuchten Boden, wo der Ueberfluß des Saftes durch den Abgang ausgeglichen wird (Theophr. III. 20). Ueber die Frühlingsgleiche darf die Schneidung nicht verzogen werden; nach dem ersten April ist sie schädlich und fruchtlos.

Wenn die zuerst kauft aus sprossender Eiche der Kufel.

Hes. op. 486.

darf die Spitze nicht mehr im Rebgarten getroffen werden; es ist Schimpf und wohlverdienter Spott, wenn dann vorübergehende Wanderer säumigen Schneidern mit nachahmender, lauter Stimme (Hor. S. I. 7, 28) ein höhrendes „Kufel“ (cuculus) entgegen rufen (Pl. XVIII. 66, 2).

Die Herbstschneidung kann bei warmer Witterung gleich nach der Lese und dem Blätterfall, gegen die Iden des October, in trockenen Gegenden später, nach anderer Meinung nie vor dem Frühaufgange des Adlers am 7. Decbr. (Pl. XVII. 35, 18), überall aber erst nach den um die Herbstgleiche häufigen Regen und erfolgter Reife des Holzes geschehen. Jene Zeit entspricht den natürlichen Verhältnissen zumest, weil die Stöcke nach ewigem und göttlichen Befehle mit den Blättern auch die Früchte abgelegt haben (Col. IV. 10). Um diese Zeit schneidet man und recht derb auch in Griechenland (Theophr. VII. 20) und den heißen Gegenden besonders die Stöcke, die statt Früchte eine ungeheure Menge von Blättern ansetzen und unfruchtbar bleiben (Pall. XII. 4).

Man schreibt vor, daß die Frühjahrsschneidung nie in den Morgenstunden vorgenommen werden soll, weil die von nächtlichem Eis und Reif erstarrten Ranken vor dem Winzermesser zurückschrecken und leicht brechen. Ich halte dies für richtig (Col. XI. 2), glaube aber, daß man feste Tagesstunden und Monats-tage nur bei nicht großen Besitzungen einhalten kann. Bei umfangreichen Anlagen muß man, um zu rechter Zeit fertig zu werden, sehr bald anfangen. So lange es noch kalt ist, werden die stärkeren Sorten, die schwächeren, wenn die Witterung sich ändert (Varr. I. 37. Pl. XVIII. 63), die nordwärts gelegenen Gärten im Frühjahr, die, denen der Frost nicht so leicht schadet, im Herbst ausgeschnitten (Pall. III. 12); überall, mit Ausnahme höchstens der der Südsonne zugekehrten Stöcke (Col. IV. 23),

ruht in den 15 Tagen vor und nach dem Brumaltage wegen des dann kalten Wetters die Arbeit.

Die Bemerkung, daß die Belsaubung und Beschneidung mit sicherem Erfolge, namentlich, wenn man die Trauben aufbewahren will, im abnehmenden als im zunehmenden Monde geschieht (Pl. XVIII. 75) und daß die an den schädlichen Tagen zuerst beschnittenen Stöcke stärker in's Holz treiben, die später beschnittenen hingegen mehr Ertrag an Früchten liefern, ist gegründet (Pl. XVIII. 35, 18). Daher wird es gut sein, die schwachtrautigen und zärtlichen Sorten zuerst, die kräftigen und faulen zuletzt vorzunehmen (Pall. I. 6). Im Neumonde beschchnittene Stöcke soll kein Thier beschädigen. Nach einer andern Regel soll man im Vollmonde zur Nachtzeit und wenn sich der Mond im Zeichen des Löwen, Scorpion, Schützen oder Stiers befindet (Pl. XVII. 36) beschneiden.

Schnittwunden richtet man nicht gern dem feuchten und heißen Notus, eben so wenig aber dem kalten Boreas entgegen, wenn es möglich ist, die Seite zu vermeiden, wo an der Rebe ein Auge sitzt, welches durch das dann aufträufelnde s. g. Thränenwasser geblendet und in seinem Laubtriebe gehindert werden würde (Col. IV. 9. Pl. XVIII. 76). Das Thränenwasser, ein gummiartiger, Wund- und Schrundstellen entfließender Saft, enthält viele unreine und überflüssige Feuchtigkeit, die den Stöcken nachtheilig ist (Pl. XVII. 25). So lange sie mäßig bluten, dient der Abfluß zur Beförderung ihrer Gesundheit, starke Blutung aber ist den Stöcken äußerst schädlich; sie erschöpft deren Kraft und giebt davon benetzten Reben das Ansehen, als wären sie verbrannt (Pl. XVIII. 35, 18), die Augen derselben werden geblendet und die Laubtriebe behindert (Col. IV. 9. Pl. XVIII. 76). So viel bekannt, werden am Thränenflusse leidende Stöcke durch an die Wurzeln gegossenes Salzwasser geheilt (Pl. XVII. 47), in der Regel aber stillt sich das „Bluten“ oder „Thränen“ von selbst, denn es wird der Frühlingsaft in den aus aufbrechenden Knospen sich entwickelnden Blättern verzehrt. Für die Heilkunst ist das auslaufende Rebenwasser wichtig; es hilft gegen Flechten, Krätze und Haarkrankheiten und wird daher aufgefangen.

Ein Zuger Weingarten können vier Arbeiter in einem Tage beschneiden und anbinden (Pl. XVIII. 65). Sind sie fertig,

haben sie das abgeschneidete Holz und Wurzelzeug auf Haufen in die Nähe der Umtriebigung zu schaffen, da es baldigst entfernt, oder feingefchnitten oder beigeprügt wird (Pall. III. 15). Häufig zündet man das Schneidelholz im Garten an, um die scharfe Asche als Dünger für die Weinstöcke zu benutzen (Cato 37. Pl. XVII. 6). Der entstehende Brandgeruch schützt die Pflanzungen gegen Reif und Frost, gegen Rebel und Brand (Pl. XVIII. 70). Baumweingärten sollen auch durch drei darin lebendig verbrannte Krebse gegen den Brand sich schützen lassen.

Soll dem Eigener nicht der größte Nachtheil erwachsen, sind bei der Schneidung drei Gesichtspunkte festzuhalten (Col. IV. 24).

1. Der Fruchtansatz des nächsten Jahres oder die Tragreben (palmae).

2. Das Belassen der gesündesten und fröhlichsten Trachtreben an der rechten Stelle.

3. Sicherung der möglichst langen Lebensdauer des Stocdes (Pall. I. 6).

Jeder Weinstock ist nach den 4 Weltgegenden gerichtet; demgemäß hat man ihn auch in 4 Theile zu theilen, von denen Jeder verschiedene Eigenthümlichkeiten hat, aber auch verschiedene Behandlungsarten erfordert. In einem Weingarten ohne Geländer soll jeder Stock auf jeder Seite gleich viel Triebe behalten, damit die Früchte nach keiner Richtung ein Uebergewicht bekommen und ihn durch ihren Druck nicht hindern, in die Höhe zu gehen (Pl. XVII. 35, 15). Ohne oder mit Joch gezogene Stöcke darf man auf der Nordseite so wenig als möglich, namentlich nicht bei einfallender Kälte verwunden, wodurch der Bundenbrand entsteht, oder man muß die Wunde hinter Ranken und Reben verbergen (Pl. XVII. 35, 28). Aus Rücksicht darauf belasse man hier nur eine, die dem Joch nächste Tragrebe (materia) und unterhalb derselben einen Küster (custos), d. h. ein junges Geschöß von 3 Augen, das zur nächstjährigen Erneuerung des Stocdes dient, wenn er sich durch schwelgerischen Wuchs erschöpfen sollte. Bei jungen Stöcken ist rathsam, neben dem Küster, für den Fall, daß dieser nicht anschlagen sollte, einen Andern von der Größe einer Warze sitzen zu lassen, welcher Räuberchen (furunculus) genannt wird (Pl. XVII. 35, 13). Mittagwärts kann man zum Schutze gegen Sonnengluth

und zur Abwehr der Austrocknung der Trauben von der Reife mehr Reben gehen lassen. Zwischen Ost- und Westseite herrscht kein beträchtlicher Unterschied, weil die Sonne hier wie dort eine gleiche Zahl Stunden einwirkt (Col. IV. 24).

Der Fuß (pes) muß, so weit es thunlich, stark erzogen werden (Pall. III. 12), damit er mit oder ohne Pfahl gegen Wind und Wetter sich halte und überall jährige vollständige Schöße mache (Pl. XVII. 35, 12). Um ihn herum ist die Erde mit einem kleinen Häufchen (dolabella) auseinander zu ziehen (dimovere); die an den Wurzeln anhaftenden Schößhölzer (sokoles), welche die Bauern Ausläufer (suffragines) nennen, sind recht glatt und, damit sich das Winterwasser zum Verderben des Stoddes nicht ansammeln kann, ohne Vertiefung abzuschneiden. Die aus der Bunde wieder vortreibenden Schossen reißt man lieber ab, als daß man eine luntige und fräpige Bunde läßt, welche fault, da jene verwächst (Col. IV. 24). Schwächlinge (viticulae) dürfen nie 2 Tragreben (duramenta) behalten, wohl aber wird ein tüchtiger Schneider das untere, an rechter Stelle stehende, zur Verjüngung dienliche Holz auf ein oder zwei Augen verschnitten, stehen lassen (Pall. III. 12).

Demnächst wendet man sich zum Schenkel (crus) oder den Schaft (truncus); hier wird das Wasserschoß (palmas pampinarius), d. i. jede aus dem festeren Holze entsprungene Rebe, die im folgenden Jahre nur Ranken treibt (Pl. XVII. 35, 13) und jedes Räuberchen, so wie das schwarze, zum Austreiben von Tragreben undienliche, bis auf das gute und zur Verjüngung taugliche Holz abgeschnitten; ein schlechter Stod, ohne brauchbare Reben, werde sahl an der Erde weggeschnitten (Pl. XVII. 35, 19), dem aber, der in Folge des Schnittes in der Sonnengluth zu vertrocknen anfängt oder der durch Wasser oder schädliche, in das Mark einkriechende Insekten hohl geworden ist, nehme man alles Todte oder frage ihn mit der Spitze bis aufs Leben aus, damit am grünen Holze Wunden entstehen, die, mit einer Mischung von Erde und Delschaum verschmiert, bald heilen. Dieses Pflaster wehrt zugleich den Holzwurm (teredo — Rebenstecher rhychnites? —), die Ameisen und die Sonne ab und bewirkt noch, daß er gehellt seine grüne Frucht hält (Pall. III. 12. Col. IV. 24).

Der Beinstock hat eine zarte, schnell vergängliche, leicht zerfallende (Pl. XVII, 26), aus mehreren Häutchen bestehende Rinde, die er, nachdem sie geplatzt, abwirft und durch eine andere, unter jener alten nicht mehr zu seinen Lebenstheilen gehörigen Schale (Pl. XVII, 37, 9) ersetzt (Pl. XVI, 54). Der Beinstockmann muß die dünne, gehobene Schale (cortex), die an der Oberfläche des Stammes herumhängt, bis aufs Fleisch (corpus) abhaften (delibrare) und das träge Moos, welches den Stängel fesselartig umpreßt, mit einem Eisen abtragen. Jeder von Schwamm befreite Stock wächst kräftiger; der Wein setzt weniger Gese ab (Col. IV, 24). Die äußersten Theile des Holzes über den Augen (ungues), die Überzähne (nepotes), wie nöthig sie auch zur Bildung der jungen Augen sind, muß man auch abschneiden (Pall. III, 12).

Demnächst nimmt man die Schultern (humeri), Arme (brachia) und das Haupt (caput) vor. — Die Höhe eines Stockes ist nach den Verhältnissen verschieden; in milden, schaurigen Lagen kann man ihn höher, in armen, heißen, abschüssigen und stürmischen muß man ihn ziemlich niedrig halten (Col. IV, 24); ohne Geländer darf er 3' hoch, sonst 5' hoch gezogen werden, doch die gewöhnliche Menschengröße nie überschreiten (Pl. XVII, 35, 16). Nach der Höhe richtet sich auch die Zahl der Armreben. Diejenigen, die, wie am Joche oder Spaltiere (pargula), etwa 4' über der Erde ihre Krone machen, müssen auch 4 Arme behalten, von denen ein Jeder nach einer Seite des verschränkten oder wie eine römische Zehn (X) gestalteten Joches (jugum deonssatum) blickt. Ist der Stock schwächlich, lasse man an den einzelnen Armen nur eine, ist er völlig und kraftvoll, zwei, aber nie mehr Ranken, welche jedoch nie in derselben Linie und auf derselben Seite laufen dürfen, denn es ist nachtheilig, wenn nicht jeder Theil der Armreben in gleichmäßiger Thätigkeit den kindlichen Trieben den Nuttersaft zuführt. Ist die Aufsaugung desselben auf der einen Seite stärker als auf der andern, wird der Ubergang (vena), dessen ganzer Saft zum Verbräuche kommt, dünner, als wäre er vom Blitze getroffen. Kommt zwischen 2 Armen, wie in einer Gabel (Col. V, 6), ein Nebenschöß, nach Bauernsprache, ein Rehlshöß (focaneus palmes) vor, muß er, weil er nie trägt und den beiden ihn umstehenden Armen den Nährsaft entzieht, ehe er zu groß und stark wird, tief ausgeschnitten

werden. Ist er schon so stark herangewachsen, daß die eine oder die andere Armrebe gelitten hat, wird die schwächste abgenommen, er aber gelassen, damit die Mutter, nach wiederhergestelltem Gleichgewichte, jedem Theile Nahrung zuführen kann (Col. IV. 24. Pall. III. 12). Auf fetten Stellen kann man den einzelnen Armreben zwei Schoffen gönnen, sofern es die Kraft des Stoddes verträgt. Kein Stod, auch wenn er höher gezogen wird und fruchtbar ist, darf mehr als acht Triebe behalten.

Das Haupt wird in Fußtiefe unter dem Joche gebildet, von dem aus die vier oben gedachten Armranken, in denen sich der Stod alljährlich verjüngt, sich ziehen. Alles alte, weitauslaufende, übelgewachsene und verdrehte Holz ist in schrägen Rundschnitten zu entfernen und nur neues, gerades und fruchtträchtiges zu lassen. Dabei ist mit Auswahl zu verfahren. Ein Stod mit vielen Ranken darf eben so wenig die dem harten Holze, d. h. dem Schaft und Haupte nächststehenden, wie die davon entferntesten behalten, weil jene die Tragbarkeit und Fülle der Lese nicht fördern, diese hingegen ihn durch überreiche Tracht erschöpfen und bis zum dritten oder vierten Pfahl auslaufen, was ein Fehler ist. Beiden Uebelständen begegnet man, wenn die an dem mittlern Theile eines Armes befindlichen Zugreben bleiben (Col. IV. 24).

In Oler nach Frucht lassen Manche die äußersten und mittelsten Ranken und beschneiden das dem Harkholze nächste Reibig zum Wächter. Bei hoher Kraft des Stoddes und Bodens kann dies statthast sein, denn nur unter diesen Voraussetzungen kann die dann entstehende Traubenmenge zur Reife gelangen (Col. IV. 24. Pall. III. 12). Der Reservelüster (*custos subsidiarius*) darf auch nicht auf den Stürzel verschnitten werden, wenn die nächstjährigen Zugreben sich an der geeigneten Stelle befinden; bindet man diese an und beugt man die zur Erde hängenden nieder, treibt man die Neben unterhalb des Bandes vor. Macht ein Stod vom Haupte aus Triebe und schiebt er mit seinen Armen in den Innenraum anderer Joche, lasse man in der Nähe des Schaftes einen kräftigen und recht großen Rüster von 2—3 Gliedern, von dem aus, wie von einem Stürzel, im nächsten Jahre sich der Arm bildet; der verschnittene Stod hält sich innerhalb des Joches (Col. IV. 24).

Die Schnittwundenseite des gelassenen Rüstlers sei nicht himmelwärts, sondern erdwärts gewendet, damit sie sich gegen Eisfroßt decke und gegen Sommergluth beschatte; der Schnitt (*resectio*) sei nicht spitz, wie ein Pfeil, sondern stumpf, wie ein Fuß zulaufend, weil sich dann nicht so schnell und nicht so viel todttes Holz bildet und die Wunde sich allmählich in engere Kreise zurückzieht. Wenn Einige, was ich oft bemerkt, die Neben neben einem Gelenke abschneiden, um den Rüstler wie einen Stürzel zu verkürzen, so mag damit vielleicht dem bessern Ansehn (*decor*) gedient werden, dem Stocke aber geschieht Schaden, weil das der Schnittwunde zunächst stehende Auge durch Thau, Kälte und Hitze in einen leidenden Zustand kommt. Jede Ersaggrebe (*subsidiarius palmes*) wird am besten in der Mitte zwischen 2 Gelenken, im Hohlscnitte, hinter den Augen, um das Ueberträufeln des Thränenwassers und das Erblinden derselben zu verhindern, abgenommen. Bei Mangel an geeigneten Wächterranken suche man ein Ränderchen, das, ganz kurz, in Form einer Barze, verschnitten, im nächsten Jahre als Arm- oder Tragholz diene. Ist ein solches nicht zu finden, verwunde man den Stocck mit dem Messer an der Stelle, wo man einen Erbs vorloffen will (*Col. IV. 24*).

Die Ranken, die zu Tragreben vorbereitet werden sollen, von allen Gabelchen (*claviculi, capreoli, caprae*) und Abergähnen (*nepotes*) zu befreien, rathe ich dringend, doch muß der Schnitt anders bei diesen und anders bei denen sein, die aus dem Schaft vorgehen. Letztere werden mit straff angelegter Spitze, damit die Wunde bald verwachse, Weichholztriebe, wie Abergähne etwas länger abgeschnitten, um nicht die nahen, seitwärts stehenden Augen zu verwunden, die bei zu kurzen Schnitten entweder ganz verloren gehen oder mit verwundet werden. Die Folge davon ist, daß Neben, die bei der Ausaugung (*germinatio*) vortreiben, schwach oder wenig tragbar oder von den Winden beschädigt werden (*Col. IV. 24*).

Wie lang oder wie kurz Tragrebenholz zu verschneiden, ist nicht fest zu bestimmen. Die Meisten ziehen die Tragreben so lang, daß sie gekrümmt und über das Joch gestürzt, die Erde nicht erreichen. Ich glaube man müsse genauer zu Werke gehen und vor allem die Beschaffenheit des Stocckes in Betracht nehmen. Hat er Kraft und vieles Mark (*Theophr. III. 19*), erträgt er längeres Tragholz; allzulange Neben helfen nie zu einem höhern

Erträge, weil alle über dem sechsten Kniee stehenden Augen keine oder nur schlechte Trauben bringen und doch den untern Augen zu viele Nahrung entziehen. Jede Sorte verlangt besondere Behandlung. Die, deren Augen dicht stehen, dürfen durchaus keine langen Ranken behalten und in ihren äußersten Spitzen nicht zu weit schließen; sie geben an sich schon viele Trauben; die weitläufig gelenkten Sorten lassen sich so verlängern, daß die Reben bis an die Erde reichen. Es kommt ferner der Boden in Betracht; fehlt ihm gehörige Feistigkeit, wird auch der kräftigste Stod durch allzulanges Tragholz abmagern. Ueberdem hat der Schnitter noch den letzten Jahrgang zu berücksichtigen. War der Herbst reich, muß er kurz schneiden (Pall. I. 6), um die Stöcke zu schonen, war er arm, kann er ihnen stärkere Zumuthungen machen und durch vieles Holz gleichsam Tracht abnötigen (Col. IV. 24).

Bei der Schneidung kommt es gar sehr auf die vorherrschende Form der Stöcke an. Man kann fünf besonders zu berücksichtigende Formen unterscheiden:

1. Die Kopfform. Die Kopfstöcke oder Hauptlinge (*vites capitatae*) stehen, sobald sie Kraft haben, aufrecht, ohne Pfahl und Geländer; sie kommen meist in solchen Gegenden vor, wo es an Holz zu Stützen fehlt. Ihre Behandlung weicht nur sehr wenig von denen am Geländer ab (Pl. XVII. 35, 6). Die jungen Stöcke werden zu Hauptlingen herangezogen, indem man ihnen alles Rankenwerk bis auf den Stamm abnimmt und nur hie und da ein anhaftendes Auge läßt, so daß die Bildung der Haupttriebe in der Höhe erfolgt. Wo Feuchtigkeit und Feistigkeit des Bodens zur Ernährung der Reben und Früchte vorhanden ist, hat diese Form kein Bedenken, nur ist dahin zu sehen, daß baumartig gezogene Stöcke auf jeder Seite gleichviele Ranken behalten, damit sie, hinfällig wie sie sind (Cic. senect. 15, 6), weder hiehin noch dorthin unter der Last der Frucht das Ubergewicht bekommen (Pl. XVII. 35, 15). In Italien zieht man die Bäumchen (*arbuscula*) auf kurzem starken Schenkel 3—5' hoch, nie höher als zur Menschengröße (Col. V. 4). Die Ranken werden aufgebunden, sobald die Trauben sich zu färben anfangen (Pl. XVII. 35, 20). Die in dieser Form angestellten Versuche haben mir wohlgefallen; derartige Anpflanzungen sind wohlfeil (Col. de arb. 4) und lassen sich, weil die Stöcke keine

Vorfränge haben, welche das Gefhirr oder das Spannvieh ab-
reißt, wenigstens so lange die Augen nicht getrieben, mit dem
Pfluge bearbeitet. Sind sie ausgetrieben, muß ein Mann mit
dem Karre dem Pfluge folgen und die von dem Ochsenreichte
in der Nähe der Stöcke unberührt gelassenen Stellen umfluren.
In den Provinzen kommt die Schupfungsabildung oft vor (Col.
V. 8. Pall. III. 14); in Afrika und dem nordwestlichen Gallien
ist sie wegen der dort herrschenden Winde unanwendbar (Pl. XIV. 3).

2. Die Armform (v. brachiata), von denen der vorigen
Form vorgezogen, oft auch mit derselben verbunden, wird den
Jünglingen gleichsam anezogen. Man läßt ihnen zu dem Ende
alles oben beim Abschnitte entstehende Holz und theilt dasselbe
in vier nach jeder Himmelsgegend gerichtete Arme, die man je-
doch nicht gleich im ersten Jahre vollständig wachsen läßt, um
sie, schwach wie sie sind, nicht zu stark zu belasten. An den Ar-
men bleiben bei den späteren Schneidelungen einzelne vorragende
Spitzen, f. g. Hörner (cornua) stehen, damit der ganze Stod
nach jeder Seite sich in Rundform (orbis) ausbreite. Die
Schneidelung erfolgt wesentlich, wie bei den Jochstöcken, nur
kist man statt der längeren Ranken vier- bis fünfäugige Stumpfe
(pollex) und statt der Rätter zweitäugige Stürzel (bigemmes
rostrea). Derartige Beetgärten lassen sich schwieriger als die
vorigen mit dem Pfluge bearbeiten, weil die Erde entweder
den Schenkeln oder den Füßeln der Stöcke Schaden thun; man
verfährt sie darum mit besondern Jochen (juga vindicia, Cat. I. 1)
und Reuslöcher (hincinae). Haben die Reben getrieben, folgt
dem Pfluger der Abblauer (pampinator), der die überflüssigen
Schossen abzubrachen, die reibbaren aber, sobald sie fest genug
sind, in einen Dogen (lunetum) oder Kranz einzubinden hat
(Pl. XVII. 35, 10). Reptores thut man auch bei in anderer
Form gezogenen Stöcken, um den Stäben oder Pflügen unge-
hinderte Bahn zu schaffen oder den Kraft vergehrenden Wuchs
der Ranken zu bändigen (Col. V. 5).

Fischgepfangne Baumreben werden an drei Stellen an den
Baumstamm gebunden. Die unterste Knotenstelle, d. g. Chebet
(tornus), wird 4' über der Erde gegeben. Die Bänder muß man
alle Jahre lösen, den Stod eine Zeit lang nach Belieben umher-
schleifen und auf dem Bette der Erde, auf das er das ganze
Jahr herabschaute, einmal ausruhen lassen. Wie ein Kasthler

nach dem Joche und der Hund nach dem Laufen sich gern wälzt, so behagt es auch dem Weinstocke, wenn er, um mich des Ausdruckes zu bedienen, die Lenden einmal von sich strecken darf. Bindet man ihn wieder an, darf es nicht an derselben Stelle, sondern an einer andern geschehen, denn er fühlt die ringelnden Bänder, die ihm unstreitig Schmerzen machen (Pl. XVII. 35, 26).

Es ist ein Beweis von Unwissenheit, wenn man eine Baumrebe so anbindet, daß sie unter den Zweigen hängt und zugleich eine Gewaltthätigkeit, die den Tod derselben nach sich zieht. Das Band muß sie festhalten, aber nicht schnüren (Pl. XVII. 35, 26). Man lege daher die Ranken über die Stockwerke und bringe das Band, vom 3. — 4. Auge ab, an. Ist ein Stockwerk so hoch, daß die Ranke nicht wohl auf dasselbe geleitet werden kann, muß man sie an den Weinstock selbst über dem dritten Auge und zwar um deswillen anbinden, weil der Theil der Rebe, der herabhängt, sich mit Frucht bekleidet, derjenige aber, der unter dem Bande sich befindet und aufwärts geht, nur Tragholz für das künftige Jahr ansetzt (Col. V. 6).

3. Die Rankenform (v. prostrata s. humi projecta), kommt in Italien zumeist an stark windigen Stellen vor, aber ganz Asien und Syrien, Afrika und Aegypten*) und die Mehrzahl der europäischen Länder, besonders Hispanien (Varr. I. 8), ernten ihre Weine auf der Oberfläche der Erde. So gezogene Stöcke ranken auf der Erdoberfläche, die Trauben liegen auf dem Boden, der sie nährt, besonders wenn er gut ist oder ihm die Trauben recht nahe sind (Pl. XVII. 35, 15). In Afrika wachsen sie oft größer, als ein Kinderkopf (Pl. XIV. 3). Die liegenden Stöcke sind schwer zu behandeln; sie fließen in Italien, z. B. in Reate, reichlich, der Wein ist aber nicht gut und nicht schmackhaft (Col. V. 5), wenn man die Ranken oder Trauben nicht auf kurze zweifüßige Rohrstäbe, sog. Gaffeln (Varr. I. 8), legt, die ihnen als Stützen dienen und die man (Col. de arb. 4) im Winter unter Obdach bringt, um sie im nächsten Jahre wieder zu brauchen (Varr. I. 8). Wo die Beschaffenheit der Gegend diese Behandlung nöthig macht, wird der Hammerschnittling in eine Grube

*) Nach Reynier, Landw. der alten Römer, 1833, liefern die auf dem Sande der ägyptischen Meeresküste hinstreichenden Reben noch heutigen Tages Trauben von vorzüglicher Güte.

von zwei Fuß Tiefe gelegt, der, sobald er ausgeschlagen, nur Eine Ranke, die im ersten Jahre auf 2 Augen verschnitten wird, behalten darf. Von den im zweiten Jahre ausschlagenden Schossen läßt man wieder nur Eine, von solcher Länge, welche den Raum von einer Reihe zur andern ausfüllt. Der Unterschied im Schnitte zwischen liegenden und stehenden Stöcken ist nicht groß, nur daß jene kürzeres Rebholz und enger stehende, Ränderchen ähnliche Stürzel behalten und die Ranken in jedem Sommer in Gruben, in denen sie, ohne sich zu behindern, oder auf den entgegengesetzten, bisher freien Zwischenraum gelegt werden, damit der entblößte Raum gehackt oder gepflügt werden könne, fortlaufen. Ueber Blattung der gelagerten Stöcke ist bisher unter den Schriftstellern gar nichts bestimmt worden. Einige wollen sie gar nicht belauben, weil das Laub gegen Wind, Wind und Wetter, Frucht und Stöcke schütze; Andere gestatten nur mäßige Blattung, damit die Stöcke, nicht durch zu viel Laub und keine große Menge der Gabeln belastet, genug Blätter behalte, um die Früchte zu bedecken (Col. V. 5). Alle liegenden Stöcke sind der Gefahr ausgesetzt, daß die Trauben von Menschen und Füchsen leicht erreicht und verzehrt werden. Wo die Erde noch Räuse hervorbringt, bleibt oft gar nichts zu ernten, wenn man nicht, wie auf der Insel Pandataria, im Busen von Cumä, wirklich geschieht, den ganzen Weingarten mit Räusefallen (*muscipula*) besetzt (Varr. I. 8). Andere Nachtheile führt, im Gegensatz zu den Vorzügen der Arbusten, Catull (62) auf:

— Die einsam wachsende Rebe des nackten Gefildes
 hebt sich nie empor und bringt nie Trauben voll Säfte;
 Sondern sich selber zu schwach, hinstehend die schwächliche Ranke,
 Rühret sie bald selbst mit dem äußersten Schosse die Wurzel;
 Kein Arbeiter verschont, nicht schonet der Stier sie am Pfluge;
 Doch ist aber dieselbe vielleicht mit der Ulme vermählet,
 Wird sie vom Bauer verschont, von dem Pflugstier wird sie verschonet.

4. Die Joch- und Geländerform (*v. jugata* und *cantoriata*) ist in Italien die bei Weitem gewöhnlichste (Varr. I. 8), manchen Sorten die liebste und einzig zuträglichste (Pl. XIV. 4, 1). Sie ist auch die beste, denn die Rebe, obwohl am Joch und Geländer schwierig zu behandeln, hat hier die meiste Lust und Sonne, der Thau fällt leicht ab (Pl. XVII. 35, 6), die Blattung erfolgt ohne große Mühe, die Blüthe verläuft gut, die Trauben hängen in ziemlicher Höhe, reifen gleichmäßig (Col. de arb. 3) und das Erd-

reich ist an Abhängen geschützt gegen Abspülungen des Regens (Pl. XVI. 35, 10). Das einfache Joch (j. simplex) besteht aus 2 gestützten senkrecht gestellten Pfählen (pali) oder viereckigen Pfosten (quadras) und einer darüber angebundenen Querstange (jugum), oder Sprossen von geschälten Stäben, wie im Kastanien, oder Rohr, wie bei Arpinum, oder Haarseilen und Stricken, wie bei Brundisium und in Hispanien, oder Weinstöcken, wie bei Mediolanum (Varr. I. 8), an denen sich die Ranken angebundenen Ranken in gerader Band ausbreiten, welche in der Bauernsprache (Col. IV. 12) Jochgelanden (cantarium) heißen wird. An Jochgelanden, vorzüglich für kalte Gegenden, wo es viel Wein giebt, geeignet, wächst der Wein vortrefflich, denn der Stod beschattet sich nicht selbst (Pl. XVII. 35, 6). Die dachförmigen, besonders in warmen Stellen vorkommenden und sehr vielen Wein einbringenden Joche sind vielfach; das hintere Joch ist jedes Mal höher als das vordere mit in die Länge und Quere angebrachten Stangen aufgestellt; sie bilden, gleich römischen Häusern, einen viereckigen Hof (complavium), der oben dachförmig ausläuft und heißen dann eben dachförmige Joche (j. complaviata).

5. Die Pfahlstetterform (v. cataraeta) ist davon etwas verschieden. Der Stod wird ringsher mit in die Erde gesenkten Rohrstäben umgeben, zwischen denen man die Reben in Kreis- und Kesselform durchzieht (Col. V. 4). Einige lassen an den Pfahlstöcken weitläufige Ranken, besonders der Elvenart, wie Senf, von der Oberfläche der Erde, die sie nähren soll (Pl. XIV. 8), bedecken, dann wieder an den Rohrstäben in die Höhe zum Tragen stehen; nach der Reife schneiden sie die Ranken, in Gallien Candosocci (candosocci), in Italien Gruber (mergi) genannt, vom Stamm als unnützes Reisholz (sarmentum) ab. Indessen ist besser, sie als Würzlinge in lückenhaft gewordenen Reihen oder in neu anzulegenden Weingärten zu verwenden, weil sie vermöge ihres Wurzelwerkes sogleich ankommen.

Bei der aufgeschlammten Rebe*) (vitis camorata) stehen die Stöcke und Stiefeln in 4' von einander entfernten Reihen in der

*) Bei Weiskamp, Bergabern n. s. w. sagt man „Kammer“, wahrscheinlich statt Kammer, welches Wort Rone (Geschichte des badischen Landes I. 81) wählt. In der Pfalz giebt man den Wein noch in ähnlicher Weise.

Ränge und Quere; die Stäbe (Balken) liegen in einer Reihe auf den Stiefeln und bilden lauter Quadrate, so daß die von allen Seiten vortretenden Reben die dürstige Erde wie ein Gewölbe (camera) beschatten (Col. IV. 17).

Wir haben bereits angegeben, daß man junge Stöcke nicht mit einem Joch, sondern mit dünn geschälten Stäben, damit nicht die modernde Rinde Gewürm oder Brand erzeuge (Geop. V. 22), oder einem Rohre stützt. Besocht werden sie (jugari) in der Regel im dritten Jahre; sie sind dann in der Regel stark genug und hüpfen, wie man zu sagen pflegt, dem Joch entgegen. Indessen entscheidet hier die Stärke und nicht das Alter. Wäre ein Stock um diese Zeit noch nicht kräftig genug, mag er das Joch höchstens berühren, in Hoffnung es zu erreichen, oder er wird abgeschnitten und muß den ganzen Jahreskreis unter demselben machen (Pl. XVII. 35, 12).

Der Weinstock kann unter dem Joch 2 3 Augen behalten, aus welchen das künftige Holz entsteht, welches an das Joch gezogen und so angebunden wird, daß die Ranken mehr gestützt, als aufgehangen werden. Man bindet das Holz zwischen dem dritten und vierten Knoten, damit der Buchs hier einigermaßen aufgehalten und der Trieb nach unten desto stärker werde (Pl. XVII. 35, 13).

Das Joch darf nicht niedriger als vier, und nicht höher als sieben Fuß sein. Bei jungen Stöcken muß man die erstangegebene Fußhöhe wählen und das Joch nach Alter und Bodenverhältnis allmählich freilegen. Je feuchter eine Lage und je eine Gegend ist oder je weniger die Winde irgendwo einwirken, um so höher kann es sein; die freudig wachsende Rebe liebt in der Höhe auszuspinseln; die der Erdnähe entrückte Frucht geht weniger in Fäulnis über, die durchstreichenden Winde trocknen Reben und schädlichen Thau sehr bald ab, wodurch die Abbläthe schnell erfolgt und der Wein einen guten Geschmack gewinnt. Es wurde schon früher bemerkt, daß, je höher ein Joch, oder eine Baumreihe geht, desto wohlfeilnehmender der Wein wird. Leichtere Böden, zumal wenn er abhängig und der Sonnenhitze oder den Stürmen ausgesetzt ist, verlangt durchaus etwas niedrige Beschneidung, freilich sind dann die Trauben den Fäulnis mehr ausgesetzt (Phaedr. IV. 2). Wenn alle Verhältnisse nach Wunsch zusammentreffen, geben fünf Fuß die rechte Jochhöhe (Col. IV. 18).

6. Die Laubenform (*v. pergulana*). Dazu lassen sich die Stöcke zählen, welche die Wände der Häuser, Wirthschaftsgebäude, Gehöfte und Gärten bekleiden (Hor. Od. I. 18, 2) oder ein Valerius Cornelius sagt, mit folgsamen Ranken ganz überdecken. Der Cyplop (Theophr. XI. 45) rühmt wie um seine Höhle bei dem Aetna:

— Sind Lorbeerbäume und schlangesprossige Cypressen
Dunkler Ephen auch und ein gar süßtraubiger Weinstock.

Wie er hier den Eingang beschattet, so dämpfen Rankenblätter das Licht der Fenster mancher Villa (Pl. ep. V. 6); auf dem Laurentum steigen sie über das Dach empor; anderwärts bilden sie Gänge und Sommerlauben (*pergulae* s. *trichilae*), die Anacreon als Aufenthalt im Frühlinge, Virgils syrische Wirthin (Cop. 8) im Julius rühmt. Wo sie, wie auf der laurentinischen Villa mit Ruhebänken in Form eines halben Kreises (*stibadium*) aus weißem Marmor oder anderwärts aus Rasen oder Zweigen besetzt sind (Pl. ep. V. 36. Mart. XIV. 87), ruht der Hausvater in ihrem Schatten, wenn der Sirius sengt (Virg. Cop. 21); hier genießt er edle Freuden der Natur (Hor. Od. I. 38, 10) und der Freundschaft (Virg. Ecl. IX. 42); hier hat die Liebe ihre Genüsse, hier werden nächtliche Trinkgelage gehalten (Prop. IV. 8, 85). Dem Kunstgärtner (*topiarius*), der die Anlage und Pflege dieser in manchen Gärten zahlreichen Laubengewölbe zu besorgen hat, brauche ich nicht zu sagen, daß man dazu, wie zum Bekleiden der Gebäulichkeiten und Säulen edle Sorten, namentlich s. g. Tafelsorten (Pl. XVII. 36), besonders die, welche neuerdings unter dem Namen „Laubenheimer“ (*v. pergulana*) bekannt geworden ist (Col. III. 2) wählt. Sie werden nach der gewöhnlichen Meinung am Minervafeste beschnitten.

7. Die Pfahlform (*vites pedata*). In manchen Gegenden, wie in Spanien (Varr. I. 8), läßt man die Stöcke an bloßen Pfählen, welche sie stützen, in der Höhe eines mittelgroßen Mannes aufwachsen (Pl. XIV. 3).

In Baumweingärten werden junge Stöcke im ersten Jahre bis auf eine Ranke und diese wieder auf zwei oder drei Augen verschnitten; die daraus hervorsprossenden Reben werden im nächsten Jahre zum untersten Stockwerke geleitet und alsdann von der nächsten Schneidung an alljährlich über den Baum vertheilt. Um viele Frucht und unschwere Behandlung zu erlangen,

lassen die Winzerleute nach festem Verkommen in den untersten Stockwerken viel Holz; wer aber guten Wein haben will, leite die Reben in die Höhe, wie Cato sagt, so hoch als möglich und zwar so, daß die beiden äußersten Ranken, an den Stamm des Baumes gefügt, nach dessen Wipfel blicken und jeder Zweig, der stark genug ist, eine Rebe erhalte. Bälligern Zweigen legt man mehrere, schwächeren weniger Ranken, jede besonders, auf. Als fernere Grundsätze der Schneidelung gelten, daß man die alten Reben, an denen letztjährig Frucht gehangen, sämmtlich entnehme und die jungen lasse, an denselben aber ringsum die Abergähne und Gelze (*capreoli*) entferne; ist ein Stock lustigen Buchses, stürze man die äußersten Ranken über die Zweige, weil diese die meiste Frucht tragen; ist er schwach, die dem Schaft zunächst, weil ihn diese am wenigsten entkräften.

g. Bepfählung und Anbindung (*impedatio et adligatio*).

Nach beendigter Herbstschneidelung, ehe der Herr den gemieteten Winzer entläßt (Varr. I. 8), werden die Pfähle und Stiefeln (*pedamina, pedamenta*) ausgezogen und die lose übereinander gelegten s. g. Stockhausen entweder im Freien, oder besser unter Obdach aufbewahrt (Cato 37. Virg. G. II. 409). Wenn die Weinbergsarbeiten ruhen, um die Brumalzeit bis in die Calenden des Februar, sind zu Hause die trockenen (Cat. 37) Pfähle zu bearbeiten, abgefaulte zu behauen (*dedolare*), gut erhaltene umzudrehen, zugespitzte zu kürzen oder anbrüchliche (*cariosus*) durch neue zu ersetzen. Sollten sie über Winter im Lande geblieben sein, so muß das Behauen im Weingarten selbst geschehen. Bei der Bepfählung sind alle Pfähle und Stiefeln fest zu drücken, die seitwärts gebogenen gerade zu richten und die herumliegenden aufs neue einzustellen. Der Anfang kann in den Calenden des Januar gemacht und die Arbeit bis in die Iden des Februar fortgesetzt werden (Col. XI. 2); jeden Falles muß vor Austreiben der Augen das Aufpfählen und Anbinden geendet sein (Col. IV. 14).

Man rechnet, daß ein Arbeiter täglich 30—40 runde und 60 eckige Pfähle aus Eichen- oder Desholz zuhauen und spizen kann. Abends, bei Licht, macht er 5 Ständer und 10 Pfähle, früh vor Tage in der Brumalzeit eben so viel fertig (Pl. XVIII. 63). Am besten eignen sich dazu die Tage vom 20. — 30. des

abnehmenden Mondes, weil das um diese Zeit behauene Holz nicht so leicht anbrüchlich wird (Col. XI. 2).

Wo möglich muß, der Stöcke willen, jeder Pfahl gerade sein. Die gespaltenen edigen Pfähle (*ridicæ*) des Eichen-, Eichen-, Kork-, Kastanienholzes, wohl auch der Waldsichte und des Hollunders (Pl. XVII. 34) geben ihnen festeren Stand als die runden (*pali*) der Wachholder, Eypresse und des Lorbeer (Col. IV. 26). Andere und weiche Hölzer haben minder gute Dauer und müssen jährlich frisch gespitzt werden (Varr. I. 8). Wo Hart-hölzer nicht zu haben sind, liefern die Röhrichte Ständer. Man bindet einige Rohrstengel mit Bast zusammen und steckt sie in eine irdene Röhre (*ouspis*), damit die Feuchtigkeit Durchgang finde und die Stengel nicht in der Röhre verfaulen (Varr. I. 8).

Als Querstäbe kann man geschälte Stangen allerlei Holzes brauchen; am besten sind Rohrbündel, die man zusammenbindet (Pl. XVII. 35, 10). Wohl macht es Arbeit, weil die Spitzen einander entgegen liegen müssen, damit das ganze Joch gleiche Stöße erhalte. Sollte man Spitzen mit Spitzen verbinden, so würden diese Stellen von reifen Früchten zu Boden sinken und dann Hundes und Wild zur Beute werden; sind aber die Spitzen an wechselnder Stelle eingebunden, so dauert ein solches Joch gegen 5 Jahre (Col. IV. 17).

Es zeugt von Unkenntniß der Natur des Weinstockes, wenn Einige die Pfähle auf die Nordostseite der Stöcke stellen, denn der aus dieser Himmelsgegend kommende Wind (*Septentrio*) ist von den Reben wie allen Bäumen geliebt, sie gedeihen unter seinem Einflusse recht gut und bekommen dichteres Ge-
weige und festeres Holz (Pl. XVII. 2, 1). Wohl aber soll man die Pfähle auf der Nordseite, damit sie die Stöcke gegen den Boreas decken (Varr. I. 26) in Fußweite davon und so stellen, daß sie bei der Bodenbearbeitung nicht hindern und weder Holz, noch Wurzeln verletzen. — Man kann sie auch in die Mitte der Zeilen schlagen, muß aber dann, damit sie Joch und Trauben sicher tragen, besonders auf geschlossenem Boden, mit einem Pflocke (*paxillus*) ein Vorloch machen.

Der Anbiader beginnt sein Geschäft, wenn der Weinberg ganz mit Pfählen besetzt ist (*pedata vinea*). Die dazu erforderlichen Bänder werden in den Lucubrationsstunden des kürzesten

Tages, oder bei dem Feldbau ungünstiger Witterung (Virg. G. I. 265), vorräthig zubereitet. Junge Stöcke verlangen recht weiches Gebinde, vorzüglich Senesla, Sumpfbinsen, Schilf oder auch, im Schatten getrocknete Rohrblätter; in Griechenland nimmt man außerdem noch Cypergras und Reegras. Sprossen von Ulmen oder Weiden würgen die Jünglinge (Col. IV. 13); sie dürfen nur bei ältern Stöcken oder bei Jochstangen in Anwendung kommen. In Rothfäulen, bei Mangel an dergleichen zähen Hölzern, kann man auch andere brauchen, wenn sie 15 Tage vor der Anbindung geschnitten, gesäubert und, damit sie nicht brechen, in Mist oder, waren sie schon länger geschnitten und dürr geworden, zum Aufweichen in einen Teich gelegt wurden (Col. XI. 2). Die, welche ihre Stöcke recht mild behandeln wollen, nehmen zum Anbinden, insbesondere der Baumreben, eine Pflanze, welche die Sineser „Weinblinde“ (*ampelodesmos*) nennen.

Das Anbinden kann bisweilen zu derselben Zeit, wie das Aufsähen, nie muß es bei Frost geschehen; niemals darf es in die schon warmen Tage verschoben werden; im ersteren Falle brechen die Ranken leicht ab, im letzteren werden Augen und Knospen beschädigt (Col. XI. 2).

Als Regel gilt, Neben nur lose, Querstatten recht fest zu binden, damit sie gut tragen; so namentlich dann, wenn Ratten und Pfähle stark sind oder die letzteren den Stöcken fern stehen (Pl. XVII. 35, 6).

Angelegte Gärten bedürfen und verlangen im ersten Jahre keine Befestigung; es ist stets vorthellhafter, junge Stöcke an einer mäßigen als an starken Stütze ausruhen zu lassen (Col. IV. 12). Bis zum 30. Monate ist es genug, wenn man Jedem zwei alte Rohrstäbe (*arundo*), die nicht wieder ausschlagen oder alte, gerade Stäbe (*hostilia*) giebt, an welche unten, einen Fuß über der Erde, einzelne horizontallaufende Stangen gebunden werden, welche das Geländerchen bilden. Man zieht diese Art Stützung deshalb vor, weil die unter der Krümme des Stodes vortreibenden Schossen sogleich einen Anhalt finden, darum mehr in die Breite als in die Höhe auslaufen und gegen die Winde gesichert stehen. Für größere und stärkere Stöcke kann das Geländer bis gegen 4 Fuß erhöht werden (Col. IV. 12). Die Ranken aber sind bis dahin, wo sie die gehörige Stärke erlangt haben (Pl. XVII. 35, 25), in einen Kranz zusammenzubinden und dann ganz

gerade am Pfahle oder Joche emporzuziehen; sie gewinnen dadurch an Ansehen, Festigkeit, Dauer und Fruchtbarkeit. Der gerade Schaft hat auch eine gerade Markhöhle, in welcher der Nährsaft der mütterlichen Erde, durch keine Krümmen und Knoten behindert, nach oben aufsteigt (Col. IV. 20). Darum dürfen sie nicht zu stark an den Pfahl gezogen werden, wenn dieser etwa fern stehen sollte (Col. IV. 13).

Werden, wie Ranke pflegen, die vierjährig gewordenen Stöcke in Form eines viertheiligen Sterns ausgespannt, so muß sich der Winzer einen Fuß vom Haupte alles Schneidens enthalten, und jede Ranke an dem Joche so ziehen, daß sie mit ihren Spitzen die Erde nicht erreicht. Drei bis vier derselben sind hinreichend; nie darf die Zahl derselben größer sein, wenn nicht Kraft und Gesundheit unter besondern Bodenverhältnissen eine Ausnahme gestatten. — Die sternförmige Legung der Ranken ist weder nöthig noch auch den Winzern belobt; sie sind zufrieden, wenn sie die Stöcke in der einfachsten Weise angebunden haben.

Hat ein Stock die Spitze des Pfahles erreicht, muß er dasselbst eingebunden und sein Rankenwerk nach verschiedenen Seiten, die kleineren Neben nach unten, gezogen werden. Wenn Einige diejenigen Theile, welche wir über das Joch kürzen, über dasselbe hinausleiten und sie durch viele Weidengerten zusammenbinden, so kann ich dieses nicht gut heißen, weil herabhängenden Ranken Regengüsse, Reif, Hagel und Sturm nicht so viel schaden, als den aufwärts stehenden. Ueberall müssen diese Ranken, so lange die Perlinge prall, herbe und ehe die reisenden Früchte in der Färbung begriffen sind (*variare*), losgebunden werden, damit sie nicht durch Thaufeuchte, Winde oder Vögel leiden (Col. IV. 20).

Die Ranken der äußersten Reihen, der s. g. Termstöcke (*antes*), an Haupt- und Nebenwegen (Virg. G. II. 417), sind einwärts zu biegen, damit sie die Vorbeigehenden nicht beschädigen. Junge Stöcke kann man durch diese Vorsorge früher für das Joch gewinnen (Col. IV. 20).

Joche brauchen nicht jährlich erneut, aber frisch und fest, die Stöcke dagegen lose, daß kein Band einschneidet, nie an der vorigen Stelle angebunden zu werden (Pall. III. 18). Die unter dem Sterne (*stella*) vierfach getheilten, so wie die zarten, dünnen Neben werden, ohne sie zu knicken und schon schwellende

Augen zu verletzen, in leichten Krümmungen mit Binsen oder Rohrblättern an die Querstangen befestigt (*capitum conjugatio et religatio*, Cic. Cat. 15), damit später die Krägen, d. h. die Zugreben, wenn sie viele neue Baisen getrieben, einen Haltpunkt haben und weder fallen noch abreißen können (Cat. 33). Es wurde schon bemerkt, daß die Reben nicht allein an dem Bande hängen dürfen und daß es ein Fehler sei, wenn sie unter die Jochstangen gebunden werden, denn sie brechen ab, wenn sie später die Traubenlast niederzieht (Col. IV. 26).

h. Die Düngung (*stercoratio*).

Wenn schon Magerkeit und Unfruchtbarkeit des Bodens Ursache des Nichtgedeihens eines Weingartens sind, muß man doch mit der Düngung sehr vorsichtig sein. Der Weinstock hat einen sehr zarten Geruch; er zieht sich zurück, wenn er etwas Widerliches riecht, oder er stirbt davon gänzlich ab. Einzelne Pflanzstoffe, wie Bohnen- und Erbsenhülsen, ferner Salpeter, Alaun und warmes Seewasser sind ihm sogar Gift (Pl. XVII. 37, 10); der gewöhnliche thierische Mist (*laetamen*), frisch angebracht, verdirbt den Geschmack des Traubensaftes (Pall. IX. 2); Schweinemist, wenn er nicht fünf Jahre gelegen hat oder durch häufiges Begießen verdünnt worden ist, verbrennt ihn, gleich den festen Excrementen der Menschen (Col. II. 15); die Abfälle aus den Gerberwerkstätten sind nur mit Wasser vermischt dienlich (Pl. XVII. 46). Menschenurin veredelt den Geschmack und Geruch des Weines und erhöht die Tragbarkeit der Stöcke, doch muß er sechs Monate alt und gährig gewesen sein (Col. II. 15). In diesem Zustande läßt er sich als Herbstdüngung in kalten Gegenden zur Erwärmung der Stöcke, auf jeden sechs Sextare, mit demselben Erfolge, wie Taubenmist, verwenden (Col. IV. 8; XL. 2). Die Compileratoren der Geoponiken berichten, daß man in Arabien die festen menschlichen Excremente benutze.

Mist in frischem Zustande darf nie, am wenigsten bei Sonnenhitze, an die Stöcke gebracht werden. Will man Mistdüngung geben, so ziehe man zwischen den Zeilen Furchen und werfe den Dung ein, oder man grabe die Stöcke auf, und bringe ihn dann unter, doch so, daß er die Wurzeln oder den Stamm nicht berührt (Geop. II. 21). In derselben rücksichtsvollen Weise verfähre man bei dem Einsetzen junger Reben (Pl. XVII. 35, 7).

und der alten Stöcke, wenn man die sie umgebenden Wassergrüben im Herbst vor der Ebenung damit bedeckt (Col. IV. 8).

Zu viel Mist schadet (Pl. XVII. 46); es ist besser, Weinstöcke öfter und mäßig, als stark auf einmal zu düngen. Man rechnet insgemein auf 10' in's Gevierte drei Modien wohlverrotteten Dünger; indessen ist dabei die Beschaffenheit des Bodens in Berücksichtigung zu nehmen.

Das vorzüglichste Düngungsmittel findet die Rebe in mehreren Pflanzenstoffen. Für abgemagerte Gärten giebt es keine bessere Düngung, als die Lupine (Pall. IX. 2), welche zu dem Ende von den Winzern in Hampeln um die Stöcke gegraben wird (Pl. XVII. 6). In gleicher Weise verwendet man das bei der Schneidung abfallende feingefchnittene Rebholz (Cat. 37. Pall. I. 6), oder und besonders zur Anfrischung kranker Stöcke, die Asche desselben (Pall. IV. 7. Virg. G. II. 408); — für Sehlinge ist eine Mischung von Weinträbern und Mist empfehlenswerth (Col. III. 15. Pall. III. 9).

Bei Mangel an geeignetem Mist oder sonstigem Dung sind Erdmischungen rathsam. Man kann magern Stellen schon dadurch einen Dienst erweisen, wenn man die Gruben der Sehlinge mit fetter Erde füllt (Col. V. 9) und die schönsten Anlagen schaffen, wenn man den sandigen Aedern Kreide oder Löpserthon, freidigen und allzubindigen Feldern Sand beimengt (Pall. X. 1).

i. Die Veredlung (insitio).

Die Pfropfung ist wesentliche Verfehlung d. h. Uebertragung eines edlen Rebreißes auf einen andern Stamm zum Zwecke der Veredlung (Pall. XIV. 45).

Wie Theophrast angiebt, schwächen wiederholte Verfehlungen jeden Baum, und sind nur ein Mittel, bessere Früchte hervorzubringen (Theophr. II. 3). Dies tritt auch durch Pfropfung ein, denn dadurch wird nicht sowohl eine Veränderung, sondern eine Aussaat (satio) oder eine Verpflanzung eines Baumes auf den andern, durch welche dessen Natur nicht berührt wird (Theophr. II. 3), bewirkt. Daraus erklärt sich, daß Columella (IV. 29) die „Veredlung“ — man gestatte dem Deutschen diesen römischen und griechischen Sprache und Vorstellung nicht

völlig entsprechenden Ausdruck, — neben den verschiedenen Methoden, die Weinstöcke zu veredeln, abhandelt.

Es giebt wesentlich fünf verschiedene Methoden, den Weinstock zu veredeln. Man pflöpft ihn:

1. In die Schale, d. h. die zugeschnittenen Pfropfreiser (semina) werden zwischen Stamm und Rinde, besonders stärkerer Stämme, unter Beihülfe eines knöchernen Keiles eingeschoben (Col. V. 11). Dieses, wie es scheint, älteste Verfahren wurde später (Pl. XVII. 24), vielleicht als man die Erfahrung gemacht, daß der Weinstock nicht wie die meisten andern Bäume ausgeht, wenn der Stamm gespalten wird (Pl. XVII. 37, 9), aufgegeben oder durch die nachfolgenden verdrängt (Col. IV. 24).

2. In den Spalt, d. h. ein Stamm oder Ast (truncus) wird an einer glatten Stelle ohne Verletzung drei Tage vorher, damit der Saft ablaufe (Varr. I. 41), abgesägt, mit dem Messer glatt geschnitten, dann in der Mitte 3 Finger tief sanft und vorsichtig gespalten und mit einem glatten Keil (cuneus) von Eisen oder Knochen bedächtig getrennt und das Pfropfreis so eingesetzt, daß Holz auf Holz und Rinde auf Rinde zu stehen kommt (Col. V. 11. Pall. III. 17. Virg. G. II. 83. Pl. XVII. 24). Das Pfropfreis muß edler Art, einjährig, schwanger, d. h. vieler angeschwollener Augen, gut gewachsen, fester Structur, festen und nicht schwammartigen Markes sein, die Stärke eines kleinen Fingers haben, an keiner Seite schadhast oder verschrünzt, an warmen und windstillen Tagen 3 Tage zuvor von der Ostseite geschnitten und bis auf 3 Augen verkürzt sein. Weil der Weinstock in der Mitte weniger Saft als in den oberen Theilen hat, muß man die Pfropfreiser aus den jungen Schossen der Spitze und zwar derjenigen Seite, die dem Sommermorgen entgegen steht, entnehmen. Soll ein alter Stamm gepfropft werden, müssen sie ziemlich stark sein. Zum Zuschneiden bedient man sich eines zarten Messers, das jedoch nicht tiefer gehen darf, als bis das Mark sichtbar wird. In Keilform auf 3 Finger Breite zugeschnitten, setzt sich das Reis leicht ein, besonders wenn es zuvor in Wasser getunkt wird. Der Aberglaube verlangt, daß man das Reis mit beiden Händen einsetzen soll; zum Ankommen trägt dies nichts bei, aber man kann das Geschäft dann, wie nothwendig, sicherer und vorsichtiger verrichten. Man treibe darum den Spalt weder zu weit, noch zu enge; im ersten Falle

bekommt das Reis keinen festen Stand, im zweiten wird es wieder herausgepreßt oder erdrückt oder ersticht. Um recht sicher zu gehen, zeichnen Einige die Tiefe des Spaltes (*fissura*) mit einem Gartenmesser vor, umbinden den Stamm mit einer Bandweide und treiben dann den Keil hinein, der so gehindert wird, über das Band hinaus zu wirken. Das Reis darf man niemals zu stark eindrücken, weil die Stöcke in diesem Falle sehr spät erst tragen (Pl. XVII. 24).

Die gepropfte Stelle verstreichen Einige mit einer Mischung von Theer oder Kreide, Sand und Rußmehl, Alles unter einander zu einer zähen Masse geknetet. Andere, damit nicht zufrieden, umbinden wider Regen, Kälte und Wind noch Moos oder Rasen oder auch Ochsenzunge mit Stroh mittelst zarter gespaltenen Weidenruthen; da diese aber getrocknet den Stamm verlegen, sind weiche Bänder vorzuziehen. Jetzt hält man es für zureichend, wenn Stamm und Rinde mit spreuvermischem Lehm so weit umbunden wird, daß das Pfropfreis noch 2 Finger breit heraussteht (Pl. XVII. 24). Dies ist ausreichend, wenn der Schnitt in einiger Höhe erfolgte. Wenn es die Beschaffenheit der Zweige und des Stammes gestattet, pfropft man aber gern der Erde recht nahe, bedeckt dann Stamm und Edelreis bis an die höchste Spitze vorsichtig mit Erde (Col. IV. 29).

Ist zu befürchten, daß der anströmende Saft dem Edelreis Schaden zufüge, so ist es gerathen, unterhalb der Pfropfstelle einige Schnitte in den Stamm zu thun, damit der überflüssige Saft, der das Ankommen der Reiser verhindert, Gelegenheit zum Ausfließen habe (Col. de arb. 8. Varr. I. 41).

Ich habe nach diesen Methoden binnen 2 Jahren 2 hoch Gelände mit einer einzigen frühreisenden, aus Spanien bezogenen Sorte veredelt (Col. III. 9).

3. Mit dem Bohrer (*terebra*), d. h. man bohrt in den zu veredelnden Stock ein fast senkrecht (Pl. XVII. 25) Loch, zieht von einem andern in der Nachbarschaft befindlichen recht fruchtbaren Stocke einen andern Zweig zum Durchstecken herüber. Sollte eine solche Leitranke (*tradux*) nicht vorhanden sein, so schneidet man einem Stocke ein recht junges 2' langes Reis ab, beschabt es, daß die Schale nur etwas verdünnt wird, steckt es in das Bohrloch (*foramen*) und verschmirt es mit nasser Erde, die dann mit Ullmenbast umbunden wird, daß der ganze Stamm nur

der fremden Rebe zu dienen scheint. Dieser Verstrich ist in-
dessen bei in Bohrlöcher übergeleiteten Ranken, die, bis sie an-
gewachsen, gleichsam von mütterlicher Brust gesäugel werden,
nicht nöthig. Die Bohrung (*terebratio*) ist die sicherste Ver-
edlungsart, weil jedes Edelreis, das über dem Stamme 2 Au-
gen behalten muß, wenn auch nicht im ersten, gewiß im zweiten
Frühjahre anschlägt, wo es dann vom Mutterstocke getrennt und
gleich oberhalb der Zweigstelle abgeschnitten wird. Hat es 2'
lang getrieben, wird der etwaige Verband eingeschnitten, damit
es frei in die Stärke wachsen kann (Pl. XVII. 25).

Die älteren Winzer hatten einen etwas andern Bohrer, als
wir; er machte nur Bohrfasern (*scobs*), die aber, weil sie die
Kelle nicht ausnahm, im Loche sitzen blieben. Da er außerdem
die Bohrstelle noch erhitzte, entstand der doppelte Nachtheil, daß
die heiß gewesenenen Theile selten wieder auslebten, die verbliebe-
nen und sich leicht zusammengebenden Fasern das Einfügen oder
das Ankommen des Edelreises verhinderten. Durch den neuer-
dings gewöhnlich gewordenen gallischen Bohrer ist ein bedeu-
tender Fortschritt gemacht worden; er, weit handlicher und brauch-
barer als der alte, höhlt den Stamm, erhitzt ihn aber nicht; er
macht nicht Fasern, sondern Bohrmehl (*ramentum*) und läßt
eine glatte Wunde ohne Gewölle (*lanugo*), in der das Pfropf-
reis auf allen Seiten anschließt und darum leicht anschlägt (Pl.
XVII. 25. Col. IV. 29).

4. Durch Bindung. Wenn nämlich zwei Weinstöcke oder
Reben sich berühren, schabt man die einander entgegengesetzten
Seiten schräg ab, bringt Mark an Mark und bindet sie zum
gemeinschaftlichen Verwachsen zusammen. Ist dies erfolgt, wird
die edlere Sorte vom Mutterstamme abgelöst und von dem ple-
beßtschen Stamm ernährt.

5. Die Einpflasterung (*emplastratio*), d. h. die Einsetzung
eines Auges an der Stelle eines entzweigten Baumes, aus dessen
Schale ein schildförmiges Stückchen ausgeschnitten worden ist,
verträgt der Weinstock wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit sei-
ner Schale nicht (Pl. XVII. 26); wohl aber kann man ihn spal-
ten, an der Seite ein viereckiges Stückchen Rinde ausnehmen
und ein Edelreis an dieser Stelle einschleiben, welches natürlich
gegen Luft und Kälte mit Lehm verstrichen, besser noch mit einem
Verbande umlegt wird. Bei Tibur Tullia sah ich einen Baum,

der nach dieser Methode mit allen Obstarten beschwert war; an einem Zweige fand man Nüsse, an einem zweiten Steinobst; hier sah man Trauben, dort Feigen, Äpfel und Granatäpfel (Pl. XVII. 26).

Die Zeit des Pflanzens geht von der Herbstgleiche bis ins Frühjahr, zum Wiederausschlagen, nach Atticus sogar bis in den Juni (Pl. XVII. 25). Am besten sind die milden, ruhigen Tage des zunehmenden Mondes, von den Calenden des März bis — wenigstens in kalten Strichen — in die Calenden des April (Col. XI. 2). Der nach dem Glauben des Landmanns (Pl. XVI. 25) durch die Natur um diese Zeit gehende wollüstige Jugendkitzel, die Brunst der Erde und aller Gewächse, die Augen, die nicht mehr schlafen und fast schon zur Empfängnis zu blicken scheinen, die Schale, die leicht springt und die Begierde zu erkennen giebt, Stamm und Reis wie auf einem Brautlager zu vereinigen (Pl. XVII. 30, 6), kündigt die Geneigtheit derselben für die Vermählung an, von der sich um so sicherer Erfolg erwarten läßt, als Fröste nicht mehr zu befürchten sind (Col. IV. 29).

VII. Pfahlhölzer und Bindemittel.

Pfähle und Bänder, diese für die Weincultur allernothwendigsten Stücke, machen gleichsam die Morgengabe (dos) aus, mit der der Gärtner die Nebenbraut bei ihrer Vermählung ausstattet. Der tüchtige Landwirth zieht und unterhält sie lieber selbst auf seinem Gute, als daß er sie aus der Ferne bezieht; er wird unabhängiger von dem Nachbar, erspart sich manche Mühe und weite, in schlechter Jahreszeit nöthige, Wagen und Zugvieh anstrengende Wege (Veget. III. prol.) und entlastet, wie Atticus bemerkt, das Ausgabebuch der Weingärten. Er muß um so mehr eigene Anzucht der nöthigen Bindemittel (ligamina), insbesondere der Bindewurzeln (radix viminalis) und Pfahlholzpflanzungen, betreiben, weil er auf dieselben nicht vieles und sonst nicht zu benutzendes Land zu verwenden braucht. Atticus glaubt, daß ein

Joch Blindezeng (*viminalia*) für 25 Joch Weinland und ein Joch Rohr- oder Kastanienanlage zur Besetzung oder Bepflanzung für dieselbe Fläche, wenigstens für 20 Joch, ausreichend sei (Col. IV. 30).

1. Bindemittel.

a. Die Weide (*salix*).

Die Weide, mit ihrem äußerst zarten Holze, das sich zu Rasthen, Flechtarbeiten und wegen seiner Weiße sehr gut zu Bildhauerarbeiten schickt (Pl. XVII. 76), ist von großer Bedeutung für die Landwirthschaft und die Weingärten. Sie liefert lange Stangen zu Geländern und Bänder, die aus der Schale wie Gürtel zum Verbinden der Pfropfreiser, Baum- und Thierwunden (Col. VII. 10) geschnitten werden; sie läßt sich zu Verjüngungen der Röhrichte (Pl. XVI. 65), der Saatfelder (Virg. G. II. 436), Gärten und Nebgärten, vorzüglich zur Abwehr des rebenverwüstenden Bodens pflanzen und gewährt hier, wie dort, wo sie an Ufern zum Schutz der Gesilde gegen den Anfall und Durchbruch der Ströme Wacht hält (Pl. XVI. 65), in ihren Blüthen den Bienen Honig (Virg. G. II. 434), an den Ruthen Vorstoß (Virg. G. IV. 37. Arist. IX. 27), den in der Gluth des Mittags lagernden Hirten zum Schläse Schatten (Virg. Ecl. I. 53), Weinbergshütern und Hirten mit ihren Mädchen Verstecke (Virg. Ecl. III. 65); die zarten, zähen (Ovid. M. XIII. 800) Sprossen benutzt der Bienenvater zum Flechten der Rumpfe (Varr. III. 16. Virg. G. IV. 34) und Hohlgeselher (Col. IX. 15); der Weingärtner bindet damit Ständer, Joche und Reben am besten an (Pl. XVI. 67. Col. IV. 16), verfertigt daraus Körbe, Fürden zum Trocknen der Trauben, Kufden und anderes Geräthe; der Viehzüchter benutzt sie zum Futter, welches, obwohl mager, in Ermangelung der Usmen und Eschen, doch zur Ausbülfe dient (Virg. G. II. 175, 446) und für Esel gut ist (Col. VII. 1); der Landmann schält sie und fertigt daraus bequeme Geflechte zum Riste, Kaulkörbe und aus dem Holze Lehnstühle und andere geringere Sachen (Varr. I. 23), die man aus Leder nicht machen will (Pl. XVI. 66). Ihr leichtes Holz läßt sich zu bauerlichen Bettstellen (Ovid. M. VIII. 656) und Holzschuhen, ganz vorzüglich aber zu Schilden verarbeiten, die denen des Felsenbaums gleich, aber besser als die der Linde, Birke, der beiden

Pappeln und des Hollunders sind; werden sie auch von einem Hiebe oder Stöße getroffen, leisten sie Widerstand und ziehen sich vermöge ihrer Zähigkeit gleich wieder zu; der Schläg verschleißt seine Wunde selbst (Pl. XVI. 75). Die Rebe ist der Weide befreundet, viellecht mehr als der Pappel, die am Aetna (Virg. Ecl. IX. 43), in Campanien und bei Fundi Wein erzieht; sie wächst in Weidichten und rankt an Weidenbäumen in die Höhe (Pl. XVI. 65). Sie leidet durch Witterungseinflüsse weniger als jeder andere Baum; sie läßt sich behauen, treibt wieder neues Holz, wird mit jedem Hiebe dichter, buschiger, sprossenreicher; die Schößlinge treiben mehr aus dem kurzen, faustförmigen Stummel, als aus den Zweigen selbst hervor. Nach unserer Meinung ist sie das allernützlichste unter den Gewächsen, welche wässerigen Boden lieben, auch nützlicher als die Erle, obgleich auch diese zu schützenden Gehegen und auf die Mauern der Flußufer gepflanzt wird (Pl. XVI. 65). Sie gehört gewiß nicht zu den schlechtesten Bäumen und verdient, daß man sie auf jedem Gute (Varr. I. 23) anpflanze, denn kein Baum giebt bei so geringen Kosten einen so sichern Gewinn (Pl. XVI. 66). Wenn Cato ein Landgut würdigt, giebt er der Weide den dritten Platz und stellt Weidichte den Oelpflanzungen, Getreidefeldern und Wiesen noch vor (Pl. XVI. 67).

Die Weide verlangt zumelst Bachränder (Virg. G. II. 110. Ovid. M. X. 95) und wächst hier so dicht und stark, daß sie Wölfen zum Aufenthalt (Ovid. M. XI. 363), Truppentheilen zum Versteck dient (Liv. XXV. 17), oder feuchtes und sumpfiges Land (Cat. 9), wie um Minturnä (Cic. agr. II. 14), Venetia (Pl. XVII. 35, 22), Antium, Lavinium bis Pometium (Strab. V. 2) und in einigen Theilen des gallischen Italiens (Col. V. 7), aber doch ernährt sie auch der fette Acker der Ebene, wenn er zuvor nach der Vorschrift der Alten auf 2½' Tiefe mit dem Doppellarste gestürzt worden ist (Pl. XVII. 32. Col. IV. 30). Ueberall erfordern Weidichte (salicta) einige Pflege (Col. praef. 1).

Die Weide verliert ihren Samen vor der Reife und läßt sich deswegen nicht ansäen. Darum versetzt Homer in die Haine der Persephone

Erle zugleich und Pappel und fruchtabwerfende Weiden,

Hom. Od. X. 510.

und nennt sie die „Fruchtverderberin“ (*ἡ δὲ ὠλοσέλαρος ἰρῆ*)

perda), ein Ausdruck, den die spätere lasterhafte Zeit so übel verstanden hat, daß man noch jetzt den Weidenfamen für ein Mittel hält, bei dem weiblichen Geschlechte Unfruchtbarkeit hervorzubringen. Nur eine einzige Art auf der Insel Kreta, am Eingange der Jupiterhöhle, soll reifen Samen bringen, der nach der Beschreibung von holziger Substanz, in der Größe einer Nüßchen und häßlich anzusehen ist (Pl. XVI. 45). In diesem vorzeitigen Abwerfen zeigt sich die Weisheit der Natur, die für die Erhaltung dieses Samens nicht sonderlich Sorge trug, weil sie diesem Gewächse eine andere Fortpflanzung anwies (Pl. XVII. 18). Auf wasserhaltigem Boden schießt die Irweide von selbst auf (*salix erratica*, Vitruv. VIII. 1). Der Landmann verpflanzt sie durch Schnittlinge von jungen Zweigen (*cacumina*, *perticae* *cacuminum*) oder ältere Stämme (*talcae*) oder Stangen, die, je stärker, um so besser sind. Sie kommen sehr leicht an und lassen sich sogar verkehrt stecken (Pl. XVII. 30, 6; 13).

Die Band- und Flechtweiden werden auf rigoltes Land in Schnittlingen von mäßiger Stärke gepflanzt; sie müssen 2½' lang (Pl. XVII. 32) und von nicht größerem Durchmesser als ein Zwei-Aßstück (*dipondium*) sein. Am besten setzt man sie so tief, bis man auf festen Boden kommt; Stammschnittlinge werden oben mit etwas Erde zugedeckt (Col. IV. 30). Auf feuchtem Boden erhalten sie eine Reihe von sechs Fuß, auf trockenem kommen sie nur fünf Fuß von einander, am besten in Quincunx zu stehen, daß der Weidichtmann (*salictarius*, Cat. 11) und jeder Andere leicht hindurch kann. Auf den Zwischenräumen wächst häufig die der Labruska ähnliche und zu gleichem Gebrauche dienliche Weidichtrebe (*salicostemum*, Pl. XXIII. 15), und der Weidichtkropfen (*lupus salictarius*), dessen Frühlingsprossen als Salat gegessen werden (Pl. XXI. 50); er macht sie oft unzugänglich (Plant. Anl. IV. 6, 9).

Die Stangenweide wird aus Ruthen und Schnittlingen auf ebenfalls rigoltem Lande erzogen. Die beste Zeit für diese und jene fällt nach dem Favonius (Pl. XVIII. 65, 2), so lange die Augen noch schlafen. Die Sprossen kommen schwierig an, wenn sie an einem feuchten Tage oder nach Eintritt des Saftes geschnitten werden (Col. IV. 30).

Buschweiden werden in einem Alter von 3 Jahren zwei Fuß über der Erde abgehauen, damit sie sich mehr ausbreiten und

künftig ohne Leiter bestiegen werden können. Je näher der Erde die Krone gegeben wird, desto mehr geht der Buchs ins Holz. Stangenweiden (*s. perticalis*) werden mehr in die Höhe als in die Breite zu wachsen gewöhnt; im vierten Jahre kann man die Stangen füglich zum ersten Male anschauen; sollen sie aber als Bindemittel benutzt werden, schneidet man die einjährig alten Stecklinge auf 2½', bei Bodentrockenheit auf 2' ab, damit sie, wie niedrige Rebstöcke, aus dem Stamm treiben und in die Arme gehen (Col. IV. 31). Bleibt ein Stamm aus oder stirbt er ab, wird der Platz durch einen Senker wieder besetzt; zu dem Ende wird ein Trieb niedergebogen, eingegraben und nach einem Jahre abgeschnitten (Col. IV. 31).

Während der ersten 3 Jahre müssen Weidbäume, wie junge Weinpflanzungen, im April gegraben, öfter gehackt und entlaubt werden; später sind sie mit 3 Rodungen jährlich zufrieden und gedeihen vortreflich.

Zu landwirthschaftlichen Zwecken verdienen folgende Arten angepflanzt zu werden:

1. Die gelbe oder röthlich gelbe griechische Weide wird um die Röhrichte herum gesetzt (Varr. I. 24. Cat. 6) und zum Gebrauche gespalten (Col. IV. 30. Pl. XVI. 67). Der Schnitt erfolgt nach der Frühlingsgleiche und dem Aufgang der Bergvögel (Varr. I. 30).

2. Die amerinische oder sabrinische, von schwanken und röthlichen Ruthen (Col. IV. 30), die sich besonders als Bindemittel eignen (Virg. G. I. 265); die von weißer Farbe ist etwas brüchlich und wird ungespalten gebraucht (Pl. XVI. 67).

3. Die gallische steht aus wie verschoffener Purpur; trägt sehr zartes Gesproß (Col. IV. 30). Vielleicht ist die mehrerwähnte purpurfarbige Band- oder Flechtweide (Pl. XVI. 67; XVII. 32), die so reichlich trägt (Virg. G. II. 446), dieselbe.

4. Die von ihrem Schimmer (*nitor*) sog. nitilische Weide ist noch dünnprossiger als die vorige und von goldgelber Farbe (Pl. XVI. 67).

5. Die weiße (*cana s.*) mit graulichem Laube (Virg. G. II. 13), an Flußufern (Ovid. M. V. 590), dient zu gröberen Flechtungen (Lucan. IV. 131).

6. Die Bachweide (*salix*) wächst nur staudenartig auf wässrigem Boden (Pl. XVI. 30. Virg. G. II. 13. Col. X. 136) und

ist biegsam. Die Blätter, auf die Sitrone gelegt, hindern das Kopfweh; der Same, in Del gerieben, hemmt die Läusesucht; das Holz verschüchelt Schlangen und darum tragen die Bauern Sitronenstäbe (Pl. XXIV. 44).

b. Die Pappel.

Zu demselben Behufe wird an feuchten Stellen auch die weisse Pappel mit unten weissem und oben grünem Blatte angepflanzt. Das wo möglich feuchte Land (Pl. XVI. 30) wird zwei Fuß tief rigolt; die Spitz- oder Sehlänge, die eine Länge von $1\frac{1}{2}$ haben müssen, werden, nachdem sie erst 2 Tage etwas getrocknet, einen Fuß und eine Handbreite weit von einander gelegt und zuletzt mit Erde überschüttet (Pl. XVII. 32). Nach Cato soll man das ganze Landgut (fundus) mit Pappeln oder Ulmen auch des Laubes wegen umpflanzen, was wenigstens auf der Nordseite, wo die Sonne nicht gehindert wird, zu billigen ist (Varr. I. 24). So kann die Rebe auch ihr gegattet werden (Hor. epod. II. 9, 10).

c. Der Senfter (gonosta).

Der Senft oder Senfter wächst in Italien, in bergigen Gegenden (Pl. XVI. 29), sehr häufig und liefert in seinem zähen Gesproß (Virg. G. II. 12), besonders für trockene Gegenden, wo andere Binderuthen nicht gut fortkommen, ein sehr schönes und festes Band, welches auch zum Aufhängen des Obstes gebraucht wird (Mart. I. 43). Außerdem läßt er sich auch zu Verzäunungen der Saaten und Anpflanzungen (Virg. G. II. 434) brauchen; seine reiche, gelbe, zu Kränzen und zum Färben der Kleidung der Landleute (Pl. XVI. 29) dienliche reiche Blüthe wird von den Bienen sehr gesucht. Das strauchartige flächliche Gewächs pflanzt man um den ersten März aus Samen (Pl. XVII. 30, 6) an Ort und Stelle oder durch Wurzelringe, die in einem Alter von 2 Jahren im Februar in gegrabenes Land oder auch in Furchen gesetzt werden (Col. IV. 31; XI. 2). Der Schnitt erfolgt um dieselbe Zeit (Pl. XVIII. 65, 2). Auf geeignetem Boden, wie um Altinum in Venetia, erlangt es eine Länge, daß man sogar Jagdspieße von 5' (Gratian. cyneg. 130) daraus machen und die Wilderhühner darunter ruhen lassen kann (Calpurn. I. 5).

4. Das Rohr (*arundo*).

Das Rohr, in verschiedenen Arten bekannt, gehört zu den allerwichtigsten Gewächsen; es ist uns im Kriege und Frieden nothwendig und gewährt manches Vergnügen. Der Nordländer deckt damit seine Dächer und der Südländer berohrt die leichten Decken der Zimmer; mit Rohr führen die Orientalen ihre Kriege und die Hälfte der Menschen auf dem Erdboden ist durch das Rohr überwunden worden. Das indische, von der Stärke eines Baumes steht in unsern Tempeln und geht als Fahrzeug auf den Gewässern. Das ägyptische und asiatische dient als Schreibinstrument auf Papier; das hononische, schwer und marlig, zu Pfeilen und Spießen; die zerstoßenen Kolben benutzt der Belge zum Einlegen in die Fugen der Schiffe und Schiffsböden, wo sie bessere Dienste thun, als Pech und zäher Kitt, und die Gastwirthe stopfen damit die Betten statt der Federn aus. Das italische, von Natur zwar schwammig, durstig, knorpelartig, inwendig hohl und auswendig von einer trockenen, holzigen Rinde umgeben, hat, wie so viele andere Producte Italiens, hohe Vorzüge; es läßt sich spalten und zersplittert in scharfe Spelße; es dient zu Pfeilen, zu Speerschaften und Angelstangen (Tiball. II. 7, 23), zum Vogelfange (Prop. IV. 2, 33) und doch auch, wie um Mantua, zum Dachdecken (Liv. XXVII. 3); den meisten Verbrauch aber findet es in den Weingärten, zu Jochen, besonders bei Arpinum (Varr. I. 7), und zu Pfählen für junge und alte Stöcke (Varr. I. 8), Blätter und Spelße geben gute Bindemittel (Pl. XVI. 65, 67). Um Reate wächst es in Lachen (Varr. I. 7); in andern Stellen wird es in eigenen Röhrichten (*arundineta*) von den Landleuten gezogen, die es werth halten und selbst ihre Gottheiten mit Rohr um das Haupt darstellen (Ovid. Fast. V. 637).

Das Rohr versagt bei der großen Lebenskraft, die es hat, keiner Stelle, gedeiht aber in lockerm und feuchtem Boden besser, als in geschlossenem, in Thälern besser als auf Hügeln, an Flußufern, Pfaden und Hecken besser, als inmitten des Ackerlandes. Cato (6) rath daher, Röhrichte um die Flußufer (Virg. G. II. 414) und auf feuchten Plätzen anzulegen, die oft mit dem wilden, sich hier zu gutem (*asparagus*) veredelnden Spargel (*corruda*) durchpflanzt werden (Pl. XVI. 65. Varr. I. 24). Wo es einen ihm entsprechenden, noch sumptigern Boden, als die Weide verlangt, findet (Pl. XVI. 62; VII. 33), wie bei Arretium, Glu-

flum und Perusia (Strab. V. 2), sproßt es schlank auf (Ovid. M. XIII. 891), erreicht eine ansehnliche Höhe (Hor. S. II. 3, 248) und verdichtet, wie im laurentinischen Gebiete, fast zu dichten Wäldern, in denen sich Wildschweine nähren und verstecken (Virg. Aen. X. 709. Hor. S. II. 4, 42). In denselben wächst häufig der schwarze Weinstock (v. nigra), der eigentlich Bryonia (Baunrebe) heißt, dessen spargelartige Sprossen Dioskles dem ächten Spargel vorzog und zur Treibung des Farnes und zur Verminderung der Ritz empfahl (Pl. XXIII. 17).

Der Boden zu Röhrrieten muß vorher, aber nicht sehr tief, etwa 2' gegraben werden (Col. IV. 2). Die Anspflanzung erfolgt nach Eintritt des Favonius bis zur Frühlingsgleiche (Pl. XVI. 65), ehe die Augen austreiben, mit dem Bipalium. Man nimmt entweder Wurzelknollen (bulbi radices), welche Einige Augen nennen (Pl. XVII. 33), oder 1½' lange Schaftstecklinge (talea calami) oder ganze Rohrschäfte, die mit 2 Augen 1' tief in die Erde gelegt werden, mit der Spitze aber vorstehen (Cat. 6), damit sie den Thau nicht anziehen und faulen. Die erst angegebene Fortpflanzungsweise ist die beste, denn die knotige und mit vielen Schüssen versehene Wurzel erstickt nicht leicht (Pl. XVI. 63), und die Knollen, 2½ — 3' weit von einander gelegt, bringen 12 Monate früher reife Stangen als Stecklinge oder Schäfte.

Röhrriete müssen in den ersten drei Jahren wie Weidichte behandelt und so oft wie Beetgärten, ehe die Augen treiben, gegraben werden. Dies muß auch bei denen, die länger standen, erfolgen, weil das Land an trockenen Stellen leicht ausdörrt und das Rohr sich so verflzt, daß die Stäbe schwächig wie Schlifrohr (canna) werden (Col. IV. 32). In diesem Zustande muß man die Pflanzungen ausschneiden und vereinzeln, oder, was für besser als diese s. g. Castration (castratio) gehalten wird, gänzlich ausrotten, weil dann die noch verbleibenden Wurzeln frisch wieder ausschlagen (Pl. XVI. 63. XVII. 33).

Bei jeder Rohrart entspringen aus einer Wurzel viele Stengel mit Blättern aus Knospen, die wechselseitig aus Knoten entstehen; erst sitzt zu rechter Hand, dann über den folgenden Knoten zur Linken und so fort, aber stets im Wechsel, ein Blatt; zuweilen schießen hier auch Zweige und dünne Rohrhalme hervor. Die, außer bei dem indischen, ziemlich langen Blätter, ent-

stehen am Knoten, umfassen den Stamm, umgeben ihn bis zur Mitte des Schusses mit einer dünnen Haut und biegen sich dann seitwärts herab. Werden die Stengel abgeschnitten, sprossen die Wurzeln ihre Stengel stets zahlreicher aus. Das Abschneiden erfolgt im abnehmenden Monde, sobald es aufhört zu wachsen und anfängt zu verhärten. Dies tritt nach dem kürzesten Tage ein; der Ausschnitt beginnt dann und kann bis zum Favonius fortgesetzt werden.

Recht schönes, feistes Rohr bekommt man durch Mist- und mehr noch Aschendüngung. Viele zünden darum die ausgeschnittenen Rohrwüchse an (Col. IV. 32). Für die Weingärten sind die Rohrstäbe brauchbarer, wenn sie ein Jahr gelegen und getrocknet haben, als wenn sie frisch verwendet werden (Pl. XVII. 33).

e. Verschiedene Bindemittel.

Als Bindemittel dienen auch noch die Sprossen oder Ruthen der Ulmen, Birken, Haselsträucher und des Blutstrauches (*frutex sanguineus*), die sämmtlich vor dem Gebrauche gedreht werden müssen; in Ligurien braucht man Weinranken, anderwärts die zarten Ranken der Brombeeren (*rubus*), die weit auslaufen, sich mit ihren Enden an die Erde heften und den ganzen Boden überspinnen würden, wenn sie die Fürsorge der Menschen nicht einschränkte (Pl. XVII. 21). So gut sie sich dazu bürnen eignen, so macht doch das zuvorige Abnehmen der Stacheln (Pl. XVI. 67) viele Mühe (Col. IV. 31); dies Geschäft gehört für die Regentage. Entstachelte Brombeerranken lassen sich, wie gereinigte Wurzeln der Haseln, Fichten und anderer Bäume, noch brauchen

— Geschmeidige Körbe zu flechten.

Virg. G. I. 286.

II. Pfahlhölzer.

a. Die Kastanie (*castanea*).

Die Kastanie (*castanea*) von Castana oder Castana in Thessalien gekommen und nach diesem oder dem ersten Vaterlande, Sardes, die sardische Eichel (Pl. XV. 25), oder von Heraclea in Bythynien, die herakleotische Nuß, nach ihrer Verehlung Jupiters Eichel (Virg. Ecl. II. 52) oder die Eichel der Amorphis (Ovid. art. III. 183) oder die Göttereichel (*dios balanum*) genannt, ist

in mehreren Arten vorhanden, welche sich zumest in der Form der Frucht unterscheiden. Sie gehören zu den Nüssen, obwohl man sie schließlich zu den Eicheln rechnen könnte, denn die Frucht ist mit einer flachigen (Pl. XVI. 7), igelähnlichen, lederartigen Hülle (corium, Pl. XV. 34), die bei den geringen Sorten sogar bis in den Kern dringt und von der die Eichel einen Ansatz haben, umkleidet. Man findet oft 3 Stück Früchte in einer Hülle, deren äußere zähe Haut (Pl. XV. 7) abzunehmen ist, wenn sie den Geschmack nicht verderben soll. Man unterscheidet mehrere Arten. Die tarentinischen, von vorzüglichster Güte, den neapolitanischen an die Seite zu stellen, sind flach und lassen sich ohne sonderliche Mühe zum Verspeisen bereiten, aber schwer schälen; die eichelförmigen (balanites) sind runder, leichter zu schälen und wachsen von selbst; die salernischen (Cat. 6. Varr. I. 24) sind sehr rein und flach. Die corellianischen und etereganischen von röthlicher Schale, sind besser als die dreieckigen und die gemeinen schwarzen, die man auch die Kochkastanien (coctivae) zu nennen pflegt. Die übrigen Sorten haben eine flachige (Virg. Ecl. VII. 53), rauhe Schale (Pl. XVII. 25), die schlechtthin „Igel“ (echinus) heißt, und im October oder November sich öffnet (Virg. Ecl. I. 82).

Kuch Kastanienstücke so viel, wenn im warmen November
Reif an der Sonne sie plagen aus grüngestachelter Schale.

Calpurn. II. 82.

Die Frucht nimmt in unserm Haushalte eine angesehene Stelle ein; man ist sie gemahlen und zu Kuchen verbacken in Hungersnoth, oder getrocknet, in welchem Zustande sie sich von einem Jahre zum andern aufheben läßt (Virg. Cop. 19), oder gebraten, wo sie am besten schmeckt (Pl. XV. 25), oder gelocht (Apic. V. 2). Wegen ihrer Nährhaftigkeit mästet man die Stiefenschläfer (glires) in ihren Behältnissen und auch die Schweine mit den geringern Sorten. Das Holz, zu Weinbergspfählen stark im Verbräuche, eignet sich dazu sehr gut, denn es läßt sich leicht behandeln, widersteht der Fäulniß lange Zeit (Pl. XVI. 76) und der jedes fünfte Jahr zu behauende Baum schlägt frischer wieder aus (recreari), als selbst die Weide (Col. IV. 33. Pl. XVII. 34).

Der Baum gedeiht in Rom nicht gut (Pl. XVI. 58); er verlangt leichte, lockere, doch nicht sandige, vorzüglich feuchte,

fließige Erde, namentlich Pull- und Karfunkelboden; feuchten Sand und aufgelösten Tuff versagt er nicht. Grober Sand, Röhelerde, Kreide und recht fruchtbare Böden sind nicht für ihn. Nördlicher Hügel, schattiger, kalter und abhängiger Stellen, sofern deren Boden nicht blindig und röthelnd ist, erfreut er sich (Col. IV. 33. Pl. XVII. 34); er ist ein Wasserfeind (Pl. XVI. 30), kommt aber in Gebirgen und in Thälern fort (Pl. XVI. 29).

Die gewöhnlichste, aber nicht, wie irrig behauptet wird (Pl. XVII. 10), die einzige Art der Fortpflanzung geschieht durch den Samen, oft ohne Menschenmühe, denn er fällt vom November aus seiner zerplatzenden Stachelshale (Pl. XVI. 7) und wird von der unter dem Baume gelockerten Erde aufgenommen (Pl. XVII. 34. Virg. G. II. 15). Absichtlich werden auch die Rüsse von da ab und durch den ganzen Winter auf trockenes, 2½' tief durchflurtes Land, in Furchen von 9" Breite und Tiefe, in einer Entfernung von einem halben bis einem Fuße in Reihen, die durch Zwischenräume von 5' getrennt sind, ausgelegt. Man legt die größten, weil die andern nicht aufgehen, entweder einzeln (Col. IV. 33) oder fünf und fünf bei einander (Pl. XVII. 34), und bezeichnet die Pflanzstellen, ehe das Land geebnet wird, mit kurzen Rohrstäben als Merkzeichen zur Vor sicht beim Jäten und Hacken. Dichte Ausaat ist der vereinzelt vorzuziehen, weil manche Ruß bei Trodnuß verdorrt, bei Rüsse verfault oder von Mäusen oder Maulwürfen angegangen oder von einem andern Unfalle betroffen wird, wodurch leicht bloße Stellen entstehen. Die Sämlinge werden, sobald sie aufgegangen, unterraußt und nach dem zweiten Jahre auf eine Entfernung von 2' versetzt, umgraben und unter dem Schnitt gehalten, der im zweiten und dritten Frühjahr, vor dem Knospentriebe, wiederholt werden muß, damit sie schneller und gerade in die Höhe gehen. Von da ab erhalten sie sich selbst und ersticken Räuberzeug durch ihren Schatten. Nach dem siebenten Jahre kann der Behieb (caesura) erfolgen und jedes fünfte Jahr wiederholt werden.

Bei oben angegebenem Pflanzraum kommen auf einen Jünger 2880 Stämme zu stehen, von denen man, wie Atticus sagt, ganz leicht 200,000 Standpfähle ziehen kann, denn die untern Enden (taleae propius stirpem) lassen sich in vier, die nächstigen in zwei Theile spalten; die Spaltpfähle dauern länger als

die Reittelspähle (tores palus) und sind meist noch gut, wenn der frische Fieb kommt.

Bloßstellen einer Kastanienanlage (castanetum) besetzt man durch Senker, die bei diesem Baume sehr leicht anschlagen (Pl. XVII. 21, 30, 34). Man senkt auch ganze Bäume, nachdem deren Wurzel zuvor bloßgelegt, in Gräben nieder, aus denen nur die Gipfel über die Erde vorstehen. Hier treiben neue Bäume aus, die aber; nicht versetzt werden können, weil sie an keine andere Stelle sich gewöhnen und vor der Reueheit jedes Bodens schauern. Dieses Absenken geschieht, so oft es nöthig ist.

Die Kastanie läßt sich vom Anfange bis Mitte März (Pl. XVII. 30, 6) pflropfen; bei Sämlingen, die langsam wachsen, und ausarten, ist dies nöthig (Pl. XVII. 10, 20). Corellus, ein römischer Ritter aus Aceste, bepflropfte im Gesilde von Neapel einen Kastanienbaum mit seinem eigenen Reize, und daraus entstand eine der besten Kastanienarten, welche noch von ihm den Namen (Pl. XV. 25) führt. Ein Freigelassener, Eterejus, bepflropfte den corellianischen Baum zum zweiten Male und daher haben wir den eterejischen Baum; beide unterscheiden sich dadurch, daß der erste mehr, der zweite schönere Früchte trug (Pl. XVII. 26). Auch Weidenstämme sind als Pflropfstämme geeignet (Pall. XIV. 93).

Hochauftreband Mitglieder der Welde am Bache erträgt
Kästenfrucht' und wächst reichlich gewelbet vom Raß.

Pall. XIV. 161.

2. Die Hageleiche (aesculus).

Die Hageleiche, die größte Art der Eichen,

— Die Holz vor den Palmen empor dr.;

Jupiter, grünt,

Virg. G. II. 16.

— die so weit ihr Haupt zu des Aethers

Käften sich hebt, so weit in den Tartarus dehnet die Wurzel.

Die kein Winter vermag, kein Sturm noch Regenerguß je

Auszuweichen, die steht unbewegt und viele der Unkel,

Biel umwallende Leben befreit ausdauernd ihr Alter:

Es voll Kraft, weithin die Armen gestreckt und der Aeste

Böhlungen trägt in der Mitte sie selbst den unendlichen Schatten.

Virg. G. II. 291.

Dieser dem Jupiter heilige Baum (Virg. G. II. 15), aus dessen breittüeligen, langen, dunkeln Blättern in spätern Zeiten Magerfeldt, Bilder der röm. Landwirthsch.

die Bürgerkrone gemacht wurde (Pl. XVI. 4. Ovid. M. I. 449), pflanzt sich durch seine in rauher Hülse liegenden (Pl. XVI. 7), kurzgestielten, kleinen und unscheinbaren Eichen von selbst fort (Virg. G. II. 15), oder der Landmann säet die im Spätherbste auch später noch reifende Frucht (Pl. XVI. 42) in 9zölligen Gruben in je 2' Entfernung ohne sonderliche Mühe aus (aesculeta). In den Berggegenden leitet man die Reben an dem Baume in die Höhe, in der Nähe der Weingärten aber schadet der Hochwipflige mit seinen breiten und weit hin reichenden Wurzeln (Hom. II. XII. 182) den Stöcken gar sehr. Er verlangt mehr trockenen als feuchten Boden und wächst nicht überall in Italien (Pl. XVI. 5), denn er verträgt keine Kälte, giebt aber, ob schon sein Holz zu Wasserbauten nicht tauglich (Pl. XVI. 77), sehr gute Weinpfähle, die fast gar nicht faulen. Er verdient dazu um so mehr angepflanzt zu werden, als er nach dem Stiche stärker, als jeder andere Baum, wieder ausschlägt (Pl. XVII. 34); er muß aber 3 Jahre länger als die Kastanie stehen.

3. Die Sommerliche (querous).

Die Sommerliche, oder gemeine Eiche, wächst überall, auch in Ebenen (Pl. XVI. 29), pflanzt sich durch größere und schönere, aber rauhhülfige Eichen fort, die bei dem weiblichen Baume weich, bei dem männlichen derb, an beiden Enden steinhart und langstielig sind. Sie kommen ein Jahr um das andere zum Vorschein. Sie gedeiht auf jedem Boden, hat einen dicken und hohen Stamm, festes und dauerhaftes Holz, das im Wasser sehr gut steht (Pl. XVI. 77), sich in der Feuchtigkeithen wirft (Vitruv. VII. 1) und zu Bauten über der Erde nicht wohl taugt. Um den Padus wird sie mit Reben vermählt, anderwärts ihres Stammes und ihrer Zweige wegen zu Weinpfählen, wie die Kastanien, erzogen, sie kommt aber zwei Jahre später als diese zum Hau (Col. IV. 33).

An der Wurzel entstehen zwei essbare Schwämme, Boletus und Enillus, die an der Eiche Robur, der Kupresse und Fichte ungesund sind (Pl. XVI. 10).

4. Die Esche (fraxinus).

Die Esche, einer der nützlichsten landwirthschaftlichen Bäume, von bisweilen 130' hohem schönrunden Schaft, ist von der Natur vorzüglich des Holzes wegen geschaffen, das zu dem verschie-

denksten Gebrauche verwendet wird. Auf dem Berge Ida bei Troas ist es dem Ebernholze so ähnlich, daß die Käufer die geschälten Stämme kaum unterscheiden können. Aus Eschenholz werden die blaßgelben Langenschnäbe der Jäger (Ovid. M. VII. 677) passlicher als aus der Hasel (Pl. XVI. 81) und die Speerstangen der Krieger gearbeitet; durch den Speiß des Achilles ist es berühmt genug (Pl. XVI. 63), der Baum selbst deswegen den Gottheiten des mordenden Kampfes geweiht. Der Stellmacher wählt es wegen seiner Zähigkeit zu Achsen (Pl. XVI. 82. Claud. Ruf. 276), der Tischler schneidet daraus die feinsten Journierplatten (*laminas praetenuas*, Pl. XIV. 43), der Handwerker macht davon Bohrgriffe, Hämmer und anderes kleine Geräthe (Pl. XVI. 87), der Weinbauer leitet an dem Stamme seine Reben, stützt die Jochs durch ihre dauerhaften Pfähle (Pl. XVII. 34. Virg. G. II. 359) und bewahrt die Trauben in ihren Spänen auf (Pl. XV. 18). Der gewaltige Baum (Virg. G. II. 66) ist eine Zierde der Wälder (Virg. Ecl. VII. 65) und auf den Feldern und an den Grenzen der Aecker wuchert er üppig und wird, wie die Ulme, zu Baumreben und zum Viehfutter geschoren (Virg. G. I. 157; II. 446). Der Schatten seiner schönen Krone von zierlichem, länglich gerändertem und paarweise hängendem, gezahnten Laube (Pl. XVI. 23) verschleicht am Morgen wie am Abend die Schlangen^{*)}, daß sie, wie ich aus Erfahrung weiß, lieber in's Feuer, als unter eine Esche fliehen. Darum streut der Hirt mit ihrem Laub auch die Ställe des Kleinviehes. Es ist daher eine besondere Wohlthätigkeit der Natur, daß die Esche vor Erscheinung der Schlangen schon blühet und früher das Laub verliert, als sie sich verborgen haben (Pl. XVI. 23).

Die Griechen schreiben, daß Eschenlaub Pferden und Eseln tödtlich, wiederläuenden Thieren aber unschädlich sei. In Ita-

^{*)} Kollenhagen in dem Froschmäusler, 2. Buch, 4. Thl., 4. Kap., singt in Bezug ihres Schattens:

Ich bin von den Ästen gelart,
Der Eschenbaum hab' diese art,
Daß keine Schlang. unter ihm bleib
Der Schatten sie auch hinweg treib,
Ja die Schlang eher in's Feuer hineinsetzt,
Als sie durch seinen Schatten schleift.

lien schadet es auch dem Lastvieh nicht (Pl. XVI. 23), ist als Winterfutter Schafen und Ziegen sehr angenehm, Eieren nicht unnützlich (Col. V. 6).

Die Eschen theilt man je nach ihrem Standorte in Feldeschen und Bergeschen, die sich zumelst durch Buchs und Beschaffenheit des Holzes unterscheiden. Dasselbe ist im Allgemeinen trocken und schwer, zäh, biegsam (Pl. XVI. 75), und jeder Verarbeitung sehr folgsam (Pl. XVI. 81). Auf die Zeit des Schlagens kommt in Ansehung des Werthes viel an (Pl. XVI. 87); läßt man einen Baum im Stehen behauen und trocken werden, wird er fester und selbst zum Bauen tauglich (Pl. XVI. 77). Die Feldesche hat mehr gemasertes, die Bergesche schöneres und festeres Holz (Pl. XVI. 23, 30), das unter der Axt fast klingt (Virg. Aen. XI. 136). Der Baum liebt vorzüglich wässerige Gebirgsstellen (Pl. XVI. 29) und kommt noch in rauhen Berggegenden fort, wo die Ulme nicht mehr gedeiht (Col. V. 6), wächst aber auch unten in der Ebene (Pl. XVI. 29).

Der Weingärtner muß Pflanzschulen und Eschenzuchten (*fraxineta*) halten. Die Fortpflanzung geschieht entweder durch den Samen, durch Fußreiser (*stolones*, Pl. XVII. 13) oder Wurzel-schossen (Col. V. 7), die, weil der Frühjahrstrieb ziemlich früh eintritt, auch frühzeitig, in der Mitte des Februar, in Furchen oder Gruben 1½' von einander gepflanzt werden müssen (Pl. XVII. 15. Virg. G. II. 17), oder durch den Samen, der in kleinen Bälgen liegt (Pl. XXIV. 30) und in der Ernte schon reif wird (Pl. XVI. 42).

Der aus den Blättern gepresste Saft getrunken, ist, wie die aufgelegten Blätter, das beste Mittel gegen Schlangenbisswunden (Pl. XVI. 23); in Wein gerieben benehmen sie dem Körper das beschwerliche Fett und machen ihn hagerer; der Same mit Wein dient bei Leberkrankheiten und Seitenschmerzen. Gegen den Abfall und die Sägespäne des Eschenholzes wird mehrseitig gewarnt (Pl. XXIV. 30).

5. Die Ulme (*ulmus*).

Die Ulme ist für den Weinstock der allernützlichste Baum; sie steht zu ihm in einem besondern Freundschaftsverhältnisse (Pl. XVI. 28); seit den ältesten Zeiten (Pl. XIV. 3) wächst er an ihr am liebsten, am höchsten und besten; sie ernährt ihn, so daß sie,

obſchon dem Holze nach ein wilder Baum, unter die fruchttragenden Bäume gerechnet und allen vorgezogen wird (Col. V. 6. Pl. 16, 28). Ulme und Rebe ſind das oft gebrauchte Bild ſich gegenseitig umfaſſender männlicher und weiblicher Liebe, eng verbundener Herzen.

Die Ulme wächst auf dem verſchiedenſten Boden (Col. V. 6). Dem Standorte nach unterſcheiden die Griechen (Theophr. III. 14) die hochanwachſende Bergulme und die ſtrauchartige Feldulme (Pl. XVI. 29). Wir in Italien unterſcheiden zwei Arten: 1) die galliſche oder atiniſche; 2) die einheimiſche Ulmenart (*vernaculum genus s. nostras*), oder auch die atiniſche, die galliſche, die einheimiſche und die wilde (Col. V. 6. Pl. XVI. 28).

Die atiniſche Ulme, die edelſte (Col. arb. 16), iſt freudigeren und geraderen Hochwuchſes, als die einheimiſche (Col. V. 6), und wird daher auch ſchlechtſhin die „hohe Ulme“ genannt. Sie verlangt fettes Land. Denen von trockenem Boden glebt man den Vorzug vor denen von ſumpfigen Stellen; ſie haben ein biegsameres Holz, das zu Wurſſpießen (St. IV. 6), Deichſeln (Hesiod. op. 435) und Wagenrädern ſich gut eignet und das dem Rebholze nichts nachgeben würde, wenn es nicht zu ſchwer wäre (Pl. XVI. 81). Sie belaubt ſich zwar nicht ſo ſtark, wie die einheimiſche, bei der mehrere Blätter an einem Stiele ſitzen (Pl. XVI. 28), immerhin aber ſtark genug und macht einen milden Schatten, der, obſchon ihn Atticus drückend nennt, für Alles nährend iſt, was er trifft. Er iſt ſchon um deſwillen unſchädlich, weil der Baum unter dem Schnitte gehalten wird und weit mehr für Weingärten geeignet, als der Rußbaum und die Fichte, die man für Weingärten nicht wohl glaubt entbehren zu können, weil ſie den Wind abhalten, deren Schatten indeſſen für alle Gewächſe, die er trifft, drückend, ſchädlich und wie der der Weißtannen und Tannen ſogar ein Gift iſt (Pl. XVII. 18). Ihr in reichlicher Fülle vorhandenes Laub iſt ein den Ochſen, Schafen und Ziegen ſehr angenehmes Futter, das, wenn ſie es länger genießen, ihnen Elſel gegen alles andere Laub beibringt. Aus dieſem Grunde ſollte man Ackerfelder zumeiſt auf der Nordſeite, wo ſie nicht ſchattet (Varro I. 23) mit dieſer Ulmenart excluſiv oder doch im Wechſel mit der einheimiſchen umpflanzen, um das Laub der letzteren durch das von jener würzen zu können (Virg. G. II. 83. Col. V. 6).

Die Ansicht des Tremellius Strosa und des spätern Plinius (XVI. 28), daß die attische Ulme keinen Samen trage und deswegen sich nur durch Wurzelstöcklinge fortpflanze, ist unrichtig; sie trägt auch Samen (samara), aber nicht in solcher Menge, wie die andern Arten, und versteckt unter dem Laube, das sie bei der ersten Germination austreibt (Col. V. 6). In die Gänge gepflanzt, die an offenes Feld stoßen, hindert die Ulme den Getreidebau gar nicht, bringt aber noch Körbe Trauben und Reifig zu Gängen, Pfähle für den Garten und Holz für Herd und Backofen (Varr. I. 15).

Die Ulmenarten werden durch Samen, in Ulmenschulen (ulmaria) fortgepflanzt (Pl. XVI. 28). Am besten legt man sie auf fettem, mäßig feuchten Boden an, der wohl bearbeitet, recht zerkleinert und im Frühjahr in Beete getheilt wird (Col. V. 6). Die Aussaat geschieht um den ersten März, wenn der Same anfängt gelb zu werden und ehe die Bäume sich in Blätter kleiden. Dann gesammelt, wird er einige, am besten 2 Tage, in die Sonne gelegt, daß er abtrockne, aber noch etwas Saft und Feuchte behalte. Die Aussaat sei dicht; man streut ihn über die Beete aus und bedeckt ihn, wie den Cypressensamen, zwei Zoll hoch mit feiner Erde, begießt ihn, wenn der Regen fehlt, mäßig, und bedeckt die aufkeimenden Sämlinge zum Abhalten der Vögel mit Stroh, das man später wieder abnimmt (Pl. XVII. 18). Haben die Pflänzchen einige Größe erreicht, muß die Jätung des Unkrautes erfolgen. Damit die zarten Wurzelchen dabei nicht beschädigt und nicht niedergetreten werden müssen, dürfen die Beete nicht zu breit sein. Ueber Sommer sei man bedacht, die aufgelaufenen Ulmen vor Sonnenaufgang oder gegen Abend mit Wasser mehr zu besprengen, als zu begießen (Col. V. 6).

Haben die Pflanzen eine Höhe von 3' erlangt, werden sie, etwa nach einem Jahre, unter sorglicher Erhaltung der anhaftenden Erdklumpen (Cat. 28) aus der Samenschule in die zweite Pflanzschule versetzt; dies später zu thun, ist darum nicht anrathlich, weil das Ausheben wegen der stärkeren Wurzeln zu viele Arbeit verursacht. Damit aber auch hier die Wurzeln nicht zu sehr um sich greifen, werden die Satzgrübchen (sorobiouli) nicht zu groß gemacht; sie müssen 1—1½' von einander abstehen. Sind die Wurzeln kurz, werden sie ballenförmig, sind sie lang, werden sie kronenförmig zusammengebogen, mit Rindviehmist be-

stücken, eingelegt und festgetreten. In derselben Weise verpflanzt man auch die Wurzelschößlinge der angeblich unfruchtbaren Atinerin, besser im Herbst, als im Frühjahr, in den Iden des Februar (Col. XI. 2). Dabei werden den Sprosslingen alle kleinen Ästchen mit der Hand abgedrückt, weil sie in den ersten zwei Jahren vor dem Eisen zurückschrecken (Pl. XVII. 15. Col. V. 6). Erst im dritten Jahre darf man mit dem Messer ausputzen, was, wie das Umhacken und das Abschneiden der flachlaufenden Sommerwurzeln, in den Iden des Februar am besten geschieht (Col. XI. 2). Nach drei Jahren sind sie zur Versetzung geeignet; in der Gegend von Rom werden sie nur fünfjährig, oder, wie Einigen besser gefällt, wenn sie eine Höhe von 20' erreicht haben, in die Arbusten gebracht (Pl. XVII. 15). Sie lassen sich vor und nach dem kürzesten Tage (Varr. I. 35) am besten im Herbst, wenn die Erde von Regen durchnäßt ist, bis ins Frühjahr, ehe die Wurzeln sich so voll Saft gesogen haben, daß die Haut beim Ausnehmen leicht geschrundet werden kann (Varr. I. 7), versetzen. In mildem Boden macht man nach jeder Seite hin dreifüßige Gruben oder s. g. Reunerfurchen (*aulous novenarius*); ist er blindig, erhalten sie auch dieselbe Tiefe. Die Reihen kommen am besten in Verband; die Entfernung hängt von der Beschaffenheit der Gegend ab. Am weitläufigsten pflanzt man die Bäume in der Ebene und wo man zwischen den Reihen Getreide bauen will. Um jeden wird nach der Einsetzung Rasen gelegt, was man in Kampanien „bealtaren“ (*arulare*) nennt (Pl. XVII. 15).

6. Der Hollunder (*sambucus*).

Der Hollunder giebt nie sehr dauerhafte Pfähle und gutes Zaunheckenholz (Pl. XVII. 13). Er wird, wie die Pappel, durch Schößlinge, aber auch durch Fußreißer fortgepflanzt (Pl. XVII. 34).

Anderer Pfahlhölzer, der Lorbeerbaum, der Pflschbaum, die Haselstaude und der Apfelbaum wachsen langsamer; ihre eingeschlagenen Pfähle ertragen nicht einmal die Erde, geschweige die Rasse (Pl. XVII. 34).

VIII. Die Reife und der Wein.

Die Reife (*vindemia*), die Ernte des Winters, soll ihm den Lohn seiner ein ganzes Jahr hindurch angewendeten Arbeiten, die Rente seines Kapitals und den Ersatz seines sonstigen Aufwandes bringen. Mit gespannter Freude steht er dieser Zeit, der Zeit fröhlicher Lust und freudiger Thätigkeit in allen Anlagen entgegen. Sie ist eine allgemeine Feier- und Festzeit. Der Dominus und die Domina kommt dann endlich auf das langverworfene Landgut; er lobt den Stock, dessen schwerbelastete Reben selbst die Stützen zur Erde gezogen haben, sie den, dessen goldene oder purpurne Trauben herabhängen (*Sonec. ep. 41*); die Bürger aller Stände verlassen die Stadt (*Macro. VII. 7*) und die Hirten die Heerde; die Senatoren und Obrigkeiten schließen ihre Geschäfte, um wenigstens in Reihenfolge während dieser Feterzeit (*vacationes menstruas s. serias vindemiales*), die unter Augustus gestattet (*Suet. Aug. 35*), von Constantinus auf 30 Tage festgestellt wurde (*Paul. Diac. de gest. Longob. III. 12*) mit ihren Freunden in das Treiben des Landvolkes sich zu mischen, und, wie selbst der Kaiser Antoninus Pius (*Capitol. in Ant. V. 11*), nach Landmannsitte frischgepflückte Trauben aus Körben zu essen. Die Tabernen an den Landstraßen und der Villenbesitzer füllen sich mit Gästen. Die Weingroßhändler (*mercatores navicularii*) kommen aus Gallien, Raßlien, Ligurien, Genua, (*Strab. IV. 6*) und den italischen Seestädten; die Kleinhändler beladen ihre Esel mit Trauben für die Stadt. In den Herrenhäusern werden Weinlesemahlzeiten gegeben (*Macro. Saturn. VII. 7*). Das Landvolk jubelt und jauchzt: *Juchhe! (lax, laxx, lo Baxx)*; voll des Bacchus scherzt und lacht und singt es, wie im Morgenlande (*Jud. X. 29. Jes. XVI. 10. Jerem. XLVIII. 33*). Der spätere Dichter Ralfios giebt solch' ein Lied aus Griechenland:

Komm und stürze dich, Bacchos, mit schnellem Sprung in die Kelter,
Stampfe die Trauben und sei König des nächtlichen Werks.
Schürze dich auf und ermuntre den Keltertanz und von den leichtem
Fäßen triefe der Most und vom geschmeidigen Rebe.

Die plastische Kunst hat in der Weinlese manches Sujet gefunden. Auf dem Schilde des Achilles war kunstreich dargestellt, wie:

— — — — ein einziger Pfad zu dem Rebhain
 War für die Träger zu gehn in der Zeit der fröhlichen Lese.
 Jünglinge nun, anhauchend vor Lust, und rosig Jungfrau
 Trugen die süße Frucht in schön geflochtenen Körben.
 Mitten auch ging ein Knab' in der Schaar; aus klingender Leiter
 Racht er gefällige Lön' und sang anmuthig vom Linos
 Mit heilgellender Stimm, und ringsum tanzten die Andern,
 Froh mit Gesang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.
 Hom. II, XVIII, 570.

Auf dem Schilde des Herakles sah' man, wie:

Audere lasen den Wein, die gebogene Stopp' in den Händen;
 Andere trugen in Körben, diemell darreichten die Binger,
 Weiß und schwärzliche Trauben daher, von großen Geländern
 Boll schwerhängenden Laubes und silberfarbiger Rinkel.
 Andere trugen in Körben hinein; —

Hes. Scut. 268.

Die alten Bacchusfeste scheinen dann zu neuer Bedeutung gekommen zu sein; Alles erinnert an sie. — Die Kelterer schmin-
 ken sich mit Rost (Tibull. II. 5, 85), röthen sich mit Krennig,
 bedecken sich das Gesicht mit Feigenblättern oder andern breit-
 blättrigen Pflanzen, der Andrachne und einer daher Rosentraut
 (herba personata) genannten Pflanze, oder mit Leinwandmas-
 sen; sie halten Wettspiele, purzeln kopfüber (cernuare) auf ge-
 ölten Fellen. Die wilde Freude, besonders des weiblichen Ge-
 schlechtes, übersteiget die saturnalische Freiheit und grenzt an
 halbe Raserei. Besonders bekannt sind die Weinlesefeste von
 Nola. Messallina hatte solches Wohlgefallen an diesem festlich
 wilden Treiben, daß sie eine Nachbildung der Weinlese im Hause
 feierte; Kelterer preßten, Aufen flossen und Weiber, mit Fellen
 umgürtet, tanzten daneben wie opfernde und rasende Bacchantin-
 nen; sie selbst, mit fliegendem Haare, neben ihr Sittus, gingen
 sie auf Kothurnen, warfen das Haupt empor und rings umtobte
 sie der muthwillige Chor (Tacit. A. XI. 31). Hellogabal konnte
 schwerlich bessere Gelegenheiten finden, seine Obscönitäten zu be-
 gehen und Greise und Jünglinge, Consuln, Beamte und Feld-
 herren zu Schandthaten zu verleiten (Lamprid. in Heliog. 11),
 als hier, wo Bacchus treibt, ihm und der Venus gespendet, von

gemeinen Dienerrinnen der Venus um Gnade gebittet, der Phallus des Priapus, des Schutzmantels der Reben und Rebherge (Mart. VIII. 40) bekränzt und von herumschwärmenden Bacchigen der schändliche Dienst der Semele im Haine der Stimula geübt wird, oder die Winzer mit den Winzerinnen in Weiblichen und verwachsenen Hecken sich erlustigen (Prud. o. Sym. I. 107).

Lange vor der Ernte genügt der Weingartmann den Anforderungen, welche die Götter, insonderheit die Penaten, an ihn haben, von deren Gunst das Gedeihen oder Verderben seiner Fruchtbäume, Reben und Saaten abhängt und ruft ihnen beim Opfer zu:

— — — Segnet die Saat und den Wein!

Tibull. L. 1, 24.

Unsere Väter ordneten den 19. August zur Befänstigung der in diesem Monate häufigen Gewitter die zweiten Vinalien an, an denen auch Venus, unter deren Hut die Gärten und die schlechteren Weine der Gemüsegärten stehen, ihre Spenden erhält, und wollten, daß dem Liber (Anthol. Lat. I. 20), der Libera und den Preßgeräthschaften vor der Lese mit recht heiligem und leutsamen Gemüthe geopfert werde (Col. XII. 18). Am zweiten Festtage segnet der Priester Jupiters die Weinlese mit einem weiblichen Lammopfer ein (vindemiam auspicari); ohne diese Feterlichkeit ist es verboten, Most in die Stadt zu führen*). Zur Lese sind nur die Werkstage nach den Satzungen der Priesterschaft erlaubt; wohl ist es statthaft, an Festtagen gemietete Weinberge zu vergatten, nicht aber Trauben zu sammeln (Col. II. 22), Stöcke zu umhacken (Catull. LXIV. 39) oder Bäume zu scheeren (ib.)

Eines ergiebigen Herbstes kann man sich fast jedes Mal trösten, wenn nach dem Aufzuge der Schele keine Dürre eintritt (Aristoph. nub. V. 9) und wenn späte, nur nicht zu starke Regen einfallen, welche den Stöcken Nahrung gewähren (Pl. XVII. 2), zuweilen aber, wenn die Blüthe gut verläuft:

*) Früher wurde in mehreren der Hauptweinsländer, z. B. in Burgund und in der Gascogne, der Anfang der Weinlese jedes Mal von den Municipalbehörden festgesetzt und noch zu Anfange dieses Jahrhunderts geschah es auch am Rhein. Der Gebrauch einer erforderlichen öffentlichen Bekanntmachung kam in Frankreich während der Revolution ab, wurde aber später wieder eingeführt. Henderson, a. a. O. S. 16.

Wenn wohl blühten die Saaten, wird reichlich sich füllen die Lässer;
Wenn wohl blühte der Reiz, fehlt nicht Bacchus Geschenk.

Ovid. Fast. V. 263.

Indessen kommen auch Jahre vor, wo die Ernte gering ausfällt; sie machen auch den Weisen verdrießlich und können die Lust zu dem viele Kosten verursachenden Weinbau verleiden (Pl. op. VIII. 15; IX. 16). Es liegt nicht in der Kraft der Sterblichen, dem Mißrathen gänzlich vorzubeugen (Pl. XVIII. 69); dasselbe ist, außer der Huld der Götter, bedingt durch Verhältnisse der Witterung, Einflüsse der Gestirne, des Voll- und Neumondes in heitern, völlig luststillen Nächten zur Blüthezeit. Der Weinstock hat seine Empfängniß mit dem Delbaum um den Aufgang der Bergilien (Pl. XVI. 41), er blüht aber etwas später als dieser, um die Sonnenwende, hier und da auch schon im Anfange des Junius, steht in derselben 7—14 Tage und blüht überall vor der Mitte des Julius, also vor den Etesien (20. Juli), ab (Pl. XVI. 41). Geht den 2. Juni der Adler auf, so ist dieses eben so schädlich, wie der Tag der Sonnenwende (24. Juni) oder ein an diesem Tage (Pl. XVII. 2) oder in die Abblüthe einfallender, die Früchte abspülender Regen (Pl. XVII. 37, 6), oder für letztere der 23 Tage später erfolgende Aufgang des Hundes, der die Beeren verhärtet, oder der Untergang des Adlers vom 20.—23. Juli, oder ein Neumond am 4. Juli (Pl. XVIII. 69, 5). Am allermeisten aber hängt das Schicksal der Trauben von dem kleinen Hunde (canicula), oder Procyon, dem hitzigen Gestirne, bei dessen Aufgang die Stöcke den Sommertrieb machen, ab; durch ihn entsteht die Carbunculation (carbunculatio), wo dann die Trauben wie verbrannt aussehen (Pl. XVI. 40. XVII. 68, 8; 69, 1). Dazu kommen noch Hagel, Regen, Unwetter (Virg. G. II. 419), und um den Untergang der Feier, den 8. August (Pl. XVIII. 69, 4), Gewitter, welche Erscheinungen sämmtlich von den schrecklichen Gestirnen Orion, Arktur und den Böden verursacht werden (Pl. XVIII. 3). Ich bewundere die Güte der Natur, welche den Gestirnsauf dergestalt ordnete, daß sich diese Uebel nicht alle Jahre ereignen können (Pl. XVIII. 69, 5) und daß sie uns auch Gegenmittel hat auffindig lassen machen. Schon erwähnt wurden Räucherungen mit verbranntem Reisig, Stroh, ausgerissenem Unkraut, Strauchwerk und Eypren gegen giftige Rebe, — drei lebendig verbrannte Krebse oder

das Fleisch des Fisches Sifurus, wenn sich der Rauch allmählich vertheilt, gegen die Carbunculation der Baumweingärten; — gegen allerlei böse Bitterung aber hilft eine mit dem Untergang der Leiter zwischen den Stöcken consecrirte gemalte Traube (Pl. XVIII. 70) —; Raupen und Blattwäflerraupen (convolutus) macht eine Räucherung mit auf Honigsteife unter freiem Himmel eingeäschter, zu einem Dritttheile mit Harz und zu einem Viertheile mit Schwefel versetzter Delbrüse unschädlich, wenn sie bei günstigem Winde drei Tage fortgesetzt oder die Salbe davon über und unter die Zweige gestrichen wird (Pl. XVII. 47). Es würde nicht so schwer sein, nach der individuellen Beschaffenheit dieser oder jener Gegend (Pl. XVIII. 69, 5) gegen Unglücksfälle in den Rebplantagen noch andere Mittel aufzufinden, wenn die Menschen lieber auf das eigene Beste finnen, als auf die Oekonomie der Natur schmähen wollten (Pl. XVIII. 63, 3); ist es uns doch gelungen, durch das Fascinum die Fruchtbarkeit zu erhöhen und die Macht der Zaubersprüche zu brechen, durch welche benachbarten Gärten der empfindlichste Schaden zugefügt, Trauben sogar in fremde Anlagen versetzt werden können.

Die Zeit der Lese ist örtlich verschieden. Für Griechenland gilt die Regel:

Wenn Orion zunimmt und Scirios mitten am Himmel
Aufsteigt und der Arktur anschaut die rothge Cos,
Zieht Dir, Perses, gepflückt die sämmtlichen Trauben und heimwärts.
Hes. op. 609.

Der Arktur geht nach der gemeinen Rechnung früh den 5. Sept. (Col. XI. 2), nach Cäsar den 12. Sept., ganz den 15. bis 16. Sept. (Geop. I. 9) auf, und würde dort also um diese Zeit zu beginnen sein. Es kommt vieles auf den Stand an. An warmen Bänden färben sich die Trauben schon Ende Juli (Virg. Ecl. IX. 49), man hat sie aber oft schon, wie Virgil's „Birthin“ (Cop. 21) reif und bringt sie zu Markte,

Wenn Erigones sengender Hund in der Gluth Hyperions
Baumerstling darreicht und dem schneeigen Rörbchen voll Rausbeer
Hochgehäufelt in Tropfen abfällt das röthelnde Sastblut.
Col. X. 400.

Die erste gebührt dem Vertumnus. Er fordert:

Wir die erste Traub', so schillert am glühenden Beerklamm.
Propert. IV. 2, 73.

Wie wir aber, der Natur entgegen, um den kältesten Tag Lilien, Rosen und andere Blumen erzwingen (Senec. ep. 122), so haben wir nicht unversucht gelassen, Trauben in Gewächshäusern, zeitiger als die Natur bestimmte, selbst im Winter, zu erzeugen.

Daß nicht fenge der neidische Winter die purpurnen Reben
Und der eiffige Frost Bacchus Gaben verzehr'.

Tritt aus verborgenem Aug' ins Leben erkenntlich die Lese,
Und ist glücklich geschleimt, doch nicht die Traube versteckt.
Will wohl je die Natur nicht Alles gestatten dem Gelfte?
Kahlern Winter befehlt sie zu tragen den Herbst.

Mart. VIII. 68.

Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß die Lese in die 44 Tage von der Herbstgleiche bis zum Untergang der Vergilien fällt (Pl. XVIII. 74). Unsere Alten, wohl wissend, daß die Rebe zur Blüthe eile, die Traubenreife aber verzögere (Pl. XVI. 40), meinten, daß sie nicht früher begonnen werden dürfe; ich sehe jedoch, daß man jetzt hin und wieder damit eilt (Pl. XVIII. 69, 74). Die Traubenreife hängt indessen auch von Klima und Gegend ab. In der bätischen Provinz, in den Seeländern und in Afrika fängt man mit dem Spätaufgange der Andromeda, um den 12. Sept. (Col. XI. 2), in manchen Jahren und Lagen schon mit dem Frühaufgange des Windemiator (den 22. August), der die Reifzeit vom Himmel der Erde verkündigt (Pl. XVIII. 74), an; die dann herrschende stille und trockene Bitterung begünstigt das Geschäft (Varr. I. 27). In den meisten warmen und am Meere belegenen Gegenden beginnt es zu Ende Sept. und Anfang Octbr.; in kälteren trifft man dann Vorbereitungen (Pall. X. 11).

Die wichtigste Vorbedingung ist allenthalben Traubenreife. Um sie zu beschleunigen und die Trauben recht zu nähren, werden sie, wie die Wurzeln, mit beginnender Reife, oder schon wenn die Stöcke den zweiten Trieb machen (Pl. XVI. 40), mit Erdstaub, Kalkstaub oder feingeschlagenem Kalk überstreut (*κονιάειν*). Die Bestäubung, dazu wirksamer, als selbst die Sonne, wird auch in Griechenland (Theophr. III. 22; II. 2) und in der narbonensischen Provinz häufig angewendet (Pl. XVII. 5); ist jedoch mühsam und bei kleinen Anlagen (*vineolae*) leichter, bei großen schwierig auszuführen.

Das gewöhnlich bräutete Kennzeichen der Traubenreife, die ins Grün- oder Goldgelbe oder Blaue übergehende, mit der Reife des Sumachsamens zugleich eintretende Färbung (Pl. XIII. 18) kann nicht überall als gültig angesehen werden; sie deutet auf den Eintritt der Reife, nicht der Lese. Es ist sicher die Regel unrichtig: „Lies die Traube, wenn sie anfängt, sich zu färben“ (Eustath. de Ismin. et Iamones Amor. V. 182. ed. Ganem.); denn es

— — pflegt mit gesprengelten Beeren die Traube
Reife die Purpurfarb', annoch unzeitig, zu nehmen.

Ovid. M. III. 485.

Darum merke auf das Wort des Dichters:

— laß die Lust zur unreifen Traube dir
Vergehn; nach kurzer Zeit wird die bläulichen
Weinbalden dir der farbenreiche
Geruch mit der purpurnen Röthe zeichnen.

Hor. Od. II. 5, 9.

Eben so unsicher ist die Durchsichtigkeit der Beeren, oder der Laubfall; manche Sorten werden nicht durchsichtig; um Memphis und Elephantina bei Thebais in Aegypten verliert der Weinstock seine Blätter gar nicht (Pl. XVI. 32) und trägt doch jährlich zwei Mal (Varr. I. 7). Bei uns fällt das Laub und färbt sich die Frucht, die Reife fehlt aber dennoch (Col. XI. 2). Eben so unsicher ist es, wenn die letzten Sommertrauben sich über die Tragtriebe herabsinken, oder wenn eine Lücke im Gezwelge sich nicht wieder füllt, oder die Wunde, die man einer Beere beim Ausschneiden eines Kernes gemacht, nicht wieder verwächst (Pl. XVIII. 74), oder wenn die Trauben die ihnen eigenthümliche Säure ablegen und süß zu schmecken anfangen. Die meisten Trauben sind allerdings süß (Pl. XV. 33), manche Sorten aber von solcher Herbe (austeritas), daß sie nie Süße erlangen. Das einzig sichere und vor Allem in Betracht zu ziehende Merkmal liegt in den gedunkelten oder geschwärzten Kernen (acini), die mitten in den Beeren, gegen Luft und Sonne geschützt, nur bei vollständig erfolgter Reife sich in veränderte Farbe kleiden können (Col. XI. 2). Regel sei Jedem: Pflücke nicht die Rose, ehe sie den Kelch vorwärts überbeugt, und nicht die unreife Traube, damit du nicht statt Nektar Essig preßest! (Philodrom. XV. in Brunfs Analecten II. 86. Aeschyl. Sept. 335).

Reife Trauben sind eine sehr nahrhafte Speise; man sieht dieses an den Weinbergshütern, die, wenn sie zwei Monate lang von den ihrer Aufsicht befohlenen Trauben und Feigen einzig oder nur mit sehr wenigem Brode gelebt haben, sehr wohlbeleibt werden (Galen. de alim. facult. II. 7).

Ehe das gebietende Wort gesprochen wird:

Auf, entpflüdet die Trauben den vollbelastenden Stöcken.

Ovid. Amor. III. 10, 55.

wird die volle Fürsorglichkeit des Hausvaters (Pl. ep. IX. 16, 2), des Kelers und der Kelerin für das Arbeit machende Weinsfeld (Ovid. Amor. II. 16, 33) in Anspruch genommen. Zwei Monate vor der Lese sind die in der Bauernsprache s. g. Weinbergshüttchen (capannae) oder Gartenhäuschen (casulae, Pl. XXXV. 10, 20) herzustellen oder aufzuführen und groß genug, wenn sie einen Menschen aufnehmen können; diese sind mit Wächtern zu besetzen, die am Tage Vögel aller Art, in der Nähe der Villen insbesondere Hühner (Pl. XXIII. 7) oder auch Banderer und über Nacht Bären, Füchse (Theoor. I. 45; V. 112), Wild, plündernde Diebe (Cland. Stilic. I. 164), insonderheit die bei Wachtfeuern im Freien lagernden Stritten, welche die Rebenbäume, noch ehe die Früchte reif sind, erklettern, zu verschrecken und abzuhalten haben. Wo die Lese seltener von Leibeigenen als Tagelöhnern besorgt wird (Varr. I. 17), sind Winzer und Winzerinnen, Erreter und Kufner zu bestellen, namentlich in den Gegenden, wo es an Arbeitern fehlt. Die Geräthschaften zur Lese und Mostung vollzählig und im Stande zu haben, ist bei starkem Weinbau keine leichte Sache. Bei großen Anlagen, wie um Agrigent (Col. XII. 18. Diod. S. XIII. 81) hat man damit schon 30—40 Tage vor der Lese anzufangen (Col. XL. 2), damit man nicht, wie ich schon gesehen, noch am Neujahrstage, namentlich in sehr guten Herbstungen (Tibull. II. 5, 86) darin beschäftigt bleibt, und weil die Gefäße gefehlt, den Most in Wannen gießen, die Gefäße von den vorigen Weinen leeren und sie wieder mit dem neuen Weine füllen muß (Pl. XVIII. 74). Um aber übersichtlich zu werden, will ich die zur Lese und Kelterung erforderlichen Geräthschaften (vindemiae instrumenta), so weit sie oben nicht schon genannt sind, namentlich anführen.

1. Körbe (corbes) und Körbchen (corbulae s. corbiculae) aus geflochtenen Weiden oder Sprossen (Pall. III. 10. Varr. I.

15) zum Messen (Cat. 136) und zum Forttragen der Trauben. Die besten kommen von Ameria in Umbrien (Cat. 11).

2. Kleine Körbe (fisci, fascinae s. fascillae) aus Weiden, Binsen und Hibiscus, wie sie die Hirten machen (Virg. Ecl. X. 71), mit Bändern versehen zum Einlegen oder Fortschaffen der geschnittenen Trauben. Cato empfiehlt die campanischen aus Rola, die verschiedener Gestalt von den Körben zu sein scheinen, die man aus Sueffa und Easnum, am besten aus Rom selbst beziehen kann (Cat. 135). In besonderer Absicht scheint man sie ganz ausgepicht und von breiten Schleißen gefertigt zu haben (Col. XII. 38).

3. Bannen (alvei), Mulden (lintres) und Schiffchen (navia) aus einem Stücke hohl gearbeiteten Holzes in der Gestalt von Schiffen (Virg. G. I. 267), in denen die Trauben, ehe sie in die Kelter kommen, getragen werden (Macrob. S. I. 7. Tib. I. 5, 20).

4. Körbe (quali) oder Körbchen (quasilli) aus enggeflochtenen Sprossen (Virg. G. II. 241), in welche, wie in vielleicht nur anders gestaltete Körbe (canistra) die Trauben gelegt werden.

5. Seihen (cola), ebenfalls aus Weiden, Binsen oder Spart geflochtenen (vitilia) Körbe, die, oben weit, unten enger gewölbt, unter der Presse den Saft der zertretenen Trauben auffangen und reinigen (Cat. 2, 3. Virg. G. II. 242). Die reicheren Weingüter bedienen sich häufig metallener, fein durchlöcherter Seihen, mit Griff oder Stiel, um sie während des Seihens (colatura) zu halten, oder mit Haken, an denen sie über das Gefäß aufgehängt werden. Der Hefenkorb (sporta faecaria) unter der Presse zum Reinigen (defaecare, liquare, colare, saccare) des Mostes mag der Seihe oder dem Sack in der Gestalt ähnlich, im Zwecke gleich sein (Cat. 154).

6. Der Beinsack (saccus vinarius) des Landvolkes in Gestalt eines umgekehrten Kegels (meta), aus dünnen Ruthen (Col. IX. 15), aus Binsen oder Spart (Col. XII. 19. Ovid. M. XII. 436), oder von Leinwand von dem Sackflechter (saccarius, σακκόροπος) im Hause gearbeitet (Mart. XII. 60; XIV. 104), oder im Handel, auf Schiffen (navis saccaria, Quintil. VIII. 2), bezogen, dient, wie die Seihe, zum Filtriren des unreinen Mostes oder zur Mäßigung der berausenden Kraft (castrare) des alten, schweren Weines (Pl. XIV. 22; XXIII. 1, 24), oder zum Ueber-

gießen leichterer und weniger angenehmer Weine über aromatische Kräuter, um ihnen Wohlgeruch zu verleihen. So wird der sog. „hippokratische Wein“ gemacht.

Die weidenen Filtersäcke hält man für besser, als die leinenen, welche den Geschmack des Weines nachtheilig verändern und selbst den besten zur elenden Pappa machen.

Seuß durch unser Selgegefäß den theuren Setlner,
Aber mit ärmerem Wein nehe den leinenen Sack.

Mart. XIV. 103.

Häufig wird auch die Seihe, wie der Sack, mit sorgfältig für den Sommer bewahrtem Schnee (*aestivae nives*) oder Eis gefüllt (Mart. V. 64; IX. 23, 8; 91, 5. Pl. XIX. 4, 19) und Wein übergegossen, um ihn anzustrichen, oder seine Hitze zu mildern (Plutarch. Symp. VII. 4. Pl. XIV. 22. Cic. Tusc. II. 8). Das Raffinement des Kaiser Nero ersann statt des Schnees abgessenes, aber wieder durch Schnee zum Gefrieren gebrachtes Wasser zu nehmen (Pl. XXXI. 3, 23. Mart. XIV. 107). Daher läßt Martial auf das angeführte Sinngedicht antworten:

Unser geringes Leinen wech auch den Schnee zu verdünnen,
Selgetrichter, aus dir springet kein kälteres Raß.

7. Kürden (*crates*) aus Flechtwerk zum Trocknen der Trauben; sie liegen entweder einzeln auf ebener Erde oder übereinander, oder sie werden schräg hingestellt, oft noch mit Schuttdächern gegen Thau, Regen und Kälte versehen. So 3 bis 4 Tage abgetrocknete und mit Ausbruch versezte Trauben gepreßt geben einen lieblichen, haltbaren und gesunden Süßwein (Col. XII. 27).

8. Mostkrüge aus gebranntem Thon (*urcei mustarii*), oder Sparteimer (*urnae sparteae*), oder Spartamphoren (*amphorae sparteae*), zum Aufstellen oder Einfüllen des Jungweines in Fässer (Cat. 11, 13). Letztere sind mit Pech überzogen und haltbarer als jene.

9. Die Presse (*pressum*, *torcularium*, *torcular*), ist verschieden (*tractorium*, *funarium*, *pressorium*). Zu den Zeiten unserer Väter war sie einfach und bestand aus einem bloßen Gestelle, in welchem der mit Steinen beschwerte Stampfer (*prelum*), an Trottsseilen oder Lederriemen auf und niedergezogen, oder als Druckbaum (*trabs*, *qua uva premitur*) von den Arbeitern gehandhabt wurde (Serv. ad Virg. G. II. 242. Vitruv. VI. 9). Ich sah einst eine Kelter, an deren quadratischem Gestelle sich ein Trog

Ragerstedt, Bilder der röm. Landwirthsch.

12

zur Aufnahme der Trauben befand, in dem 3 in Falzen bewegliche Ringelbalken eingelassen waren und zwischen denselben Keile, die mit Hämmern eingeschlagen wurden. Vor hundert Jahren wurden die griechischen Pressen, die man jetzt für die besten hält, erfunden. Ein grobes Schraubengewinde des mit einer Schraubenspindel versehenen Pressbaums geht durch die Schraubenmutter; am Pressbaume ist zugleich ein Stern von Holzstäben angebracht, an denen Kasten voll Steine hängen, welche mit dem niedergehenden Pressbaume zugleich wirken. Vor 22 Jahren hat man kleinere, ein kürzeres Gebäude erforderlich machende Pressen dargestellt, deren Pressbaum in der Mitte aufsteht; die auf den Tretern liegenden Tafeln werden mit aller Kraft niedergedrückt; oben auf die Presse wird noch ein Haufen Steine gelegt (Pl. XVIII. 74)*).

Außerdem sind noch die Dolien und die davon verschiedenen (Col. XII. 18) Serien anzuschaffen, auszubessern, mit Nebenasche auszureiben, mit Wörthen zu durchräuchern (Pl. XXIII. 24), mit Meerwasser, in dessen Ermangelung mit Süßwasser auszuwaschen (Geop. VI. 9; XII. 22), auszutrocknen, zu verpichen. Mit der Pichung fange man nach Aufgang des Hundes an (Pl. XIV. 21); der Spruch darf nicht eintreffen: Weinfässer in der Kälte verpichen, ist so gut wie nichts thun (Pl. XVIII. 74). Es müssen ferner die Dedel (operoula), die Seihen, Kestern, Trecklüber, Pressmündungen und alle die Güte eines Mostes befördernden Geräthschaften gesäubert und ausgebessert, die langen und starken Druckseile (meliponti), die zum Ablochen des Mostes zum Defrutum oder zur Sapa dienlichen ehernen Gefäße (cortinae) und die dazu erforderlichen Spalthölzer, die Gefäße von drei und zehn Maß (trimodiae et decimodiae), sammt andern verschiedenen Körben und Mulden in Bereitschaft gesetzt werden;

*) Die Weinpresse bestand (nach d. Abbild. in Meyers herkul. u. pompej. Maler. Ser. 2. 143) aus 2 hölzernen Säulen, oben und unten durch starke Querbalken verbunden; innerhalb dieses Rahmens waren 3 flache, bewegliche Querbölzer, vielleicht mit einem Zapfen in einem Falz an der innern Seite der Säulen der Presse eingelassen. Das untere drückte auf die Trauben, die auf einem trogartigen Balken mit einer Kline lagen. Zwischen den beweglichen Querbölzern und dem obersten Querbalken lagen in 3 Reihen 9 starke Keile wechselseitig mit den stärkern und dünnern Enden übereinander, die mit Hämmern eingeschlagen wurden. S. Schuch, röm. Privatalteth., S. 592.

der Weinkeller ist zu säubern und zur Entfernung jedes scharfen und widerlichen Geruches mit wohlriechenden Substanzen zu durchräuchern. Fünfzehn Tage vor der Lese muß das Alles fertig sein, daß der Aufseher nicht nöthig hat, sich von der Kelter zu entfernen und durch seine Abwesenheit Anlaß zu Diebstahl oder Betrug zu geben. Meier und Meterin versäume ja nicht (Col. XII. 18), den Preßgeräthschaften, der Libera, vor Allem aber dem Bacchus oder Dionysos, der die Pflanzung der Reben und das Auspressen der Trauben in der Kelter gelehrt, und daher den Namen Kendus (Kelterer) (Diod. III. 64) erhielt,

Der den Menschen lindet Jauber,
 Der den Wein, das Kind der Rebe,
 Der den Trank der Bonnen bent,
 Wenn die Beere noch ihn einschleht,
 An der Ranke sorgsam hñtet,
 Daß die abgeschaltne Traube
 Mit Gedelhen Alle segne,
 Mit Gedelhen an Selbeschöne,
 Mit Gedelhen an Geistesamuth,

Anacr. 25.

die schuldige Spendung und dem Priapus (Anthol. pal. VI. 102) von den Erstlingen der Pflanzungen darzubringen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Verpichung der großen, oft 200 Congien (Pall. X. 11) fassenden, Kürbissförmigen, aus Ehon gebrannten Stückfässer (dolia), Tonnenfässer (seriae), Rufen (cupae) und der andern Gefäße. Sie muß 40 Tage vor der Lese erfolgen (Col. XII. 18). Als das beste Pech gilt für diesen Zweck in Griechenland das pierische, in Asien das idäische, in Italien das bruttische, welches in der großen Bergwaldung Eila von der Pechföhre (picea) gewonnen wird. Wer es recht gut machen will, nimmt noch schwarzen Kaffiz, — eine Art pontisches Wachs — Iriswurzel und Del dazu; gewöhnliches Wachs zugesetzt, säuert die Welne (Pl. XIV. 25).

Die Weinfässer sind entweder unbeweglich oder beweglich. Jene sind in die Erde eingesezt (humi demersa s. depressa), diese stehen oder liegen über der Erde; beide bedürfen bei der Verpichung ein anderes Verfahren. Die versenkten Fässer erwärmt man zuerst mit brennenden eisernen Lampen, läßt das Pech auf den Boden träufen, zieht es dann mit einem hölzernen Rührlöffel (rutabulum) und einem eisernen krummen Kräger (curvata radula) unten wie an den Seiten umher, wäscht sie hernach mit einem Schwamm

(penicillus) ab und picht sie mit glühendheiß eingelassenem Pech mittelst einer andern Röhre oder einem Kehrholz (scopula) fertig. Die über der Erde befindlichen Fässer bringt man einige Tage zuvor an die Sonne, stellt sie dann auf den Rand über drei kleine Steine und macht, jedoch an einem stillen Tage, damit sie nicht springen, so lange Feuer unter, bis der Boden so warm ist, daß man die Hand nicht daran halten kann, legt sie dann auf die Seite um, gießt glühendes Pech hinein und dreht sie, daß alle Stellen überzogen werden. Für 1½ Euleus enthaltende Fässer sind 25 Pfd. Pech genug; es ist gut, das Pech vorher zu kochen, denn manches ist so bitter, daß der Wein verdirbt. Wer recht sorgfältig zu Werke gehen will, nimmt zu obiger Masse ein Fünftheil bruttisches Pech oder auf 10 Pfd. Pech ein Pfund bestes Wachs, welches den Geruch und Geschmack des Weines verbessert, das Pech mildert und hindert, daß es in der Kälte nicht abspringt (Pall. X. 11. Col. XII. 18).

In Bithynien, dem narbonensischen Gallien und andern Ländern werden die Stiele der am Stocke hängenden Trauben (vinum s. vindemia pendens) vor der Lese eingeknickt oder verdreht und die Blätter umher abgestreift, damit die Beeren in Zeit von etwa 30 Tagen abwelken. Es kommt dabei aber auf die Sorte der Traube und darauf an, ob man sie zum Verspeisen, zum Aufbewahren oder zum Auspressen bestimmt. Als Tafeltrauben eignen sich zumeist die frühreifenden, die duracnischen, die lavicanischen, die purpurnen u. v. A. (Isidor. XVII. 5. Dig. C. 16, 205); man wählt auch von Andern die größten und schönsten Stücke, die, recht reif, auch der Weinhöcker (vinarius, οἰνονώλης) gern kauft (Suet. Claud. 40. Lamprid. in Alex. 33. Plaut. Asin. 2, 4, 30); auf dem Pressentrichter (forum vinarium) liefern sie dem Fasse ausgesuchten Saft (Varr. I. 5, 4). Um den Geschmack zu erhöhen, hängt man sie an Schnüren oder an den Zweigen selbst an die Luft (uvae pensiles s. pensilia, Varr. I. 68) oder schichtet sie auf Stroh 3—4 Tage an die Sonne (Geop. VII. 18), wodurch sie dem Magen, selbst des Kranken, diensamer werden, gelinde fühlen und Uebelkeiten vertreiben (Pl. XXIII. 6). Wer bald und viel Geld lösen will, halte vor Allem auf die gegen 10—12 Tage früher als die weißen reifenden dunkelfarbigen Trauben. Die frischen schwarzen Trauben sind aber in ihrer Wirkung allzuheftig, und darum schmeckt

auch ihr Wein nie gleich angenehm, wie der von weißen, der weniger Unruhe im Leibe und Blähungen im Magen hervorbringt (Pl. XXIII. 6).

Trauben, die länger aufbewahrt werden sollen, müssen an trocknen Plätzen im abnehmenden Monde, nach der dritten Tagesstunde, bei heiterem Himmel, trockenem Winde und vor völliger Reife geschnitten werden (Pl. XV. 18, 4); man nimmt dazu auch gern spätreifende, süße Sorten (Mart. I. 44). Unter diesen Voraussetzungen kann man sie über Winter, wie der Cäsar Galienus selbst 3 Jahre (Trebell. Poll. in Gal. 16) aufbewahren, um sie neben anderem Obste unter den ledderen Gerichten des Nachtlisches (bellaria) aufzustellen.

Bei der Bedeutung, welche die Trauben als Speise und zur Weinbereitung haben, dürfte es nicht unangemessen sein, wenn wir einige Methoden angeben, wie sie sich frisch oder abgewelkt erhalten lassen.

1. Man hängt sie an einer Schnur an der Decke der Fleischkammer (carnarium, Varr. I. 54), des Zimmers, lieber des Kornbodens auf, weil der sich hier ansammelnde Kornstaub ihnen eine gute Decke gewährt (Pl. XV. 18). Hängetrauben sind vorzüglich gesund (Pl. XXIII. 7) und lieblich zum Nachtlisch (Mart. V. 78. Hor. S. II. 2, 121). Gießt man bitteres Pech um den Stiel, werden die Beeren von solcher Dauer, wie der Wein in ausgepöchten Gefäßen (Pl. XIV. 3). Gegen sie angehende Wespen nehme man Del in den Mund und besprize sie damit (Pl. XV. 18, 4).

2. Auf Stroh, Matten, Hürden oder Spreu, daß sie die Luft gehörig bestreichen kann (Pl. XV. 18); in Gerste halten sie sich besonders gut (Apic. col. I. 17). In Spreu aufbewahrte Trauben sollen äußerst gesund sein (Pl. XXIII. 7).

3. Manche hängen die Trauben mit ihren Ranken an Sparr, Fenster oder Stricken an einer Zimmerdecke oder in einem ausgepöchten Faße mit so fest vergypsetem Deckel, daß nicht die mindeste Luft zukommen kann, auf; Andere nehmen dazu gern Weinfässer, in denen noch etwas Wein ist, der aber die Beeren nicht berühren darf; diese wie jene Fässer müssen vom Wasser entfernt gestellt werden. Andere legen die den Ranken noch anhängenden Trauben in trockenen Gyps, stecken aber die beiden Rankenenden in eine Meerzwiebel (Pl. XIV. 18, 4).

4. Die Egiptier an der Seeküste lassen die Trauben an der Sonne trocknen, wickeln sie in Binsenbündel und thun sie dann in Gefäße, die sie mit Gyps verschließen; eben so verfahren die Griechen, nur daß sie statt der Binsen, Ahorn- oder Wein- oder Zelgenblätter nehmen, die einen Tag im Schatten getrocknet sind und Weintrüber mit einpacken. Nach diesem Verfahren werden die berytischen und ioischen Trauben erhalten und zu einem vor-
trefflichen Geschmacke gebracht. Sie und da befeuchtet man sie, eben vom Stocke entnommen, mit Aschenlauge, läßt sie dann trocknen und legt sie in Späne von Tannen-, Pappel- und Eschenholz, oder man giebt ihnen einen Anstrich von Löpferthon, hängt sie auf, läßt sie an der Sonne trocknen und wäscht sie vor dem Gebrauche wieder ab (Pl. XIV. 18, 4).

5. Geräuchert in der Küche oder Schmiedewerkstätte (Cat. 7), oder im Ofen, erhalten sie, wie auch der Wein, einen lieblichen Geschmack; weil sie den Rauch dulden (*pati*), hat man sie „Geduldbeeren“ (*acini passi*) genannt. Der Kaiser Tiberius aß die in afrikanischen Oefen getrockneten sehr gern und brachte sie in starke Aufnahme (Pl. XIV. 3).

6. Sie bleiben am Stocke, eingeschlossen in durchsichtige Gefäße von Glas, hängen; so halten sie sich, bis es wieder neue Trauben giebt. Die Wespentraube läßt man ungepflückt bis auf die Hälfte des Gewichtes eintrocknen, oder siedet sie in Del, um sie dann zu pressen (Pl. XIV. 3) oder zu versenden.

7. Eingelegt in Most oder Sapa oder Lauer (Cat. 7) werden sie gleichsam in eigenem Weine trunken, nehmen einen süßen Geschmack an (Pl. XIV. 3), sind aber der Gesundheit schädlich (Pl. XXIII. 7).

8. Will man sie in Regenwasser aufbewahren, muß dasselbe bis auf den dritten Theil eingekocht, die Trauben, wo möglich von grüner Farbe, in ein Faß gethan und übergossen werden, welches man an einen kühlen Ort, zu dem keine Sonne kann (Apic. cal. I. 17) stellt. Das Wasser kann statt Hydromeli (Wasserhoniq) den Kranken gegeben werden; die Trauben verlieren freilich an Geschmack, werden aber von den Aerzten für die gesündesten gehalten. Man spürt ihre wohlthätige Wirkung bei Brennen im Magen, bei Bitterkeit der Leber, bei dem Brechen von Galle, in der Cholera, bei Wassersucht und hitzigem Fieber (Pl. XXIII. 7).

9. In irdene Töpfe, die man in ein Faß stellt und mit nassen, schweißenden Träbern fest umstampft (Cat. 7), erhalten sie sich durch ihre eigene Kraft (Pl. XIV. 3), sind aber für Kopf, Blase und Magen schädlich, doch hemmen sie den Durchlauf und sind bei Blutspen sehr nützlich (Pl. XXIII. 7).

Aus den halbgedörrten, wohlausgesehenen oder in siedendes Del getauchten Trauben wird der Geduldwein (v. diachytum s. passum) bereitet; das Verfahren ist an verschiedenen Orten verschieden. In Rosinen nimmt man die Wespen- und Binsen- traube und die, welche die Griechen Zeilentraube (stichus), getrocknet, Astaphis nennen. Sie würden Magen, Unterleib und Därmen schädlich sein, wenn nicht die Beeren dem entgegen wirkten (Pl. XXIII. 12).

Für Gewinnung eines süßen und guten Weines ist nichts nachtheiliger, als unreife oder reife und unreife Trauben im Gemenge. Aus diesem Grunde ist es stets besser, sie etwas überreif als unzeitig zu pflücken (Cat. 23. Pall. X. 11), und die unreifen (*συρκαει*) oder verdorbenen Beeren oder Trauben vor dem Pressen auszulesen (Col. I. 1; III. 21). Man darf darum nicht alle Sorten auf einmal, sondern nur in der Reihenfolge ihrer Zeitigung abnehmen. Die blauen und schwarzen müssen in Gärten und Arbusten zuerst von den Tragreben herabsteigen, aber unvermischt mit hellfarbigen bleiben (Varr. I. 54). Schlechte Trauben (*uvae miscellae*) sind durchweg von den guten zu sondern. Will man ausgezeichneten Wein erzielen, sondere man selbst die einzelnen geringen Beeren, die mit zu früh gelesenen Trauben zu dem für die Arbeiter bestimmten (Cato 23) Kräger (*vinum praelignaem*) verwendet werden können.

Reife im Vollmonde giebt die meisten Beeren; in ganz trockenem und im behauten Zustande darf man aber keine Traube pflücken, man muß vielmehr warten, bis es geregnet, und die Sonne den Regen oder nächtlichen Thau aufgesogen hat (Pl. XVIII. 74, 2). Rasse oder naß erwachsene Trauben müssen, damit der Wein mehr Gehalt bekomme, 3 — 4 Tage auf Hürden an der Sonne ausgebreitet werden (Geop. VII. 18).

Man weiß, daß das italiische Landvolk zu jedem Geschäfte des Hauses oder Feldes eigene Lieder singt (Athen. XIV. 3); die Winzer sind ein fröhliches Volklein und singen, so dünkt uns, fast noch lieber, als Andere. Ihre Lieder klingen aus den Arbusten:

Die im gemessenen Tone der Schneideler singet zur Arbeit,
Hängend in Reben des Baums und um grüne Beete der Gärtner.
Col. X. 225.

Ist die Schneidung einer baumlosen Weinpflanzung voll-
bracht, auch dann:

Singet müde der Winzer die äußersten Rebengeländer.
Virg. G. II 417.

Nie aber klingen die Pflanzungen voller und fröhlicher, als
wenn gelesen und gekeltert wird. Dann ist der vielnamige Bac-
chus das Lied; oft wird das Lied von der Flöte begleitet.
Kommt und höret die ländlichen Gesänge! Sehet die Tänze!

Hin zu gereiften Trauben heischt uns besorglich der Weingott,
Und er gebet zu schließen die wohlbestellten Gärten;
Wir Feldleute, gehorsam deinem Befehle, Bacchus,
Schließen die Thür und weihen erfreut deine Spenden, du Süßer,
Zwischen lästernem Satyr'n und doppeltgestaltigen Panen
Abgemagerte Arme noch schwingend bei alterndem Festwein.
Dich Mnallus, dich Bacchus und dich auch Epäus,
Dich ländlicher Vater ladet das Lied in das Haus *) ein,
Daß das Räbel aufstrop' und voll von vielem Falerner
Ueberwalle von fettem Roste der schäumende Bottich.

Col. X. 425.

Wolltest du, Deutscher, ein Rost- oder Kelterlied (*καλλιγριον*)
hören? Hier folgt eins; es giebt dir zugleich ein Gemälde des
Verfahrens und der dann geltenden Zucht.

Griechisches Kelterlied.

Von den Männern sammt den Jungfrau
Wird die dunkle Traub' in Körben
Auf den Schultern hergetragen
Und entschüttet in die Kelter;
Doch allein die Männer treten
Das Gewächs, den Wein entfesselnd,
Und zu lautem Lalt erheben
Sie den Gott in Kelterliedern

*) Schwerlich ist die Villa, sondern das in den Weingärten befindliche
Haus gemeint. Landerer a. a. O. erzählt: In den meisten Weinbergen
Griechenlands finden sich kleine Häuser und in diesen aus Stein gemauerte
Behälter, die mit Mörtel wasserdicht angestrichen sind, in denen sich der Rost
ansammelt. Hier steht auch die Kelter. So auch im Morgenlande (Jos.
5, 2).

Auf den holden Bacchos schauend
Wie er jung in Rufen aufschäumt.
Hat von ihm der Greis getrunken; —
Ob der Fuß auch wankt, — doch tanzt er,
Daß die grauen Locken fliegen.
Und der schöne Jüngling schleicht
Zu dem Mädchen, listig, leise
Wo mit holdem Leib im Schatten,
Sie auf Blättern hingegossen
Und besiegt vom Schummer daliegt.
Er entflammt zu früher Gluth sie,
Daß sie frevelt an der Ehe;
Und bewegen sie nicht Worte,
So bezwingt Gewalt ihr Sträuben.
Denn es schert im Rausche Bacchos
Mit dem Jungen zuchtvergeffen.

Die Trauben werden in Körben oder Schläuchen gesammelt (legere, cogere) und zumeist von Weibern oder, wie bei Homer, (II. XVIII. 569), von Mädchen und Buben nach der im Erdgeschosse liegenden Kelterstube (torcularium) getragen (Hes. scut. 290). Das Treten in Tretrübeln (fori, fora) ist ausschließliche Sache der Männer. Die Aegyptier erzählen, daß Osiris, der zuerst das Anbinden der Weinstöcke an Pfähle und das Beschneiden derselben gelehrt habe, auch der Erfinder des Tretens sei (Tibull. I. 7, 33). Es wird mit nackten (Propert. III. 17, 17. Calpurn. eol. IV. 124) und unverwundeten Füßen verrichtet (Ovid. rem. 190). Bisweilen stehen mehrere Treter in einem Rüssel, tanzend, springend, jauchzend (Oppian. Cyneg. 127).

Daß die goldene Traub' vom Fuße gedrängt den Saft geb'.

Tibull. II. 1, 45.

Der durch Selbstdruck recht reifer Trauben vor dem Pressen ablaufende Rebsaft heißt Ausbruch (protropus, mustum sponte defluens, m. lixivium), der den köstlichsten Wein (primae notae) giebt. Besonders berühmt ist der gnidische Ausbruch (Pl. XIV. 9). Ausbruch wird als Most verschiedenlich verwendet. Um seine Süßigkeit zu erhalten, thut man ihn aus dem Rüssel in eine sorglich verpichtete oder verstrichene Amphore, die einen Monat oder bis zum Wintersolstitium in einen kühlen Süßwasserreich versenkt wird; hier verliert er alle Reigung zur Gährung und hält sich dennoch ein Jahr und länger süß. Diesen zwischen Wein und Syrup stehenden Saft nennt man: Ewig-Most

(ἀειγλεῦκος, semper mustum). Wird die Amphore in die See versenkt, nimmt der Most sehr bald den Geschmack des Alters an; so entsteht das bei uns wie bei den Griechen unter dem Namen Meerwein (thalassites, θαλασσίτης) bekannte Getränk (Pl. XIV. 10). Auf dieses Verfahren mag der einst Fischern ertheilte Orakelspruch: „Tauchet den Bacchus in die See“ Bezug haben (Plutarch. quaest. nat. 27). — Füllt man, nach dem zu Mitylene auf Lesbos zuerst entdeckten Verfahren, den Träufmost zur Gährung gleich auf die Flaschen und legt diese im nächsten Sommer bei Aufgang des Hundsternes 40 Tage in die stärkste Sonnenhitze (Pl. XIV. 11), entsteht jener außerordentlich hochgehaltene Saft, der, bei einem Zusatz von Honig mit oder ohne Wasser, als Honigwein (mulsum), bekanntlich zur Reizung des Appetites zum Eingange (gustus, gustatio) des Mittagmahles (prandium) oder Abendessens (coena) gereicht wird (Hor. S. II. 4, 26). Der beste Honigwein kommt vom Träufelmoste der Baumreben, wenn man auf eine Urne 10 Pfd. des feinsten Honigs mischt, die Masse auf eine Flasche abzieht, welche man wohlvergyppet 32 Tage auf dem Boden aufbewahrt, dann aber den abgeklärten Most (m. torvum, Pl. XVII. 37) auf ein anderes Gefäß füllt, welches versiegelt in den Backofen gelegt wird (Col. XII. 41). Läßt man 5 Congius herben Most mit einem Congius Honig und einem Euphatus Salz kochen, gewinnt man Honigsode (melitites), von der man seit Jahrhunderten zwar abgestanden ist, weil sie zu sehr bläht, aber für Gicht, Nerven-schwäche, Verstopfung dienlich und den Frauen, die keinen Wein trinken (Pl. XXII. 54), besteht ist.

Die Trauben werden entweder ein oder zwei Male getreten (Geop. VII. 11. Virg. G. II). Der erste Fluß, besonders der geströffelten, giebt sehr edlen Saft (succus vineus); kommen die Rämme (scopi) und Bälge (folliculi) mit unter die Presse, wird das Product geringer (v. secundae, tertiae notae).

Die Gäte des Weines verliert auch, wenn die Traubenmasse zu klein ist; sie muß so groß sein, daß man auf einmal 20 Euleus keltert. Für diese Masse und einen 20 Juger großen Weinberg ist eine Presse zureichend. Bei größerer Menge bediene man sich lieber zweier Pressen, auch wenn die eine noch so groß wäre (Pl. XVIII. 74), wo möglich aus dem Holze der schwarzen spanischen Tanne, welches sich nach Cato am besten dazu eig-

net (Pl. XVI. 73), Cato (12), verlangt für ein Preßgebäude 5 kleine Pressen, 3 überzählige, 5 Ziehvorrichtungen, 5 Riemenseile, 5 Latten, 3 Stüchfässer, 40 Braten, 40 Klammern und Holzklammern gegen das Zerplagen der Säulen.

Der Most läuft (transmitti) und fließt durch die trichterförmige, nicht selten mit aromatischen Stoffen gewürzte Kelterseife (saccus s. colum prelorum) in eine entweder ausgemauerte und mit Mörtel ausgeschlagene Erdgrube (Cisterne), Tonne oder Kufe (lacus torcularius, Ovid. Fast. IV. 888. Pl. ep. IX. 20). Sobald der Fluß aufhört, wird die Presse aufgespannt und der Seßer oder Seßerich herausgenommen; hie und da schneidet man die äußeren Ränder desselben, d. h. der gepreßten Kuchen ab und preßt die Randabschnitte noch einmal. Der durch zweite Pressung gewonnene Most darf nicht mit dem der ersten gemischt werden (Varr. L. 54); er ist nichts als Nachwein (v. tortivum s. circumcisitium), der nach dem Eisen des Schnittmessers und den Rämmen schmeckt und so wenig zu Opferungen erlaubt, wie der, der mit verwundeten Füßen getreten wurde, in den etwas Unreines fiel, oder der, wie der griechische, mit Wasser versetzt ist, oder die Traube eines Stodes, der vom Blitze getroffen worden, oder die an einem Rebbaume gewachsen ist, an dem sich ein Mensch aufgehängt hat (Pl. XIV. 23).

Die der Presse entnommenen Träbern werden in Fässer gethan, in denen sie mit Weinschaum und Hefe versetzt, maceriren. So gewinnt man den Nachwein (lora, ital. vinello, vinaccio, Lauer oder Bür), nach griech. Ausdrücke Zweitwein (δευτέρων), der, wie der Halb- oder Essigwein (posca), das Getränk der Armen, Sklaven (Plaut. Mil. III. 2, 23), Tagelöhner (v. operarium), der Soldaten (Spart. Hadr. 10), und wegen seines wenigen Selbstgehaltes auch der Frauen ausmacht (Cat. 57. Pl. XIV. 12; XX. 13). Es giebt davon 3 Arten, deren keine über ein Jahr brauchbar und nicht füglich zu den Weinen zu rechnen ist. Die erste wird gemacht, wenn man so viel Wasser, wie der zehnte Theil des gepreßten Weines beträgt, aufgießt und die Masse, nachdem sie Tag und Nacht gestanden, noch einmal preßt; die zweite, die griechische, wenn man zu dem Wasser ein Drittheil Wein thut und die Masse, nachdem die Träbern wieder gepreßt, auf ein Drittheil einsteht; die dritte wird aus Wein- und Hefe gepreßt und heißt Hefewein (v. faeciatum), oder weil das

zugegossene Wasser durch einen Saß geht, Saßwein (v. *sacatum*, Isidor. XIX. 3).

Die Trester (vinacei, acinorum folliculi) werden frisch mit Spreu als Futter für das Spannvieh, mit Erde als Düngung für die Beinstöcke (Virg. G. II. 347) oder gedörst (Col. VI. 3) oder in Fässer (dolia) eingemacht (Cat. 11, 25, 54) zum Viehfutter verwendet (Virg. G. III. 295. Col. III. 15; V. 9. Pall. III. 9). Begleibt man die Trester der getrocknet gepreßten Rosinen mit eben so viel Wasser als Wein gewonnen, so giebt dies einen zweiten Rosinenwein (Pl. XIV. 11).

Die Kerne (nuclei acinorum) füttert man mit Hühnern und Schweinen, kocht sie zu Umschlägen bei Krätze und Hautjucken, reibt sie zu Pulver gegen Ruhr, Chylsdurchfall und Magenverderbniß; sie sind es, welche dem Weine die Kopfschmerz erregende Kraft geben. Sie haben, wie die Traubenkämme (*sarmenta uvarum* s. *racemi*), namentlich solcher, welche in Köpfen gelegen, eine adstringirende Kraft (Pl. XXIII. 9).

Man unterscheidet dreierlei Farben des Weines, die weiße, dunkle und mittlere (*medius, gilvus*, s. *κίρρος*, Gell. XIII. 29) oder die weiße (*albus*), gelbe (*fulvus*), röthliche (*sanguineus*), rothe (*purpureus*) und dunkelrothe (*niger, ater*, Pl. XIV. 11. Pall. XI. 14. Plant. Menaech. V. 5, 17).

Der Wein ist der Sohn der Traube und darum seine Farbe von der der Trauben abhängig (Pl. XV. 33), sobald nicht ein Zusatz wirkt, oder das Lager die Farbe ändert. Die Wirkungen aber sind verschieden. Fettiger oder schwarzer Wein wirkt auf die Kraft (Gell. XIII. 29), macht feist, ist aber dem Magen nicht sonderlich gesund; schwarzer, herber Wein nährt nicht sehr, hält den Magen in gutem Stande, geht bald durch den Urin wieder fort, greift aber den Kopf desto mehr an (Pl. XXIII. 22). Alle Süßweine sind wenig wohlriechend (Pl. XIV. 11), rauschen aber nicht so sehr und schwimmen im Magen oben; Herblinge werden bald verdauet. Weißwein soll auf den Urin wirken (Gell. XIII. 29); ist er sehr hell, wird er im Alter ungesund. Mittelfarbte wirken auf die Verdauung.

Den Jahren nach theilt man die Weine in junge, mittlere und alte. Junger Wein kühlt, alter erwärmt; es ist aber unverständlich, wenn man sprüchwortlich sagt, mittelter geöhre zu den Hundemahlzeiten (*prandia canina*); ich deute dahin, wo man,

nach Weise der Hunde, seinen Wein trinkt (Gell. XII. 29). Das Mittelalter ist bei allen Sorten dasjenige, wo sie am lieblichsten schmecken (Pl. XXIII. 22). Je edler ein Wein ist, um so zäher wird er im Alter, um so urintreibender, bitterer und ungesunder ist er, um so stärker muß er mit Wasser vermischt werden; dennoch löscht er den Durst nicht. Alter, herber Wein, mit einem Dritttheil Honig versetzt, giebt Honigwein (*οινόμελι*), wie er von triumphirenden Feldherren dem Herkules auf dem Altare seines Tempels auf dem Ochsenmarke dargebracht wird; nach Lische ist er schädlich (Diosc. V. 15, 16).

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß der Wein in Arkadien die Weiber fruchtbar und die Männer toll mache, daß ein anderer in Achaja, vorzüglich um Karrynia, den Schwängern die Frucht abtreibe und einer von Trözene Männer wie Weiber unfruchtbar mache (Pl. XIV. 22), man sagt aber von unserem Roste, daß er auf die Erzeugung von Mädchen, der Balgen auf die von Knaben wirke; wie dem sei, Rost ist den Nieren behaglich, den Nieren, der Leber, den Eingeweiden diensam, er glättet die Blase, hilft gegen Ranthariden, Schlangen, besonders die Hämorrhoids, Salamander und Suprestis, wider Melonium, Milchverlabung im Magen, Schierling, Doryknium und toxische Gifte (Pl. XXIII. 18), er macht aber Leibesbeschwerden (Lucian. *γελοί*. 39), Kopfschmerz, schadet der Kehle und erregt den Geschlechtstrieb; er kann sogar tödtlich werden, wenn man ihn schnell nach dem Bade, ohne sich zu überschmaufen, trinkt. In allen Fällen wirkt der weiße Rost schwächer; auch der starke Rosinenwein erregt nicht so starken Kopfschmerz (Pl. XXIII. 24).

Aus dem Kellerbottich wird der Rost in Schläuche gefüllt und auf Esel oder Kaulthiere gepackt, in die nahen Städte oder Meiereien gebracht oder durch irdene Röhren (*tubae fictiles*) oder ausgeplattete Rinnen (*canales structi*) in die Stücksässer geleitet oder geschöpft, um die schon während des Kelterns oder in der Cisterne begonnene Gährung zu vollenden (*deservescere*).

Nicht jeder Wein verdirbt (Cic. senect. 18, 11); doch muß er sorgfältig behandelt werden. Die größte Reigung zu versäuern (*coacescere*) hat Rost und Jungwein frisch angelegter Pflanzungen, regneriger Jahre, ungeeigneter Gegenden und feuchter Stellen (Col. XII. 26). Das Alter des Weinstocks scheint mit der Haltbarkeit des Weines in entsprechendem Verhältnisse zu

stehen. So kommt die Rebe in den Morästen von Ravenna gut fort, wächst schnell und ist sehr ergiebig; allein in 4—5 Jahren stirbt sie ab (Strab. V. 1). Solcher Wein hält sich aber nicht, er wird zäh (v. pendulum, Ter. Trim. II. 4, 12), übelriechend (putridum), säuerlich (acidum). Verdächtig sind starke Schaumblasen (flores) und fremdartiger Geruch (Pl. XIV. 27); ändert eine hineingelegte Bleiplatte ihre Farbe, dann ist nahe Gefahr vorhanden (Pl. XIV. 25). Die Aerzte warnen indessen vor den gesundheitschädlichen Einwirkungen des Bleies; man trägt sogar Bedenken, Trinkwasser durch bleierne Röhren zu leiten. Sorgfältige Behandlung der Trauben, Reinlichkeit der Gefäße und gehöriger Verlauf der Gährung sind die besten Vorbeugungsmittel. Die Gährung, d. h. die Verwandlung des Mostes in Wein (Pl. XIV. 11) und die Entwicklung der dem Traubensaft fehlenden Weinigkeit (XVI. V. 33) erfolgt binnen 9 Tagen (Pl. XIV. 25) je nach Umständen, entweder in der Cisterne, oder dem Kelterbottich oder den großen Gefäßen der Kelterstube (calcatatorium) oder der nahen kühlen Weinzelle (cella vinaria). Ihr gehöriger Verlauf bringt guten, gewiß bis zum Verlaufe haltbaren Wein (Col. XII. 9); wird sie zu lange fortgesetzt, nehmen die stärkeren Weine der schwarzen und rothen Beeren eine tiefe Färbung an; erfolgt sie langsam in geschlossenen Gefäßen, perlet und schäumt der frisch abgelassene Wein (Virg. Aen. I. 738. Athen. XI. 3), oft jedoch springen die Gefäße.

Der Most einiger Gegenden hat den Fehler, daß er in eine zweite Gährung tritt, in der er seinen Geschmack verliert und dann Bappa *) heißt — ein Schimpfwort, mit dem man auch aus der Art geschlagene Menschen zu belegen pflegt (Pl. XIV. 25. Hor. Sat. I. 1, 103; 2, 12). Dem wird dadurch vorgebeugt oder abgeholfen, daß man Bimsstein hinein thut, der kühlt und die Brausung stillt (Pl. XXXVI. 42).

Gegen das Ranig- und Essigwerden des Weines (mucor) giebt es viele Mittel; die leichten Weine sind ihm am meisten

*) Bappa bedeutet aber auch eine besondere Art bald schlechtern, bald wohlfeilen Wein (Randwein). Plinius (XIV. 26) unterscheidet ausdrücklich Bappa und Essig; daher auch die „nobi liavappa“ des Calligula (Id. XIV. 8, 2), das Festgetränk des Weibhalses (Hor. S. I. 5, 16; II. 3, 144) und der Preis der virgillischen Längerin (Cop. 11):

Randwein bleib's, jüngst erst vom Faß, dem gepichtn, gezogen!

unterworfen (Pl. XIV. 26). Um sie dagegen zu schützen, kocht man Most auf ein Zehnthheil ein, bringe ihn auf andere Gefäße und mische, wenn er abgekühlt, auf 7 Sextare Most eine Hemina Gyps*), der die überflüssige Feuchtigkeit hinwegnimmt, oder man mische dem Press- oder Tretraufmoste ein Zehnthheil süßes Brunnenwasser von seinem Nebfelde oder mehrjähriges Wasser zu, kocht die Masse bis zur Verdampfung des Wassers, und ziehe sie abgekühlt auf Gefäße, die bedeckt und versiegelt werden. Der Wein hält sich ohne zu verderben (Col. XII. 26).

Verdorbenes Most oder Wein (v. vapidum) wird zu Weinessig (acetum) und um so stärker, je besser der Wein war (Senec. quaest. III. 21). Sein Geschmack ist herbe, aber er hat seine Tugenden und ist von so beträchtlicher Nützlichkeit, daß wir ohne ihn manche Arznei und Lebensgemächlichkeit entbehren würden. Um ihn recht scharf zu machen, nimmt man auf 48 Sextare ein Pfd. Sauerteig, $\frac{1}{2}$ Pfd. trockene Feigen, ein Sextar Salz und ein Viertel-Sextar Honig, — oder 4 Sextare geröstete Gerste, 40 grüne, heiße Rüben und $\frac{1}{2}$ Pfd. grüne Münze, — oder man wirft bis zur Glühhitze gebrachte Eisenstücke oder 5—6 hohle, glühend heiße Pinienrüben oder Tannenzapfen hinein (Col. XII. 5. Pl. XXIII. 27).

Ist der Most zur Erzeugung eines guten Weines zu wässrig, kocht man ihn zur Sapa**) (*σίραμιον, γλυκοί ἐψημα*) d. h.

*) Um den Sargwein noch haltbarer zu machen, wird in dem jeh. Griechenland demselben, ehe er in die Lagerfässer gefüllt wird, gebrannter Gyps, auf 100 Oksa = 300 Pfd. = 2-3 Oksa zugesetzt, wodurch er in der That haltbarer und reiner wird und zugleich mehr berauschende Kräfte erhält. Daß diese letzte Eigenschaft der Absorption des Wassers und dem dadurch gleichmäßig vermehrten Alkoholgehalte zuzuschreiben ist, unterliegt keinem Zweifel. Der Gypszusatz ist sehr nöthig, da sonst der Wein gewöhnlich sauer wird und zu Grunde geht, was jedoch auch den schlechten Kellern und dem Mangel an denselben zuzuschreiben ist. Vanderer a. a. O.

**) In Italien und Frankreich verdickt man den Traubensaft in oben angegebener Weise noch heute, dort zur saba, hier zur sabo und bedient sich desselben zu Brühen für Fleischspeisen. In Griechenland führt dieser Kochsaft den aus dem Türkischen stammenden Namen Betmése. Während des Kochens wird ihr von Zeit zu Zeit Asche beigegeben, um, wie man sagt, die Säftigkeit des Saftes zu heben, was natürlich dadurch geschieht, daß dem Traubensaft die Traubensäure, Weinsäure und andere Säure entzogen wird. Der abgekklärte Saft wird sodann von Neuem bis zur starken Sympconsistenz eingekocht. Der Betmése soll sich gegen Dysurie und Steinkleiden sehr heilkräftig zeigen.

auf ein Dritttheil, oder zu Defrutum, d. h. auf die Hälfte, oder zu Carenum, d. h. auf zwei Dritttheile ein. Die Lacedämonier verkochen nur ein Fünftheil und lassen den Wein, ehe er getrunken wird, 4 Jahre liegen; anderswo verdickt man ihn nur um ein Zwanzigstel (Geop. VII. 4). Dabei kommt es vorzüglich auf die Qualität des Mostes an (Pall. XI. 18. Col. XII. 19. Diosc. V. 19). Das Einkochen geschieht in der Mostkochzelle (defrutarium s. cortinale, Col. I. 6); sie sei geräumig, hell und beenge die Hin- und Hergehenden nicht; der Kochmeister gehe daran bald nach der Lese, wenn der Himmel ohne Mond, d. h. in der Begattung (coitus) begriffen ist oder bei einer Sonnenfinsterniß oder bei vollem Monde oder wenn weder Neu- noch Vollmond ist oder beim Auf- und Untergang des Mondes und, damit der Saft klarer, lieblicher und haltbarer werde, in zinnernen oder bleernen, vorher mit Del auszustreichenden Gefäßen, im Kochofen. Hier werden sie anfangs allmählich mit schwachem Feuer aus recht zarten, in der Bauernsprache s. g. Spießen (cremia) erhitzt; sobald die Masse zu kochen anfängt, rührt man mit an Stäbe gebundenen Fenchelbündelchen die sich auf den Boden werfende Gese auf und schäumt beständig, nicht mit Holz, wodurch der Most saft brandig und rauchig schmeckt (Pl. XVIII. 74), sondern mit Blättern; sodann setzt man völlig reife cydonische Äpfel, Schwertel, griech. Feu, wohlriechende Binsen oder andere aromatische Stoffe — gestoßen oder geseht — unter beständigem Umrühren hinzu, verstärkt des Feuer, doch so, daß das untergelegte stärkere Holz den Boden der Gefäße nicht berührt oder gar durchstößt. Die gahre, abgekühlte Masse wird in geölten Bleigefäßen aufbewahrt; sie hält sich ganz gut, besonders aber, wenn die Trauben weder im zunehmenden Monde, noch bei feuchtem Wetter gelesen, noch an jungen Stöcken, noch in näßlichen Stellen gewachsen sind. Man braucht den Most mannichfaltig, auch als Zusatz zu Weinen, denen er Haltbarkeit giebt, deren wildes Feuer er dämpft (Pl. XIV. 24). Sapa macht ihn schmackhaft, sofern sie nicht angebrannt oder räucherig ist; ist dieß der Fall, wirft man große Nüsse hinein, die den Rauch ansaugen (Pl. XIV. 27). Man trinkt Sapa, besonders wenn die Beeren fett waren, statt Wein, niemals aber nach dem Bade oder nüchtern, denn dann ist sie, wie Fabian sagt, ein Gift; ist sie recht delikats, verschenkt man sie an den Saturnalien in Flaschen

(Mart. VII. 53). In der Medicin ist sie, namentlich die von weißem Moste, ein oft gebrauchtes Mittel wider die Bisse und Stiche aller giftigen Thiere, zum Abtreiben der Nachgeburt und todtter Leibesfrucht; die Sapahese heilt Brandschäden, alten Husten, Geschwulst der Kinnlade und des Genickes (Pl. XXIII. 30, 33. Col. XII. 20).

Defrutum kann, so bald es abgekühlt, besser erst, nachdem es ein Jahr auf Gefäßen geruht, als Zusatz zu Most verwendet werden. Ist derselbe aus dem Bottich genommen, bleibt er zur Gährung und Ablagerung 2 Tage stehen; am 3. Tage thut man das Defrutum — einen Sextar, wenn die Mosttrauben auf Hügel, drei Hemina, wenn sie auf der Ebene wuchsen — zu. Wenn Most und Defrutum 2 Tage zusammen gegohren, und sich gesetzt hat, thut man auf 2 Urnen einen Löffel oder ein Loth ganz weißes, geriebenes, in einem irdenen Topfe am Feuer bis zum Aufhören des Knistern gedörtes und zerriebenes Salz; ferner 3 Tage lang einen Löffel voll in altem Wein 3 Tage lang geweichtes, dann im Ofen oder an der Sonne getrocknetes und zerriebenes griechisches Heu. Hat der Most gegohren und sich gesetzt, mischt man einen Löffel Gypsblume hinzu und bedeckt und verstreicht das Faß. So verfähre man besonders mit dem an sumpfiger Stelle erzeugten Moste, der, wenn er nach 3 Jahren auf andere Gefäße gezogen und auf den dritten Theil eingeloht wird, in Folge des Salzes eine bessere Blume annimmt und nicht verdirbt (Col. XII. 21).

Defrutum braucht man zur Aufhülfe aller schwachen, jungen, zur Erhöhung des Geschmacks gewöhnlich etwas herbe werdenden alten Weine, zum Ausstreichen der Fässer (Pl. XIV. 27) mit Wasser, in Ephesus mit Seewasser (Pl. XIV. 9) als schwachhaftes Getränk. Der Landmann pflegt Milch, oder Honig und Milch zuzusetzen, Milch und Wein dem Pluto (Tibull. III. 5, 31) zu geloben und an den Ambarvalien ein so zusammengesetztes Trankopfer auf das Opferthier oder in die Flamme zu gießen (Virg. G. I. 346; II. 192), oder mit Milch zum Festtrunke das Defrutum zu verdünnen:

Jepo nach Ruß umfaßt die hölzerne Kase wie Milchkrug
 Weiße Milch mit des Weins purpurnem Seime gezecht!

Ovid. Fast. IV. 779.

Er nennt dieses Getränk von seiner Röthe: *hurranica*.

Magerstedt, Bilder der röm. Landwirthsch.

13

Wein, das Blut der Erde, ist unvermischt mit andern Stoffen, am gesundensten; noch besser ist's, wenn nicht einmal die Fässer gepicht sind. Jeder Zusatz ändert Geschmack oder Farbe, und kann selbst manche nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit hervorbringen (Pl. XXIII. 24). Die Gallier, ein weingieriges Volk, bereiteten sich mancherlei dem Wein ähnliche Getränke und Manche der niedern Stände haben durch anhaltende Trunkenheit, diese, um nach Cato zu sprechen, Art freiwilligen Wahnsinns, ihre Sinne so abgestumpft, daß sie wie unvernünftiges Vieh umherlaufen; der Ausspruch des Tullius in seiner Vertheidigungsrede für Fonteius scheint wahr, daß sie mit Wasser vermischten Wein, welchen sie als Gift verabschenten, in der Folge immer mehr würden trinken lernen (Ammian. Marcell. XV. 11). Die Griechen, überall durchdachte Betrüger, haben aus der Zubereitung nachgemachter oder gefälschter Weine eine besondere Kunst gemacht und eigene Regeln aufgestellt, wie man durch Würzungen und Künsteleien den Weinen (v. conditiva s. fictitia) zügelnden Geschmack, Lieblichkeit, Blume, Haltbarkeit, Färbung, Klärung, Fettigkeit und Körper geben könne. Wir gedenken hier des Euphronius, Aristomachus, Kommiaades und Pycessus, von denen wir Vieles gelernt haben. Unsere Schenkwirthe begehen die größten Fälschungen, und die ihnen häufig gegebenen Beinamen (perfidus, mendax, malignus, callidus, Hor. S. I. 1, 29, 5, 4) bezeichnen ihr Wesen. Sie gießen namentlich viel Wasser zu; daher das Spottwort:

Vom beständigen Raß gequält müßt hener die Lese;

Kannst nun nicht schenken, du Wirth, lauterer Wein, wie du willst.

Mart. I. 57.

Man sagt, daß Ephenholz sich gut zum Probiren genehpter Weine eigne. Gießt man sie nämlich in ein daraus gemachtes Gefäß, so zieht sich der reine Wein durch und das beigemischte Wasser bleibt zurück (Pl. XVI. 61). Die häufigen Fälschungen rechtfertigen das kaiserliche Polizeiverbot, besonders des strengen Claudius (Suet. Ner. 16. Dio Cass. LX. 6; LXII. 14; LXVI. 10), Glühwein (calda), d. h. Wein mit kiedendem Wasser gemischt, in den Thermopollen zu verkaufen. Bei so vielen Quacksalbereien kann man sich nicht wundern, daß der Wein schwachhaft, aber ungesund wird (Pl. XIV. 25). Oft ist jedoch nothwendig, jungen Weinen zu Hülfe zu kommen. Auf Tannenholz-

fässern oder durch einen Zusatz von gestoßenem Pech oder Harz während der ersten Gährung erhalten sie Geruch und einen vielen beliebten Geschmack. Das geringe, schwärzgelbe Pech (*pix rabulana*), in vielen Gegenden Italiens zwar verwendet, steht dem im Bruche schimmernden, angenehmen säuerlichen, zwischen den Zähnen zähen und fetten bruttischen Pech von schwärzlicher Farbe nach, das, gepulvert zur Klärung (Pl. XIV. 25; XVI. 21) und auf mit Kohlen belegten vor dem Auffüllen in das Faß gehangenen Backsteinen zerlassen, zur Haltbarmachung des Mostes oder Jungweines dient (Cat. 113). Die Allobroger nehmen gern sog. Rindenpech, das um so leichter sich stampfen und sieben läßt, je älter es geworden, und thun dasselbe 4 Tage nach der Abfüllung von den Bottichen, wenn der Most in die Nachgährung eingetreten und mit den Händen sorglich gereinigt worden ist, zu. Man rechnet auf 55 Sextare Most ein Sechstel Pfund oder, soll man das Pech nicht schmecken, auf 45 Sextare 6 Scrupel Pech, welches mit einer Röhre hineingerührt wird, damit es mit ihm, doch nicht länger als 14 Tage, gähre; demnächst reinigt man den Wein und die Weinfässer, deckelt sie zu und verstreicht sie. Empfehlenswerth ist überall, auf obige Masse ein Loth abgelochtes und zerriebenes Salz, das den Rahm (*mucor*) nicht aufkommen läßt, zu thun (Col. XII. 23). In Ligurien nimmt man recht fern vom Ufer geschöpftes Meerwasser, kocht es auf die Hälfte ein, setzt, wenn es ziemlich abgekühlt, etwas sog. nemeurisches Pech zu, rührt die Masse mit einem Spatel (*spatha*) oder mit der Hand um, gleicht, wenn sich das Pech gesetzt, das Wasser ab, seihet es noch 3—4 Male, bis es eine röthliche Farbe annimmt, und läßt es 14 Tage an der Sonne in Gefäßen stehen, die des Nachts bedeckt werden. Hat der junge Wein die Nachgährung vollendet, thut man ein Sechstheil solches Pech auf 48 Sextare Wein.

In Italien, wie in den nahen Provinzen, pflegt man den Most auch mit frischem, rohen Harze*) (*resina*), am besten der

*) Damit der neue Wein sich halten möge, wird eine Menge von grünen Kieferzapfen von *pinus maritima* oder halbfüssiges mit Sand und Holzsplittern vermishtes Pech hineingeworfen, wodurch er einen höchst unangenehmen, bitteren, terpeninähnlichen Geschmack erhält. Er heißt *Resinato* und ist der *οἶνος ῥητινῆς* des Dioskorides. Auf Cypern und andern türk. Inseln

asiatischen Beifstanne, Terebinthe, Cedre (Pl. XIII. 11), Cypresse oder des Kastig (Pl. XIV. 24, 25), hie und da auch mit ganz schlechtem und harten Harze zu würzen (condire); gesotten dampft es noch mehr das wilde Feuer des Weines, nimmt ihm die be- rauschende Kraft, macht ihn erkältetem Magen dienlich und ver- leiht ihm Geistigkeit, wenn er schal und matt geworden. In Ligurien und am Padus wirft man in einen starken, brausenden Most dessen viel, in einen schwächeren wenig. Die Siedung er- folgt in reinem Wasser, welches so lange abgegossen wird, bis es seine weiße Farbe ins Röthliche abändert und das sog. Tropfen- harz (v. stillatitia) erscheint. Anderwärts zerläßt man das Harz bei gelindem Feuer in zinnernen Gefäßen, das der Terebinthe in heißen Pfannen; man zieht das so geläuterte Harz jedem Andern vor. Statt Harz läßt sich auch das durch das Meerwasser verhärtete, mit Wachs versetzte, von den Seeschiffen abgeschabte Pech (zopissa), gerieben, recht gut brauchen (Pl. XVI. 22. Diosc. I. 82). Manche würzen mit rohem und gesottenem Harze zu- gleich (Pl. XIV. 25).

Nicht allethalben wird Pech zum Weine gesetzt. In Syr- tanien, wo ein Weinstock einen Metretes Wein giebt, in Mar- giana, wo der Stamm eines solchen am Boden oft 2 Klafter und eine Traube 2 Ellen im Umfange hat, ingleichen in dem noch fruchtbareren Aria hält sich der Wein in ungepichteten Ge- fäßen drei Menschenalter (Strab. II. 1). Unser starker Verbrauch des Peches, d. h. des geschmolzenen Harzes, zum Wein giebt den Pechhütten (picariae) manche Beschäftigung; aber frisch ge- harzter Wein ist schädlich, verursacht, wie der mesopotische (Pl. XIV. 9), Kopfweh und Schwindel. Daher führt auch der Wein-

werden die Fässer mit Kastig, Olibanum und auch Benzoe so geräuchert, daß sie voll des dicksten Rauches sind; außerdem werden während der Gährung kleine Säcken mit aromatischen Kräutern, Reizen und Jimmt hineingehängt, wodurch der Wein einen sehr angenehmen Geruch und Geschmack erhält und vor dem Verderben gesichert sein soll. Die Weine des Festlandes von Korea und Kubda sind größtentheils geharzt, so wie die Weine der Inseln und die von Thermia und Syros. Landerer a. a. O. Man wendet Harz an, um dem Weine das Pilante des Alters zu geben; geringern Sorten wird eine Menge Nichtenharz zugesetzt, wodurch sie jedoch kaum fähig werden, sich bis zum nächsten Sommer zu halten: während der heißen Sommermonate müssen die Griechen gewöhnlich statt des Weines Essig trinken. Henderson a. a. O.

rausch denselben Namen, wie gefochtes Garz (crapula). Mit Pech zubereiteter Wein ist weit unschädlicher; er wärmt, wirkt auf die Verdauung, reinigt Brust und Unterleib, heilt Mutterweh ohne Fieber, rheumatische Zufälle, Ausschläge, Verletzungen, Krämpfe, Lungengeschwüre, Blähungen, Husten, Engbrüstigkeit und Verrentungen, aber doch ist er minder diensam wie der sog. Pechwein, d. h. der, welcher einen natürlichen Pechgeschmack hat (Pl. XXIII. 24); solchen findet man in dem weinarmen Ligurien, doch ist er herbe (Strab. IV. 6).

Der Wein hat das Eigenthümliche, daß er den Geschmacksinn auf einmal verschieden berührt; er schmeckt herbe, pikant, süß, lieblich und nimmt noch von jeder andern Sache den Geschmack an (Pl. XV. 32). Um nun auf Geschmack, Färbung, Klärung und Haltbarkeit zu wirken, versetzt man ihn jung auch mit Milch, gestoßenem Marmor, Thon, Kreide, gestoßenen Muscheln, geröstetem Salz, Gyps, Kalk, Galläpfeln, Cederäpfeln, abgekochter Lungenasche (Pl. XIV. 25), am Besten der Weinranken und des Eichenholzes, welche zugleich den etwaigen Pechgeruch hinwegnimmt (Col. XII. 22), oder mit gebrannten Eichen, Olivenkernen, Holzaschenlauge. Die Griechen setzen seit Homers Zeit (Od. IX. 206) häufig Seewasser zu, sei es um den aus getrockneten Trauben gepreßten Most (Hom. Od. VII. 124) flüssiger oder zur Gährung geeigneter oder pikanter zu machen, oder größere Masse zu gewinnen. Man schreibt diese Erfindung einem Sklaven zu, der auf diese Weise die von ihm heimlich angezapften Fässer seines Herrn wieder spundvoll gemacht habe. Wir sind ihnen nachgefolgt. Zu diesem Behufe wird an einem windstillen, heitern Tage nach der Frühlingsgleiche, wenigstens nach der Solstizialnacht, Meerwasser aus der Tiefe, fern von der Küste, wo es, mit Süßwasser unvermischt, in der erforderlichen Reinheit und Stärke sich findet, geschöpft. Geschieht dies erst um die Weinlese, wenn die Jungfrau aufgeht (Col. XI. 2), muß es ausflochen (Pl. XIV. 25). Rein Oheim (Col. XII. 21) ließ es zur Selbstläuterung 3 Jahre auf Fässern stehen, dampfte es dann auf ein Dritttheil ab, bewahrte es in andern Gefäßen noch 3 Jahre auf und verwendete sodann einen Sextar davon auf 2 Urnen Most, der durch diese Anwüzung weit besser und jeder Gefahr zu verderben entrückt wurde. Das Seewasser wird zuerst in ein Faß gefüllt, in dem etwa 5 Maß fehlen; dieses wird mit einem durchbrochenen Deckel, damit die Luft Zutritt

und das Wasser verbänfte, belegt; nach 30 Tagen wird es bis auf den Bodensatz in ein zweites und nach wieder 30 Tagen auf ein drittes Gefäß abgegossen, auf dem es bis zur Lese stehen bleibt. Ist der Rost stark, sind 2—3 Sextare Meerwasser auf die Urne genug, um dessen Geschmack zu decken; auf zarte Weine darf man nur ein Sechzehntel nehmen (Athen. I. 24).

Nimmt man auf ein Fünfzigkannenfaß zubereitetes Seewasser von den Stielen abgestreifte, recht reife Weinbeeren, die man mit der Hand zusammengedrückt und dadurch sämig gemacht hat, das Wasser, in dem sie bis an den Rand des Fasses liegen, aufzufangen, und preßt man sie nach 3 Tagen, so gewinnt man in dem aus reine Fässer sodann gezogenen Roste den sog. coischen Wein (v. coum) oder einen Wein, der nicht schlechter als der coische ist (Cat. 24). Das Seewasser macht die Farbe hell; dah. leucokotischer Wein. Zum sog. griechischen Weine nehme man recht reife apicische Trauben, presse sie und fülle auf den Euleus des gewonnenen Rostes 2 Quadrantal altes Seewasser, oder man hänge einen Modius gereinigtes Salz in einem Binsenkörbchen in dem Fasse auf und lasse dasselbe im Roste zergehen (Col. 24). In den vom Meere fernern Gegenden kann man auch Regen- oder ganz helles Quellwasser nehmen, das in recht guten Fässern in der Sonne gestanden und auf ein oder zwei Dritttheile eingeloht ist, oder man loht dessen 50 Sextare, 1 Sextar Salz und eben so viel besten Honig unter Schäumen zusammen ab und gießt zu der abgelahten Masse eben so viel Rost, oder man loht 20 Quadrantale Rost in einem ehernen oder bleernen Gefäße bis zum Aufwallen; abgelaht wird dieser Wein auf Fässer von 40 Congien mit einem Quadrantal Süßwasser gegossen, etwas Salz zugethan und endlich abgezogen. Um dem Roste Wohlgeruch zu geben, kommt auf ein Faß von 90 Amphoren 1 Pfd. Schwertel, Bodshorn (*foenum graecum*), wohlriechende Binsen, oder $\frac{1}{2}$ Pfd. Rardenblätter, gallische Harde, Costum, Palmen, Cypergras, ingeleichen $\frac{1}{2}$ Pfd. Myrrhen, 1 Pfd. Calmus, $\frac{1}{2}$ Pfd. Cassia, $\frac{1}{2}$ Pfd. Balsam, $\frac{1}{2}$ Pfd. Crocus und 1 Pfd. Rantencrtpa, Alles wohlgepulvert, auf leere, mit Rosmarin, Lorbeer oder Myrrhen geräucherte Fässer; damit der brausende Wein sich recht retnige, werden sie dann mit Piniennüssen gerieben und versiegelt, wenn der Wein süß werden, am nächsten, wenn er herber schmecken soll, am fünften Tage (Col. XII. 25). Zum Wohlgeruch und zur Haltbarkeit trägt es bei, wenn man die

Fässer mit einem Absud von 6 Congien Sapa, die man bei mattem Rebholzfeuer in ehernen oder bleernen Gefäßen mit einer Hemina gestoßenen dünnen Schwertels und 5 Pfd. campanischer Seta unter Umrühren abgekocht hat, anspült (Cat. 107).

Zwanzig Sextare weißer Most mit 20 Sextaren Wasser zur Hälfte verköcht oder 10 Sextare See- und gleich viel Regenwasser 40 Tage an die Sonne gestellt, giebt den sog. kraftlosen Wein (adynamon), ein Getränk für Kranke (Pl. XIV. 19).

Alle mit Seewasser angethanen Weine, auch der berühmte coische, rhodische und der etwas salzigere phormische Wein, verändern ihre natürliche Farbe ins Hellere (Pl. XIV. 10) und sind dem Magen, den Nerven und Harnwerkzeugen schädlich. Vordenen, die mit Karmor, Gyps, Kalk u. s. w. gewürzt sind, sollte ein gesunder Mensch schaudern (Pl. XXIII. 24). Ich wundere mich in der That, daß Cato zum Schönen den Schwefel — ich weiß nicht ob als solchen oder in Gestalt von Dämpfen — angewendet wissen will und daß er dieses „Wein zurechtmachen“ (vina concinnari) nennt (Pl. XIV. 25). Die Schönung mit Eiweiß ist bekannt und unschädlich (Geop. VII. 22). Aus Horaz (S. II. 4, 55) ersehe ich, daß man zu diesem Zwecke auch die Dotter von Taubeneiern anwendet. Manche löschen in dem Moste, um ihm Haltung zu verschaffen, glühendes Eisen oder brennende Fackeln. Geringer Most wird haltbarer, der Wein aber besser, wenn er auf frisch entleerte, noch lieblich duftende Fässer guten Weines kommt (Mart. I. 19. Hor. I. 20, 5), oder bei der Gährung 3 Sextare frische edle Weinhefe oder ein Sextar des besten Weines auf ein Zweirurnenfaß Most gethan wird (Col. XII. 28). Alter verdickter Wein mit Most verschnitten, ist dem Körper nicht dienlich, wie überhaupt Mischungen verschiedener Weine, z. B. Ehier mit herberem Galerner (Hor. S. I. 10, 24), der Gesundheit schaden (Pl. XXIII. 22). Zwei süße Weine lassen sich nicht wohl mit einander vermischen (Pl. XIV. 9).

Den schon gedachten feinen Geruch und die Empfänglichkeit des Weinstockes für die Ausdünstung oder die Wurzelabscheidung ihm nahestehender Pflanzen, die in der sumpfigen Gegend von Patara, wo es viele Weiden giebt, den Trauben einen Weidenengeschmack giebt (Pl. XIV. 19), hat die menschliche Schlaubeit zur Erzeugung besonderer Weine oder für Weine zu besonderen Zwecken benutzt. Soll ein Wein zur Beförderung des Stuhl-

ganges tauglich werden, werfe man eine Hand voll Riehwurz in eine Amphore Most, oder man umgrabe und ziehe eine Anzahl Weinstöcke, beschneide und reutige deren Wurzeln und umstreue sie dann mit gemörserten Wurzeln von Riehwurz (*veratrum*), bringe dazu noch alten Mist, alte Asche und zwei Theile Erde, oder man grabe drei Bündlein davon ein und thue Erde darauf; die Trauben eines so bearbeiteten Stoddes lese man allein und den Saft vermische man, soll er lange aufgehoben werden, nicht mit anderm. Ein Cyathus davon vor dem Abendessen genossen, befördert ohne Gefahr den Stuhlgang (Col. 104—5). Auf der Insel Thasus pflanzt man Elleborus oder wilde Gurken oder Purgirwinden um die Stöcke und erzielt von letzterer (*Scammonia*) den s. g. Purgirwein (*Scammonites*), von ersteren den Elleborischen; weil sein Genuß, wie der der Trauben und des Weines um Karvnia oder des ellobadischen in Aegypten (Pl. XIV. 22), Fehlgeburten und Fruchtabtreibungen schwangerer Frauen bewirkt, heißt er auch der phthorische (Pl. XIV. 19, 6). — Wof und Bermuth um die Stöcke würzt und bittert den Wein.

Nach vollendeter Gährung macht man häufig Infusionen des Mostes auf Kräuter (*v. medicatum*), oder man kocht dieselben mit dem eingedickten Kochmoste ein und setzt sie dem jungen Weine zu. Auf diese Weise entstanden die s. g. Kräuterweine. Anfänglich gebrauchte man dazu vorzüglich den flüssigen oder gesörnten Saft der Myrrha, die in Arabien heimisch, über Aegypten nach Hellas kam (Col. X. 173. Ovid. M. X. 499. Pl. XIV. 15) oder auch Calmus; später, celtische Rarden, Stöckasakraut, Enzianwurzel, Aspalath, Riechbilsen, Costus, Cinnamomum, Safran, Palmen, Asarum, Lavendel, Thymus, Diptam, Röhren, Eltophatum, Panace, Konysa, Alraun, Granatblüthen und A., die man entweder in kleine Kuchen eingebaden oder gestoßen in Most, auch in alten Wein warf (Pl. XIV. 19), theils um ihm einen Beigeschmack zu geben oder zu klären, oder auch andere Zwecke zu erreichen. So braucht man die Kapusrübe, weil der dadurch gewürzte Wein bei Ermüdungen durch Waffen und Reiten stärkt (Pl. XXIII. 26) und das Wachholderholz, um auf den Urin oder gegen das Hüftweh, Weibrauch und gesottenen Honig, um auf den Abgang der Würmer bei Kindern, und Granatäpfel gegen Blähungen und Durchfall zu wirken. Will man herbem Wein einen milden, angenehmen Geschmack, gute Farbe und gu-

ten Geruch geben, nehme man 5 Pfd. Ervenmehl, 4 Cyathus Wein und etwas Sapa, mache daraus kleine Kuchen, die, wenn sie einen Tag und eine Nacht gestanden, mit dem herben Weine in einem Fasse, das 60 Tage verschmiert bleibt, gemischt werden (Cato 109). Schlechter Geruch läßt sich ohne Kräuterguthat wegschaffen, wenn man eine dicke, reine Thonziegel im Feuer wohl erhitzt, sie dann mit Pech überstreicht, anbindet und auf den Boden des Weinfasses senket, dasselbe aber dann 2 Tage verschmiert. Hat sich der üble Geruch noch nicht verloren, wiederhole man es mehrmals (Cato 110).

Von den Gartengewächsen werden theils Blätter, theils Samen, theils Wurzeln oder Blüthen gebraucht; dazu dienen Spargel, Saturei, Wohlgemuth, Petersiliensamen, Stabwurz, Rünze, Raute, Nepeta, Quendel, Andora; man thue deren 2 Hände voll in eine Mischung von einem Kad Most, ein Sextar Sapa und eine Hemina Meerwasser. Von Rüben und Meerzwiebeln nimmt man 2 Denare auf 2 Sextare Most. Aus dem Reiche der Blumen braucht man insbesondere die gallische und gemeine Narde und die Rose, deren gequetschte Blätter in einem linnenem Tuche, beschwert mit einem Gewichte, auf den Boden des Mostfasses versenkt werden. Auf 20 Sextare Most gehören 40 Denare Blätter; das Faß wird hiernächst verstrichen und nach 3 Monaten geöffnet (Pl. XIV. 19. v. rosatum, verschieden von roseum, rosenfarbener Wein. Isidor. origg. 20. 13).

Gewürzweine werden auch von scharfschmeckenden Pflanzen oder Pflanzensamen bereitet. Pfeffer mit Honig giebt den Pfefferwein. Der Rektarwein wird bereitet, wenn man auf 6 Sextare Most 40 Denare der Wurzel eines Krautes, das bald Helion, bald Medika, Symphyton, Idäa oder Dreftion heißt, nimmt. Zu Bermuthwein (Pl. XXIII. 26) kommt auf 40 Sextare Most 1 Pfund pontischer Bermuth, der mit demselben auf ein Drittel einsiedet; leichter ist es, einige Hände voll gequetschten Bermuth in den Wein zu werfen. So kann man auch den Psopwein bereiten, wenn man nicht vorzieht, auf 2 Congtus Most 3 Unzen cilicischen Psop abkochen zu lassen. Die im Schatten getrockneten Beeren oder die mit Blättern gequetschten Zweige der Myrthe, 1 Pfd. auf 3 Congtus Most, geben den äußerst angenehmen myrtidanischen Wein (v. myrtidanum), der die Hände färbt (Pl. XIV. 19, 3); reibt man die Filtrirschläuche mit dem Oele der an sich weinigen und fettigen Beere der schwarzen

Myrthe, so bleibt die Gese zurück und der Wein wird verbessert (Pl. XV. 36). Läßt man 2 Pfd. Blüthe des wilden Weinstockes (*labrusca*) 30 Tage in einem Rad Most maceriren und dann klären, erhält man den s. g. Weinblüthensaft (*oenanthinum*), der noch besser wird, wenn man die Wurzel oder die Beerenhüllen hinzuthut (Pl. XIV. 28).

Aus dem Lotus wird ein methartiger Wein gepreßt, der sich aber, wie *Repos* sagt, nicht über 10 Tage hält (Pl. XIII. 32).

In künstlichen Weinen braucht man von Sträuchern die beiden Cederarten, Cypressen, Lorbeeren, Terebinthen, *Chamaelea*, *Chamaepylon* und *Chamaedryon* oder deren Blüthe, auf jeden Congius Most 10 Denare. In Gallien kocht man das junge Holz oder die Beeren des Mastixbaumes im Moste (Pl. XIV. 19). In ähnlicher Weise wird der Wachholder- und Palmwein bereitet; dieser greift den Kopf an, dient aber gegen Blutspeten und Unterleibsverhärtungen (Pl. XXIII. 26). Auch die Follunderbeeren werden benutzt (*v. sambucatum*. *Theod. Prisc. de diaet.* 12).

Unter den Feldfrüchten giebt die Hirse einen erlänstesten Wein; man nehme dazu 1½ Pfd. ihres Samens nebst Stengeln, lasse beides 7 Monate in 2 Congius Most maceriren und dann zur Klärung kommen (Pl. XIV. 19).

In den künstlichen Weinen gehören die Obstweine. Die Parther, Indier und der ganze Orient verwendet hierzu vornämlich die Palmen; ein Schffl. reife Datteln, s. g. *Ehydane*, preßt man, nachdem sie in 3 Congius Wasser macerirt haben. In gleicher Weise wird aus Feigen der syrische Wein, das s. g. *Palmiprum* oder *Katorchitis* gewonnen. Aus dem syrischen Schotenbaum (*Johannisbrothbaum*), aus allen Arten von Birnen und Äpfeln, namentlich aus mit Most eingekochten Quitten (*v. cydonem*), Cornelfirschen, Rispeln, Elsbeeren, getrockneten Maulbeeren und Piniäpfelfernen, die zuvor in Most aufweichen müssen, gewinnt man Wein; die Granatäpfel geben den rhättschen Wein (Pl. XIV. 19, 3. Col. XII. 41).

In Folge der Würzungen und der Präparation der Gefäße mit würzhaften Substanzen entsteht eine starke Nachgährung; darum muß namentlich der starke, bessere Wein auf den Stüpfässern bis in den Frühling um die Blüthe der dem *Bacchus* verwandten Rose liegen bleiben; dann hat er sich gesetzt und kann in dem

lautersten Zustande auf reinliche, wohlausgeputzte kleinere Gefäße (Dig. XXXIII. 6, 15) abgezogen werden (diffundere). Die alten, gewürzten Weine sind zum Begießen des Herdes zu brauchen (Lactant. VII. 1, 6).

Wenn möglich, liege die Kelterstube (calcatorium) etwas höher, als der übrige Keller; führen 3—4 Stufen in denselben hinab, so kann der Most aus den Auffangbottichen in irdenen Röhren oder gemauerten Kanälen nach den niedriger liegenden, an den Wänden reihenweise aufgestellten Stüpfässern geleitet werden, in denen er die zweite, aus gedachten Ursachen nothwendig starke Gährung besteht. Damit sie bei der nöthigen Kühle und unter gleichmäßiger Temperatur gehörig vor sich gehe, muß der Weinkeller (cella vinaria) oder die Weinkammer, wie schon die Griechen verlangten (Xenoph. oec. 9) nordwärts, kühl und ziemlich dunkel, fern von Böden, Backöfen, Miststätten, Springquellen, Cisternen, Baumwurzeln, kurz Allem, was durch starken Geruch und feuchte Ausdünstung auf Geschmack und Duft des Weines schädlich einwirken könnte, wo möglich ganz, oder so weit über der Erde, daß sie Fenster haben kann und eben gelegen sein (Col. L. 6. Pl. XIV. 17. Pall. L. 18). In der Nähe darf man keine Feigen, wilde Feigen und keinerlei Kohlarten dulden; durch letztere geht das Arom verloren, welches sich nur durch eingelegte Blätter der Beta wiederherstellen lassen soll (Pl. XIX. 40). Die Lichtlöcher müssen, wo nicht nordwärts, gewiß östlich gehen; die Haltung sei sauber! (Col. XL 2).

Der Weinkeller muß überall dem Umfange des Weinlandes entsprechen (Varro L. 13). Wird der Weinbau stark betrieben, sei er geräumig angelegt (Varro L. 11), daß er wohl tausend Amphoren fassen kann. Es giebt aber noch viel größere. Pollietius (von Larissa), ein Geschichtschreiber, berichtet, daß der Weinkeller des Gallias, des reichsten Mannes von Agrigent, den er bei seinem Feldzuge selbst sah, ganz aus Stein gehauen und geräumig genug war, 300 Fässer, jedes 100 Eimer enthaltend (etwa 132 Eimer), aufzunehmen; daneben war ein eingemauerter Behälter (Cisterne?), der 1000 Eimer faßte und aus dem der Wein in die Fässer floss (Diod. Sic. XIII. 83). Die geräumigen Keller haben den Vorzug, daß die Fässer einander nicht zu nahe aufliegen; man ist der Gefahr überhoben, daß die guten Weine nicht von den leicht verderbenden schwachen (v. fugiens) ange-

steckt werden (Pl. XIV. 27). Die Fässer müssen an den Bandungen liegen; wenn aber, wie bei reicher Herbstung, diese Reihen voll sind und sich durch Zusammenrücken kein Platz hier mehr gewinnen läßt, muß man auch noch im Mittenraume des Kellers auf etwas erhöhten Postamenten (*basellia*) oder über den in der Erde eingelegten großen Stücfässern die leichter beweglichen Kufen (*cupae*) auflagern. In letzterer Beziehung ist zu bemerken, daß die Kufenlager mit kurzen Vorsprüngen (*podia*), wie man sie in den Kelterstuben hat, die gegen die Mitte der Kufen oder Stücfässer gesenkt, mit Kalkestrich ausgegossen und mit Fanggruben versehen sein müssen, damit der Wein, wenn etwa unversehens ein Faß läuft, oder, wie in Hispanien, häufig eine Tonne (*orca*) durch frischgefaßten Most oder wiederholte Gäh- rung gesprengt wird (Varro I. 13) darin aufgefangen werden kann (Pall. I. 18). In keinem Falle dürfen die Fässer so liegen, daß die Gänge (*ambulacra*) der Aufsicht führenden Personen zu sehr beengt werden; bauchigte, weite Gefäße sind deswegen weniger zu gebrauchen (Pl. XIV. 27).

In manchen Gegenden hält man auch für die stärkeren Weine keine Lager in der gedachten Weise; die gefüllten Fässer werden entweder unter Schoppen oder Schugdächer oder auch unter freiem Himmel gestellt, wo Sonne, Mond, Regen und Wind einwirken. So geschieht den edlen Weinen in Campanien; in Griechenland (Pl. XIV. 27) bleiben die aus Trauben, die man vor der Reife abnimmt, unter mehrmaligem Wenden abtrocknen läßt, und dann preßt, in Gefäßen an der Sonne, bis sie alt werden. Auf diese Weise gewinnt man in Thasos und Lesbos den leichten, herben Gallapfelwein (*ομπανίτης*, Dioso. V. 12) und anderwärts den sog. Lebenswein (*Bion*), heilsam bei Magenverderbniß, Unverdaulichkeit, Schwangerschaft, Entkräftung, Sicht, Zittern, Schwindel, Leibschmerz, Hüftweh, in Pestzeiten und auf Reisen (Pl. XIV. 10; XXIII. 26). Noch manche andere Weinarten werden dem Weinlager und Keller entzogen. Cato (112) rath, zur Gewinnung des solischen Weines die Fässer wohlverschlossen auf einem Plage, wo kein Gras wächst, an die Sonne zu legen.

Außerhalb des Kellers lassen sich nur die stärkern und dauerhafteren Weine (*v. forto*) und auch nur in Gegenden, wo es nicht friert, erhalten. Bei uns ist dieses nicht statthaft; wir pflegen die schwächern, zum Verschlagen vorzüglich geneigten

Weine in den Kellern noch einzugraben, bis sie gehörig abgekühlt oder, reif genug, auf andere Gefäße gezogen werden können. In Gegenden, wo es weniger friert, werden die irdenen Gefäße, je nach Beschaffenheit des Ortes, ganz oder zum Theil in die Erde gesenkt; in den Alpengegenden kann man die Keller (hypogaea) nicht entbehren, und wahrscheinlich schaffen in den Rheingegenden die Weinhändler die Weine in die unterirdischen Keller (specus), die der Germane mit Mist bedeckt und als Behälter für Früchte gebraucht (Tacit. G. 16). In den Alpen und Naxien thut man den jungen Wein in hölzerne runde Gefäße, die mit Bändern, nach Petron mit ungeheuern Reifen (circulus ingens de cupa excussus) umgeben sind, und schützt sie gegen strengen Winterfrost durch Feuer. Der Wein trägt zwar Wärmestoffe (semina caloris) in sich und gefriert seiner Natur nach niemals, wie der Essig (Gell. XVII. 8), er erstarrt*) nur (Ovid. ep. ex Pont. IV. 7, 7), aber — wunderbar lautet es, aber es hat sich manchmal ereignet — die Gefäße platzen schon in der Kälte, eine Eismasse, ein Wunder des Anschauens stand da (Pl. XIV. 27); die Scythen

gerhauen mit Aexten die flüssigen Weine.

Virg. G. III. 364.

Von Lomi erzählt man:

Flüssige Weine' erharrschen, die Form der Testa behaltend,

Und für den geistigen Zug trinkt man ein Stück aus der Hand.

Ovid. Trist. III. 10, 23.

Von den Alpen aus haben sich die hölzernen Gefäße, in denen man bei Aquileja den Wein auf Wagen ladet (Strab. V. 1) und die im dießseitigen Gallien oft größer als ein Haus und wegen des Ueberflusses an Pech sehr wohlfeil sind (Strab. V. 1, ext.), vielleicht schon vor Plinius Zeit (Pl. XVIII. 64), bis Rom und über Italien verbreitet (Vitruv. VI. 9). Es ist nicht wohl glaublich, daß Gefäße von 20 Amphoren, wie sie Palladius beschreibt (X. 11), und die große Tonne des Diogenes, oder die, in welche ein Mensch steigen kann (Pl. XXIII. 31), aus Thon bestanden haben.

Bei dem Auffüllen darf man die Fässer nie ganz voll machen, damit der aufsteigende Schaum, den man in den ersten fünf Tagen

*) Zertrümmert der Blitz ein Faß, geräth der Wein auch in eisige Erstarrung, die jedoch nur drei Tage andauert (Senec. Quaest. II. 31, 52).

mit Löffeln oder mit der Hand entfernt, eine Stelle habe (Geop. VI. 12). Wein, der bald schäumt, soll sich nicht lange halten. Weißer Schaum ist das Vorzeichen guter Qualität; rother Schaum ist bei blaffen Weinen ein übles Merkmal. Bedenken erregt es, wenn sich die Gefäße erhitzen und die Deckel schwingen (Pl. XIV. 27).

Nach vollendeter Gährung bestreicht man den leeren Spundraum mit Rosinenwein oder Defrutum, das mit Safran, Sapa oder altem Pech versetzt ist, und verwahrt die Fässer mit Deckeln, die mit Kasten oder Pech überzogen sind (Pl. XIV. 27). In den nächsten 36 Tagen bis zur Frühlingsgleiche braucht man sich nur einmal, hernach jeden achtzehnten Tag um den Wein zu bekümmern; wenn aber die um oder vor dem längsten Tage eintretende Weinblüthe erscheint, zeigt sich auf dem Lager ein Gefühl für dieselbe.

Sieh, wie die Wein' mühsam versteckt in gewaltigen Kellern
Blähen und die Wolke bedeckt Spunde oben im Faß.

Ovid. Fast. V. 269.

Größere Sorgfalt ist dann nöthig, damit nicht die Blume (flos), seine schätzbarste Eigenschaft, und der Geschmack (sapor), der von der Blume verschieden ist, verloren geht. Man setzt dann Kalkerde, Marmor, Gyps, erhitze Ziegeln, oder in bleiernen Gefäßen aufbewahrtes Defrutum, auch wohl Schwefel zu (Col. XII. 30). Wenn endlich der aufgehende Hund das Meer kocht, die Dämpfe in Gährung bringt, und nach Dichtersprache die geschwellten Trauben anbellt (Claud. Stil. II. 4, 66), braust auch der Wein in den Kellern (Pl. II. 40) und verändert seine Beschaffenheit zu einer neuen, die ihm häufig bleibt (Pl. XIV. 22); die dann eintretende große Hitze macht nöthig, sie wiederholt zu lüften, zu reinigen, alle faulenden und säuerlichen Substanzen zu entfernen und mit Myrrhen oder andern würzhaften Kräutern durch und durch zu parfümiren (Pl. XIV. 27), den Wein aber nachzufüllen (nutrire), zu kühlen und mit Luft zu versehen. Die Mündungen und Hälse (labra*) vel fauces) der Dollen hat man, wie diese selbst, zu pfeifen (Theocr. VII. 147. Hor. Od. III. 8, 9), mit Salz- oder Seewasser anzufeuchten, mit Thon oder Neben-

*) Labrum hieß auch ein Gefäß mit weiter, nach außen lippenartig sich wölbender Mündung — daher der Name — zur Aufbewahrung des Weines (Virg. G. II. 6) oder Bitters (Virg. Aen. XII. 417).

asche zu bestreuen und mit Zirbelnüssen (*nuces pineae*) abzureiben. Härtere, oder auf ungünstigem Boden oder bei übler Bitterung erwachsene Weine verseze man mit Weinhefe guter Sorten, z. B. den Surrentiner mit der Hefe des Falerner (Hor. S. II. 4, 55), in kleinen an der Sonne getrockneten, am Feuer gebackenen, hernach zerriebenen Broden, auf jede Amphore ein Viertelpfund (Col. XII. 30). Von da ab werden die Fässer verschlossen, öfterer aber, und zwar Morgens vor Tage, nachgesehen, die rinnenden ausgebeffert, abgeschabt und gereinigt (Pl. XVIII. 64).

Der Wein hat stets einen stärkeren Geruch, als der Most (Pl. XXI. 18); die Süßweine riechen nie gleich stark wie die dünnen und flüssigen (Pl. XIV. 11; XV. 33). Sobald der eigentliche weinige Geruch eingetreten, wenigstens nach Verlauf eines Jahres, wird der Wein trinkbar und kann sogleich von dem Dolum, der Cupa oder Linea (*de dolio etc.*) genossen werden. So meist in den öffentlichen Weinlagern (*horrea*), wo sie Amphorenweise zu haben sind, und in den Tabernen und bei den leichteren Sorten, die kein hohes Alter vertragen (*aetatem ferre s. pati*, Senec. ep. 36). In dem Hause eines ehrbaren Römers geschieht das nicht (Cic. in Pis. 27); der hat die nöthigen Einrichtungen zur Einlagerung und hält auf seinen Weinkeller (*doliarium*), den Aufbewahrungsort des auf Dollen und andere Gefäße gezogenen Weines, in denen er liegt, bis er verkauft oder zum Gebrauche auf andere kleinere gezogen wird (Dig. XXXIII. 6, 15), sofern man ihn nicht lieber, sobald er ruhig geworden, abgefüllt hat (Pl. XIV. 14. Dig. XXXIII. 6, 6). Hyginus bestimmt zum Fassen und zur Reinigung des Weines von Hefe sieben Tage nach dem kürzesten Tage und zugleich den siebenten Tag des Mondes (Pl. XVIII. 63).

Wie das Umfüllen geschieht, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit angeben. Nach den mir bekannt gewordenen Beschreibungen (Hor. Od. III. 29, 2. S. II. 8, 39) werden die abzulassenden Fässer auf die Seite geneigt. Da dies jedoch bei den Gefäßen, die in den Boden eingegraben sind, sehr umständlich und beschwerlich ist, mag man auch wohl zum Ablassen die Verlorungen ausziehen oder auch den Heber (*siphon*), den man zum Rosten des Weines, wie in Griechenland, braucht, zum Ausleeren der Fässer anwenden, oder der verschiedenen Krüge, die Cato for-

dert, und mittelst Trichtern (infundibula), die auf die engeren Gefäße gestellt werden, überfüllen.

Eigentlich soll nur bei Nordwind Wein abgezogen werden; wer Wein kauft, mag ihn auch dann kosten: er läßt sich wenigstens unter seiner Herrschaft am sichersten beurtheilen (Geop. III. 7). Bei jedem andern Winde wird er leicht trübe. Der Westwind hat den stärksten Einfluß (Plutarch. Sympos. III. 7); der Wein, der bei diesem Winde nicht leidet, ist gewiß sehr haltbar.

Gewöhnlich fängt man an den leichtesten Sorten an und geht nach und nach zu den schwerern über; die auf trockenem Boden erbaut sind, werden gar häufig erst nach dem Wintersolstitium abgezogen.

Die Gefäße aus dichtem, feuerbeständigen Thon werden in Töpferwerkstätten (Pl. XXXV. 46) je nach ihrer Größe auf der Drehscheibe (rota figuli, Senec. ep. 90), die größeren und jene sehr großen, die bis $1\frac{1}{2}$ Eullen fassen (dolia sesquicularia), auf dem Boden des Brennofens (fornax figulina) gefertigt (Geop. VI. 3). Auf mit geeigneter Erde (creta figulina) versehenen Willen unterhält man eigene Brennöfen, vielleicht auch Gläser (ampullarii) oder Häfner (figulini), wo man aber hölzerner Häfner sich bedient, scheint das Anfertigen der Dauben zu den Morgenarbeiten der Arbeiter zu gehören (Pl. XVIII. 64). Sobald die Gefäße rothgebraunt (Mart. I. 56; IV. 66) aus dem Ofen kommen, werden sie auch innerlich, um das Durchschwitzen zu hindern, gepicht oder gegen die Herbigkeit des Weines mit Mörtel angestrichen oder mit Mastix und Del, wohl auch mit Wachs (Geop. VI. 5, 6) gesalbt, die größeren aber mit eichenen oder bleiernen*) Reifen, mit denen man auch die gesprungenen wieder bindet, umlegt. Die besten irdenen Gefäße, besonders für die hochfeinen Sorten (Hor. Od. I. 20) kommen aus Großgriechenland, besonders aus Cumä (Pl. XXXV. 12), Surrentum, aber auch aus Asia und Polentia (Pl. XXXV. 46). Die Töpfer aus Athen (cecropische Krüge!), Samos und Enidos liefern sehr gute Waaren und kennzeichnen ihre aus leichtem Thon künstlich gearbeiteten Flaschen zum Erweise der Aechtheit, eben so wie die Italiischen, am Halse oder Fuße mit dem

*) Im Jahre 1762 wurde zu Segge ein thönerne Weinfäß ausgegraben, dessen Bleireife allein 15 Pfund wogen.

Namen des Meisters oder des Fabrikortes. Gute Dolken, Urnen und Dessel kommen auch aus Rom, Arretum und aus Saguntum in Hispanien.

Steinerne Gefäße kommen selten (Pl. XXXVI. 43), am häufigsten aus dem weißen Ophit, später erst die gläsernen vor (Petron. 34). In letzteren werden insonderlich die feinen Weine aufbewahrt (Mart. II. 40); sie halten sich, wohl verkorkt und versegelt, auf ihnen vortrefflich (Petron. 34).

Schläuche (utres), d. h. durch Del und Gummiharz weindicht gemachte Thierhäute oder Ledersäcke zur Aufbewahrung, sind sehr alt und in Griechenland, wie im Morgenlande gebräuchlich (Math. IX. 17). Man weiß, daß der fette, dunkle Prälatenwein, den Odysseus von Maron*), dem Priester des Apollo, erhielt, in einem Schlauche (ῥάχι) von Ziegenhaut aufbewahrt war (Hom. Od. IX. 195). Sie sind bequem zum Transporte aller Flüssigkeiten (Hygin. Fab. 130); in Schläuchen**) führen die Bauern Campaniens und Apuliens den Wein in die Städte (Varr. II. 6) und die Soldaten auf ihren Feldzügen von Station zu Station (Pl. VIII. 20). In dem berühmten Feldzuge des Ptolemäus Philadelphus soll ein Wagen von 24' Länge und 14 Ellen Breite einen aus Pantherfellen bereiteten Schlauch getragen haben, in dem sich 3000 Amphoren Wein befanden, der allmählich abgelaufen wurde (Athen V. 7)***). Die Hirten bedienen sich derselben

*) Maron war ein Sohn des Euanthes, den Ariadne dem Bacchus gebar. Er wohnte, wie sein Vater, in Thracien; ein beliebter, sehr starker Wein von unbezwinglichem Feuer, der in seinem Helmatlande eine zwanzigfache Verdünnung von Wasser erforderte (Pl. XIV. 6), hieß nach ihm der maronische oder Maron (Eurip. Cycl. 138—142), als „Götterlabung und Dionysos Luf“ gebrlesen (Eur. I. I. 418).

**) In den sog. Askos wird noch jetzt in Griechenland der Most und Wein auf Eseln oder Maulthiercn in die nahen Dörfer oder Städte gebracht. Diese Schläuche sind rohe Ziegenhäute, die Fleischseite auswärts, die Häute nicht zusammengebunden; beim Füllen wird eingefüllt und dann fest zugeschnürt. Die meisten spanischen Bauern bewahren ihren Wein in ausgepichten ledernen Schläuchen auf, in denen er leicht einen eigenthümlichen, unangenehmen Geschmack (olor de bota) annimmt und trübe wird. In Griechenland theert man die Schläuche, wodurch der Wein ganz ungenießbar wird, bis er sich durch leere Aufbewahrung mildert.

***). Durch pompejanische Gemälde lernt man die Weise kennen, wie der Wein in Schläuchen transportirt wurde. Sie stellen Wagen vor, welche aus einem leichten Klettergestelle bestehen, dessen ganzen innern Raum ein einziger

Wagenstreckt, Bilder der röm. Landwirthsch.

oder der mit Burzeln umflochtenen Bullen (Pl. XVI. 55) auf den fernen Sommerweiden.

Die Amphore (amphora), später Quadrantal genannt, das am meisten gebräuchliche Gefäß aus Thon, später aus Glas (Petron. 34), am schmalen Halse mit 2 Henkeln (a. ansata), daher auch Doppelhenkelkrug (diota, Hor. Od. I. 9, 8. Epod. II. 49) geheißen, inwendig und auswendig übergypst oder verpicht und durch einen Korkpfropf (cortex, suber) verschlossen, um die Einwirkung der Luft abzuhalten, läuft oft am untern Ende spitz zu, um sie leicht in den Boden zu senken, um das Trüben des Weines beim Abgießen durch den Bodensatz zu verhindern. Ihre Form ist meist elegant; die Größe verschieden; gewöhnlich rechnet man 8 Congien gleich einer Amphore. Außerdem füllt man ihn noch auf Bullen (ampullae) oder kolbenartige Gefäße aus Thon oder Glas mit engem Halse oder auf Eaden, in denen er bis zum Verbrauche bleibt. Die großen, einen Culeus enthaltenden (dolia culearia) oder die kesselförmigen Gefäße (labra) mit höchstens 4 Griffen zum Transport, haben den Mangel, daß sie leicht zerbrechen; zum Verkaufe ordinärer Weinsorten gebräuchlich, haben sie unten ein Loch zum Verstopfen, das beim Ablassen geöffnet wird (Cat. 154).

Auch die Mündungen und die Deckel aller Gefäße werden vor dem Füllen mit einer Mischung der gedachten Substanzen bestrichen; hat sich der gefüllte Wein geklärt, verkorst man sie und versiegelt sie mit Pech und Weinrebenasche, Gyps oder Mörtel und verfleht sie zuletzt mit Etiketten, am Verschuß oder am Halse, oder hängt sie den gläsernen an. Diese Etiketten (teasserae, pittacia) sind bläuelen angeschrieben (nota, Hor. Od. II. 13, 8. superinscriptio, Plaut. Poen. II. 4. 14. Petron. 34) oder eingebraunt, und enthalten die Angabe des Vaterlandes, des Jahrganges^{*)}, des herrschenden Consuls u. s. w. (Juv. V. 34. Hor.

großer Schlauch füllt. Derselbe hat vorn eine weite, hier zugebundene Oeffnung; hinten verlängert er sich ins Enge wie ein Schrotensack, und hier läßt man den Wein wieder auslaufen. Zwei Männer sind beschäftigt, den Inhalt auf Doppelhenkelkrüge zu füllen. S. Wallus von Becker II. 169

*) Unter den in den Ruinen des alten Septis gefundenen Amphoren trägt eine die mit Blauober aufgesetzte Inschrift:

L. Cassio

C. Mario

Con.

L. 20, 3). Dadurch wird es möglich, von altem Settner, hundert-jährigem Opimianer, Consularweinen (Mart. VII. 78), sechs und vierzigjährigem Tullianer (Hor. Od. III. 8, 11), von solchen aus der Zeit des marfischen Krieges (Hor. III. 14, 17) und von Weinen zu reden, die der Großvater einbrachte (cellaeavitae, Hor. I. 37, 5).

Der Platz für die umgefüllten Weine (vina amphorata) bleibt nicht die Weinzelle; sie kommen in die oben im Hause über der Küche oder dem Bade befindliche Rauchkammer (fumarium) oder Vorrathskammer (apotheca) darüber:

Hier, wo nahe der Herd und bargiger Aken und reichliches Feuer
Stets und die Pfosten umher von beständigem Ruße geschwärzet,

Virg. E. VII. 49.

läßt die Wärme der nahen Heizlocale und die Ausmündung der Heizcanäle nicht zu, daß der Wein durch angesogene Feuchtigkeit verderbe. Columella (I. 6) verlangt in der Nähe der Lager durchaus Rauch und versichert, wie Plinius u. A. (Pl. XIV. 3; XXIII. 22. Hor. S. II. 5, 7. Tibull. II. 1, 27), daß der Wein dadurch bald alt, nach Cicero (Lael. 19), daß er lieblich, mild und gegen das Versäuern geschützt werde. Darum werden auch schon die Koste so aufs Alter getrieben (Col. I. 6, 20) und leichte Weine, obschon meist ohne Erfolg, verbessert. Es ist stets ein Fehler, wenn der Rauch- oder Fihgrad zu hoch steigt oder wenn die Gefäße nicht fest genug verschlossen sind, daß der bittere Rauch eindringen kann, oder wenn ein Wein zu früh und zu stark aufs Alter getrieben wird. Zu starker Rauch schadet dem Weine, zu stark geräucherter Wein schadet dem Menschen (Pl. XXIII. 22). Alle leichten Weine lassen sich früher, die schwerern langsamer aufs Alter treiben. Indessen können wir den Rauch zur Haltbarmachung nicht entbehren, wie in Aken, wo man den Wein, um ihn trinkbar zu machen, auf die Dächer der Häuser und dann in von unten erwärmte Zimmer stellt (Galen. Simp. IV. 14); wir haben aber darauf zu sehen, daß jeder Pfropf (cortex, suber) gut schließe und fest eingedrückt und wie jede Flasche mit einem starken Ueberzuge von Pech oder Mörtel, Harz, Gummi, Gyps oder Wachs (Hor. III. 8, 9; 17, 10) fest verwahrt sei.

Sie wurde folglich 647 nach Erbauung Roms gefüllt, als Marius mit Jugurtha um den Besitz der benachbarten Provinz kämpfte. Eine andere Inschrift; EYBR. VET. V. P. CCII. besagt, daß der Wein roth (rubrum), alt (vetus), am Vesuv gewachsen (vesuvianum), gepicht (picatum) und 102 Lagenen- (Flaschen) Raß habe.

Gegen eine allzulange Räucherung derjenigen Weine, die aufbewahrt werden sollen, ist zu warnen. Es hat dies eine Verflüchtigung des Weines und eine Zähigkeit des verbleibenden Rückstandes zur Folge, weil die Gefäße, wenn sie auch gut verforst und inwendig wie auswendig wohl verstrichen sind, nach Beschaffenheit des Materiales, bei dem Mangel an Glasur, den Wirkungen des Weines, des Rauches und der Wärme immer einigen Ausschwignngen unterliegen. Da nun durch die mehrfachen Umfüllungen des Mostes und Weines schon viele flüchtige Theile verloren gegangen sind und auch noch vor der Auffüllung verschiedene feste oder flüssige oder trocknende Substanzen zugesetzt werden, so entsteht nothwendig ein zäher, oft auch ein herber Syrup, bisweilen von solcher Steife, daß er nicht mehr fließt und in heißem Wasser aufgelöst werden muß (Pl. XIV. 6). Aristoteles (Meteorol. IV. 10) versichert, daß manche starke griechische Weine, namentlich der arkadische, in Schläuchen in Rauch gebracht, sich in eine feste Masse verwandeln^{*)}.

Unsere Weine behalten nach der Behandlung, die sie erfahren, viele Gese. Um sie nun hell und flüssig zu machen, werden sie auch mit Wasser versetzt oder an die Nachtlust gestellt (Hor. S. II. 4, 54) oder mit Eiern geklärt oder durch Seiber und Filter aus Metall (cola vinaria) oder in denselben liegende Filtertsäcke gegossen, auch um sie zu entlahnen. Erstere wendet man bei den bessern, letztere bei den geringern Sorten an (Plutarch. Symp. VII. 4. Pl. XIV. 22. Cic. Fin. II. 8). Daher sagt Martial (XIV. 103; IX. 5):

Gleich durch unser Selbgefäß den theuren Setiner,

Aber mit ärmerem Wein nehe den leinenen Sack,

und läßt den Sack in dem folgenden Sinngedichte antworten:

Unser geringes Reuen weiß auch den Schnee zu verdünnen,

Selgetrichter. aus dir springet kein kälteres Raß.

Der Dichter bezieht sich auf die Sitte, daß man während des Durchsiebens (liquare, saccare, percolare), um die Hitze zu mildern, auch Eis und Schnee mischte. Der Schnee machte zu Seneca's Zeit schon einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus, er wurde in einigen Läden verkauft und in den Straßen

^{*)} In den zu Herkulanum und Pompeji ausgegrabenen Weinkrügen findet man gewöhnlich eine Quantität erdiger Substanz.

ausgehöht (Senec. Quaest. IV. 13). Gutschmeder indessen gleihen, das Eis dem Schnee vor, weil dieser auf dem Transporte und in den Behältern häufig verunreiniget wird (Mart. IX. 23). Unter der Regierung des Kaisers Nero und durch ihn kam ein reineres Verfahren, die Flüssigkeiten durch Schnee abzukühlen, in Gebrauch; man thut nämlich das vorher abgekochte Wasser in ein von Schnee umgebenes, dünnes Glasgefäß und läßt es so kalt werden, statt daß man früher die Flüssigkeit über den in einem gewöhnlich silbernen Durchschlage befindlichen Schnee (colum nivarium) goß (Pl. XXXI. 3). — O, auf welche Höhe sind doch unsere gekünstelten Bedürfnisse gestiegen, wenn selbst das Wasser, das die Natur in so großer Masse geschaffen und zum gewöhnlichen Getränke für Menschen und Thiere bestimmt hat, durch den Witz des Lugs zu einem Gegenstande des Handels wird und seinen bestimmten Preis hat. Die Lacedämonier duldeten keinen Parfumeur in ihrer Stadt und ihrem Lande, damit das Del nicht vergeudet werde, — was würden sie zu unseren Schneehäusern und Schneeläden und zu den vielen Lastthieren gesagt haben, welche zum Transport dieser durch Stroh verunreinigten Waare dienen? — Man sieht klapperdürre, blasse und tränkliche junge Leute, die sich bis an's Kinn einmummeln, um sich gegen die Kälte zu schützen, Schnee essen und trinken und denselben Klumpenweise in die Becher werfen. Sollte das wohl Durst sein? Nein, es ist ein wahres Fieber und noch dazu ein sehr bössartiges! (Senec. Quaest. IV. 13.) Sie machen die Rauheit der Berge ihrem Gaumen zinsbar; sie wissen das Eis über Sommer aufzubewahren, um der Wärme der Jahreszeit zum Troß eiskalte Getränke zu genießen; kurz, der Mensch ist nie mit dem Zustande zufrieden, in welchem ihm die Natur die Dinge darbietet (Pl. XIX. 4).

Das Del wird schon nach Ablauf eines Jahres ranzig; sehr überlegt aber hat die Natur gehandelt, daß sie den Wein, der für die Trunkenheit wächst, nicht sogleich verbraucht wissen wollte. Manche Sorten werden erst durch's Alter zu Weinen (Pl. XIV. 25); manche schmecken vor dem sechsten Jahre gar nicht (Pl. XIV. 9); die überseeischen erlangen in 6—7 Jahren ihr Mittelalter (Pl. XIV. 9), haben dann überall den meisten Geist und den angenehmsten Geschmack (Pl. XXIII. 22). Alter Wein nimmt eine olartige Belchheit (Hor. Od. III. 16, 34; 21, 6), mancher auch, wie der Galerner

(Catull. 22, 2), Herbigkeit des Geschmacks, schöne Blume (Plaut. Curc. I. 2, 1), oder wie der vierjährige Bybliner Theokrits (XIV. 15) lieblichen Duft, oder wie der elfjährige Königswein bei Homer (Odys. III. 393) balsamischen Geruch an, was uns gefällt (Senec. ep. 64. Hor. I. 27, 9) und Veranlassung giebt, ihn noch länger aufzubewahren (Pl. XV. 8). Wie alt aber Wein werden könne, läßt sich nicht genau angeben. Die Fabel erzählt, daß Dionysos einst einem Centauren ein Faß Wein mit dem Befehle anvertraute, es erst dann zu öffnen, wenn Herkules käme. Als dieser vier Menschenalter später wirklich einkehrte, gedachte er an den Befehl und ließ das Faß öffnen; durch den Duft des alten, starken Weines geriethen die in der Nähe wohnenden Centauren ganz außer sich (Diod. Sic. IV. 12). Mit Bestimmtheit läßt sich sagen, daß Jeder Wein trinket, der fast eben so alt ist, als er selbst (Ovid. Fast. V. 517), oder noch viel älter (Pl. XIX. 19, 2. Senec. vit. beat. 17). Die alten Weine liegen gewöhnlich in rauchlosen Kammern, die, wie es scheint, in mehrere Abtheilungen (collae) geschieden sind. In den Innenräumen lagern die ältesten und besten Jahrgänge (Hor. Od. II. 3, 6),

— deren Urtaste und Heimath das Alter

Von der greisenden Flasch' manch' qualmende Wolke verläßt hat.

Juvenal. V. 34.

verschlossen und versiegelt unter Aufsicht der Melerin (Plaut. Cas. II. 1, 1). An festlichen Tagen (Hor. III. 8, 9; 17, 10; I. 20, 2), bei feierlichen Veranlassungen, im Kreise guter Freunde wird von da oben ein „Mutterfäßchen“ (cadus avitus) oder eine vom Vater gefüllte Flasche (testa paterna, Tibull. I. 10, 48) herabgeholt (depromere, descendere), wie der dankbar erfreute Dichter bei der Feier des ländlichen Festes, nach der Rückkehr aus Eorcyra, verlangt:

Auf, jetzt bringet mir her heranzieh'n Falerner vom alten
Consul und löset das Band ab dem ehlichen Faß!

Tibull. II. 1, 27.

Die Kellerzeichen der Flaschen sollen das Alter und die Aechtheit eines Weines erweisen. Unsere öffentlichen Sitten sind aber bedauerlicher Weise dahin gekommen, daß sich darauf fast Niemand, am wenigsten im Handel, verlassen kann; die Firmen (nomina) der Weinlager bedingen die Käufe. Aechte Weine sind schwer zu haben; sonderbar klingt's, aber wahr ist's, daß die

Weine schon in der Kase, dann in den Kufen, z. B. bei den Karthagern, mit Kalk (Pl. XXXVI. 48) verfälscht werden; die unberühmtesten Sorten sind die reinsten und darum die unschädlichsten (Pl. XXIII. 20). Die Verfälschung und Betrügerei geht in die Keller und Rauchkammern; unschmackhafte Weine werden durch Verschneidung schmackhaft und herbe süß gemacht. So schmeckt der Emolter unvermischt nicht, wie Wein schmecken muß, aber er ist süß; gießt man ihn unter herbere Sorten, bekommen sie nicht allein Lieblichkeit, sondern auch Alter, sie schmecken wenigstens älter, als sie sind (Pl. XIV. 9). So wenig wie der Geschmack, verbürgt das unscheinbare Ansehen, welches Gefäße und Etiketten mit den Jahren annehmen, das Alter (Juv. V. 33. Mart. XIII. 120. Pers. IV. 29). Unsere reichen Geizhälse betrügen durch falsche, an Flaschen mit leichten oder gefälschten Sorten angebrachte Rollen gar manchen Gast; die betrügerischen Weinhändler (vinarii), durch die große Nachfrage verlockt, machen die Flaschen künstlich unscheinbar oder bringen geringe oder anbrüchlich gewordene Weine mit lockenden, unächtlichen Zeichen zum Verkauf oder treiben, unbekümmert um die schädlichen Wirkungen, junge Weine durch Rauch, daß sie wie alte schmecken, oder thun sie auf ein Fäßchen, das mit altem, blumigen Weine gewürzt ist. Listiger Weise wirken sie auch auf den Geschmack der kostenden Käufer ein. In ihren Kellern reichen sie ihnen Käse und Rüsse dar und stumpfen dadurch die Zunge ab oder verändern den Geschmack derselben (Geop. VII. 7). Das Handelshaus eines gewissen Munna in Massilien treibt die Betrügereien mit Wein in größtem Maßstabe. Der Mann darf sich in Rom nicht wieder sehen lassen, wenn er nicht gezwungen werden will, sein zu hohem Preise verkauftens Zeug selbst zu trinken (Mart. X. 36). Es ist so schlecht, daß es nicht einmal alt schmeckt, ob schon es einen Seeweg gemacht hat und auf dem Schiffe geschüttelt und geschwenkt worden ist. Alle gelagerten Weine schmecken dann älter, nur Munna's nicht (Pl. XIV. 22). Solch einen Weinhändler mag Lucian im Sinne gehabt haben, wenn er schreibt:

Oftmals schicktest du Wein und oftmals war ich dir dankbar,

Freute mich ob des Getränks süßen nektarischen Duft.

Doch nun, wenn du mich liebst, nun nichts mehr! Wein, wie den letzten,

Kann ich nicht brauchen; der Arzt hat den Salat mir verwehrt.

Lucian. epigr. 41.

Register.

Nar 77.
 Ablaqueatio 122.
 Abseuer 96, 122, 161.
 acratophorum 48.
 Achilles Schild 169.
 — Speer 163.
 Achsel 94.
 acus 112.
 Adler 127.
 adligatio 141.
 Aegusa 16.
 Aegypten 24, 137, 109,
 174.
 aeculus 49, 161.
 Aetna 152.
 agri vinif. 48.
 Agrigent 175, 203.
 Alann 145.
 Alba 68.
 Albanoerberg 21.
 Alba Pompeja 57.
 aleam subire 63.
 Alexander 43.
 alligator 109.
 Allobroger 52, 53, 195.
 Alinoos 17.
 Alter des Weines 73, 81,
 83, 85. S. Wein.
 Altium 155.
 alveus 100, 176.
 Ambarvalien 193.
 ambulacra 204.
 Ameise 180.
 America 176.
 Aminer 15.

ampelodesmos 143.
 amphora 74, 177, 210.
 ampulla 210.
 ampullarii 208.
 Anbinden 136, 141, 185.
 antes 144.
 antistes 63, 109.
 Antium 152.
 Antonius 43.
 Apollodor 22.
 apotheca 195.
 Apfelbaum 167.
 Aquileja 205.
 arbuscula 134.
 arbusta 48.
 Ardea 68.
 Artur 126, 172.
 Arceflans 47.
 argilla 57.
 Aria 196.
 Armform 135.
 Arpinum 156.
 arulare 167.
 arundinetum 156.
 Arretium 79, 156, 209.
 articulatio 111, 62.
 Asche 56, 59, 129, 146,
 158, 178, 191, 194,
 197, 206, 210.
 ascia 109.
 Asiepiades 14.
 asparagus 156.
 Asa 208.
 Asaphis 183.
 Atabulus 60.

Athen 208.
 Aufbewahrung der Trau-
 ben 69, 181. Siehe
 Traube.
 Augen 95.
 Augustus 39, 71, 86, 89,
 Aulon 80.
 Aurelian 60.
 Ausgrabung der Städte 80.
 Ausbrennen der Häuser
 100.
 Ausbruch 185, 177.
 Ausläufer 130.
 austeritas 174.
 Bacchus 15, 18, 43, 84,
 124, 168, 179, 184,
 202. Herrsch. 22, 23.
 Bär 175 — seit. 111.
 balanites 159.
 basellia 204.
 Baumreben 32, 49, 120,
 186.
 Baumweingarten 58,
 114, 137, 140, 183.
 Beeren fallen 61, 72.
 durchsichtig 174.
 schrumpfen 70.
 verhärten 61, 161.
 Begießen 55, 123.
 Behälter 115.
 bellaria 181.
 Bergwein 85.
 Beta 203.
 Betmeise 191.
 Betrunkene 47.

Bewaffnen 55.
 Biberfell 111.
 bidens 100, 109.
 Birnen 192, 198. —korb
 198.
 Bimsstein 39, 190.
 bipallium 110.
 bitumen 112.
 Blätter färben sich 80.
 gegeben 120. fallen
 127, 174.
 Bindemittel 143, 148,
 150.
 Bion 204.
 Birke 151.
 Bleichert 77.
 Blei 190, 192, 206.
 Blindrebe 94, 95.
 Blume 193, 194, 206.
 Blutstrauch 158.
 Blüthe des W. riecht 18.
 83. leidet 68, 75, 61,
 206. verläuft 137, 170,
 70. f. Wachs 33. tritt
 ein 116, 173.
 Boden 53, 92. schwerer
 54. feuchter 54, 92,
 127, 139, 152, 156,
 192, 193. kalt 55, 56,
 71. mager 56, 93,
 100, 104, 145. fetter
 56, 72, 99, 70. heißer
 56. ebener 56, 71.
 thoniger 57, 146. röth-
 licher 57, 160. vergif-
 ter 58. Rarfunkeib.
 7, 160. Rieselb. 56.
 schlechter 125. leichter
 139, 159. mürber 99.
 trockener 99.
 Bohnenhülften 145.
 Bohrer 148.
 boletus 162.
 Boreas 59.
 brachium 131.
 Brand 129, 139.
 Breche 117.
 Brechen 39, 43.
 Brombeeren 58, 96, 158.
 bulbus 157.
 Büffel 113.
 Bu 90.
 bumasti 61.
 barranica 193.
 Cäfar 89, 47, 75.
 cacumina 98.
 calcetorium 190, 203.
 calcare 74. —tor 109.
 calda 194.

calvitium 126.
 calx 98.
 Calce 110.
 Campaner betrügen 86.
 candosocel 138.
 canicula 171.
 canistrum 176.
 canterium 115, 119, 138.
 capennae 175.
 capreolus 133, 141.
 capulus 110.
 caput 95, 137.
 carbunculatio 61, 77,
 171.
 cardo 101.
 Carseoli 125.
 Castum 176.
 castanetum 161.
 castratio 157, 176.
 caula 175.
 Cato 23, 24, 27, 39, 43,
 47.
 cavea 51.
 Ceder 196.
 cella 74, 190, 195, 197,
 198.
 Ceres 15, 82.
 cernuare 169.
 cervix 121.
 Chaufen 14.
 Chios 24, 25, 199.
 Claubius 194.
 clavicati 133.
 Clusium 156.
 Colobis 73, 79.
 coctura 25.
 colatura 176.
 colum 176, 187, 211, 213.
 commessatio 41.
 compluvium 138.
 comprehendere 92.
 conjugatio 145.
 Constantin 168.
 convolvulus 172.
 corbes 175.
 corium 59.
 Cornelle 49.
 cornua 136.
 corruda 156.
 cortex 131, 195, 210.
 crapula 197.
 crema 192.
 creta 57, 208.
 crus 190, 110.
 culter. 110.
 Cunnä 32, 208.
 cups 74, 179.
 custos 129. subsid 131.
 Cyllamium 50.

Cyflopen 16.
 Cyperu 195.
 Cypergras 143, 198.
 Cytheris 43.
 Datteln 202.
 decanuninare 121.
 decumanus limes 101.
 decerpere 119.
 dedolare 141.
 defaecare 176.
 defrutarium 192.
 Defrutum 192, 206.
 Decumanusland 28.
 delibrare 131.
 δειδύρις 82.
 deponere 95.
 Dianatempel 19.
 Diebe 175.
 diducere 114.
 diffundere 203.
 digitalia 112.
 diluere 38.
 dimovere 130.
 Diogenes 205.
 diota 194.
 dipondium 152.
 dolabella 130, 110.
 dolabrum 110.
 doliarium 207.
 dolium 178, 179, 188,
 193, 207, 198.
 Domitian 36, 60.
 Doppelart 97.
 Doppelspaten 92.
 dos 150.
 Drache 97.
 Drehen 95.
 Drusus 85.
 Dünung 68, 145. S.
 Düß.
 duramenta 130.
 echinus 159.
 Eide 49, 142.
 Eidechse 114.
 Eier 199, 212.
 Einfluß des W. und
 Weinb. 23, 31, 34, 47.
 Einfuhr der W. 28, 31,
 198.
 Einmachen der Tr. 63,
 71, 72, 78, 182.
 Eis 177, 196.
 Eisen 120, 126, 111,
 199.
 Eiblinge 63, 73, 138.
 Eleborus 200.
 emareum 77.
 emplastratio 149.
 Enna Perenna 89.

Entschaffungsvereine
 81.
 Ephen 194.
 Erbsenbülben 145.
 Erdwall 113.
 Erle 152.
 Erträge der Anlagen 26,
 28, 35, 68, 107.
 Erbe 201.
 Esche 49, 151, 162, 112,
 182.
 Esel 124, 151, 168, 189.
 Eßig 27, 81, 94, 123,
 174, 191.
 Etereins 161.
 Etiletten 194.
 Etrurien 21, 70, 87.
 Fässer 42, 178, 179, 181,
 190. S. Gefäße 199,
 204, 205, 208.
 falx 110, 112.
 Farbe der W. 84, 86,
 188. S. Wein der
 Traub. und Wein
 nes verändert 65, 71,
 72, 75, 78, 87, 188, 190.
 Farrenkraut 54, 99.
 Fascinum, 172.
 Favonius 126, 153, 99,
 104.
 Feige 116, 191, 208.
 —baum 49.
 Felber der Weingärten
 49, 62, 101.
 feriae 168, 170.
 Fässer 194.
 Fichte 142, 158, 162.
 fuliginus 208.
 flax 99.
 fascinae 135, 176.
 flagella 95, 96, 124.
 flos 190.
 fluxura 70.
 folliculi 186.
 fomes ingenti 48.
 forumvin. 180, 185.
 fossa 99.
 fossio 114, 122.
 fossor 118.
 fossura 116.
 fumarium 211.
 furca 194.
 furunculus 129.
 Frauen 38, 186, 187.
 fraxineta 164.
 fraxinus 162.
 frondatio 49, 121.
 Fruchtbarkeit, Zeichen der
 94.

frugiperda 152.
 fundi 152.
 fundus 155.
 functum 135.
 Fußling 98.
 Füchse 64, 113, 137,
 139, 175.
 frutex sanguineus 158.
 Gabeln zum Stützen 77,
 136.
 Gährung 77, 189, 190,
 197, 204.
 Galenus 65.
 Galienus 46, 181.
 Galbanum 114.
 Galläpfel 197.
 Gallien 21, 30, 36, 135,
 100, 168, 112, 194.
 Gaurus 33, 54, 80, 81,
 84.
 Gefäße 175, 190, 193,
 Tring. 46.
 Gelenkrankheit 62, 111.
 gemmare 96.
 germinatio 133.
 genesta 143, 155, 181.
 Gerste 181.
 Gespinnst 62.
 Gestirne 104, 171.
 Getreide 101.
 Gemächshäuser 173.
 Gießen 54.
 Gitter 51.
 Glas 46, 85, 182, 193,
 209.
 glis 159.
 Gähwein 194.
 Gnidos 208.
 Götterreichel 158.
 Graben 113.
 Gracimus 107.
 Grenzbäume 82.
 Grand 56.
 Griechen 194.
 Gruben 102, 99 u. 106.
 Gruber 96.
 Gummi 211.
 gustatio 186.
 Gähsteben 95.
 Gyps 181, 182, 194,
 197, 199, 206, 210,
 211. —blume 193.
 Hälben 52.
 Hagel 72, 73, 111, 171.
 Hammerhantling 97,
 120, 136.
 Harz 179, 211.
 Hasel 113, 158, 163,
 167.

Hefe 131, 188, 193, 199,
 207.
 Heilkraft des W. 34, 86.
 Helioabal 169.
 helvus 74.
 herba personata 169.
 Herlinge 17, 144.
 Heracles 158.
 Hercules 189, 214,
 —Schild 168.
 Hercynischer Wald 28.
 Hermes 17.
 Hen, griech. 193.
 Himmelsgegend für die
 R. 59, 101, 105.
 Hippe 118.
 Hirschhorn 114.
 Hirten 114, 151, 163,
 168, 175, 176.
 Hochlammeten 52.
 Hollunder 113, 142, 152,
 167.
 Holz der Hebe 18, 165.
 Holzschuhe 151.
 homo fragi 38.
 Honig 28, 84, 151, 186,
 188, 191, 193, 200.
 —wein 28.
 horti 38, 101.
 horrea 207.
 hostilia 143.
 humerus 94, 131.
 Hund 142, 136, 172,
 179, 186, 206.
 Humbeffen 188.
 Hülgel 56.
 Hühner 175.
 Hürden 177, 180, 185.
 Hüter der Weinpfl. 113,
 175.
 Hydromeli 182.
 hypogea 205.
 Hyrtanien 196.
 Jagdspieß 155.
 Jgel 158.
 Jlyrien 205.
 impedatio 141.
 infundibula 208.
 insitio 146.
 Instrumente z. Weinbau
 25, 108. z. Fese 175.
 interordinia 100.
 Isov Iov 38.
 Joch 120. —reben 69,
 73. —form 137. —hölze
 139.
 jagare 109.
 jagator 109.

jugum 188. docuss. 131.
vinar. 135.
Jupiter 20, 24, 161.
jus oculi 38.
Königwerden 190.
Kämme der Traub. 186,
187, 188.
Käse 215.
Kallisto 93.
Kanthariden 111, 189,
Kast 114.
Kastanien 142, 158.
Karynia 200.
Kehlschloß 131.
Kiel 98.
Kelter 178, 184. —lieb
184. —stube 185, 190.
Kerne der Tr. 66, 98,
106. 188. 72.
Kieferzapfen 195.
Kilonen 17.
Kille 16.
Kleopatra 43, 75.
Klima für d. B. 52, 71.
Klima 41.
Kohl 50, 203.
κοινόν 173.
Kopfform 134.
Kopfweg 71, 78, 82, 155,
189. 196.
Korb zum Senfen 97.
—Verpacken 104.
—Einlesen 168.
Krautent. 184.
Korinthen 75, 112.
Kräuter zum B. 30.
Krautgutebel 89.
Kranke, Wein für, 81,
85, 86.
Krankheiten d. St. 62, 117.
Krebs 129.
Kreide 197.
Kreta 153.
Kuh 127.
Kultur 26. —fehler 22,
29, 36. verfallt 82, 83.
Kübel 184.
Küchenträger 50.
Kürbis 116.
labrum 206, 210.
Labruska 19, 153, 202.
lacus 184, 187.
lacusculi 123.
laetamen 145.
Lage der Pflanzungen
69, 63.
amina 163.
anugo 149.

Raubenheimer 140.
Lauer 27, 74, 182, 187.
Lavinium 152.
leges insanae 40.
Leube 94, 136.
Leubus 179, 184.
Lesbos 24, 66, 75, 186,
204.
Leise 63, 64, 80, 163,
183. —mahlzeit 168.
libamen 15.
Libation 15, 17.
libatio 15.
Liber 15, 43, 47, 63,
170.
Libera 43, 170, 179.
Liberalien 15.
λεῖτονόλλα 46.
Lieber 122, 183.
ligamen 150.
limes 101.
Linde 49.
linter 176.
ligo 109.
Ligurien 158, 168, 182,
195, 197.
liquare 176, 212.
Litternum 23.
Livio Augusta 86.
lora 187.
Lucillus 23, 30.
lumbus 94.
Lupinen 146.
lupus 110 salutaris
153.
Lupus 40.
λυεῖν 40.
Lugo 25.
Lulios 168.
malleolus 97.
Morea 93.
maritare 101.
Marr 95, 97.
marra 110.
Marmor 197, 199, 206.
Maron 209.
Massikerberg 16, 69.
Massilien 19, 21, 168,
215.
Mastix 179, 196, 206,
208.
matrix 94.
Mauern 114, 152.
Maustorb 151.
Maus 137, 160.
Meergras 143.
Meerwasser 178, 195,
196, 197, 206.

Meerwein 186.
Meerzwiesel 181.
Meier, Meierin 32, 39,
108, 175, 179.
melitites 186.
Melonen 116.
Mennig 169.
mercatores 168.
mergi 96, 138.
merum 38.
Messalina 169.
meta 176.
Metapontum 19.
Metellus 41.
Metretum 53.
Mezentius 20.
Milch 193, 197.
Minervafest 140.
Minturnä 152, 112.
Mist 105, 106, 59. der
Schafe 123. —Ziegen
123. —Lamben 123,
145. —Schweine 145.
—Menschen 145.
Mitylene 186.
Möbe im Weine 22.
Mörtel 210, 211.
molitio 99.
Momb 108, 120, 121,
123, 128, 150, 158,
181, 183, 192.
Moss 42, 63, 64, 169,
176, 190. —frühe 177.
—lieb 184. wirt 189.
S. mastum. —ewi-
ger, 185.
monitor 108.
mucor 190, 195.
macro 111.
Mulde 176, 178.
mulum 24, 186.
Muma 215.
Muskateller 70.
muscipula 137.
mustum 74. lizivium
185. —semper 186.
Mutterkäse 214.
Mutterchen 24, 178, 200,
206.
Mörthe 201.
Nachtisch 89, 45, 181, 76.
Napus 200.
Narden 198, 200.
Nauplia 124.
navia 176.
Neapolis 82.
Nebel 100, 116, 129, 139,
111, 171.
nepos 181, 183.

Nero 177, 213.
 Nessel 114.
 Nitrum 28.
 Nola 169, 176.
 Nomentum 28.
 Norblage 59, 127.
 Nordwind 97, 208.
 nota 210.
 novacula 111.
 Robora 125.
 novellare 36.
 Robellus Torquatus 44.
 Nußbaum 165.
 Nüsse 191, 192, 215.
 Obß 181.
 occasio 114.
 Ochsen 90.
 Oel zum Sieben 78. Zu
 Bech 179, altes 225,
 nützlich 47, 155, 213.
 Oelbaum 47, 57, 49, 116.
 Oesen 182, 186.
 oenanthium 202.
 Denotrium 15.
 oivos 23.
 oivomeli 24, 189.
 Ompbacium 68.
 Ophit 193.
 Opimius 25, 83.
 Origanum 50.
 Ostris 185.
 Ostra 82.
 Ostlage 59.
 Pabus 162.
 pala 110.
 palma 96.
 Palmendecken 118.
 palmes novell. 94, pamp.
 130, focaneus 131.
 sub. 133.
 palmiprimum 202.
 palus 138, 142, 161.
 pampinarii 96.
 pampinatio 117.
 pampinator 135.
 pampii. 120.
 Pandataria 137.
 pangere 95.
 Pappel 32, 49, 82, 152,
 155, 167, 182.
 partiarus 108.
 pastinator 109.
 pastinare 92, 106.
 pastinum 106, 110.
 patara 199.
 patera 19.
 paxillus 142.
 pedamentum nativ. 48.

Bech 179, 181, 196, 206,
 211.
 Bechung 177, 178, 194.
 Bechföhre 179.
 Benaten 46, 170.
 percolare 212.
 pergula 68, 131.
 perna 98.
 Perusia 157.
 41.
 106.
 5.
 , 147.
 picea 179.
 pittacia 210.
 Pluto 193.
 Polentia 208.
 politor 108.
 pollex 135.
 Polyketus 203.
 Pometium 152.
 Pomona 33, 124.
 Populonium 19.
 poreillator 40.
 porculata 101.
 posca 187.
 Presse des B. 26, 29,
 35, 82, 85, 103. des
 Weinlandes 37.
 pretum 177.
 Priapus 170, 179.
 Presse 177, 179, 186.
 Pressen 26.
 Probus 36, 60.
 promulsis 38.
 propagines 96.
 protropus 185.
 psaltria 41.
 Pucinum 56.
 Pufferbe 54.
 pulli 96.
 pumische Br. 24, 39.
 Puta 124.
 putatio 124.
 putator 109.
 putris 99.
 Pyrrhus 21.
 Quadridens 110.
 quali 176.
 quercus 162.

Quincunx 102.
 Quitten 113, 202.
 radula 179.
 ramentum 149.
 Rankenform 136.
 rasilis 97.
 rastrum 110.
 Rauch 86, 210.
 Raupen 172.
 Raupsch 47.
 Ravenna 78, 98, 190.
 Regen 170, 171.
 Rhein 14, 36.
 robur 162.
 Räude 61.
 Räucherung 114, 172,
 182.
 Rebe, Entstehung 14.
 treibt 117. hoch 48.
 art 107. wilbe 18.
 sicilische 22, 25. (S.
 Weinst.)
 Nebenstecher 130.
 Rebschule 91, 104.
 Rebe 113.
 Reife 129.
 Reife 17, 64, 137.
 Reate 136, 156.
 resina 195.
 Rettig 50.
 Rhodos 24, 25.
 ridica 138, 142.
 Rinbe des B. 131, 150.
 Riolung 92, 98, 108.
 Rom 176, 221.
 Rohr 100, 136, 138,
 142, 156, 160. — Stä-
 ter 143.
 Röhricht 142, 158.
 roratio 61.
 Rose 174, 112, 65, 201,
 202.
 rostrum 111.
 rumpotinum 62.
 runcina 109.
 rutabulum 179.
 Sämling 98, 161, 166.
 saccare 212.
 saccus 176.
 sagitta 98.
 Saguntum 193, 209.
 salicestrum 158.
 salictum 113, 152.
 salix 151.
 Salpeter 145.
 Salz 191, 193, 197.
 samara 166.
 sambucista 41.
 Samos 208.

Sapa 182, 190, 199.
 sarculum 109.
 sarmentum 93, 94, 138.
 satio 146.
 Saturnus 14.
 Saturnalien 192, 169.
 Salz 99.
 scalpum 111.
 Sklaven 87, 108, 109.
 scopi 188.
 senilis 111.
 Sesterich 187.
 Seife 176, 195, 186.
 semen 147.
 seminarium 92.
 Semele 170.
 Senfer 51, 96, 97, 114.
 Septentrio 142.
 seria 178.
 serotini 64.
 sestertium 110.
 siler 154.
 Silurus 172.
 Sinuessa 16, 32, 56, 82.
 sinus 110.
 Sirius 140. S. Hund.
 Schabling 97.
 Schaf 113, 165.
 Schatten 51.
 Scheine 170.
 Schiffung Einfluß auf
 b. B. 215.
 Schild 151.
 Schierling 34, 39.
 Schlangen 57, 114, 154,
 155, 163.
 Schlang 189, 193, 195,
 209.
 Schleißen 55.
 Schmidt 69, 182.
 Schnecke 117.
 Schnee 177, 212, 213.
 Schneibeler 32, 109, 184.
 Schneiblung 21, 62, 124,
 185.
 Schnittlinge 94.
 scobs 149.
 scrobas 99, 166.
 Schwalbe 126.
 Seibel 74.
 semita 101.
 Siteration 62.
 Sisa 179.
 siphon 207.
 Sirius 140, 179.
 soboles 96, 130.
 Soldaten 33. ihr Wein
 44, 187.
 Solrates 47.

Solon 47.
 Sonne 44, 69.
 Sopater 21.
 spadones 95.
 Spargel 156.
 Spart 177, 181.
 spatha 195.
 sporta 176.
 Spreu 181.
 Steine 106.
 stella 144.
 stibadium 140.
 Stiele verbreit 77, 180.
 stolo 122, 98, 164.
 Streptos 87.
 suber 195.
 Subsolanus 128.
 Sueffa 176.
 Südboten 59.
 Süblage 59, 127.
 sulcus 167.
 Sübwind 59, 61, 69, 72.
 suffragines 130.
 sureuli 93.
 Surrentum 79, 193, 208.
 Spermium 36.
 Tabernen 168, 207.
 tabula 100, 101.
 tabulata 50, 73.
 Tagelöhner 108.
 Talape 53.
 tales 153, 157, 160.
 Tanne 186, 196.
 — zapfen 191.
 Tapobrane 31.
 Tanromenium 53, 71.
 temetum 23, 25.
 Terebinthe 196.
 terobra 148.
 Ternißde 74, 144.
 tessera 210.
 thalassites 186.
 Thafos 25, 75, 200, 204.
 Thau 59, 61, 189, 97,
 182.
 Thauwurzel 122.
 Thon 197, 208.
 Thranenwasser 128, 112.
 Thymus 200.
 Tiberius 40, 44, 71, 85,
 182.
 Tiber 54.
 — Tullia 149.
 Timavus 86.
 Tischwein 83.
 Tolle Stöcke 28.
 topiarius 140.
 torus 135. torcularium

traduces 52, 149.
 Traber 106, 187, 188,
 146, 182.
 Tragbarkeit, Kennzeichen
 der 94.
 Trankopfer 20, 28.
 Trauben, naß 183.
 — afrikanische 78. auf-
 bewahrt 181. rotte 60,
 65, 113, 180. weiße
 65, 66, 70, 180. fär-
 ben sich 172, 65, 70.
 schwarze 60, 65, 87,
 106, 180, 183. goldene
 65, 168. grüne 65. ge-
 trocknet 177, 197. frühe
 60, 63, 64, 103, 180.
 hoch 137. geräuchert
 182. groß 196. späte
 63, 181. süß 137.
 schlecht 183. nahrhaft
 174. schäbl. 183. reife
 64, 136, 173, 188.
 Zahl der Arten 64.
 verschied. 65. kleine 75,
 77. große 77, 78, 60,
 136. Brusttr. 61. Bin-
 sentr. 78, 183. huma-
 nische 90. berytische
 182. cernaische 61,
 76. coische 182. co-
 lumbinische 89. con-
 serti 172. Dreifüßler
 61, 90. Dreihunderter
 26. Duraciner 61, 89,
 180. Elblinge 63, 78,
 Fereolatr. 79. Fin-
 gert. 61, 89. getrock-
 net 77. Helvolatr. 78.
 Königt. 63, 72.
 Kranztr. 61. korinth.
 75. lavianische 180.
 laletanische 61. lepto-
 ragische 90. v. Luna
 87. lybische 61, 88.
 Markttr. 61, 90. Oli-
 ventr. 79. pelignische
 87. pharische 87. pru-
 sische 87. Quittentr.
 61. Rhodische 61, 76.
 syrische 69. Tacinische
 19. Tafeltr. 60, 78,
 80, 87, 89, 90, 180.
 Weistr. 74. Wespentr.
 70, 182. Zeilentr. 183.
 Zweifüßler 62. Zwi-
 lung 69, 71.
 Treten 185.
 trigemmes 85.

Kreidung der Kr. 75, 77, 117.
truncus 130, 147.
Ueberläufer 52.
Umen 21, 22, 32, 49, 51, 137, 155, 158, 163, 164.
Umfriebigung 112, 151, 155.
Umhädung 114.
unguis 112.
uroeus 109, 177.
Uris 123, 145, 188.
urna 177.
vacatio 168.
vappa 81, 177, 190.
variare 144.
vena 131.
Venetia 49, 152, 155.
veratrum 199.
Vernunus 110, 172.
Vesuvius 32, 54, 69.
Vinalia 20, 170.
vindemia 109.
—m auspicari 170.
vindemiator 109, 173.
vinarius 180, 215.
vinea 33, 48, consemi-
 nal. 63, novell. 115.
 veter. 121, capit. 134.
 brachiat. 135, pro-
 strat. 136, jugat. 137.
 entaracta 138, came-
 rata 138, pergulana
 140, pedata 140, 142.
vinealis terra 54.
vineola 173.
vinitor 108.
vinum 23. —notae 186.
 adynamon 199, pas-
 sum 17, 39, 78, 183.
 consulare 26, 66, 195,
 210, crucium 22, do-
 minicum 45, σα-
 πριας 66, honora-
 riam 66, recentatum
 66, 74, hornum 77.
 fugax 77, diachyt.
 183, praeliganum
 183, tortiv. 187, ope-
 rar. 187, faccatum
 187, saccat. 188, pen-
 dalem 190, putrid
 190, acidum 190, va-
 pid. 191, amphorat.
 195, conditiv. 194,
 197, fictitium 194,
 scammonit 199, me-

dicat. 200, rosat. 201,
 myrt. 204, sambucat.
 202, cydon. 202, fu-
 giens 203, forte 204.
Bitellus 52.
vitcarium 91.
viticula 130.
vitis avara 77, labrusca
 19, in sana 28, escar.
 60, effus. 60, praecox
 60, rubell. 70, apian.
 70, precia 74, helvola
 73, varian. 74, numpis.
 78, 80, stacula 78,
 scirpula 78, frogell.
 79, arcelaca 79, per-
 gul. 79, talpana 79,
 etes. 79, vinaciola
 88, nigra 157, melam-
 payt. 75.
vitis caedi 83.
 — donari 83.
Vollturnus 59.
Wachholder 200, 202.
Wachs 179, 208, 211,
 180.
Wanderer 118, 127, 175.
Wasser j. Wein 23, 27,
 48, 189, 194.
Wasserranken 95.
Wimbe 113, 151, 161,
 199.
Weibe 49, 64, 113, 135,
 151, 161, 199.
Weibicht 32, 152.
Wein, Namen 65, 66.
 Kraft 180, 189, alter
 26, 31, 44, 64, 176,
 188, 195, 197, 200,
 210, 213, jäh 189,
 190, 212, ausländ.
 80, erbig 61, starker
 190, 204, haltbar 85,
 64, 77, 189, 191, 192,
 194, 195, 196, ebl.
 48, 64, 66, 188, leicht-
 ter 20, 85, 190, 195,
 208, herber 60, 73,
 86, 123, 79, 84, 188,
 197, 201, 210, 213.
 Anzahl 66, Blig 87,
 213, buftig 198, Far-
 ben 86, 187, friert
 205, junger 20, 189,
 195, 205, geharzt 196,
 fauer 22, 64, 187,
 191, süßer 177, 188,
 199, 207, scharfer 82,
 schlechter 83, 187.

schwarzer 188, 190.
unbernischt 194, ver-
 birbt 189, 191, 196,
 204, 206, verfälscht
 194, 214, Weinorten
 22, 67, 187, abrianisch.
 88, ägyptischer 76, Alba-
 ner 61, 78, 88, Ale-
 xandriner 75, 76, Mo-
 broger 71, alopecisch.
 90, Amethystr. 76.
Aminer 58, 67, 71.
Amomisch 88, Aschen-
 wein 91, Apicisch. 58.
arkadisch 189, 212.
babisch 81, bananisch.
 80, basillischer 76, S.
 Königstr. Dieneum.
 52, 70, bituriger 30,
 53, 55, 72, 76, Bor-
 deauxw. 22, bunastisch.
 61, Burgunder 22,
 60, bybliner 214, Ca-
 cuber 25, 29, 49, 82,
 87, 88, calenischer 85,
 cäretanischer 87, cäse-
 nat. 88, capuisch. 80.
Campaner 20, 22, 86,
 204, caulimisch. 87.
Champ. 22, Chtisch.
 30, 199, ceramisch,
 61, 76, coisch. 199,
 204, Drachenwein 76,
 efflobadisch. 200, efels-
 farbiger 91, etrut. 20,
 21, 70, Falerner 16,
 22, 30, 32, 83, 53,
 54, 81, 83, 88, 184,
 199, 207, 213, fäci-
 nisch 55, 71, 72, for-
 mianischer 87, Frucht-
 wein 202, fundaner
 82, Gallapfelw. 204,
 gauranisch. 80, 81.
Gebulbwein 183, von
 Gemma 87, graviel.
 88, griech. 23, 25, 31,
 53, 187, 196, 210.
Gutebel 68, 71, hafen-
 farbiger 90, Hefenw.
 187, Honigw. 23, 186.
Horkoner 78, italisch.
 22, 71, Königsw. 214.
Kranzw. 90, Kräuter-
 wein 200, Krenzw. 22,
 Laganer 81, v.
 Labici 88, labische 20,
 latisch. 30, Lagan. 88,
 lesb. 30, 75, laletani-

ische 61. iukanisch 58.
81. Mabeira 22. Ma-
cenatich. 88. Mamer-
tiner 30. Maronischer
209. Marcotisch. 75.
Massisch. 45. 81. am-
brof. 196. messalisch.
81. Matrosenw. 29.
mbrisch. 78. Munici-
palw. 78, 80. Mus-
latw. 70, 88. Myr-
rhenw. 24. nachome-
stischer 88. Nomentaner
53, 55, 70. Obstwein
202. Palmwein 202.
Pechw. 27, 53, 90,
197. phthorisch. 200.
phorunisch. 199. phy-
thischer 75. Burgw.
200. rabusculischer 91.
rhätisch. 71, 202. Reth-
linge 70. Rosinew.
17, 24, 188, 188, 189,
206. Sabiner 88. scan-
tianisch. 68. Eladen-
wein 27, 187. Setiner
29, 71, 85, 87, 177.
signischer 86. sophor-
tischer 75. Spanischer
30, 61, 69. Spionier
63, 77. Spoletiner 86.
Stataner 82, 85. sta-
toniens. 88. Surren-
tiner 80, 81, 207. sy-
cithisch. 202. syrisch 69.
Tarentiner 20, 80. v.
Temesa 16. Tmolischer
198. Traminer 67.
tyrrhenisch. 21. Tre-

bellisch. 86. trabala-
nisch. 87. trifolisch.
87. ullisch. 87. Besen-
taner 45. unreiner 187.
veluternisch. 88. vera-
nes. 88. Biselwein 78.
Biseter 52, 53, 72.
Weißling 78. Boll-
wein 69.
Weinstock, Urspr. 14. ei-
genständig 52, 84, 91,
128, 126. erfriert 62.
Höhe 18, 131, 140.
Vorzüge 31. an Ge-
bäuden 82, 140. an
Lauben 82, 68, 140.
an Bergen 100, 56,
84, an Bäumen 82,
48, 66. bornig. 77.
fleischig 53, 79, 61, 68.
liegt 119, 136. treibt
119. weibisch 124.
thrant 126, Schale
131. Alter 189. Ge-
ruch 50, 145. ambros.
89. brunbus. 138. buc-
cinatischer 80. colum-
binischer 89. consenni-
nisch. 80. florentia 79.
gallisch. 80. gräthulisch.
74. helbenactischer 77.
irtolischer 79. murgent-
nisch. 78. orthampe-
lisch. 89. picenisch. 88.
praturisch. 88. preci-
scher 74, 86. prirna-
tisch. 83. pncinisch. 86.
reatin. 186. servilian.
81. Purpurf. 89. fci-

lischer 22, 67. Pato-
menier 88. fulmonen-
ser 128. tarrupisch. 80.
tempfischer 81. thast-
scher 75. Thutiner 81.
tubermisch. 79. varra-
cinischer 124. valian-
tischer 88. vejentanisch.
87. ventulischer 78.
(S. Rebe.)
Weinbergssclaven 37,
108.
Weinfeß 20.
Weinhändler 180, 197,
205, 215.
Weinkultur 36, 47.
Weinlese 53, 60, 168.
Weinprobe 194, 208.
Weintrinken 88.
Weizen 189.
Wermuth 204.
Wehen 110, 111, 112.
Wespe 181, 52, 70.
Wesflage 59, 60.
Westwind 69.
Winger 184.
Witterungsbh. 104, 170.
Wurzel 117. — beschnei-
dung 56. — gift 58.
— räumung 122. kraut
123. — senker 38, 91.
Wurzlinge 51, 97, 125,
103.
Zaubersprüche 172.
Zauz 113, 166.
Ziegel 201, 206.
Ziegen 113, 151, 165.
— Namen 114.
Zopissa 196.

Bilder
aus der römischen Landwirthschaft.

Bilder aus der römischen Landwirthschaft.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirth

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in Gr.-Eich und Hirschb. Schwarzb. Konsistorialrath in Sonderhausen.

Zweites Heft.

Sonderhausen, 1859.

Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Die
Wiehzucht der Römer.

Erste Abtheilung:

Das Rind, das Schaf, die Ziege, der Hund.



für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

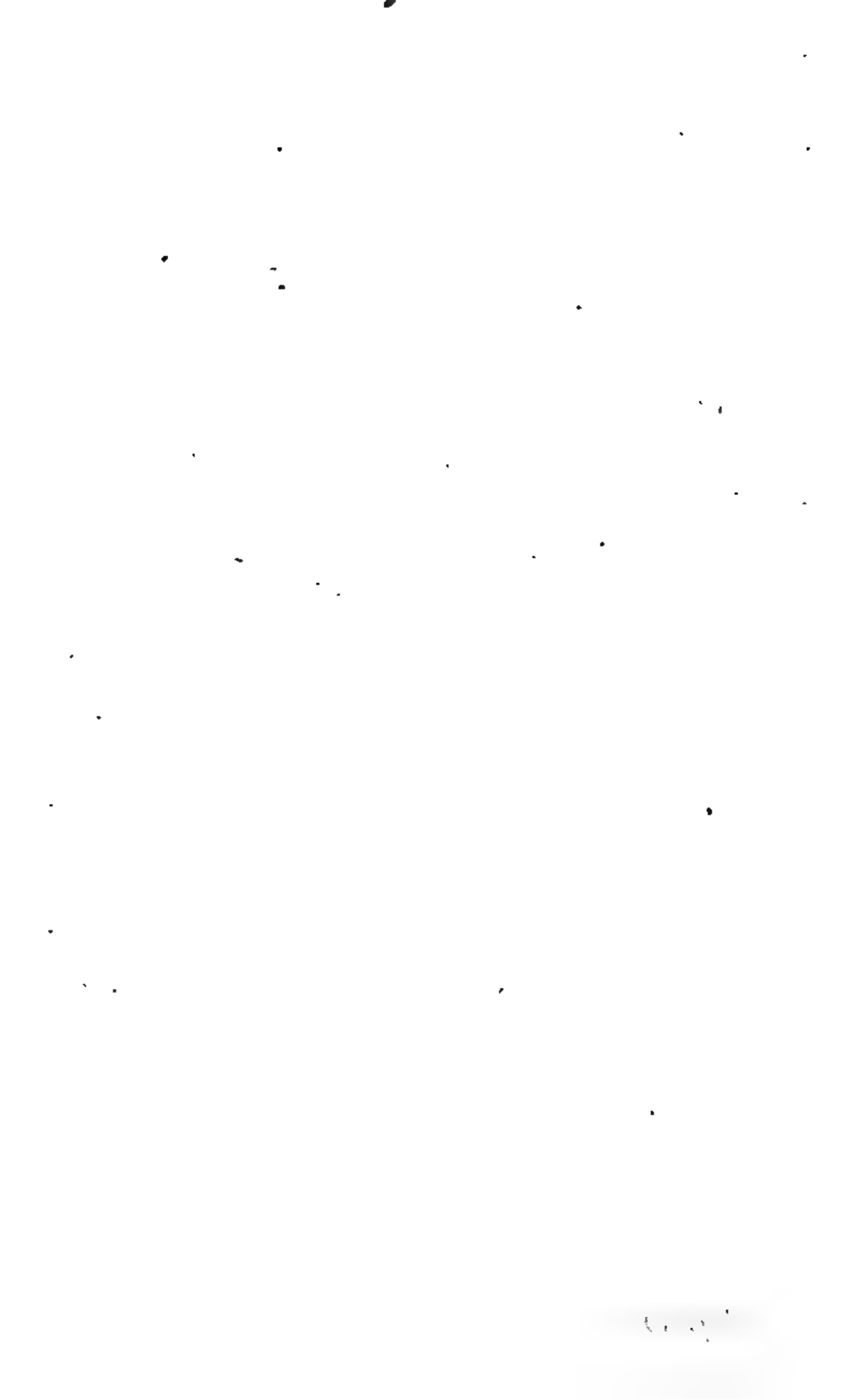
von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in St. Ulrich und Pfuhl, Schwarzb., Konsistorialrath in Sonderhausen.

Sonderhausen, 1859.

Verlag von Fr. Aug. Cappel.



Vorwort.

Indem ich den Entschluß, ein für den angemessenen Betrieb des italischen Landbaues dienliches, in einzelne, den Theilen desselben entsprechende Stücke zerfallendes Lehrbuch zu schreiben, ausführe, glaube ich zuvörderst auf die Frage eingehen zu müssen: Gehört die Viehzucht zum Landbau? (Varr. I. 2.). Ich weiß, daß einsichtsvolle Landwirthe den Landbau ausschließlich auf die Bestellung der Felder beschränken, auf ihren Gütern kein Vieh halten, sich der Sorge für Heerden und Hirten ent schlagen und die Lehre wie den Betrieb der Thierzucht als etwas zu ihrem Fache nicht Gehöriges mit der größten Standhaftigkeit abweisen. Ich leugne nicht, daß einige Gründe dafür sprechen, die Lehre von der Ernährung und Haltung des Viehes (pastio) mehr als Sache des Hirten, denn des Landwirthes anzusehen. Die beiderseitigen Interessen des Adersmanns und

Hirten gehen völlig auseinander; jener frent sich eines wohl-
geloderten und reinen Feldes, dieser des Brachlandes und
grasigen Aders; jener will seinen Gewinn dem Boden, die-
ser dem Vieh entnehmen; der Adermann verwünscht, der
Hirt wünscht das Aufkommen und Gedeihen der Unkräuter
(Col. praef. VI.) Manche Thiere, namentlich die Ziegen,
sind sogar dem Aderbau schädlich, wie Gift; sie verderben
die jungen Saaten, die Oelbäume, die Weinstöcke, von de-
nen sie fressen oder die sie nur mit ihrem Speichel berüh-
ren (Varr. I. 2). In vielen Gegenden besteht gar kein
Aderbau, die Völker leben von Milch, Käse, Fleisch (Strab.
VII. 3); Hesiodus sagt in der s. g. Erdbeschreibung, Phi-
neus sei von den Harpyien gejagt worden

Ins Milcheffer-Land, die auf Wagen sich Häuser erbauen,
und für das gesammte Menschengeschlecht gab es eine uran-
fängliche Zeit, in der das Land nicht bestellt, die Nahrung
nur vom Vieh entnommen wurde. Auch auf unsern Vil-
len ist das Aufsichtspersonal durch besondere Namen geschie-
den; der für den Aderbau angestellte Oberknecht heißt Schaff-
ner (*villieus*), weil er die Feldfrüchte in und von der Villa
schafft, der aber die Aufsicht über Heerden oder Hirten
führt, heißt Viehmeister (*magister pecoris*). Ich bemerke
zwar, daß punische, griechische und lateinische Schriftsteller,
die über den Aderbau geschrieben, auch die Viehzucht beige-
zogen haben, sie sind aber dadurch zu weitläufig geworden
und hätten sich auch mit demselben Rechte über die Menge

zum Ackerbau gehöriger und gehaltener Leibeigenen, über die auf den Gütern befindlichen Weber, Weberstühle und andere Künstler oder andere Dinge haben verbreiten können, die mit dem Acker gar nichts zu thun haben. (Varr. I. 2.)

Viehzucht und Ackerbau sind verschieden, aber doch verwandt; wie beide einen Erfinder oder Ordner, Aristäus (Oppian. Cyneg. IV. 268) haben, so besteht auch zwischen beiden eine so enge Zusammengehörigkeit, daß sie sich nicht trennen lassen. Ich möchte die Landwirtschaft vergleichen mit einer zweiröhrigen Flöte. Das linke Rohr stellt die Viehzucht dar; dasselbe giebt die Melodien an und wird, um bei dem Bilde zu bleiben, von dem Hirten geblasen; das rechte begleitet nur die Melodie und dieses gehört dem Ackermanne, der einem spätern Stande angehört und dem Hirten nachsteht, so wie auch das linke Flötenrohr dem rechten an Zahl der Löcher nachsteht. Wie aber zur vollständigen Musik beide Röhren zusammengehören, so macht auch Hirt und Ackermann in der Viehzucht und Landbau die vollkommene Völkernwirtschaft aus. (Varr. I. 2.) Die Richtigkeit dieser Ansicht ergibt sich daraus, daß alles Futter, welches auf einem Gute erwächst, in den bei weiten meisten Fällen von dem Gutsvieh verzehrt, durch die dadurch erzeugten Düngermassen dem Boden eine Fülle von Frucht abgewonnen, und keine ackerbautreibende Gegend gefunden wird, in welcher der Mensch nicht Arbeitsvieh für seine Arbeit bedürfte. Bedeutsam heißt daher dasselbe in unserer Sprache Hülfsvieh

(jumenta), weil es bei der Arbeit, dem Lasttragen und Pflügen Hülfe leistet (juvare) (Col. praef. IV.) Wer ein Landgut hat, muß auf beides, auf Ackerbau und Viehweide (Varr. praef. II.) sehen, und nach der Vorschrift der alten Römer beides kennen. (Col. praef. IV.) Was beide in Verbindung ausrichten können, dafür ist C. Fuvius Erasinus ein Zeuge. Er, ein Freigelassener, erntete von seinem kleinen Felde weit mehr und reichlicher als seine Nachbarn von ihren weitläufigen Aedern; er wurde daher dem Neide verdächtig, als ob er Andern die Früchte wegzauberte. Auf erhobene Anklage setzte der Curnl-Mebil Sp. Albinus einen Termin an. Da er befürchtete, von den Tribus, die über ihn stimmen sollten, verurtheilt zu werden, brachte er alle seine Ackerwerkzeuge mit auf das Forum, führte zugleich sein handfestes, wohlgepflegtes und wohlgekleidetes Gesinde herbei, zeigte sein vortreffliches Eisengeräth, die schweren Hacken (ligo), die gewichtigen Pflüge, die wohlgefütterten Stiere und sagte endlich: Das, Quiriten, sind meine Zauber mittel; meine Nachtarbeiten, mein Frühfleiß und meinen Schweiß kann ich euch weder vorzeigen, noch auf dem Forum aufziehen lassen. Nach allgemeiner Abstimmung wurde er freigesprochen. (Pl. XVIII. 8, 3.)

Der oben aufgestellte Begriff erscheint etwas mager. Durch denselben würde, streng genommen, kein Vieh zum Ackerbau gehören, als das, welches denselben befördert, sei es durch seinen Dünger, sei es durch seine Arbeit vor dem

Pfluge oder dem Wagen (Varr. I. 2); und bliebe dann die ganze Lehre von der Hoffütterung (*pastio villatica*) oder von Vogelhäusern, Thiergärten und Fischteichen ausgeschlossen (Varr. praef. II.) und ich dürfte auch diesem Theile meiner Schrift die Abhandlung über den Hund nicht beigeben. Genau angesehen, gehören diese Dinge allerdings nicht zum Ackerbau, so wenig, wie eine Anweisung über die Benutzung der Thongruben, der Steinbrüche, der Sandgruben, der Silber- oder Eisenbergwerke, obwohl sie in manchen Feldern bequem anzulegen und mit Vortheil zu benutzen sind, auch nicht in ein rein ökonomisches Lehrbuch, denn im engeren Sinne begreift man unter ackerbaulichen Erträgen nur diejenigen, welche aus der bestellten Erde zum Genuß und Nutzen aufwachsen. Weil aber die Landwirthschaft (*res rustica*) auf Alles das Rücksicht nimmt, was der Gutsherr wegen seiner Grundstücke oder von denselben an Gewinn macht (Varr. I. 2), was er für dieselben und auf welche Weise er's zu thun hat, so lassen sie sich derselben beizählen. Von diesem erweiterten Gesichtspunkte aus ist Cato aufzufassen, der auf die Frage, durch welche landwirthschaftliche Thätigkeit Jemand schnell reich werden könne, zur Antwort gab: Wenn er auf gute Fütterung hält. (Col. praef. VI.) Demgemäß gehört auch die Hoffütterung zur Landwirthschaft, denn sie kann einen mehr als mittelmäßigen Ertrag abwerfen, und ich darf nicht Vorwürfe fürchten, wenn ich den Hund, den Wächter der Heerden, der Villen

und aller Güter zu den landwirthschaftlichen Hausthieren zähle.

Die Thiere, welche auf unsern Willen gehalten werden, nennt man überhaupt Vieh (*pecus*, Cic. off. II. 3) und bestimmt durch Eigenschaftswörter (*p. volatile*, Col. VIII. 4. *lanigerum*, Virg. aen. III. 642. *Lucret.* II. 660. *buc- cerum*, *Lucret.* VI. 1240. *setosum*, Col. praef. I. *equinum*, Virg. G. III. 72) die Gattung, welche gemeint ist. Ausnahmsweise nur wird das Wort auf unter der Herrschaft des Menschen nicht befindliche Thiere angewendet (*Mart.* V. 37, 5). Im engeren Sinne bezeichnet es die zur Nahrung des Menschen tauglichen Vieharten; die grammatisch genaue Sprache braucht dasselbe, seiner griechischen Abstammung gemäß, ausschließlich von dem Vieh, dessen Haar oder Wolle (*πέκος, πόκος*) gerupft oder abgeschoren wird (*πεκω, πεκτιω, pecto*, Pl. VIII. 77). Viehzüchter oder Viehwärter (*pecuarius*) ist, wie Vieh (*pecuaria, pecuda*), eine allgemeine Bezeichnung; sie gilt für Jeden, der Hausthiere unter Aufsicht oder im Besitz hat, wenn nicht durch den Zusammenhang, das Zeitwort oder den Gegensatz die Gattung der Thiere zusammen angegeben wird. (*Virg.* G. III. 64. *Pers.* III. 9. *Cic.* pr. Deiot. 9. *Verr.* II. 6. *Varr.* praef. II. *Grat.* 435.)

Das Vieh theilt man landwirthschaftlich nach Gebrauch und Bestimmung desselben ein. Menschliche Helfer und Arbeitsgenossen sind der Ochse, Esel, Maulesel und das

Pferd. Man nennt diese Thiere je nach der Ableitung, die man den Collectivnamen giebt (*jumentum* v. *juvo* oder *jugum* q. *juvimentum*, *jugim.*) Hülfsvieh, Last-, Zugvieh (Plaut. *Amph.* I. 1. 171. Caes. b. c. II. 81. Hor. ep. I. 18. 46.), versteht aber bisweilen darunter, das Wort im engeren Sinne genommen, nur Pferde, Maulthiere und Esel, mit Ausschluß oder im Gegensatz zu den Ochsen, Elephanten und Kameelen. Alle diese heißen auch Großvieh (*armentum*, Virg. *G.* III. 286. Ovid. *M.* IV. 436), Schafe und Ziegen: Kleinvieh (*grex*). Indessen hält sich der Sprachgebrauch nicht durchgängig sicher an diese Regel. (Varr. II. 5. Virg. *Aen.* VI. 38. *Ecl.* VI. 55.)

Inhaltsverzeichnis.

I. Das Rindvieh (<i>Pecus bubulum</i> s. <i>bucorum. boves</i>)	1
II. Das Schaf (<i>Ovis, genus ovillum</i>)	87
A. In Asien	92
B. In Europa	95
III. Die Ziege (<i>Genus caprinum</i>)	190
IV. Der Hund (<i>Genus caninum</i>)	220

Die

Viehzeit der Römer.

I. Das Rindvieh.

(*Pecus bubulum s. bucerum. boves.*)

Das Rindvieh übertrifft alles andere Vieh an Ehre; den höchsten Göttern dient es zum Opfer; Heroen und Könige haben sich mit seiner Pflege befaßt, die berühmtesten Völker ihm hohe Verehrung erwiesen und unsere Vorfäter sich desselben bei der Gründung unserer Stadt bezeichnend bedient. Als das schwere Werk ihrer Anlage kein äußeres Hinderniß mehr fand, versammelte Romulus auf dem in der alten Geschichte oft genannten, dem palatinischen Berge, seine Genossen und spannte (Plutarch. Rom. 11.), in Uebereinstimmung mit heiligen Gebräuchen der Etrusker, einen Stier und eine Kuh, beide von weißer Farbe, jenen nach außen, diese nach innen, vor einen Pflug (Ovid. Fast. IV. 826.), mit dem um den Hügel eine Furche im Viereck gezogen wurde, um so den Umfang oder das Pomörium der Weltgebieterin zu bezeichnen und anzudeuten, daß der Raum des römischen Volks auswärtigen Völkern fürchtbar, das Weib fruchtbar und künstlich sein sollte (Diocass. fragm. XII.). Wo ein Thor (porta) stehen sollte, wurde der Pflug aus der Furche gehoben (portare), das eine, wie das andere Rind aber von Romulus den Göttern als Opfer gebracht. Spätere finden darin noch das bedeutsame Zeichen, daß die Bürger der Stadt in der Bearbeitung der Erde, in Fleisch und Milch, in Ackerbau und Viehzucht die vornehmste Quelle ihres Unterhaltes finden sollten. Von da ab verblieb dieser symbolische Gebrauch bei allen Colonialstädten, welche unser Volk anlegte (Dion. Hal. I. 88.; Virg. Aen. III. 755.; Ovid. Fast. IV. 819.), in Anwendung, das Rind

stieg zu der Ehre, das Opferrthier der oberen Götter zu sein (Pl. VIII. 70.); der Stier wurde zur Lust des Volkes in Kampfspielen gegen Menschen und Thiere verwendet und nahm in der Landwirthschaft, wie die Kuh in dem Haushalte, eine Stelle ein, welche durch kein anderes Hausthier zu ersetzen ist (Varr. II. 5.). Was er uns bedeutet, sagt sein Name (juvencus, juvenca, a juvando, Varr. L. L. IV. 19.). Wir haben in dem Stiere den Genossen und Gehülften unseres Feldbaues, gleichsam den Colonus unserer Aecker, der zu der mühseligsten Arbeit geeignet ist (Petron. 56.). Ihm verdanken wir die Ernten aller unserer Pflanz- und Speisefrüchte, selbst der Ertrag unserer Weinpflanzungen würde sich mindern, wenn er nicht den Pflug durch die Rebländer und die mit Pfahlhölzern, bis zur Erhöhung der Räder schwer belasteten Wagen weither und bergan schleppte (Veget. Prolog. III.). Sein Rücken ist augenscheinlich nicht zum Lasttragen gebaut, obwohl ihn die Rhyter auch dazu verwenden (Ael. II. 53.), sein Raden aber fürs Joch und seine kräftige breite Schulter zum Zuge geschaffen (Cic. nat. II. 63.). In bedächtlichem, langsamem Gange schreitend, läßt er keine Last stehen, seine angestrenzte Kraft macht das Unbewegliche beweglich; vor dem schollenbrechenden Pfluge stürzt er unter Anstrengungen eher nieder, als daß er seinen Dienst versaget (Hor. ep. I. 7. 87.). Er ist das Vorbild der Stärke, Macht, Gewalt, und stellt darum, nach Horapollon, in den ägyptischen Hieroglyphen, die gesunde, vollste Menschenkraft dar. Kein anderes Thier ist so stark, wie dieses von der Natur selbst für den Pflug geschaffene Thier (Ovid. Pont. I. 11.), ohne welches das menschliche Geschlecht nicht bestehen könnte, mehr werth auch als Pferd und Esel. Menschen und Thieren, bis zum Hofsgeflügel herab, gewährt seine Arbeit den Lebensunterhalt (substantia); durch die ganze Welt zieht er den Wagen (1. Sam. 6, 6; 2. Sam. 6, 3. 6.); er entkörnt das Getreide auf der Dreschtenne (5. Mos. 25, 4.; Jerem. 50, 11.; 1. Cor. 9, 9.) mit unermüdlcher Geduld und läßt sich vor dem Dreschgestell wie vor dem Pfluge das Rad mit einem Korbe belegen und die Rase mit Mist, vor dem er sich eilet, bestreichen, um sich, wie sehr er auch vom Hunger gequält wird, Nichts von den Saaten, Reben oder Aehren seines Gebieters zur Unzeit anzueignen (Ael. IV. 25.). Die reifen Früchte schafft er von den Aeckern in die Villa, von der Schenke in die Mühle, von dem Bo-

das Haar struppig, das Maul bis zu den Ohren gespalten, das Fell steinhart, daß es nicht verwundet werden kann; die Hörner sind beweglich (Pl. VIII. 30.).

Das syrische Rindvieh, Thersonefischer Abstammung, ist stark, braungelb, breitstirnig, großgehörnt, wilden Charakters, brüllhaft, trotzig blickend, eifersüchtig und breiten Sinnes; es füttert sich gut, magert nicht leicht ab, deshalb zu herrlichen Göttergeschenken geeignet, aber auch schnell und tapfer im Kriege (Oppian. II. 100.). Eine Art syrischer Dösen hat fast keine Bumpen, aber einen Buckel auf dem Rücken (Pl. VIII. 70.).

Die karischen Dösen, häßlichen Ansehens haben vom Nacken bis über die Vorderblätter einen Höcker und Hörner, nicht beweglich, wie die der indischen, sondern wie verrent^{*)}; sie sollen zur Arbeit gut sein (Pl. VIII. 70.). Diese Art kommt auch in Cypern vor (Capitol. in Gord. 3.)

Das Rindvieh in Phrygien, von vorherrschend gelber und röthlicher Farbe, mit hohen Fleischklumpen über dem Nacken (Oppian. Cyneg. II. 90.), besitzt die Fähigkeit, die Hörner wie Ohren zu bewegen, was daher kommt, daß sie mehr an der Haut, als an den Knochen hängen (Pl. VIII. 70. Aristot. h. a. III. 9.).

Das im Lande der Troglodyten befindliche Rindvieh hat schräg abwärts, nach der Erde zu gebogene Hörner, welche nöthigen, daß es auf der Weide den Kopf auf die Seite biegt, um fressen zu können (Oppian. Cyneg. II. 98. Plin. XI. 45.). Das Volk legt einen großen Werth auf sein Vieh; es zeigt dies

^{*)} Offenbar ist hier der schon auf den Ruinen von Persepolis in den Abbildungen der Böllerzüge, jetzt in Arabien, Persien und Indien, in Afrika und auf ganz Madagaskar vorkommende s. g. Buckelochse oder Zebu gemeint; meist von bläulich-grauer, aber auch weißer, rother, scheddiger Farbe, mit einem, bisweilen mit zwei Höckern von einer Schwere bis 50 Pfund. Die Hörner sind ziemlich kurz, beinahe gerade und fast horizontal vom Kopfe ausgehend, doch sollen sie manchen auch gänzlich fehlen. Es ist eine nicht ganz zu verwerfende Ansicht, daß unser europäisches Rindvieh von dem Zebu abstamme. Dasselbe kommt in der Größe mit ihm ziemlich überein, pflanzt sich mit demselben leicht fort und verliert bei sorgfältiger Zucht den Höcker. Der Zebu, viel schneller als unser Rind, im Laufe einem Pferde fast gleich, wird zu schnellen Reisen benützt und zu diesem Zwecke mit Hufeisen beschlagen, mit Geschirr, wie das Pferd, belegt und mittelst eines durch die Nase gezogenen Seiles geleitet. Sonst stimmt er in Betragen und Nahrung mit unserem Vieh überein.

der Name „Eltern“, den sie ihm geben. Sie nennen nämlich den Stier und die Kuh, den Widder und das Schaf, Vater und Mutter, weil sie von diesen und nicht von ihren natürlichen Eltern täglich und lebenslänglich ernährt werden (Diod. S. III. 32.).

In den Alpen (Strab. IV. 6.), in Thracien, Germanien, namentlich im Harzwalde, und in den gesammten Nordländern (Solin. II. 3.) findet man wilde Oefen, (s. g. Bifonten*)

*) Manche nehmen an, daß der Bonafus, Bifontus und Bison der ältesten naturhistorischen Schriftsteller und der Urus dasselbe Thier, der Auerochs (bos urus) sei. Die Beschreibungen desselben sind in der That auch auf letzteren anwendbar. Daher sagt auch Raup (Das Thierreich. Darmstadt, 1835, I. S. 198): „Der Auerochs ist der Wisent der alten Deutschen, Suhr oder Zühr der Polen und Bison der Alten.“ Geßner (1550) hält den Ur des Cäsar nicht für den (noch jetzt vorhandenen) Auerochsen, sondern für den Stammvater unseres zahmen Oefen, der zu dessen Zeit noch wild in der Dichte der hercynischen Wälder lebte und von dem noch jetzt ungeheure Stellette in den Torfmooren ausgegraben worden. Dieser Ansicht tritt auch Oken bei, wenn er sagt (Naturgeschichte VII. 1425): „Nach den Alten zeichnete sich der Bonafus oder Bison durch mähenartige Haare am Kopfe und Halse aus, der Urus aber durch seine großen Hörner, welches letztere nicht auf unsern jetzigen Auerochsen paßt.“ Wir haben daher auch den Bison oder Wisent von dem Urochs geschieden und setzen uns dabei noch auf das Nibelungenlied, das den Bison oder Wisent von dem Ur, gerade wie den Ell (das Elenn) von dem Schelch (Riesenhirsch), unterscheidet.

Danach schloß er schiere, einen Wisent und einen Elch

Starcker Uren viere, und einen grimmen Schelch.

Auch die Benedictionen des St. Galler Mönchs Ulrich unterscheiden das Fleisch des Bison und Ur (Morgenblatt 1847. S. 575.). Zu Cäsars Zeit wenigstens und sicherlich auch zur Zeit der Abfassung des Nibelungenliedes mögen der Ur und der Wisent in Deutschland gelebt haben; letzteres kommt oft auf dieselben parabel und sagt noch an einer andern Stelle:

Mit ihren scharpfen Gerren sie wollten jagen wolc

Boven und Wisente; was kumte lünnere gesle?

Manche deutsche Ortsnamen deuten auf diese Thiere zurück; Elmangen (Elchenmang, Elchfang) soll von dem Elch, Wiesensteig (Wiesentsteiga) in Schwaben und Wiesenbungen bei Wintertthur von dem Wisent benannt sein; Urach in Württemberg, Urbach, Urleben u. A. in Thüringen lassen sich vielleicht auf den Ur zurückführen, der in Deutschland allmählich verschwand. Schon unter Charls des Großen Nachfolgern war er in Frankreich so selten, daß sich die Könige die Jagd desselben vorbehielten. Die Sachsen jedoch mögen ihn länger gehabt haben. Nach einer Urkunde v. J. 782 versprachen sie dem Koban in Hoffnung des Sieges Opfer von Kriegsgefangenen, Schafen und Auerochsen; Karl der Große beschäftigte sich selbst mit dieser Jagd und gab (807) den Gesandten des Chafsen zu Ehren eine solche, auf der sie aber, erschreckt von der Furchtsamkeit dieser Thiere, sahen,

(bizontes), vielleicht dieselben, welche Einige päonische Ochsen nennen (Pausan. IX. 21. 2.), — unsern gewöhnlichen ähnliche, aber entseßliche, schwer zu fangende (Paus. X. 13.) Thiere, mit über Brust und Rücken sich löwenartig verbreitenden Mähnen (Oppian. Cynog. II. 159), spitzig zulaufenden, krummen Hörnern, auf denen sie Menschen und wilde Thiere empor schleudern, und einer fesselnähnlich rauen Zunge, mit der sie nur leidend die Haut zerreißen können. Wegen ihrer Unbändigkeit lassen sie sich nicht zähmen (Solin. II. 3.); die Griechen haben es wenigstens nicht versucht (Pl. XXVIII. 45.); es ist ein Wunder, gezähmte Bizonten zu sehen (Mart. I. 105. 8.), denn kein Netz ist stark genug, sie zu halten. Um sich ihrer zu bemächtigen, bedecken die Jäger eine Höhe, vor der sich ein tiefer Graben hinzieht, mit frisch abgezogenen, oder alten, geölten und dadurch schlüpfrig gewordenen Häuten. Auf beiden Seiten wird ein starker Zaun gezogen; zu Pferde werden dann die Ochsen an diese Stelle getrieben, woselbst sie auf den Häuten ausgleiten, sich überschlagen und in den Graben hinabstürzen, in dem sie binnen 4—5 Tagen vor Hunger matt werden. Will man sie zahm machen, bringt man den Ermatteten geschälte Zapfen der edlen Fichte, das einzige Futter, welches sie anfangs nehmen, fängt sie nach längerer Zeit mit Schlingen und führt sie gebunden fort. Dropion, der Päonterkönig, schenkte den ehernen Kopf eines solchen Ochsen nach Delphi (Paus. X. 13).

In Päonten, dem thracischen Mädisen, findet sich ein wildes, schon von Herodot (VII. 126) gekanntes, auch nach Rom gebrachtes stierähnliches Thier (Pl. VII. 17), Bonasus, in der Landessprache Monops, Monapos (Ael. n. a. VII. 3), Monastos (Antig. hist. mem. 58), auch Boslithus (Arist. de mirab. ausc. I), in Egypten Bonasus (Solin. XL. 10) oder Bonasus (Arist. h. a. II. 1, 3) genannt, mit Pferdemähnen, schwarzen und kräftigen Aussehens, eingebogener Nase und ungeheuerlicher, rückwärtsgebogener und in einander geschlungener Hörner, die nach

während Karl, an diese Jagd gewöhnt, auf einen Ochsen lossprengte, den Hieb auf den Rücken führte, aber fehlte; das wüthende Thier brachte ihm mit seinem Horne eine Wunde am Beine bei, die jedoch unbedeutend war, weil der Stiefel die Gewalt des Stoßes gebrochen hatte. S. Raumer's histor. Taschenb. 1832, S. 388; 1835, S. 294.

Griechenland eingeführt werden. Kopf und Körper sind dem des Stieres fast gleich, nur ist der wilde Stier voller, kürzer und breiter gebaut, über und über stark behaart, besonders an Brust und Unterflinnbaden. Der Hals trägt vom Kopf bis zum Widerriste eine bis über die Augen hängende Mähne (Paus. IX. 21), weshalb der Bonasus mehr seitwärts als vorwärts sehen kann. Weil die Hörner in mannichfaltigen Bindungen in sich selbst zurücklaufen, die Spitzen gegen die Ohren stehen und nur von der Länge einer halben Spanne sind, taugen sie nicht wohl zur Vertheidigung, sie werden aber zu Trinkhörnern verwendet, denn sie haben eine Weite, daß jedes $1\frac{1}{2}$ Quart fassen kann. Die Natur hat die Vertheidigungswaffe des Ungeheuers an den Wanst verlegt (Arist. part. an. III. 2). Wenn es nämlich erschreckt, gejagt oder verfolgt wird, schlägt es aus und spritzt flüssigen Urath auf 24 Fuß weit, nach Anderer Angabe auf drei Fochlängen, aus, der von solcher Hitze ist, daß er verbrennt, was er trifft; nachgehenden Hunden frist er die Haut auf und wirkt tödtlich. Die Haare sind weicher als die der Pferde, fliegend, dicht und von reiner Farbe, die das Mittel zwischen aschgrau und feuerfarben hält; die Beine zottig, der Schwanz ist ziemlich kurz, die Stimme der des Ochsen ähnlich, das Fleisch wohlschmeckend, das Fell brandgelb und die Haut so groß, daß sieben Menschen darauf liegen können. Schwarze und braune sieht man gar nicht.

In den Alpen und genannten Nordländern giebt es wilde Ochsen mit Mähnen, überaus schnelle und starke Auerochsen, welche das unwissende Volk Bubalus nennt. Diese jedoch, eigentlich in Afrika zu Hause, ähneln mehr einem Kalbe oder Hirsche (Pl. VIII. 15). Der Bubalus, sagt Oppian, ist kleiner an dem Körper, aber viel stattlicher als das Breitthorn (*πλατικερως*), glänzender Augen, schöner Farbe, fröhlichen Anblicks (Opp. Cynog. II. 300).

Der Ur (*urus*), nach Reuenern der Ochse im Naturzustande, von dem Bison durch Kraft, Schnelle und Breitigkeit der Hörner unterschieden (Pl. VIII. 15. Senec. Hippolyt. I. 63), etwas kleiner als der Elephant, hat Farbe, Gestalt und Ansehen eines Stieres, große Kraft und Schnelligkeit; er schont weder Menschen noch Thiere, die ihm in's Angesicht kommen (Caes. b. g. VI. 28). Von unserem Stiere unterscheidet er sich, wie das

wilde Schwein von dem zahmen, ist aber nur schwarzer Farbe und kräftiger als jener; die Nase ist eingebogen, das Gehörn stark zurückgedreht; er läßt sich sehr schwer, auch nicht einmal in der Jugend, an den Menschen gewöhnen (Aristot. h. a. II. 1. Caes. b. g. VI. 28). Der Urstier kommt in den Alpen und in Deutschland als wildes Jagdthier vor (Isidor. XII. 1, 34); die Bewohner dieser Länder fangen und tödten ihn in Gruben. Die Jagd dient jungen Leuten zur Uebung und Abhärtung; diejenigen, welche eine große Anzahl erlegt haben und sich durch die Hörner ausweisen können, erwerben hohes Lob; die Hörner werden eifrig gesammelt, mit Silber beschlagen und, weil sie sehr weit sind, statt der Becher bei königlichen Tafeln (Isidor. XII. 1, 34) und prächtigen Gastmahlen gebraucht (Caes. b. g. VI. 28).

Der Auerochs wurde manchmal bei unseren Kampfspieleen gesehen, häufiger aber kommen deutsche Rinderhäute (coria boum) nach Rom, welche wir germanischen Völkern, namentlich den Friesen, aufgelegt haben. Den Tribut, wie er ihnen von Drusus zum Kriegsgebrauche vorgeschrieben, lieferten die Barbaren eine Zeit lang, ohne daß Jemand streng darauf sah, von welcher Dauerhaftigkeit und von welchem Maße die Häute waren. Als aber der zur Verwaltung des Friesenlandes eingesetzte Principilarcenturio, Olennius, Häute von Auerochsen zum Maßstab wählte, nach denen die gelieferten angenommen werden sollten, fiel dieser Tribut den Germanen, die zwar ungeheure Thiere, reiche Wälder, aber nur mäßig großes Hornvieh besaßen, so schwer, daß sie zuerst die Ochsen selbst, darauf die Felder, zuletzt Weiber und Kinder in Leibeigenschaft gaben. Dadurch entstand Erbitterung und Beschwerde; als keine Erleichterung gewährt wurde, suchten sie sich durch Krieg zu helfen, ergriffen die zur Tributerhebung gegenwärtigen Soldaten und knüpften sie an Galgen auf. Olennius kam den Erbitterten durch die Flucht in das Castell Fleuium zuvor, die gereizten Friesen aber erschlugen alle Römer im Lande (Tacit. A. IV. 72).

Ob unser Rindvieh von der einen oder andern der genannten Arten stamme, finde ich nirgends erwähnt. Woher es auch stamme, durch äußere Einflüsse, besonders der Wärmegrade (Aristot. h. a. VIII. 28) ist eine Verschiedenheit der Arten und Veränderung in seiner Natur entstanden (Col. II. 1):

Vielelei ist die Gestalt und unaußzählig die Stierstirn'.

Oppian. Cyneg. II. 93.

Es tritt dies recht klar hervor, wenn man mit den zuletzt genannten unbändigen Arten die ägyptischen vergleicht. Dort, am weizenreichen Nilstrom, sind sie größer als in Hellas (Arist. VIII. 28).

Weiß an Farbe wie Schnee und stattlich an Größe vor Allen,
Sanft ist aber ihr Sinn, zuthunlich sind sie den Menschen,
Was der Sterblichen Wort befehlt, ertragen sie willig.

Oppian. II. 85.

Diese Verschiedenheit stellt sich nicht bloß in den einander fernen Provinzen, sondern selbst in einem und demselben Lande dar. Der Landwirth hat dieselbe wohl ins Auge zu fassen, und namentlich bei dem Ankaufe die Gegend zu berücksichtigen, aus welcher das Vieh kommt und in welche es gebracht wird. Stamm-land und Heimath geben demselben einen gewissen Charakter; Davon, daß das alte und das neue Vaterland einander entsprechen, hängt die Gesundheit, Nutzbarkeit, ja sogar das Leben des Viehes ab (Varro II. 5). Wir glauben unsern Landsleuten einen Dienst zu erweisen, wenn wir die wichtigsten Rindviehstämme dießseit und jenseit des Meeres mit den uns bekannt gewordenen Eigenthümlichkeiten aufzählen.

Griechenland, in jeder Beziehung auf das Reichlichste von der Natur bedacht, hat in einzelnen Provinzen vortreffliche Schläge; das griechische Vieh wird weithin gerühmt; — Milch, Käse und Kälber machen einen bedeutenden Handelsgegenstand aus. Oben an steht

1. Epirus, mit einer durch Größe, Gestalt, Zugfähigkeit (Col. VI. 1), Zuchttauglichkeit und Milchergiebigkeit ausgezeichneten Race. Sie ist besser, als jede andere in Griechenland und übertrifft selbst das Vieh von Sicilien, welches namentlich um Himera, Acrageton und Tauromenon (Ovid. Fast. IV. 474) zahlreiche, durch ihre weiße Farbe berühmte Heerden (Theocr. IX. 10) auf nahrhaften Tristen seit den ältesten Zeiten aufzuweisen hat (Diod. S. IV. 30). Von daher bezieht Italien einen Theil seines Bedarfes an Zuchtvieh (Varr. II. 5), wozu es sich durch seine Schaffligkeit ganz vorzüglich eignet. Von dem kalydonischen Eber heißt es:

— — Nicht mächtiger nährt Epirus

Stiere im Krant, in den Auen der Sikuler waren sie kleiner.

Ovid. M. VIII. 282.

Zunächst ist dies Folge der vortrefflichen Weiden (Arrian. exp. II. 16), welche das Vieh Jahr aus, Jahr ein, sich selbst überlassen, beget; Aristoteles (h. a. VI. 23) versichert, daß die freilebenden Stiere den Hirten öfters Monate lang nicht zu Gesicht kommen. Viehzucht ist aber auch die Hauptbeschäftigung der Einwohner, sie besitzen viele Kenntnisse und sind wahre Athleten derselben (Varr. II. 1). Die Hirten können nirgends besser sein; sie sind wachsam und weidekundig (Hom. Od. XI. 292). Die Dienstbarkeit des Apollo bei Admetus (Apollod. I. 9, 15. Tibull. II. 3, 11), des heerdenreichen Herrschers von Phëra, hat die Mythe zwar nach Theffalien verlegt, gewiß aber galt derselbe auch hier als Heerdengott (*θεός ποιός*), dessen Obwaltung alles Vieh mit Segen erfreut.

Leicht wohl fällt die Weide mit Stieren sich, Herden der Ziegen
Mangelten niemals sicher der Sprößling', welchen Apollo
Auf dem Gefüße den Blick zuwendenete.

Callim. Hymn. in Apoll. 50.

Den Ruhm des epirotischen Viehes begründeten aber auch die Könige dieses Festlandes. Arrian (II. 16) sagt: „Für mich liegt nicht außer den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, daß der Ruf der Rinder von Epirus und der Name des Landesfürsten, Gerbron zu Eurytheus, gedrungen sei, daß der argivische Herkules von demselben abgeschickt worden sei, die Rinder wegzutreiben und nach Mycenä zu führen.“ Man weiß, daß sie an Viehzucht Wohlgefallen und durch dieselbe Ruhm fanden und selbst den Reiz anderer griechischer Fürsten erregten. Meleus setzte einen solchen Werth auf die Rinder dieses Landes, daß er seine weitbewunderte Tochter, Pero, keinem der benachbarten Fürsten zusagte,

— — Der nicht des mächtigen Königs Pyhilles

Breitgestirnete Rinder aus Pyhiles Auen entführte.

Hom. Od. XI. 288.

Am erfolgreichsten nahm sich Pyrrhus (300 v. Chr.) vielleicht zum Zwecke der ihm beliebten gymnastischen Kämpfe (Senec. de ir. II. 14) oder der in jenen Gegenden gewöhnlichen Stiergefechte der Viehzucht, wie Polykrates von Samos (Arist. Tol. V. 11) an,

vielleicht ließ er aus andern Gegenden Rindvieh zur Verbesserung des einheimischen einführen. Man erzählt wenigstens von Alexander d. Gr., daß er die vorzüglichsten Stücke einer durch Schönheit und Größe ausgezeichneten Heerde von mehr als 2- bis 3000 Stück, die dem Sieger nach einer Schlacht in Indien in die Hände gefallen war, aussuchen und zum Behufe des Ackerbaues nach Macedonien schicken ließ (Arrian. exp. IV. 25). Pyrrhus indeß betrieb zumest Anzucht nach festen Grundsätzen; in der zur Fortpflanzung bestimmten königlichen Heerde von 400 Stück (Arist. VIII. 7, 9) ließ er keine vor dem vierten Jahre zur Begattung und brachte es dadurch dahin, daß das eptrotische Vieh eine außerordentliche, alle Racen übertreffende Größe und eine Milchergiebigkeit erlangte, deren Betrag Aristoteles (h. a. III. 21. Geop. XVII. 2) auf täglich $1\frac{1}{2}$ Amphoren*) (*ἀμφορεύς*) anschlägt. Der Melkende steht aufrecht oder bückt sich nur ein Wenig, weil er sitzend nicht an das Guter kommen könnte. Bis jetzt, also fast 400 Jahre, haben sich noch einige Abkömmlinge jener königlichen Heerde erhalten. Sie sind selten und theuer und kommen außerhalb des Landes nicht gut fort (Arist. VIII. 7). Der Grundsatz der späten Zulassung, den Pyrrhus festhielt, ist aufgegeben, man gestattet dieselbe schon im ersten oder zweiten Jahre (Pl. VIII. 70). Reiche Römer, wie Atticus, die Güter in der Provinz besitzen, lassen Eptroten zu uns kommen, theils zur Zucht, theils, nach erfolgter Rästung, zu Opferzwecken (Pl. VIII. 70) und vermitteln auf diese Weise unsere Bekanntschaft mit denselben.

2. Theffalien, wo Aristäus an dem Penens seinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm und die Viehzucht lehrte, hat, wie schon die weißen Heerden des Königs Admetus beweisen (Tibull. II. 3, 11), vortreffliches Rindvieh, grasreiche Fluß- und Bergweiden, und tüchtige Hirten.

3. Arkadien, seit jeher das gefeierte Land der Hirten, Heerden und der Hauptstiz des Panakultus, besonders in Tegae und den vlehreichen Gebirgen Lycäus und Mäanalus (Stat. Theb. IX. 719) mit schattigen Laub- und Nadelholzwäldern (Virg. Ecl. VIII. 86), ernährt Schafe, Ziegen und Rinder in Menge:

Zenge wird sein Pholob und Zenge Stymphalia's Quelle
Und auch Labou, zum Meer eilet der flüchtige Strom;

*) Also $1\frac{1}{2}$ Kubitfuß.

Dann der Pinienkranz der nonakrinischen Balbweib'
Und die eolienische Höb' und der parthastische Schnee.
Hornvieh's Schützer war Pan und Pan Obwarter der Stuten;
Daß er beschirmte die Schaf, brachte Geschenke ihm zu.

Ovid. Fast. II. 273.

Ramhaft ist das Opfervieh des weidereichen, dem Apollo geweihten Mänalus und Lycäus (Paus. VIII. 36, 38) und des nicht weit davon entfernten Gebirges Nomia (τὰ Νόμια ὄρη), auf dem Pan bei dem Flecken Nelspea die Hirtenflöte erfunden und Aristäus seine Heerden gehabt haben soll. Daher die Anweisung der Cyrene zum Sühnopfer für die erzürnten Nymphen und Orpheus:

Hier erlesene Stier' von statlichem Wuchse des Leibes,
Welche dir jetzt umweiden die grüne Höb' des Lycäus,
Wäh! und der Kühe so viel mit unbelaftem Raden.

Virg. G. IV. 538.

4. Böotien, dessen Name schon auf Rinder deutet, hat vortreffliche Weiden, namentlich auf dem Baldgebirge Arachynthos an der Grenze von Attika (Virg. Ecl. II. 2; Propert. III. 13, 42), um Orchomenos am Cepheissos, Theben und Thespia, deren Reichtum an Hornvieh, Pferden und Schafen die ältesten Mythen bezeugen (Paus. I. 38, 9; IX. 12, 1. Apollod. II. 4, 11; III. 5, 5) und Spätere erwähnen (Pind. Ol. XIV. 3).

Italien, das schönste Land des Erdkreises, besitzt Rindvieh, das nirgends vortrefflicher zu finden (Pl. XXXVII. 77), Göttern und Menschen beliebt ist (Hor. Od. III. 23, 12). Diese Zucht wurde hier seit den ältesten Zeiten und stärker als in Griechenland getrieben, wo im Ganzen wenig Hornvieh, zumest zur Anspanne gehalten, Milchbedarf aber durch Schafe und Ziegen befriedigt wird. Wie bedeutend bei uns die Haltung schon um die Zeit der punischen Kriege gewesen sein müsse, ergibt sich daraus, daß Hannibal binnen kurzer Zeit unteritalischen Bauern 2000 Ochsen zu seiner berühmten Kriegslist am formianischen Felsen abbeuten konnte (Liv. XXII. 16), daß dennoch große Heerden auf den Bergen weideten (Liv. XXII. 17), daß an den großen Spielen (ludi magni) i. J. d. St. 535 (217 v. Chr.) 300 Stiere dem Jupiter, und außerdem den andern Göttern noch weiße geopfert werden konnten (Liv. XXII. 10).

Das italische Vieh ist häufiger von dunkler, als von weißer Farbe (Varr. II. 5), hochgehört, festen Halswerkes (Pl. III. 6), fröhlichen Wuchses (Virg. G. II. 145), von großem und starken Körperbau; seine Anlage zur Fleisch- und Fettbildung macht es geeignet auch zu den größten Dankopfern (*victima maxima*), die Juno, Jupiter, Neptun oder Apollo für ein gewährtes Glück (Virg. G. II. 147; III. 29) gebracht werden, zu Sühnopfern (*hostia*) und öffentlichen Weihungen. Die Stiere werden zu diesem Zwecke frühzeitig ausgesucht und auf Mastweiden besonders ernährt. Durch die verschiedentlichen Einwirkungen des Bodens und Klimas, der Ernährungs- und Zuchtungsweise hat sich auch hier eine Verschiedenheit im Typus und Charakter gebildet, der nicht übersehen werden darf. Kennenswürdig sind folgende Landschaften:

1. Campanien erzeugt meistens kleines Vieh, das jedoch auf seinem vaterländischen, leichten Boden auch zur Bearbeitung desselben nicht untauglich ist (Col. VI. 1. Virg. G. III. 62, 140). Wie in Thracien, namentlich auf den freundigen Fettweiden für Opferstiere um den Melas (Ovid. Fast. IV. 474), am schwarzen Meerbusen (*ad μελαναχολπον* Varr. II. 5) und in Aegypten, ist weiße Farbe hier vorherrschend.

2. Bruttium, das alte Italia, war schon frühzeitig durch seine Viehzucht bekannt; sie blieb hier die vornehmste Beschäftigung auch in späterer Zeit, als die Eufaner die Gebirgsvölker Calabriens sich unterthan und die Bruttier zu ihren Knechten und Hirten gemacht hatten (Strab. VI. 2. 94). Menschen und Boden sind hier der Zucht so günstig, daß einzelne Römer, wie Lucilius Sipex, große, durch ihre Edelhaftigkeit hochberühmte Heerden bisweilen von röthlicher Farbe (Theocr. IV. 20) hielten (Varr. II. 1), die namentlich am Aesaros (j. Nerete), der durch Kroton fließt, und am schattigen Gang des dieser Stadt nahen Lathymnos das zarteste Gras finden (Theocr. IV. 17).

— — — Auch an Lathymnos Ufer und Phryso's weiden die Stiere
Auch zum Neäthos hin, wo Alles in üppigem Wuchs steht,
Wo Dürrewurz, Geisstrauch und Melisse so buchtig emporproßt.

Theocr. IV. 23.

3. Umbrien, die weidereiche, wohlgewässerte Landschaft, hat berühmtes Vieh (Col. III. 8) in zahlreichen Tristheerden, das eben so durch seine Gutmüthigkeit, wie durch seine körperliche Größe

und Schaftbildung wohlgefällt (Col. VI. 1), theils von rother, theils von weißer Farbe, theils gescheckter Zeichnung. Die Mehrzahl der Heerden scheint in das Weiße zu fallen. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Reigung dazu in der Natur des Schlages liegt, oder, wie angesehene Gelehrte annehmen (Pl. II. 106), ob das in dem dichten Schatten eines uralten Cypressenhaines entspringende, natürlich kalte (Sil. Ital. IV. 547) und sich durch ebene Gefilde verbreitende Wasser des Alitumnus, wie das mehrerer anderer Quellen und Flüsse (Senec. Quaest. III. 25) eine die Farbe verändernde Kraft besitze, mögen die Thiere in demselben baden oder trinken (Propert. II. 15, 25). — Besonders gesucht zu großen Dankopfern sind die schneeweißen Stiere von *Revania* (Lucan. Phars. I. 473. Stat. Sylv. I. 4, 129), wo der Alitumnus, umgeben von fröhlichen Weiden (Juven. XII. 14), in die *Tinia* fällt,

Heerden von hier, schneeweiß und der Stier, o Alitumnus, der Opfer
Größstes, oft in deinem geheiligten Strome gehadet,
Führten Rom's Triumphe hinauf zu der Himmlischen Tempeln.

Virg. G. II. 146.

Solltest du, Deutscher, einst dieses Land betreten, versäume nicht,

— — Des Alitumnus Siegern heilige Wellen,
Die Triumphe in Rom gestellt das schneeige Hornvieh,
Sorgsam zu schaun und geh' nicht vorüber den Wundern des Quellborns!
Claudian. Cons. Hon. VI. 506.

4. Apulien hat in der Umgegend des Berges oder Vorgebirges *Matinus* (i. *Matinata*) gute Weiden (Lucan. IX. 185), die wegen der milden Luft auch im Winter betrieben werden können.

5. Das Rindvieh des triftreichen *Lucantens* (Hor. ep. I. 28) ist durch seine Größe und Stärke ausgezeichnet. Die Römer hatten bis zu den Elephanten, die *Pyrrhus* mitbrachte, nie größere Thiere gesehen und sollen sie daher, wie *Virginus* und *Isidorus* (XII. 2) angiebt „*Lucasochsen*“ (*bos Lucas*, *Lucret. VI. 1301. Pl. VIII. 6. Sil. IX. 573*) anfänglich genannt haben.

6. Das *sabinische* Gebiet, seiner Natur nach mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet, scheint früher als *Latium*, *Etrurien* und die römische Westküste ausgedehnte Viehzucht gehabt zu haben. Es geht wenigstens die Sage, daß die *Sabiner* der äl-

testen Zeit ihr großes, schönes Vieh unter dem Schutze des Mars, des alten, erhaltenden Gottes, dachten; unter Anführung eines nach Aussage der Priester vom Mars gegebenen Stieres soll in der Urzeit der Jahrgang ihrer diesem Gotte geweihten Kinder als Colonte in das Land der Opiker gezogen sein und den Stier dort dem Gott geopfert haben (Strab. V. 4). Die Hörner einer durch Größe und Schönheit ausgezeichneten, unter Servius (555 v. Chr.) gefallenem sabinschen Kuh, die im Vorhofe des Tempels der Diana, der Schutzhüterin der Heerden, angeheftet war, wurden, mehrere Menschenalter hindurch, wie ein Wunder angesehen und priesterliche Weissagungen, die sich daran knüpften, zu Gunsten der Herrschaft Roms gewendet (Liv. I. 45). Als sich die Römer nach Beendigung des zweiten und dritten samnitischen Krieges durch Colonten im Gebirge festsetzten und große Strecken zur Staatsdomaine geschlagen wurden, scheint der Viehbestand auf Kosten des Ackerbaues ausgedehnt worden zu sein, wozu das Land auch weniger geeignet ist.

7. Latium hat einen gedrunenen, zur Arbeit kräftigen Schlag (Col. VI. 1.). Auf den grasreichen Wiesen um Alba Longa, in der Nähe des Albaner Berges und Sees, werden die zu den öffentlichen Opfern in Rom bestimmten Stiere fett geweidet (Hor. Od. III. 23. 11.).

8. Etrurien liefert gedrunenes Arbeitsvieh (Col. VI. 1.); die schönen durch die Beschaffenheit des Wassers weißgefärbten Stiere (Pl. II. 106.) des obstreichen Galerii waren in Rom (Ovid. Amor. III. 13. 3. Fast. I. 83.), besonders am Feste der als Juno Curitis oder Quiritis (Kanzel-Juno) aus Etrurien nach Rom verpflanzten, zur verehrtesten Gottheit erhobenen Juno und bei der lateinischen Festfeier (feriae latinae) auf dem Albanerberge, begehrt, bis ein späterer Senatsbeschluss erlaubte, statt der weißen, röthliche (rutuli) Stiere dem latianischen Jupiter (Jupiter Latianus) als Schutzherrn des Latinerbundes darzubringen (Arnob. II. 68.).

9. Das gallische oder oberitalische Vieh ist ein ganz tüchtiger, großer, starker, wohlgebauter, im ganzen Lande der zur Arbeit tauglichste Schlag, mit einziger Ausnahme des ligurischen, welches in Folge des armen, steilen und steinigten Bodens (Cic. de leg. agr. 95.) klein bleibt (Col. III. 8.) und deswegen von Varro (II. 5.) Bettelzeug (augatorii) genannt wird. Die itali-

schen Gallier, begünstigt durch reiche Weide, an Bergen wie auf Ebenen, betreiben diesen Theil der Viehzucht sehr stark und eignen sich, weil sie Weide und Pflege verstehen, gleich den Puntiern, Pyhiern oder Rumiden (Sil. II. 444.), vorzüglich als Hirten für alle Lastthiere (Varr. II. 10.). Sie treiben, wie die Ligurer über Genua und die Ilyrischen Völker, über Aquileja (Strab. V. 1.) einen ansehnlichen Handel mit Sklaven, Häuten, Rindern und Kastrieh nach Italien, wo sie dafür Del und Wein, der bei ihnen pechig und herbe schmeckt, umtauschen (Strab. IV. 6.). Besonders geachtet ist das Rind- und Schafvieh der auch in der Umgegend von Altinum am Silis (j. Rosone) im transpadanischen Gallien (Mart. XIX. 93). Die Kühe, von den Einwohnern (mit dem deutsch klingenden Namen) *cevas* (Kähwe, Kähbe) genannt, sind zwar kleinen Körpers, aber sehr milchreich, was theils Folge der guten Sommerweide in dem Berglande und auf den kahlen Anhöhen so hoch aufschließenden Genslers ist, daß sie im Schatten desselben ruhen können*) (Calpurn. I. 5.), theils des Bedachtes auf kräftige Kälber, die man besonders ausucht, an zwei Müttern säugen läßt, und mit geschroteten Bohnen und Weintranke, den dieser Schlag ganz gut verträgt (Col. VI. 24. 6.) füttert.

10. Das Alpenvieh erträgt schwere Arbeit, obwohl das Joch nicht auf den Rücken, sondern an die Hörner gelegt wird, und giebt reichliche und trefflich gewürzte Milch. Milchergiebigkeit zeichnet das kleinste Alpenvieh aus (Pl. VIII. 70.), eine Erscheinung, die auch am Phasis vorkommt (Arist. h. a. III. 21.). Der würzige, besonders im Frühjahr hervortretende Geschmack stammt von den kräftigen Weidepflanzen, deren Genuß das Vieh gleichsam anschwängert, und von der Ausdünstung der Wälder. Die Arkadier benutzen die Frühjahrmilch, ihres Kräutergehaltes wegen, als Arzneimittel (Theophr. h. pl. IX. 15.); um sie zu trinken und die Gebirgsluft zu genießen, gehen Viele aus Rom, die an der Schwindsucht leiden, in der milden Jahreszeit durch die Gebirgssennen (per aestiva montium. Pl. XXIV. 19.

*) Der Gensler (*genista* gen. L.) gehört zu den Hülsenpflanzen; der Färbeginsler, zum Selbstfärben und zur Bereitung des Schüttgelbes, kommt, wie der Blumenginsler (*g. florida*), in Spanien und Italien häufig vor. — Stahr erblickte bei Montefiascone, so weit das Auge reichte, nichts als in gelber Blüthe prangende Genslergebüsche, deren wogendes Goldmeer Berghänge und Ebenen bedeckte.

Milchfut!). Ueber Winter, wo der Weidegang durch den hohen Schnee unterbrochen wird und nöthigt, die schützenden Ställe zu beziehen, muß das Vieh in den Hochalpen viele Noth leiden (Liv. XXI. 31.); in den tieferen, mittägigen Gebirgen giebt es Thäler, sonnige Hügel, Wälder und menschlichen Anbaues würdige Plätze, wo sich auch in der rauheren Jahreszeit Weiden finden, welche die Hirten betreiben. Hannibal verstand dieselben für das abgemagerte Vieh, das er mit sich brachte, zu benutzen (Liv. XXI. 37.).

Bei allen Verschiedenheiten des Rindviehes giebt es gewisse feste Grundsätze, welche der Landwirth bei dem Ankauf und in der Zucht festhalten muß. Nago gebührt der Ruhm, dieselben fest und bestimmt angegeben zu haben. Wir stellen sie mit einigen Zusätzen in Nachfolgendem zusammen, nehmen aber den Stier (*bos, bos arator*) zuerst auf. Ein guter Arbeitsstier sei jung, vollschäftig (*quadratus*), stark, wohlausgebildeten Gliederwerkes, gepackten, großen Körperbaues und für sich mit allen den Eigenschaften ausgestattet, welche Odysseus für das Paar wünscht:

— Errieb ich ein Joch der trefflichsten Rinder am Pfluge,
Nüchtern, und groß von Buchs, mit fettem Grafe gesättigt,
Gleich an Alter und Kraft, mit uermüßlicher Stärke
Eine Hufe zu ackern und wiche die Erde der Pflugschaar,
Sehen solltest du dann, wie Furchen ich zöge nach Nichtschmerz.

Hom. Odys. XVIII. 370.

Die Stirne sei breit (*εὐρομετωπος*), wie die der Pferde des Sonnengottes auf Trinakria (Hom. Od. XII. 231.), hoch und kraus (Col. VI. 1. Varr. II. 5.), wie der ideale Stier der Europa (Ovid. M. III. 25.) und mancher Andere (Hom. II. Merc. 355.). Das Auge verlange ich groß und wie die Schnauze schwärzlich (Mosch. II. 86.), das Nasenloch aufwärts laufend, groß und weit offen, die Nase stumpf (*subsimus*), das Ohr kurz und stark behaart (*pilosus*), die Backen gedrückt, den Hals lang, fleischig, muskelhaft, die Wampe (*palearia*) voll und fast bis auf die Kniee herabhängend (Pall. VI. 1.), wie der Stier, von dem es heißt:

Muskeln entquellen dem Hals, am Bug hin hängen die Wampen.

Ovid. M. II. 854.

Muskeln und fleischige Thelle sollen an jeder Stelle des Körpers hervortreten, die Ohren aber nicht schlaff abhängen; Schlappohren deuten auf Kraftlosigkeit.

Groß sei Brust und Bug, der Wanst weit, wenigst nicht eingezogen, die Hüfte vorstehend, die Lende schön und breit, der Rücken gerade, eben und nicht abschüssig, der Hinterbacken gerundet. Die Behauptung der Naturkundigen, daß der Stier in dem Schienbeine kein Mark habe, und daß es deswegen, wenn es zerbrochen, nie wieder zusammenwachse (Pl. XI. 86.), rechtfertigt allein die Forderung, daß es stark, gedrunken, nervigt, lieber etwas kurz als lang, das Knie ohne Tadel, gerade, aber ein wenig vorstehend gebildet sei (Varr. II. 5.), ohne daß beide streifen. Der Huf sei groß, gleich breit, glatt, ohne gesperret zu stehen, der Fuß breit, doch nicht zu breit und werde im Gehen nicht auswärts geworfen.

Die Schwanzgrube des Rindviehes erreicht eine Länge, wie bei keinem andern Thiere und ist unten borstig, wie bei dem Löwen (Pl. XI. 111.). Sie sei vollständig ausgebildet, der Schwanz falle bis auf die Ferse herab und sei mit kurzen, an der Spitze mit dichten, starken Haaren besetzt (*pilosus et setosus*), die sich wellenförmig kräuseln.

Die Haut muß sich weich und mild anfühlen, dünn und fein sein, denn von der Düntheit des Felles hängt die Feinheit des Geistes und die Gelehrigkeit eines Thieres ab. Alle Thiere mit starker Haut sind dumm, weil die eindringende freie Luft durch dieselbe abgehalten und verunreinigt wird (Pl. XI. 92). Das Fell darf nicht straff aufliegen; läßt es sich nicht mit den Händen aufwärts zusammenziehen, so ist das Stück entweder abgemagert oder krank in Folge kalten Regens und zurückgeschlagenen Schweißes bei der Arbeit. Dieser Zustand, den die Bauern Fellsucht (*coriagio*) nennen, entsteht nur durch die beiden angegebenen Veranlassungen, ist aber stets gefährlich (Col. VI. 13).

Die Natur gab Thieren mit zwei Hufen in entsprechender Weise auch zwei unten hohle, oben dicke und spitzig zulaufende Hörner (Arist. h. a. II. 1. 9. 11; III. 9), bei einigen Gattungen den Männchen allein, bei andern, wie namentlich bei dem Rindvieh, beiden Geschlechtern. Nur in den grimmig kalten Ländern wachsen sie entweder gar nicht oder nur schwach (Herod. IV. 29.); darum fehlen sie auch dem mythischen (Aelian. II. 53.), sarmatischen (Strab. VII. 3.), germanischen und ausnahmsweise nur dem arabischen Rindvieh (Diod. S. III. 47.); wo es recht warm ist,

wachsen sie auch den Lämmern sehr schnell, wofür das Wort Homer's zeugt (Herod. IV. 29):

Sibyen auch, wo den Lämmern im Ru aussprossen die Hörner.

Dagegen kommt am Borsythenes das Rindvieh zum Theil ohne Hörneranlage auf die Welt, zum Theil werden ihm die Hörner abgesägt, weil dieser Körpertheil leicht von der Kälte leidet (Str. VII. 3.). Unsere Stiere haben sie theils zum Angriff (Pl. XI. 45.), theils zur Vertheidigung (Cic. nat. II. 50). Sie sind der Sitz der Kraft und gelten daher bei den Morgenländern als Symbole der Macht und Stärke (1. Reg. 22. 11. Ezech. 34. 11. Mich. 4. 13.). Kaiser und Bildhauer stellen den Osiris mit Stierhörnern dar, um seinen tapferen Muth in Bezwingung des Stieres zum Zwecke des Ackerbaues oder der Erde, die er zuerst umbrach, anzudeuten (Diod. S. III. 64.). Schwärzliche und fast durchsichtige Hörner,

— Klein, wie Juwelen,

Ovid. M. II. 856.

lassen auf Kraft und kühnes Gemüth einen Schluß machen; solche Thiere gehen am Besten im Handel. Vorwärts gerichtete Hörner deuten auf Kampflust, aufwärts gerichtete geben Ansehen, worauf man bei dem Zucht- und Arbeitsvieh auch zu sehen hat. Das Gehörn sei stark (Col. VI. 1.), wie das jenes herkulischen (Diod. S. IV. 22.), schlang nach oben gerichtet (c. procera), wie das des homerischen, geradegehörnten (ὀρθοκρινος) Stieres (Hom. II. VIII. 231. XVIII. 573.), oder etwas auswärts gebogen (c. vara), wie das der Jo,

Die, auf erheucheltem Stier getragen über die Meerfluth,
In jungfräulicher Hand hielt das gekrümmte Gehörn.

Ovid. Amor. I. 3. 23.

Ist es klein oder mondförmig nach Innen (boves camuri), wie bei dem viel erwähnten Gottstier (Ovid. M. II. 855.), dem

Gleich an einander sich hob das Hörnerpaar an dem Scheitel,
Wie des gehörnten Mond's halb durchgetheilte Scheibe,

Mosch. II. 87.

erdwärts oder sonst ungeschickt oder unzüglisch gerichtet (boves laovi), wird das Ansehen und die Wehrkraft beeinträchtigt. Die Stiere der Lotusseffer in Afrika haben ganz vorwärts gebogene Hörner, gehen darum auf der Weide hinter sich, denn vorwärts sind sie's nicht im Stande, weil die Hörner beim Weiden sich

vorn in den Boden stoßen. Sonst unterscheiden sich diese hinterwärts weidenden Stiere von den unsrigen nur noch, durch die Dicke und Zähigkeit ihrer Haut (Herod. IV. 183.). Kurz- und schiefgehörnte Stiere stehen denen mit weiten Hörnern (b. patuli s. patales), die in Bindung auflaufen (b. licini), wie die des Augeias (Theocr. XXV. 127.), ansehnlich nach. So stattlichen Gehörns mögen die 2000 theils gebändigten, theils ungebändigten Stiere gewesen sein, welche Hannibal den Römern in Unteritalien, mit aufgesteckten, dürrn Schneidessellen (sarmonta) entgegenschickte, welche er anzünden ließ und sie dadurch wüthig machte, weil er wohl wußte, daß sich die Stiere vor Feuer scheuen und durchgehen (Herod. IV. 69.). Hochgehörntes Vieh eignet sich zumest für die Opfer; die Hörner der dazu ausersehenen Thiere werden zum größeren Wohlgefallen der Gotttheit mit Goldblech überzogen und sehen stattlicher aus. So in dem Gelübde an die Athene:

Dir will ich opfern ein jähriges Kind, breitsirinig und schluss,
Unbezungen vom Stier und nie zum Joche gebändig;

Dieses will ich Dir opfern, mit Gold die Hörner umzogen.

Hom. Odyss. III. 382.

So in dem Gelübde des Askanius:

Jupiter, Du Allwalter, sei hold dem kühnen Beginnen!

Selbst Dir bring' ich zu Deinem Tempel die festliche Spendung

Und stell' hin vor Deine Altäre den Stier mit der Goldstirn,

Weiß wie Schnee, auch trägt er ein Haupt, ganz so wie die Mutter.

Virg. Aen. IX. 626.

Sollten die Hörner junger Stiere in unerwünschter, entstellender Richtung wachsen wollen, erweiche man sie mit Feuer (Paus. V. 12.), oder siedendem Wachse, drehe sie und gebe ihnen die rechte Form und Lage. Sie lassen sich dann sogar einschneiden, platt drücken und bei der großen Nachgiebigkeit der Natur so drehen, daß ihrer vier auf Einem Kopfe wachsen. (Aristot. h. a. VIII. 7. 9. Pl. XI. 45.).

In Arabien giebt es einen Landstrich, wo alle Heerden weiß sind (Diod. S. III. 47.). Der Kratis bei den Thuriern macht alles Rindvieh weiß, der Sybaris schwarz (Pl. XXXI. 11.). Zur Zucht wie zur Arbeit galten die dunkelgefärbten Stiere von jeher, auch bei den Griechen, als die besten; sie sind stärker, gesunder und halten Anstrengungen, wie ungünstige Bitterung,

namentlich Kelf und Schnee, den diese Thiergattung sonst nicht wohl vertragen kann (Aristot. h. a. VIII. 7.), leichter aus. Darnum sind die lukanischen rothen Ochsen so gesucht und man steht bei Homer,

— Zwei weinfarbige Stiere, gleich in der Stärke,
Neben einander im Zuge des Pflugs; dicht unter den Hörnern
Dringet in Strahlen der Schweiß hervor, es scheidet allein sie
Von einander das glatte Joch; sie gehn in der Furche
Und durchschneiden den Schooß der Erde.

Hom. II. XIII. 703.

Varro, der kundige Landwirth, giebt auch schwarzen oder dunkeln Arbeitstieren den Vorzug, und Heerden sehen schön aus, wo

— Hundert Stiere von schwärzlicher Farbe, die Kerne, des Hornvieh's,
Schleifen in langamer Buht; der Mäher Farbe und Anzahl
Ist dieselb' und den Kälbern mit nicht gemombetem Stirnwerk.

Stat. Theb. VI. 265.

Die dunkle, schwarze Farbe ist ein Attribut der feindseligen, verderblichen, unterirdischen Gottheiten und der Unterwelt im griechischen wie im römischen Alterthum; denselben gemäß sind auch die Opferthiere zu wählen, welche ihnen gebracht werden. Die Eumeniden erscheinen als Töchter der Nacht, als Hunde des stygischen Zeus, als Einwohnerinnen des schwarzen Hades selbst ganz schwarz (Böttiger II. Schr. I. 204) und ihr Opfer besteht in schwarzen Schafen (Soph. Oed. Col. 42.). Die Ker und der Tod wird von Homer schwarz genannt (II. III. 454. V. 652. XXI. 66. XVI. 687); bei Eurypides, der ihn in der Alkestis personificirt auftreten läßt, erscheint er als finsterner Opferpriester der Unterwelt in schwarzem Gewande (*τελαμπεπλος*), der mit dem Opferschwerte dem Sterbenden eine Locke abschneidet, wie überhaupt die schwarze Farbe Schmerz und Trübsal bedeutet. Das schwarze Rindvieh gewinnt dadurch in dem Opfercultus eine nicht zu übersehende Bedeutung. In Rom wird die schwarze (*furva*) Proserpina seit den ältesten Zeiten verehrt. Unter Baierius Poplicola wurde dem Dis und der Proserpina, den Gottheiten der Unterwelt, ein Stier und eine junge Kuh von schwarzer Farbe, wegen einer in der Stadt ausgebrochenen Pest, an einem Altare geopfert, der sich später zwanzig Fuß tief unter der Erde wiederfand (Zosim. h. II. 3.). Schwarze Kühe werden auch in Griechenland der Persephone dargebracht (Plutarch. Lucull. 10).

Schwarze Stiere und Pferde, mit meergrünen Bändern geschmückt, opfert man dem Fluthengott, dem Stierernährer Poseidon (ταύροσς Ποσειδῶν), dessen wilder Natur sie am besten zu entsprechen scheinen (Val. Fl. I. 189.), auf Vorgebirgen, Schiffen (Liv. XXIX. 27.), Landzungen, Landengen (Hom. Od. XIII. 181.) und Küsten, besonders beim Beginn einer Seereise, indem die Eingeweide zur Sühnung ins Meer geworfen werden. In Pylos,

— — An dem Gestade des Meeres brachten die Männer
Schwarze Stiere zum Opfer dem dunkelgelackten Poseidon.
Hom. Od. III. 6.

In Rom, nahe dem Circus Flaminius, steht Neptuns Tempel, seiner ersten Anlage nach vielleicht aus der Zeit, wo er Gott der Viehzucht überhaupt war, als welchem bei Homer, ihm

— — Dem Meeresgebiete Poseidon
Widder und Stier und ein muthiger Eber zum Opfer gebracht wird.
Hom. Od. XXIII. 277.

Als fröhliches Dankopfer erhält er, wie alle Meergottheiten, bis-
weilen hellfarbige Stiere, deren Farbe er einst angenommen
(Propert. II. 23. 110.), oder denen er dieselbe verliehen haben soll
(Virg. Ecl. VI. 46. Philostr. imag. I. 16.).

Götter und Herrscher des Meer's, durch deren Gewässer ich laufe,
Euch, erfreut, will ich hier am Ufer den schneeigen Farren
Vor den Altären hinstellen, schuldig der Leistung, und werfen
In die salzige Fluth das Geweid' und spenden den Rebsaft.
Virg. Aen. V. 236.

Der schwarzen läßt Varro (II. 5.) die dunkelrothe Farbe
(color niveus, οὐ νῶν), wie sie das horazische, auf reichlicher
Weide gekräftigte Opferkalb (Hor. Od. IV. 2. 60.), oder die mo-
saische Opferkuh (4. Mos. 19. 2.) trug, dann die röthliche, die
auch den Stier der Europa bei Moschus (II. 84.), in nachhome-
rischer Zeit die Heerden des Sonnengottes in Erythraia (Apollod.
II. 5. 10.), und die zweihundert Heerbocksen des Augelas zierte
(Theocr. XXV. 127.), dann die gelbliche (c. helvus), zuletzt die
weiße, folgen. Ein anderer Kenner (Col. VI. 1.) gestattet für
landwirthschaftliche Zwecke nur röthliches oder dunkelrothes Vieh
(c. rubeus v. fuscus), dem Dichter aber mißfällt die Kuh nicht:

— — Die mit sprenkelnder Weiße hervorscheint.
Virg. G. III. 56.

Mager steht, Bilder aus der röm. Landwirthsch. II.

Angelas hat auch 300 weißbelnige Stiere (Theocr. XXV. 126.). Wohlgefällig ist stets, wenn ein dunkelfarbiges Thier eine weiße Zeichnung am Kopfe trägt. So hatte die Kuh, welche Kodrus den Weg von Phocis nach Böotien zeigte (Paus. IX. 12.), zu zwei Seiten und das horazische Kalb eine weiße Blässe in der Gestalt des wechselnden Mondes:

Auf der Stirn nachahmend das krumme Feuer
Luna's, die nun wiederkehret zum dritten Aufgang,
So das Mal abzeichnet, wie Schnee von Ansehn
Uebrigens röthlich.

Hor. Od. IV. 2. 57.

Die Griechen verschönern den Europastier durch dieses Abzeichen. Ihm

— — Schimmerte an der Stirn ein silberner Kreis vor.

Mosch. II. 85.

Unsern Dichtern gehört das Fleck auf der Stirn zu dieses Stieres vollendeter und bezaubernder Schönheit, nur daß er weiß und schwarz unter den Hörnern gezeichnet ist.

In den schattigen Thälern des laubbewaldeten Ida,
War ein schneeger Stier, Stolz und Zierde der Heerd',
In der Mitt' des Gehörns gezeichnet mit winzigem Schwarzfleck;
Dies das einzige Mal, Alles sonst weiß wie die Milch.
Gnosiadische Küß' und Cydonische Küße begehrt
Seiner allein und die Wucht seines Körpers auf sich.
Pasiphae, voll Freud' des Bruchs der Ehe des Stieres;
Reibisch verfolgte ihr Haß Kinder von schöner Gestalt.
Frisches Gespriß und die zartesten Gräser der Wiesen, so heißt es,
Hab' sie geschnitten dem Stier selbst mit unkundiger Hand.
Heerdengesellin geht sie; nicht säumt die Wandlerin Sorge
Um das Gemahl und vom Stier wurde auch Minos besiegt.

Ovid. a. amat. II. 288.

Weißer Farbe ist das Symbol des Lichtes und des Lebens, des Heils und der Freude. Plato verlangt daher in seiner Gesetzgebung bei allen Feierlichkeiten weiße Gewande. Zu Dankopfern werden weiße Stiere von den Reichen verwendet und nur dem Armen sind anders gefärbte gestattet. Sie erhalten dadurch, daß alle Lichtgötter, insbesondere der Sonnengott (Helios) und Zeus, Thiere lieben,

— — — In Farbe den Schwänen vergleichbar,

Theocr. XXV. 130.

eine auch auf die Landwirtschaft rückwirkende Cultusbedeutung, die in Griechenland kaum stärker gewesen sein kann.

Bei Gortyn oder Gortyna, einer angesehenen Stadt auf der durch seine gemästeten Rinder schon bei Homer (Odyss. XIX. 197.) namhaften Insel Kreta, etwa sechs Meilen von Knossos, ihrer Nebenbuhlerin, im Blachfelde, wohin Jupiter die Europa in Gestalt eines nach vereinzelter Sage weißen Stieres (Ovid. M. II. 853.) entführt hatte, weidete, wie Servius aus verlorenen Dichtern erzählt, eine dem Sonnengott geheiligte Rinderheerde von 350 Stück, die nicht in die Gebirge getrieben wurde, wahrscheinlich unter Aufsicht der Königstochter Pasiphae (Apollod. II. 5. 10.):

— — — — — Keines der Rinder

Hatte den Leib mit Flecken gesprengt, nein, blendender Milch gleich
Waren sie all' und prangten mit goldenen Hörnern geschmückt.

Apoll. Rh. IV. 976.

Solcher freut sich der Gott und in Griechenland wurden sie ihm geopfert (Apollod. II. 5. 10.).

Die Heiligthümer der Juno werden sammt der Priesterin derselben in einem mit weißen Kühen bespannten Wagen in feierlichem Aufzuge zu ihrem Tempel geführt (Virg. G. III. 532); Münzen und Bilder stellen sie auf einem kuhbespannten Wagen dar, und in Argos wird mit Beziehung auf den Mond sie selbst als Kuh dargestellt. Wie der Proserpina unfruchtbare (Virg. Aen. VI. 524.) werden ihr und dem Jupiter weiße Rinder geopfert. Das Orakel der Sybille schon gebot zum Heile Roms:

Weißgezeichnete Farren führ' hin zu Jupiters Altar,
Doch bei Tag, nicht aber bei Nacht, denn himmlische Götter
Freun sich der Opfer bei Tag; nach gleichem Gesetze auch sollst du
Opfern die Färs; lichte hell die Kuh der Gebieterin Juno.

Zosim. II. 6.

Solche opfern die Consuln nach ihrer Erwählung (consules designati), wenn sie am ersten Tage der Uebernahme der Würde in den Tempel des Jupiter ihren feierlichen Einzug (processus consularis) halten. Der arme verbannte Dichter wäre bei diesem dem Staatswohle so eng bezüglichen Freudentage, an welchen das ganze Volk Theil zu nehmen pflegt, gern zugegen gewesen, um auch, der Sitte gemäß, seinem Sext. Pompejus Glückwünsche darzubringen. Das augusteische Nachwort versagte dem Fernen

die Theilnahme und ihm ist nur vergönnt, im Geiste nach der theuern Roma sich zu versehen, und sich zu vergegenwärtigen, wie

Schneeige Fatten hinhalt'n den Hals dem sicher'n Schlichtbeil,
Die, geschied'nen Gefäß's nährte faliscisches Kraut.

Ovid. Pont. IV. 4. 31.

Weisse Stiere, die Häupter bekränzt, die Hörner vergoldet, gehen im Zuge dem Wagen triumphirender Feldherren voran, um auf dem Capitol als Opfer des siegverleihenden Jupiter zu dienen; in der späteren Zeit wurden dergleichen für das Heil der Cäsaren als gelobte Spenden (*sacra votiva*) dargebracht (Ovid. Pont. IV. 9. 50.). Die Cäsaren trieben den Pomp noch weiter; als Gallenus die decennischen Spiele feierte, gingen ihm zu beiden Seiten prangend je hundert weisse Oxfen in goldbesetzten Hörnern mit buntfarbigen seidenen Decken über dem Rücken (*dorsualia*), in gleichen 200 weisse Lämmer zur Burg voran (Trebell. Poll. in Gal. 8.)

Der starke Cultusbedarf läßt vermuthen, daß weisse Stiere in Italien in hohem Werthe, auf die Viehzucht von bedeutendem Einfluß gewesen sind, und daß die Landwirthschaft der Zucht der weissen Kühe beflüssigt haben, wie eine solche der Dichter im Traum erblickte.

Siehe, verlangend nach Kräutern, gemischt in den Teppich der Blumen,
Stand vor meinem Gesicht da die schneeige Kuh,
Weißer als selbst der Schnee, der frisch vom Himmel gefallen,
Den in wäßerndes Raß keine Zeit noch gekehrt,
Weißer als Milch, die noch hellbläst in flüsterndem Schaume,
Die vom entleerten Schaf eben der Hirte gestrippt.

Ovid. amor. III. 5. 9.

Der Bulle (*bos, taurus*) unterscheidet sich nicht sehr wesentlich von dem Stier (*bos s. taurus castratus*); viele der gestellten, die Gatte desselben bezeichnenden Merkmale lassen sich auch auf ihn anwenden. Sein Auge ist scheeltropig (*torvus* Propert. II. 23. 113.), seine Stirn gräßlich (Pl. VIII. 70.), seine Ohren borstig, seine Hörner, die stets zum Kampfe herauszufordern scheinen, dünner und kürzer, der Rachen wämmiger (*torosior*) und von solcher Umfanglichkeit, daß er als der verhältnißmäßig größte Theil des Körpers erscheint; das ganze Ansehen zeigt von größerer Lebendigkeit, der Bauch hat eine minder große Wölbung als der Stierbauch, was ihm bei der Begattung wohl zu Statte kommt.

Bei dem Rindvieh hängt von der Güte des Bullen das Meiste ab, denn die Kälber sind ihm in der Regel ähnlicher, als der Mutter. Er sei darum guter Abkunft, recht großer Gliedmaßenbildung (Col. VI. 20.); seine Hoden müssen bis auf die Schenkel herabfallen (Pl. XI. 10.). Aristoteles sagt, das männliche Rind werde nicht vor dem dritten und nicht nach dem zwölften Jahre zuchttüchtig befunden; am tauglichsten sind Bullen in mittlerem Alter. Sanftmüthigkeit (*placidiores*) ist für die Haltung und Behandlung derselben viel werth. Der Ochse ist ein wüthiges Thier. Sobald die Hörner sich zeigen, fängt er auch an trotzig, boshaft und böse zu werden (Virg. Ecl. III. 87.) und sich in einer Weise in Wuth zu setzen, die sonst bei keinem Thiere vorkommt (Pl. VIII. 70.). Er giebt seine Wuth zu erkennen, daß er die Hörner in die Luft wirft, bald mit dem einen, bald mit dem andern Vorderfuße (Virg. G. III. 234.) scharrt, Sand an den Bauch (Senec. de ir. I. 1.) oder, wie der Stier der Europa in einem Fragmente Claudians, in die Luft wirft, wodurch er seine Kraft in die Hörner ergiehet (Ovid. M. VIII. 882. Eurip. Bacch. 742.). Gewöhnlich geschieht bei dem Beginn eines Stierkampfes (Plutarch. de solert. anim. 84.).

— Daß er vorpielet zur Schlacht mit gesprengtem Sambe.

Virg. G. III. 234.

Es giebt schon von früher Jugend an (Virg. Aen. IX. 629.) sehr bössartige, trozige und unbändige (*truces et inmansueti*) Thiere, die Wärter und Fremde in Lebensgefahr bringen. Zur Warnung für jeden Begegnenden wird ihnen gewöhnlich Heu um die Hörner gebunden (Plutarch. Crass. 7. Quæst. rom. 71.); besser ist es wohl, sie zu schlachten und solche zur Zucht zu wählen, die sanftmüthig, geduldig und leicht zu behandeln sind, wie gute Pferde, die dem Zügel folgen (Senec. de ir. II. 16.). Solche sind auch gelehrig und lassen sich anlernen. Ich habe Ochsen gesehen — sie wurden öffentlich gezeigt —, die auf Befehl mit einander stritten, Häder schlugen, auf die Hörner fielen, wieder aufstanden, sich auf die Erde legten, sich todt stellten und wegtragen ließen (Pl. VIII. 70.). Häufiger findet man sie in den Ebenen, als in den gebirgigen Gegenden gutmüthig; hier haben sie ein wilderes und kräftigeres Aussehen (Aristot. VIII. 29.), doch sind alle in der Zeit der Begattung sehr bössartig (Arist. VI. 18.). Sie theilen dieß mit allen Geschöpfen, denn

Alles Geschlecht auf Erden, der Menschen sowohl wie des Wildes,
Auch die Geschlechter des Meeres und Vich und farbige Vögel
Stürzen in Wuth und Flamme, es spornt All' einerlei Regung.

Virg. G. III. 242.

Gegenseitige Eifersucht veranlaßt gegenseitige Kämpfe, die auf den Weideplätzen auf Leben und Tod geführt werden. Die griechischen Schriftsteller sind so reich an Gemälden (Oppian. Cyneg. II. 43.),

— — — — — Die Stiere

Sich in brünstiger Wuth um die weibliche Hürse bekämpfen,

Apoll. Rh. II. 82.

daß wir dieselben hier nicht anführen können; nur zwei aus römischen Dichtern entlehnte Gemälde derartiger Kämpfe mögen eine Stelle finden. Zuerst das vortreffliche des göttlichen Dichters mit bestimmtem Bezug auf Unteritalien, dessen heißes Klima auch auf das Gemüth der Stiere einwirkt, sie hitziger und kampflustiger macht.

Wie im unendlichen Silagehölz und dem hohen Laburnus,
Wenn zween muthige Stiere zu feindlichem Kampf sich belegend,
Stirn anrennen auf Stirn, die erschrockenen Wärter zurückschren;
Alles Vich steht schweigend in Furcht, stumm harren die Kinder,
Wer obherrsche dem Forst, wem ganz nachfolge die Heerde;
Jene vermischen die Wunden mit Kraft und Gewalt um einander,
Beide gekemmt einbohrend das Horn und im strömenden Blute
Baden sie Hals sich und Bug, vom Gebrumm rings hallet die Walbung.

Virg. Aen. XII. 713.

Die zweite Schilderung stellt ohne Rücksicht auf eine bestimmte Gegend dem nach erlittener Niederlage ungebrochenen Kampfmuth eines Weidestieres lebendig, aber schwerfällig dar:

— — — Zu den bekannten Weidegefechten

Reht der Kampfstier, dem im eigenen und fremden Geblüte
Schwimmt der Hals und das Bug mit aufgerissem Gewamme;
Denn noch schwellt die ermattete Kraft, hochstolz gemuthet
Achtet nicht er die Brust; da liegt auf geleerem Kampffeld
Schmählich seufzend der Feind und verbent Kopfschmerzen zu fühlen.

Stat. Theb. III. 330.

Die Hirten verlieren bei diesen Kämpfen den Muth, sie fliehen und selbst die Hürse oder Kuh, um welche der Kampf begonnen, steht erschrocken zuschauend und scheint durch ihre Nähe Beide zu größerer Wuth zu entflammen:

Um das schneeige Weib schon sah' ich Horren im Kampfe;
 Höher schwellte den Muth ihnen zuschauend die Ruh.

Ovid. amor. II. 12, 25.

Heerdenbesitzer und Hirten suchen, so viel an ihnen, diesen
 mörderischen Kämpfen dadurch vorzubeugen, daß sie, mit Aus-
 nahme der Sprungzeit, die Geschlechter getrennt halten.

Man verbannt fernhin die Stier' in einsame Weiden,
 Hinter den sonderbaren Berg, jenseits breitströmender Flüsse;
 Oder man hält sie daheim an fetter Krippe gekerkert.

Virg. G. III. 212.

Die Kraft, der Muth, die Tapferkeit und Unbeugsamkeit
 ringender Stiere ist nach den Begriffen des römischen wie des
 griechischen Volkes eine durch die Natur selbst gebotene, edle, er-
 hebende Erscheinung, nach welcher die Dichter oft blickten. In
 naturmäßiger Wahrheit messen und gleichen sie demnach ihre Hel-
 den (Lucan. II. 601. Sil. XVI. 4. Stat. Theb. II. 323). Unser
 Volk hat an veranstalteten Stierkämpfen (taurilia) besonderes
 Wohlgefallen. Ursprünglich in Ehesalten heimisch, wurden sie
 (ludi taurii) und zwar nach dem Rathe der Schicksalsbücher
 (libri fatales) schon unter Tarquinius eingeführt. Die Veran-
 lassung dazu gab das Fleisch der unfruchtbaren Schlachtopfer
 (taurea, unfruchtbare Kuh), welches dem Volke ausgetheilt war;
 in Folge dessen wurden alle römischen Frauenzimmer zur Unzeit
 oder mit ungestalteten Kindern entbunden, Viele auch küßten bei
 der Niederkunft ihr Leben ein. Um diesem Unheil abzuhelpen,
 erzählt Festus und Servius (ad Virg. Aen. II. 140), und die
 Unterirdischen nicht in die Stadt einzuladen, stellte man densel-
 ben große Spiele an. Nach einer andern Sage wurden die
 Stierkämpfe von den Sabinern eingerichtet, um die im Volke
 herrschende Seuche auf diese Schlachtopfer zu leiten. Noth, dro-
 hendes Unglück oder Gelübde waren später stets Veranlassung
 zu diesem immer zufällig veranstalteten Spiele, wie dasselbe auch
 nach einem glänzenden Siege in Hispanien (J. d. St. 566, v.
 Ehr. 186) zwei Tage lang gehalten wurde (Liv. XXXIX. 22).
 Um den mildgemachten Stier zur Erde niederzuwerfen, packen
 ihn die Kämpfer, zu Fuß, nackt oder bekleidet, an den Hörnern,
 den Sitz der Kraft (Ovid. M. VIII. 882), drücken ihn nieder,
 oder werfen ihm eine Schlinge um den Hals, oder biegen die
 Hötner auf den Rücken, nehmen ihn auf die Schulter, um ihn

allmählich zu ermatten und endlich zu tödten. Nach einer Erklärung der Theffalier, jagen die Kämpfer auf einem Pferde in vollem Laufe neben dem Stiere her, springen auf ihn, erfassen die Hörner und suchen ihn niederzumachen. Der Dictator Cäsar veranstaltete zuerst ein Schauspiel der Art (Pl. VIII. 70), zu welchem er theffalische Reiter und wilde Stiere in den flaminischen Circus nach Rom kommen ließ (Suet. Claud. 21).

Die gute, stets sorgfältig auszuwählende Zuchtkuh macht sich kenntlich durch hohe Gestalt, Langschaffigkeit, Manstigkeit; sie hat eine recht breite Stirn (*πλατυμετωπος*), schwarzes und offenes Auge, schöngeformte, glatte, etwas kurze, einwärts gebogene, ins Schwarze gehende Hörner, wie jene dichterisch gefeierte, weiße

— — Inachische Kuh, die am siebenmündigen Reulos
Aus schön hüriger Stärk Zens nmschuf wieder zum Weibe.

Mosch. II. 50.

Das Ohr ist behaart, die Backen gedrückt, die Wampe vom Kinn aus herabhängend, der Schwanz bis zur Erde fallend, die Klauen von mäßiger Größe, von mäßiger Stärke die Schenkel (Col. IV. 21). Florentinus verlangt mehr kurze als lange, mithin für die Länge dicke und derbe, in Huf und Unterfuß nicht zu breite Beine. Er lobt auch röthliche Kühe, die dunkle Beine haben. Ein volles Bild einer guten Zuchtkuh giebt der Dichter:

Sorgsam wähle den Leib der Gebährerin. Tropiges Anschauen
Sei die Kuh, unzierlich ihr Haupt und recht völlig der Nacken,
Der auch tief zu den Beinen vom Kinn die Wampe herabhängt;
Lang die Seite gestreckt, nicht zu messen; Alles gewaltig;
Fuß auch und zottige Ohren an eingebogenen Hörnern.
Auch mißfalle mir nicht die gesprenkelte Weiße hervorscheint,
Ober dem Joch sich sträubt und manchmal broht mit dem Horne,
Nicht unähnlich dem Stier an Gestalt und erhabenes Wuchsen.
Und die im Gange die Spuren mit niederem Schweife zerseget.

Virg. G. III. 50.

Recht groß, milchschwellend und herabgesenkt, namentlich vor dem Burse (Aristot. III. 21), sei das Euter (Col. VI. 21. Virg. G. II. 524) mit vier Strichen (Pl. XI. 95), der Charakter aber sanft, besonders, wo die Kuh in das Joch des Wagens oder, wie in Campanien, Aegypten (Diod. Sic. I. 87) und Afrika, des Pfluges gespannt wird. Abgesehen davon, daß die Stimme der Kühe stärker und tiefer sein muß, als die der Ochsen (Pl. XI.

112. Aristot. h. a. IV. 10), gelten für sie alle an diese gestellten Forderungen.

Man nimmt vier verschiedene Stufen des Alters des Rindviehes an. Auf der ersten, bald nach der Geburt, heißt das junge Thier: Kalb; (Ochsenkalb, vitulus, Kuhkalb, Teisen, vitula); auf der zweiten heißt es Kind (Stierkind, juvenous, Kuhkind, Kärse, juvenca, Schlachtrind, damalio, Lamprid. in Sever. 22, oder Kindchen juvenculus), auf der dritten und vierten Stier oder Kuh (taurus, vacca); die Kuh, die ein- oder zweimal geworfen, heißt Erstling oder Uebererstling (v. novella, s. vaccula); die gelte (sterilis), Blöth- oder Gilstuh (taura), schon zu Aeneas und Homers Zeit das Opfer der Proserpina (Virg. Aen. VI. 251; Hom. Od. XI. 80); die, von der man ein Kalb erwartet: Tragstuh (horda s. forda). Solche werden an dem schon von Ruma auf Anrath des Faunus und der Egeria gestifteten, in unseren Fasten Fordicalien oder Forticidien (Varro II. 5) genannten, zu Ehren der Ceres gefeierten Feste (15. April) vom Pontifex im Beisein der Vestalinnen auf der Burg dargebracht; die Kälber werden aus dem Mutterleibe genommen, von der ältesten Vestalin zu Asche verbrannt und in dem geheimen Schrein des Vestatempels für die Räucherungen der nahen Palilien aufbewahrt (Ovid. Fast. IV. 629).

Das Alter*) des Rindviehes erkennt man an der Stärke des Hauthaares (Aristot. III. 11) und an den Zähnen. Zähne bringt das Kalb schon mit auf die Welt, sie fehlen ihm aber, wie allen Wiederkäuern, auch dem im Orient mit dem Hornvieh zugleich weidenden Kameele (Pl. VIII. 26), in der oberen Kinnlade, sonst stehen sie geschlossen (Pl. XI. 45). Alles Zugvieh wechselt die Zähne (Pl. XI. 61), das Kind im zweiten Lebensjahre, aber nicht alle auf einmal (Arist. VI. 21); je älter es wird, um so mehr nehmen sie eine röthliche Farbe an und wachsen in die Länge. Zahnlücken und graue Augenbrauen deuten auf ein Alter von ungefähr 16 Jahren; in höhern Jahren wird, wie bei dem Pferde, das Haar stärker (Pl. XI. 63: 64, 96).

*) Ich erinnere mich nicht einer einzigen Stelle, welche beweiset, daß die Alten, wie unsere Landwirthe, die Zahl der Kälber einer Kuh nach den Ringeln an deren Hörnern berechnet hätten.

Alte Kühe muß man nicht zur Zucht, vielmehr nur solche kaufen, die, weil sie noch nicht ausgezeugt haben, zur Fortpflanzung tauglich sind. Hat man in der eigenen Heerde zu alte Stücke, so schaffe man sie fort, sei es an die Fleischer für die Schlachtbank, sei es an die Ankäufer für die Altäre (Varr. II. 5), oder verwende sie, wie die, welche güst bleiben, zum Juge (Pall. IV. 11), wo sie wegen Leibesöde (uteri sterilitas) so viel wie Stiere aushalten und leisten (Col. VI. 22). Es giebt aber Leute, welche Pflugtiere Altershalber nicht veräußern, sondern aus Milde ernähren. Sie sagen, man dürfe mit besetzten Wesen nicht umgehen, wie mit Schuhen und Geräthen, die man wegwirft, wenn sie durch den Gebrauch zerrissen und abgenutzt sind, man müsse vielmehr, wenn auch aus keinem andern Grunde, an ihnen Milde und Güte beweisen, um sich in der Tugend der Menschenfreundlichkeit zu üben (Plutarch. Cat. 5).

Die Kuh bleibt nur den dritten Theil ihres Lebens, vom vierten bis zum zehnten Jahre, recht nutz- und zuchtbar; den höchsten Ertrag giebt sie vom sechsten bis achten Jahre;

Ihre Zeit, die Lucina und Hyments Recht zu erdulden,
Hört auf vor dem zehnten, beginnt nach dem vierten der Jahre;
Weber für Zucht ist die andre bequem, noch tapfer zum Pfluge.

Virg. G. III. 69.

Varro und Columella (VI. 24, 1) rath, die Zuchtkuh nie über zehn, Didymus, höchstens zwölf Jahre alt werden zu lassen. Die Kühe erreichen überhaupt nur ein Leben von 15 bis 16 Jahren; im zehnten fangen die Zähne schon an zu stumpfen, die Milch nimmt ab, die Kälber fallen schlechter, zuletzt werden die Zähne wackelig und gehen ganz verloren (Pl. VIII. 70). Dahin läßt es aber ein tüchtiger Viehhalter nicht kommen; bekannt mit den Jahren jeder einzelnen hält er eine jährliche Auswahl und ersetzt durch junge und fruchtbare die alten und gelten (Col. VI. 22, 1. Varr. II. 5, 17).

Immer auch sind, die du gern um stärkere Mütter vertauschest;
Immer ersetze sie bann und daß du Verlust nicht bereuest,
Komm' zuvor und verjüuge die Heerd' in jährlichem Anwachs.

Virg. G. III. 69.

Ob der Villenbesitzer sein Zucht- und Spannvieh selbst nachziehen oder ankaufen solle, ist eine Frage, an der unsere Land-

wirthschaftslehrer nicht vorübergegangen sind (Col. VI. 1. Varr. II. 5). Die gewichtigsten Stimmen entscheiden sich für Nachzucht.

Löse den Mann, und eile die bräutliche Trift zu vermählen,

Daß du Geschlecht auf Geschlecht durch Zeugungen immer ergänzest.

Virg. G. III. 64.

Nachzucht entspricht dem allgemeinen Grundsatz Cato's (2): „Der Hausvater muß verkäuflich, nicht käuflich sein,“ so wie dessen Rath, altes Rindvieh (*b. vetuli*) loszuschlagen. Durch Verkauf der Anzucht läßt sich das Einkommen erhöhen, denn Vieh, auch jetzt noch, der letzte Grund des Geldes (Varr. II. 1), muß man züchten, um Geld einzunehmen und nicht auszahlen zu müssen, und die oft empfohlene jährliche Ausmusterung halten zu können. Die Wirthschaft steht schlecht, welche ihr Futter im Vieh nicht verwerthet, unbenuzt läßt, oder verkauft, die aber eben so schlecht, wo der Hausvater, um Geld zu gewinnen, durch zu starken Verkauf nicht für Mist auf seine Acker sorgt. Selbstzucht ist stets sicherer, als Ankauf, denn alles fremde Vieh (*peregrini*) muß sich erst angewöhnen, was bei manchen Arten schwer hält (Arist. VIII. 7); es hat häufig Fehler (Col. VI. 2), welche die Betrügllichkeit der Verkäufer verschweigt, oder durch gute Fütterung zu verdecken versteht. Durch ihre Versicherungen, oder durch das gute, fleischige Aussehen getäuscht, bekommt man leicht Vieh, auf dessen Pflege die erforderliche Sorgfalt nicht verwendet worden ist (Col. VI. 3), milcharme Kühe, oder Stiere, welche der Bändigung widerstreben (Pallad. IV. 11). Die Anwendung der juristischen Formeln, welche Manilius, der Rechtskundige, in die *l. g. Verkaufsbedingungen* (*l. d. St. 603*) zu veräußernder Gegenstände (*leges venalium vendendorum*) aufnahm (Cio. de or. I. 58): — Versicherst du, daß diese gezähmten Ochsen da gesund sind? — Willst du für Schäden einstehen? — Oder, — daß diese jungen, ungezähmten Stiere ganz gesund und von gesunder Herde sind? — Willst du für Schäden haften? — und was für andere Worte der Manilischen Formel noch zugesetzt worden sind, schügen, auch wenn man sie kennt, niemals, und über die Gefahren, welche die Veränderung des Bodens, der Luft, des Futters und der Behandlung in dem Wohlbefinden auch gesunder Thiere hervorbringt, kommt man damit nicht hinweg (Col. VI. 2). — Muß man, etwa nach großer, Herden gänzlich oder großen Theiles hinraffender Sterblichkeit (Voget.

prol. III.), nothgedrungen kaufen, suche man gesundes Vieh, aus gefunden, den neuen möglichst gleichartigen Gegenden. In Bergen muß man Bergvieh, in Niederungen Niederlandsvieh, wenn es sein kann, nie aus großer Ferne kaufen und darauf sehen, daß Weidegänger zur Heerde, Zugochsen nach Körperbeschaffenheit (corporatio), Statur und Gleichheit der Kraft in die Gespanne passen (Col. VI. 2).

Der wohlfeilste Kauf wird an jährigem oder über zehn Jahr alten Vieh gemacht. Weil es aber in jenem Alter unfruchtbar ist und mit zunehmenden Jahren die Nutzbarkeit abnimmt, rathe ich lieber, junges, zeugungskräftiges, etwa dreijähriges, als solches Vieh zu erwerben, das ausgezeugt hat (Varr. II. 1, 5). Der geeignetste Monat ist der März; um diese Zeit ist es durch reichliche Sommerfütterung noch nicht so angefleischt, daß die Verträglichkeit des Verkäufers vorhandene Fehler verdecken, oder das Vieh selbst, im Vertrauen auf seine volle Kraft, der Bändigung hartnäckig widerstehen kann (Pallad. IV. 11).

Viehzüchter wissen, daß die Nachkommenschaft aller unserer Haustiere mehr auf den Vater, als auf die Mutter schlägt (Col. VII. 9). Die Wahrnehmung, daß

Fortlebt bei Stieren, fort bei Rossen Väter-
Eugend.

Hor. Od. IV. 4, 30.

muß sie bestimmen, auf gute, edlem Stamm entsprossene Bullen zu halten, die auch ihre Vorzüge auf die Nachkommen zu vererben vermögen (Varr. II. 5). Man rechnet, daß ein castrirter Stier 15 Jahre, ein nicht castrirter 30 Jahre alt werden kann. Dann darf er aber nicht zu frühzeitig gesprungen haben; junge Stiere erschöpfen sich vor der Zeit und erzeugen schwächliche Nachkommen. Sprungfähig wird der Bulle schon im ersten Jahre (buculus, taurulus); tauglicher ist er im zweiten, am feurigsten im vierten, im fünften hat er die meiste Kraft, weshalb auch Manche behaupten, Homer habe recht gut gedichtet, wenn er von einem „fünfjährigen Bullen“ (Il. II. 403; VII. 315. Od. XIX. 420) und einem „neunjährigen Ochsen“ (Od. X. 19) singe, weil sie dasselbe vermögen. Ungeachtet des hohen Alters, das er erreichen kann (Varr. II. 1), darf er über das zwölfte Jahr nicht gebraucht werden (Pl. VIII. 30), denn der Greis ist zur Be-

fruchtung zu träge und zu erschöpft, der Knabe zu wenig befähigt, wie früh auch die Geschlechtslust erwachet, wie wild sie sich auch gebehret. Eine und dieselbe Kuh bewältigt er, steigt sogar auf mehrere (Arist. VI. 20, 4) und

Er, der einstige Vater der Heerde' und der künftige Führer,
Dem noch nicht sich erfüllt im vollendeten Monde das Hornwerk,
Wenn er die Fähr', der Weibe Genoss, im schneeigen Lichtschein
Schaut, glüht auf in Begier, und die erste Liebe beschäumt
Rings die Fess, muthwillige Hirten bliden und wünschen.

Stat. Achill. I. 313.

Die Bullen befruchten des Tages nicht öfters als zwei Male; ein Sprung ist zur Befruchtung ausreichend (Pl. VIII. 70). Auf zehn Kühe rechnen Einige einen Bullen; Andere, der Meinung, daß er mehr leisten könne, bestimmen ihm 15 Kühe (Col. VII. 24). Atticus hielt auf 70 Kühe deren zwei, einen zwei- und einen einjährigen (Varr. II. 5); wieder Andere setzen keine Zahl fest und bestimmen sie bald höher, bald niedriger, weil Futterweise und Begattungszeit auf die Leistungskraft von Einflusse sei und berücksichtigt werden müsse.

Die Völker, welche von Milch allein leben, halten, damit ihnen dieses wichtigste Ernährungsmittel nie fehle, keine feste Zeit zum Rindern (Pl. VIII. 70), sie bedürfen daher auch weniger Bullen als wir, die wir sie, zwar nicht wie die Griechen, im April und Mai, sondern erst beim Uebergange des Frühlings in den Sommer, im Juni (Col. VI. 24) oder, um nach den himmlischen Zeichen zu rechnen, vom Spätaufgange des Delphins (10. Juni) zu den Kühen und 30—40 Tage unter die Heerde lassen (Varr. II. 5. Pl. VIII. 70). Die Kälber fallen dann in der gemäßigten Jahreszeit und können, abgesetzt, von den herangewachsenen Futterpflanzen des ersten Jahres sich nähren. In allen Gegenden indeß, wo die Heerden über Winter abmagern und sich erst durch Sommerfutter kräftigen müssen, wird die Rinderng bis in den Spätsommer oder Herbst verzogen (Pl. VIII. 70) und so lange, nach der Ortsregel wenigstens zwei Monate vorher (Varr. II. 1), werden die Bullen in Stallungen oder auf abgesonderten Weiden gehalten (Virg. G. III. 213). Hier, in Bergwäldern, irren sie, wie jene halbwilden, welche nicht zur Zucht genommen werden, trotzig auf eigene Kraft, ungehorsam dem Befehle des Hirten (Virg. Aen. XII. 715) und muthig bei

den Angriffen der Hunde umher, den freien Ausgang oder Eingang in die Hürde bald suchend, bald verschmähend. Die brutischen Bergwäldungen sind reich besetzt von solchen Heerden, die ein Leitochs, vor den Uebrigen durch Größe, Muskelkraft, und den Namen, den ihm der Hirt gab, ausgezeichnet (Senec. ep. 90), gleichsam anführt.

Versehen wir uns noch einmal auf diese oder andere Rindviehweiden (buceta), an denen Italien so reich ist (Gell. XI. 1). — Die Schilderung eines Stierkampfes, den die erste Niederlage nicht entschieden, nehme zuerst die Aufmerksamkeit hier in Anspruch:

— — — Der heerbleitende Stier, des geliebten
Thales entbehrend, den verdrängt vom gewohnten Weidgras
Zwang von entrissener Fähr' im Weiten zu brüllen der Sieger,
Er, ein Flüchtling anicht, dem wohlgefällig die Ehe,
Lehrt, gesammelten Bluts, Trummkraft erneuernd im Halsestüd;
Kampf begehrt er, den Walz zurüd und entrissenes Heerdvieh.
Stolzeres Muthes im Gang und Horn schreckt, da er zurüchtrabt,
Selbst den Sieger; bestürzte Meister trauern dem Blick kann.
Stat. Theb. II. 323.

Der Stärkere verjagt in der Regel den Schwachen, der nicht einmal wiederkehren darf. Gleich dem, der nach einer Ruh sich verließ, •

Wandert er dann in Fremdlingesflur ein Verbannter.
Virg. G. III. 225.

Die Ruh giebt die Regungen der Geschlechtslust vornämlich durch Stieren zu erkennen. Die Brunst tritt so heftig auf, daß die Hirten eine brünstige Ruh weder greifen noch übermächtigen können (Arist. VI. 18).

— — — Voll Brunst nach dem Stiere verlangend
Kennt im bestügeltten Lauf sie davon; voll heißer Begierde
Zittert sie nicht vor den Schlägen des rüberweidenden Hirtens,
Sonbern unaufhaltsam reißt sie fort des mächtigen Triebes
Blinde Gewalt, ob sie wo im Gehähe den Stier auffinde.
Quint. Smyrn. X. 441.

Zuerst werden die Jüngern lästern, besonders bei gutem Wetter und Gesundheit; die Schamtheile schwellen an, Harn geht oft ab (Arist. VI. 18); sie brüllen laut, unaufhörlich (Stat. Sylv. IV. 5, 18) im besonderen Tone.

Auf geschwellten Wiesen zuhrüllt dem Stiere die Hürse;
Auch dem gehufeten Hengst wiehert entgegen das Weib.

Ovid. A. a. I. 279.

Vor Eintritt der angegebenen Sprungzeit werden die Kühe spärlicher, die Bullen reichlicher ernährt (Pl. XI. 85. Varr. II. 1), mit Eintritt derselben unter einander gefellet. Die Trennung der Geschlechter bringt den Vortheil, daß die Bullen mit frischer Kraft sich hitzig auf das verzögerte Zeugungsgeschäft werfen,

Denn es verzehret allmählich des Weibes entflammender Anblick
Jede Kraft und verbent an Gebüsch zu denken und Grasung.

Virg. G. III. 215.

Die Bullen sind die unter den Quadrupeden am wenigsten geilen Männchen, oft träge, zum Aufsetzen nicht geneigt oder unfähig, wegen der Bucht oder Magerkeit ihres Körpers. Man sollte darum nie schlecht, aber auch nie zu gut füttern, weil sie im letzteren Falle, wie alle Quadrupeden männlichen und weiblichen Geschlechtes, sich nicht leicht begatten, frühzeitiger alt und minder fruchtbar werden. Wohl aber müssen sie zwei Monate vor der Sprungzeit, gewöhnlich vom 11. Mai ab (Varr. II. 5, 1. Col. VI. 24) durch reichlicheres Futter von Gras, Stroh, Heu, geschroteten Körnern, besonders Aichern, Erben, Gerste (Didym. XVII. 3), Spelt (Virg. G. III. 112), oder Bohnen, die sehr gut nähren, vorbereitet werden,

— Daß nicht mangle die Kraft zur schmeichelnden Arbeit
Und nicht schwächliche Kinder des Vaters Hunger verflünden.

Virg. G. III. 187.

Den Kühen werde während der angegebenen Zeit reichliches und stark nährendes Futter versagt; in etwas magerem Zustande kommen sie leichter zu, bleiben aber bei großer Heftigkeit gelte (Pl. XI. 85. Varr. II. 1). Jenes Kraftfutter erhalten darum die Stiere Abends und früh in den Hürden oder bedeckten Ställen getrennt von den Kühen, mit denen sie des Tages über

Mühen weiden zugleich und geh'n im Laub des Gebüsches,
Nicht von der Heerd' abirrend.

Theocr. III. 9.

Tritt bei einer Kuh die Brunst ein, wird die Kühe elterartig, der Blick wild; dann freut sie sich des Anblickes des Bullen (Ovid. a. a. 485), sie schmeichelt ihm, besteigt ihn, beleckt ihn,

gesellt sich zu ihm (Pl. X. 83). Aristoteles sagt (VI. 18), daß gerade dann die Kämpfe der eifersüchtigen Heerdstiere am häufigsten und furchterlichsten sind. Siehe,

— — — Zwei Reistiere der Herde

Bählen entsehlchen Kampf, es steht das schneeige Rindweib
In der Mitte der Wief, des Siegers harrend; da berstet
Brust auf Brust der Wiltier gestemmt; aufschwellt die Brünstung
Macht auch heil die Verwundung.

Stat. Theb. VI. 864.

Der Sieger bestiegt die Kuh; in der Regel ist er der, welcher durch Heilheit die wenigste Kraft verlor (Arist. VI. 4). Die Kämpfe halten während der ganzen Sprungzeit an; nach derselben werden die Bullen wieder gesondert. Wo sie unter den Kühen bleiben, gesellt sich jeder vorzüglich zu einer, die er als sein Weib ansieht. So die Traumkuh des Dichters:

Ihr Geselle, ein Stier, er auch ihr glücklicher Gatte,
Und mit der Gattin vereint, preßt er das zärtliche Laub,
Kaut auch wieder, gestreckt, langsam gerülpsete Kräuter
Weidet zum zweiten Mal sich vom geweideten Gras.

Ovid. amor. III. 615.

Die Männchen der Quadrupeden werden brünstig, wenn sie das weibliche Thier riechen (Pl. X. 83). Der Bulle löst die Geschlechtslust durch Beriechen und Beleden der Schamtheile, denen bei vorhandener Begattungslust eine Feuchtigkeit entfließt, die nach der Empfängniß eine Unterbrechung leidet und in der Nähe des Burses, anfangs unblutig, später ziemlich stark wiederkehrt. Diese Reinigung befördert hauptsächlich die Begattung (Aristot. VI. 18). Läßt sich die Kuh nicht beriechen, oder geht der Bulle nicht an, so ruht ihr Geschlechtstrieb (Col. IV. 24). Kühen, die gar nicht rindern, oder nicht empfangen, hilft die geheimnißvolle Mistel in's Getränk gethan (Pl. XVI. 93).

Ist der Grundsatz richtig: So lange ein Thier noch wächst, kann es sich nicht wohl fortpflanzen (Pl. X. 83), läßt sich die Angabe bezweifeln, daß die Färsen in Griechenland schon mit dem achten Monate zur Begattung kommen. Ich sehe in Italien, daß man sie im ersten, spätestens im zweiten Jahre zu dem Bullen gesellt (Pl. VII. 70), aber erfahrene Lehrer der Rindviehzucht sind der Ansicht, daß dies bis nach vollendetem zweiten (Col. VI. 21), besser bis in's dritte zu verziehen sei, damit die

Geburt im vierten erfolgt (Varr. II. 5. Virg. G. III. 61). Ist ein Kind-zufällig zur Empfängniß gekommen — was, wenn es in einem Alter von 4 Monaten geschieht, die Griechen als Portentum ansehen, — werde das Kalb weggenommen und dem Mütterchen, damit es nicht erkrankte, drei Tage lang das Euter ausgedrückt, hernach das Melkflügel entfernt (Col. VI. 21), um nicht seine körperliche Ausbildung zu stören.

Die lüsterne Kuh kann, wie auch die Hirschkuh, die Körperwucht des Gatten nicht tragen; sie geht vorwärts und empfängt, weil sie die Steifheit der Ruthe nicht aushält (Aristot. h. a. V. 2, 2), durch einen Sprung; dann ist die Bollust gesättigt und sie läßt den Bullen nicht wieder, oder nur in dem seltenen Falle zu, daß die Geschlechtslust größer ist, als der Befruchtungstrieb (Col. VI. 24), er selbst aber bestiegt dieselbe Kuh an demselben Tage nicht wieder (Aristot. h. a. VI. 21). Ist keine Empfängniß erfolgt, gesellt sich die Kuh nach 20 Tagen wieder zum Stiere (Pl. VIII. 70). Ich finde den merkwürdigen Umstand aufgezeichnet, daß eine Kuh noch empfangen soll, wenn man den castrirten Stier, gleich nach Abnahme der Hoden, zuläßt; dies ist jedoch bedenklich, weil er sich leicht verblutet (Varr. II. 5. Col. VI. 26. Pallad. VI. 7).

An dem Absteigen des Sprungstieres kann man das Geschlecht des Kalbes schon merken. Steigt derselbe von der rechten Seite ab und wendet er sich dann rechts, fällt ein Weibchen, wendet er sich nach links, — ein Weibchen (Varr. II. 5). An der Richtigkeit dieser Annahme läßt sich um so weniger zweifeln, weil auch die große Autorität des naturkundigen Aristoteles lehrt, daß das männliche Geschlecht aus der rechten, das weibliche Geschlecht der Thiere aus der linken Hode entspringt, was auch in Italien weithin geglaubt wird (Pl. VIII. 70). In Berücksichtigung dieses Naturgesetzes kann gerathen sein, je nach dem Zwecke, den man hat, dem Sprungstiere kurz vor oder bei dem Begattungsakte den rechten oder linken Testikel zu unterbinden (Pallad. IV. 11). Indessen wirken doch noch andere Umstände, namentlich das Tränkwasser auf das Geschlecht. Der Charadrus (s. Belvitsch) in Achaja macht, daß alles Vieh, das im Frühjahr von seinem Wasser trinkt, vorwiegend männliche Junge wirft, und die Hirten ziehen daher nach andern Plätzen mit einziger Ausnahme des Rindviehes, weil die Stiere sowohl zum

Opfergebrauch, als zur Arbeit nützlicher sind, während bei den übrigen Viehgattungen das weibliche Geschlecht höhern Werth hat (Pausan. VII. 22, 8).

Gut im Futter erhaltene Kühe kann man jedes Jahr zulassen (submittere), wo aber das Futter fehlt, darf es nur ein Jahr um das andere geschehen. Bei Zugkühen (v. operariae) ist die Einrichtung so zu treffen, daß die Jahreskalber nur kurze Zeit am Euter stehen, um nicht die Mütter doppelt, durch Arbeitslast und Leibesbürde, zu beschweren (Col. VI. 24).

Trächtige Kühe fressen mehr als leere (Arist. h. a. VI. 18). Der Hirt muß sie daher gut füttern; er wird es thun, wenn er Wohlgefallen an der Heerde hat und auf Ehre hält, denn

Sicheln sind der Hirt' ein Schmund, dem Apfelbaum Äpfel,
Aber der Kuh das Raß, dem Winberhirten aber die Kühe.

Theocr. VIII. 80.

Deswegen muß er stets auf gesunde, reichliche und nach den Tages- und Jahreszeiten auf sonnige oder schattige Triststellen halten. Die Ernährung erfolgt überall wohlfeiler und angemessener auf der Weide, als an der Krippe; weil das Rindvieh besser als das Pferd rauhes und winterliches Wetter verträgt, kann es wenigstens in einzelnen milden Gegenden, wie auf dem Aetna (Parthen. or. 29), sogar im Freien überwintern, oder in der Nähe des Meeres an sonnigen Plätzen und Tagen über Winter tristen, denn auch dann ist die Weide in den meisten Gegenden nie ganz leer; immer giebt es etwas Gras oder Laub der Oelbäume, Lorbeeren, Palmen, Myrten, Steineichen, Korkebäume, Bux- und Erdbeerbäume, abgesehen von den Kadelhölzern. Winterweide ist für das nicht milchende Vieh unschädlich, trächtiges aber hält man bei Schnee- und Frostwetter zweckmäßiger in verwahrten Ställen oder unter Dachschuppen, unter deren Schutze es bei Fleisch und in Gesundheit verbleibt. Das homerische Wort enthält Wahrheit:

— — Der kalte Winter, welcher der Sterblichen Arbeit
Auf dem Felde vereitelt, beschädigt auch ihre Heerden.

Hom. II. XVII. 646.

Wo sich das Vieh, wie in den Alpen, aus Mangel sein spärliches Futter unter dem Schnee vorsuchen oder von Fichtenspitzen leben muß, wird es mager, ungesund und schrau. Traurige Linder, wo

es, weil Thauwetter oder Sonnenschein nie eintritt, den ganzen langen Winter im Stalle gehalten werden muß! So

— Unter der Scythen Geslecht, wo die Fluth der Rãotis
Brauset und gelblichen Sand abrollt der stundelnde Ister,
Und wo Rhodopes Kette bis unter den Pol sich herumschwingt.
Dort verschleßt man das Rind in bergenden Ställen und nirgend
Scheint entgegen mit Gras die Flur, noch Bäume mit Blättern,
Sondern es liegt von Bergen des Schnee's unörmig und tiefem
Frost das Land ringsum, an sieben Ellen sich thürmend.
Stets ist Winter und stets kaltsausender Athem des Caurs.
Natt verschmachten die Schaf, es stehn umhäuft im Gefäß
Großbelebete Stier; und die drängende Rubel der Fische
Stammt der bestrebenden Raft, da kaum ihr Badengeweß ragt.

Virg. G. III. 349—356. 367—370.

Der Weidegang ist bei den Ägyptern, Numidiern und andern Völkern die einzige, in Italien die älteste Ernährungsweise. Dies ergibt sich daraus, daß Herkules die Rinder des Geryon in dem üppigen, weichen Grase des Gebietes der Aborigener und der Sauen von Polentum sich sättigen ließ (Dion. Hal. I. 39) und daß die sechszehn Menschenalter nach dem trojanischen Kriege in der Nähe Roms ansiedelnden Albaner Hütten für Hirten, Schafe, Rinder und andere Vieharten bauten, weil jene Gegend nicht allein wegen der Bässerung aus den Flüssen zur Sommer-, sondern auch zur Winterweide Futterpflanzen in Fülle trug (Dion. Hal. II. 2). Im Allgemeinen ist sie die naturgemäße für Zucht- und Mast. Will man mästen, so sind die blühenden Futterstoffe, wie Erbsen, zerknirschte Bohnen, Bohnenblätter, ganze und geschrotene Gerste und die süßen Sachen, Feigen, Rosinen, Wein, Ulmen- und Feigenblätter besser als Gras. Ältere Thiere werden fett, wenn man ihnen durch einen Einschnitt die Haut ausbläst und darauf Futter reicht; am meisten tragen indeffen die Sonnenstrahlen und warmen Bädungen dazu bei (Arist. VIII. 7).

Die Erstzüge beginnen um die Mitte des April; mit sich verlängernden Tagen ziehen die Heerden in größere Fernen und kommen hin und wieder einige Sommermonate gar nicht nach Hause. Wo Rauigkeit des Klima die Winterweide versagt, weiden sie bis nach den im October und November eintretenden Stürmen und Regengüssen, übernachten aber auch dann noch im Freien, wenn schon Schnee fällt. Diotimos sagt:

Heimwärts lehrten den Abend von selbst zum Gehege die Kinder
Aus dem Gebirg, mit Gestoß reichliches Schneeres umhüllt.

Brunck. Anal. X.

Die beste Weide für Kinder und Kälber findet sich in den
Laub- und Bergwäldern (Varr. II. 5) des Metinus, Vultur, Ger-
ganus und wo sonst gesunde, zarte, üppige und wohlschmeckende
Pflanzen liebliche Milch und vortreffliche Käse erzeugen. Selbst
von den fernern Viehzüchtern werden jene unteritalischen Weiden,
namentlich der Gegend von Tarent aufgesucht und gerühmt:

— — — Wenn dir gefällt der Kinder und Kälber zu warten,
Bergwald such' und die fernere Trift des fetten Tarentum.

Virg. G. II. 198.

Dies ist Folge des milden Himmels und der vielen von
den Bergen herabfließenden Bäche, welche das Land besuchten
und das Gras frisch und wuchsig erhalten. Von Ithaka heißt es:

Biegen in Meng' und Kinder ernährt es; rings ist Gehölz hier
Jeglicher Art und zur Tränke darin unverlegende Bäche;

Hom. Od. XIII. 246.

doch dieser Theil des Festlandes könnte der Insel den alten
Weideruhm streitig machen.

Wiesen und durch Flüsse gewässerte Auen erzeugen bekannt-
lich reichen und vortrefflichen Graswuchs; daher die starken Pferde-
und Rinderheerden von Amasia in Kl.-Asien, die der Thermodon
durchströmt (Strab. XII. 5). Homer erkannte das wohl, denn er
erwähnt, daß durch Hephästos auf dem Schilde des Achilles eine
hochgehörnte Rinderheerde dargestellt gewesen sei, weidend

Längs dem rauschenden, reißenden, schiffumjüngsten Strome,

Hom. II. XVIII. 573.

und der rinderreiche Angeias, der seine Heerden weiden ließ

Rings um Menios Sumpf, denn honigbustende Kräuter
Sprossen in Wiesen empor, den gesuchtesten, und in den Auen
Reichlich genug zu nähren die Kraft der gehörnten Kinder.

Theocr. XXV. 15.

Darum ist die vortrefflich angebaute Gegend von Rephisos
in Phocis reich an Weidefutter (Paus. X. 33) und in Oberitalien
die Gegend von Mantua oder Andes (i. Pietola), Virgils Geburts-
ort. Jene wird gerühmt, weil es,

Nie an lauterer Quellen gebricht, noch an Weide den Heerden,
Und so viel abrupfen am langen Tage die Kinder,
Gleich viel wird in Kurzem erneut vom kühlenden Nachthau.

Virg. G. II. 200.

Von dieser heißt es:

Daß zur Tränke kommen von selbst durch die Wiesen die Kinder,
Wo umweht weitgrünend mit zartem Rohre die Ufer
Hinein.

Virg. Ecl. VII. 11.

Behütung der Wiesen erfordert Vorsicht; frischangelegte sollte man nie behüten. Das Vieh verwüftet die jungen Pflanzen, tritt den Boden zu fest und verderbt die Ernte auf Jahre; auf sumpfigen leidet die Lunge und der Fuß (Senec. ep. 51), mit Ausnahme der reatinischen, die, wie Cicero als wunderbare Erscheinung anführt, den Fuß wenigstens der Lastthiere schonen sollen (Pl. XXXI. 8). Bei Mangel oder Unzulänglichkeit eigener Wiesen triftten die Heerdenbesitzer und die ärmeren Landleute auf den öffentlich verpachteten Gemeindeweiden gegen eine Abgabe an die Gesamtpächter, wenigstens im Frühjahr, deren Gras freudiger emporsteigt, wenn sie an einem windigen Tage des Herbstes, schon des August (Pallad. IX. 4), angezündet werden. Die Hirten thun dies nicht blos, um durch Asche zu düngen, sondern auch um durch das Feuer das in die Höhe wuchernde Gesträuch zu bändigen (Col. VI. 23). Aus der ziemlichen Anzahl von Beschreibungen solcher in Brand gesetzter Tristen, besonders der Berge, bei griechischen (Hom. II. XI. 155. Apoll. Rh. I. 1026) und römischen Dichtern (Virg. Aen. X. 405: XII. 522), geben wir nur eine:

Wie wenn Gras zu erregen den abgeweideten Felsen,
Und dem Winter das Kraut zu erneu'n, der apulische Landmann
Heilt mit Feuer das Land, das zugleich Garganus erleuchtet
Baltus' Gefäß und die Kinderweiden Matinus.

Lucan. IX. 182.

Im Sommer sind die schattigen, mit saftigen Kräutern, Gesträuchen und Gräsern bewachsenen Laubwälder und Berghöhen den sonnigen Weiden (buceta) des Blachfeldes (plana pascua) vorzuziehen, doch darf der Boden nicht zu viele Steine enthalten, weil dadurch das Horn der Füße abnutzt, und Wasser nicht fern sein. Solche schattige Weide ist der Heerde des Augestas geboten,

— — — — — Jenseit des fließenden Baches,
Wo stets grünen Platanen gesellt, der wüdernde Oelbaum
Hellbesaunt sich erhebt, des weichen Pappus Apollon
Heiliger Hain — des hochvollkommenen Gottes.

Theocr. XXV. 19.

Hierher, Hirt, besonders mit trächtigen Kühen!

Still im buschigen Thal und längs vorwallenden Bächen
Weide sie! wo Moos grünt und frisch vom Grafe der Vord ist.

Virg. G. III. 143.

Hier,

Wo die Grotte beschirmt und der Fels weiterschattend herabhängt,
wo grünmoosige Felsstücke um Quellen und Bäche dir kühlende
Sitze, dem Vieh welches Lager bieten (Virg. Ecl. VII. 45) ist dasselbe
geschützt, als auf ebenem, freien Boden, gegen das geflügelte,
sich aus erst ungeflügelten, gegen das Quartanfieber heilkräftigen
Maden (Pl. XXX. 30), nach Aristoteles (h. a. I. 1. 7) aus Stach-
schnaken oder aus feuchtem Staube, von der Sonne beschienenem
Koth, oder auf dem Rindvieh selbst erzeugende Insekt (Pl. XI.
40), bald Bremse, bald Biene (asilus, tabanus, oestrus) ge-
nannt, welches, so lange es lebt, seinen Kopf in das Blut steckt,
davon anschwillt, und, weil es keine Oeffnung zum Abgange sei-
ner Speisen hat, vor übergroßer Leibesfülle plagt, oder endlich
im Herbst vor Blindheit (Pl. XI. 40, 43) stirbt, aber mit seinem,
wie bei Mücken und manchen Fliegen im Munde befindlichen
Stachel, der unter dem Schwanz eingesenkt wird und zugleich
als Zunge dient (Pl. XI. 34), jungem und altem Vieh viele
Qualen verursacht:

— — — — — Die jüngeren Hirschen der Welde
Kengstet die Bremse, die Hirten des Rindvieh's Biene benennen.

Apoll. Rhod. III. 276.

Einzelne Stücke, die von der Heerde abirren (Coluth. 43),
und Weide-Rinder werden dadurch wahrhaft rasend:

— Der Stier, den die Bremse verfehrt, rennt rasend ins Weite,
läßt die Wiesen und Au'n mit den Niederungen; nicht um den Hirten
Noch um die Heerde besorgt antreibt er schleunigst an, so,
Soll auf der Flucht lechzt still und den wampigen Nacken erhebend
Weit hin schickt er Gebrüll von der feindlichen Biene geschickt.

Apoll. Rh. I. 1265.

Am schlimmsten und zahlreichsten tritt das blutgerige Thier
in den Hundstagen (Hom. Od. XXII. 300) in der Nähe man-

der Wälder und Flüsse zur Mittagszeit auf; es quält den Arbeitsflieh fürchterlich und von seinem Stachel gescheucht brechen verzweifelt die Heerden durch (Quint. Smyrn. XI. 207).

Kings um Elarus Hain und die Stacheligen Alburnus
Fliegt ein Schwarm des Bremsengeschlechtes, das Atilus der Römer
Heimisch nennt und Oestrus die Fremblingsprache des Graiers;
Zornig und rauhen Gebrumm, daß umher voll Angst in den Wäldern
Flucht die verwilderte Heerd'; es rast vom Gebrülle der Aether
Welt durchbebt und der Forst und der Vord des trocknen Tanagrus.

Virg. G. III. 146

Unter den Göttern ist das Insekt als größte Qual für das Rindvieh so bekannt, wie unter den Menschen. Die Sage erzählt, daß

Dieses Schicksal sandte, den schrecklichen Born zu vollenden
Einst der inachischen Kuh die naheissinnende Juno.

Virg. G. III. 152.

Es jagte sie durch die Lande der Welt, bis sie endlich am Nil die Menschengestalt wieder bekam, Ruhe fand und als gehörnte Isis verehrt wurde.

In bremsenreichen Gegenden und Jahreszeiten darf der Hirt das Vieh, am wenigsten das trüchtige, bei Tage nicht aus den Gehägen (septa) lassen (Varr. II. 5); nur in der Kühle des Morgens oder des Abends beziehe er die Weide, wie die homerischen Kästrigonen in Telephos (Hom. Od. X. 82), wenigstens mit Trachtkühen.

— — Denn wüthender quält die Vieß' um die Schwüle des Mittags;
Heim' zu zurück vom trüchtigen Vieh und weibe die Kinder
Früh, wenn die Sonne aufstrahlt und die Nacht mit Sternen emporsteigt.

Virg. G. III. 155.

Die Waldstallungen dürfen niemals zu eng sein, damit sich die Kühe nicht so leicht schlagen, drängen, die Stärkern die Schwächern nicht durch Stoßen beschädigen oder zur Flucht nöthigen (Col. VI. 22).

Ob das Vieh in Hof- oder Waldställen übernachtet, stets muß der Hirt darauf sehen, daß die Trüchtigen ruhig und gemessenen Ganges ihren Einzug halten, und

Nicht im Sprung durchrennen den Weg noch im hitzigen Laufe
Ueber die Au hintraben und reißende Ströme beschwimmen.

Virg. G. III. 141.

Eben so nöthig ist dieses beim Austreiben, denn

— Dann laufen sie brüllend vom Dung des Stalls zu der Weide.

Hom. II. XVIII. 572.

In den Thal- und Bergweiden gehen die Brüllheerden weitläufig und unbeengt (Hor. ep. II. 13), die Ruhe nach Einkünften und Angewöhnung. Wenn eine abschweift, folgen ihr die andern, weshalb auch die Hirten, wenn sie eine nicht finden, sich sogleich nach Allen umsehen (Arist. h. a. IX. 4). Lieblich klingen ihre Schellen oder Glöckchen (Sidon. II. 5) durch die Waldstille; das Getöse der Glockenheerden (tintinnabulati greges) giebt den Hirten das Signal, vereinzelte Stücke in der Ferne zu finden; dem Städter, verwöhnt wie er ist, gefällt es besser, als das waldschallende Gebrülle des Viehes (Hor. ep. II. 13). Wenn die Sonne sinkt (Auson. ep. 87) und der Abendstern (vesper), in der Sprache der griechischen Hirten, der Hürdenstern (*ἀστήρ αὐλῖος*), erbleicht, versammelt der Hirt, wie Apollo, (Senec. Hippolyt. 295) die Heerde auf den Ruf der Syring oder Tuba, die er selbst und aneinander aus einem Stück Hohlunderholz, das noch keinen Hahnenschrei gehört hat, anfertigt, in seiner Nähe, und zieht dann nach den unbedeckten, mit Barrieren und sonstigen Zurichtungen versehenen Gehegen (stabula aestiva, septa, bovia).

Es ist ein öfters erwähntes, eindrucksvolles Tagesereigniß im Leben des Landmannes:

Wenn das Zeichen geben ihren Heerden die Hirten
Wie sie dann wieder nehmen zu ihren Gehegen den Rückgang,
Strohend die läugende Brust und überströmend das Euter;
Sieh, wie hier sie überdecken der Stallungen Steinrand,
Und wie alle die Jungen umspringen die Mütter, die theuren,
Hier trophblende Kälber die schön geangenen Kühe,
Hier schönhörnige Lämmer die lautaufblühenden Schafe,
Hier die Böckchen die Geissen, und flüchtige Füllen die Stuten.

Oppian. Cyneg. I. 140.

Nach Florentinus kennen die Kinder die Stimme des Hirten, sie hören auf die ihnen beigelegten Namen*) und folgen den

*) In Italien, wo Alles individualisirt ist, hat jedes Hausthier seinen Namen, die Esel und Maulthiere die schönsten. An dem Remise, dem Spiegel der Diana, fand ich die Einsamkeit des Ufers durch eine Ziegenheerde be-

an sie ergehenden Befehlen, wie die Heerden dem Rufe des Amphion (Virg. Ecl. II. 23). Probus erzählt aus Eurypides, daß die Hirten im Stande seien, die umherschwärmenden Heerden um sich nach Gefallen zu versammeln, was die forstlichen Hirten nach Polybius auch mit Ziegen zu thun pflegen.

Wo möglich übernachtete der Hirt niemals fern von den Gebirgen oder bedeckten Ställen, im Freien, denn die Kälber bedürfen Abends und Morgens das Futter; er selbst hat mit seinem Weibe die Ruhe zu messen, wozu sich die Geräthschaft in der Nähe der Hürden vorfindet. In gewohnten Ställen lagert das Vieh auch ruhiger und sicherer, doch muß sie der Hirt bei einfallender Dunkelheit mit guten Hunden umstellen, und sich erst spät, nie fern von der Heerde, je nach den Umständen, entweder unter freiem Himmel oder in Felsgrotten, wie Korydon, als er sich die Gesellschaft der liebenden Meernymphe wünschte (Virg. Ecl. I. 79. Theocr. III. 11. XI. 44), oder in nothdürftigen, aus Pfahl- und Reisholz errichteten (Virg. G. II. 29), mit Aesten, Blättern, Stroh, Moos oder Brettern gedeckten Hütten (*tuguria*, Digest. VIII. 3, 6. s. *casae*, Virg. Ecl. I. 68) auf einem Lager von Laubspinnen, Gras, Farrenkraut, Moos oder Thierfellen (Ovid. ep. V. 13. Prop. III. 13, 33) zur Ruhe legen, sie in der Dämmerheit längerer Nächte oder an unsichern Stellen, wegen Dieben und Raubthieren umwandeln (Varr. II. 10) und bei Stürmen und Unwettern auf der Hut sein. Verschlafenheit, Trägheit, Beglaufen nach Mädchen, oder Mangel an tüchtigen Hunden kann ihm und dem Heerdenbesitzer große Verluste bringen.

lebt, die zwei kleine, braune Hirtentuben begleiteten, die wie echte Murillos aussehend, in ihrer Zerknirschtheit gottvergessen waren, und dabei einen unbeschreiblichen Ausdruck von treuer Pfliffigkeit hatten. Checco hieß der eine; er pffte auf dem Finger und rief: Zingarella! Zingarella! Eine schöne, große, weiß- und schwarzgefleckte Ziege kam von den Felsblöcken herab in lustigen Sprüngen, Pietro, der andere, sagte sie bei den Hörnern, und schwang sie mit leise girrendem Tone zur Ruhe, während Checco mir drei Mal einen lebernen Wasserbecher mit schäumender Milch aus dem stehenden Futter füllte. Die Knaben erzählten, daß die Ziegenheerde und die sechs Kühe alle Namen haben. Dort die silbergrane, hoch am Felsen, ist die Sposina und sucht immer gern die höchsten Stellen; dort zwischen dem Farrenkraut fraß Maschevina und weiter unten an dem Haselnuß knusperte die buntingschneide Frabolina. Die Thiere hörten alle auf ihre Namen und kamen auf deren Ruf gesprungen. Stahl, Italien I. 231.

— — — Rancher lehrt aus dem Walb, ein beraubter
Hirt, vom Nachtgewürge der wüthumirrenden Wölfe,
Dessen gehörnetes Vieh ein plötzliches Wetter im Bergwalb
Forttrieb und die stürmischen Hörner der winternden Luna.
Wärgung erschellet der Tag; dem Gebieter zu melden das frische
Unheil fürchtet er selbst und mißgestaltet vom Sandwurf
fällt mit Gesein' er das Feld und die Stille des weiten Gehages
Sagt er und lockt in lange Reih', die verlorenen Kinder.

Stat. Theb. III. 45.

Der aus- oder rückzählenden Herde gehet der Hirt nicht nach, wie bei Philostratus (Imag. 11), sondern voran, wie ein Feldherr; er mustert, zählt und überzählt sie (Virg. Ecl. I. 75. G. III. 224) wie Hercules (Dion. H. I. 39), damit seiner Seite nichts verabsäumt werde, sie vollzählig zu erhalten und beim Winterheimzuge dem Gebieter ohne Verlust zurückgeben zu können. Die allabendliche Durchzählung ist dringend nöthig (Auson. ep. 68. Calpurn. III. 63), weil manche Stücke gern vereinzelt werden, nicht nach den Gehegen wollen, zurückbleiben, andere sich verlaufen (Arist. h. a. IX. 3) von den Hunden verschluckt, von den Stürmen entführt, von Bären und Wölfen angefallen werden. Dem Wolfe setzt sich das Rindvieh, besonders die Kuh mit dem Kalbe, zur Wehr, aber gegen den Bären richtet weder sie, noch der Stier etwas aus. Er hängt sich dem Thiere mit allen Vieren an den Hals und Hörner und ermüdet es durch die Bucht seines Körpers (Pl. VIII. 54). Der Wolf wagt sich nie von vorn an einen Stier, aber er thut, als ob er ihn von vorn packen wollte, bis er nach ihm kößt, springt ihm dann mit schneller Wendung auf den Rücken und überwältigt ihn so (Ael. V. 19). Die Kunst hat die Kämpfe der Stiere und Wölfe oft herrlich dargestellt; vor dem Tempel des Apollo Lycius in Argos steht ein Fußgestell, das in erhabener Arbeit den Kampf eines Stieres und Wolfes darstellt und dabei eine Jungfrau, wahrscheinlich Diana, welche einen Stein auf den Stier wirft (Paus. II. 19).

Der Hirt bedarf unter solchen Fährlichkeiten Muth, und Vorsicht in Behandlung des tragenden Viehes. Die Tränke desselben an kalten Bächen und Flüssen ist schädlich; besser ist es, dasselbe an Landseen, oder, wie Apollo's Kinder (Hom. H. in Merc. 104) aus eichenen Tränkrinnen (Virg. G. III. 380) oder angelegten Weihern saufen zu lassen, weil das stets kältere Flußwasser, wie verdorbenes Futter, Fehlwürfe veranlaßt. Regenwasser

trinkt das Rindvieh sehr gern (Col. VI. 22), doch muß es rein und bester Beschaffenheit sein (Veget. III. 1). Er muß ferner darauf sehen, daß die Heerde nicht den plötzlichen Unwettern, Plazregen, Orkanen oder Hagelschlägen im Freien ausgesetzt werde. Zu dem Ende nehme er die verschiedenen, von der Natur gegebenen Wettervorzeichen (Virg. G. I. 359), sonderlich das Verhalten des Viehes selbst, welchem ein Vorgefühl dafür einwohnt, sorglich wahr. Wenn es ausgelassen scherzt, tritt anderes Wetter ein; wenn es den Himmel anlecket, sich gegen das Haar oder an den Vorderfüßen leckt, gegen Mittag steht, sich rechts legt, brüllend in den Stall rennt (Pl. XVIII. 88. Arat. 388. Geop. I. 3) oder

— — — die Milchkuh
 Schnaubt, gen Himmel gewandt, die Luft in offenen Nüstern
 Virg. G. I. 375.

steht Regen zu erwarten.

In der Gegend von Torone in Macedonien geben die Kühe bis wenige Tage vor der Geburt Milch (Arist. III. 21); anderwärts stehen sie längere Zeit milchlos (Pl. XI. 96). Die Geburt erfolgt nach Angabe einiger Schriftsteller genau mit dem letzten Tage des zehnten Monats nach der Empfängniß und mit derselben tritt auch die Milch ein. Früher fallende Kälber taugen nichts (Pl. VIII. 70. Varr. II. 1), oder sind lebensunfähig wegen Weichheit der Klauen (Arist. VI. 21). Der Wurf erfolgt stehend oder liegend. In der Regel bringt die Kuh, wie alle Zweithufer (Pl. XI. 83), nur ein Junges zur Welt. Zwillinge fallen selten (Pl. X. 70), am seltensten aber kommt dieser Fall bei Stürken (vituli) vor, überall in Folge reichlicher Fütterung. So ist's namentlich in dem durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Aethien, wo die Hühner täglich 2—3 Mal legen und die Kühe gewöhnlich Zwillinge, nicht selten Drillinge, sogar Vierlinge werfen und dabei reichlich Milch geben (Arist. h. a. VI. 1. Mir. ausc. 140. Athen. VII. p. 285). Die Hirten halten auf die Zwillingesgebäuerinnen (*β. διδοματόνος*) viel und rühmen, wenn eine

Zwei Mal kommt zur Welt und nährt zwei Junge am Euter.
 Virg. Ecl. III. 30.

Naturkundige haben die Wahrnehmung gemacht, daß eine Kuh, auch wenn Drillinge fallen, doch nur in der rechten Mutterhöhle trägt.

Die Kalbezeit beginnt im März und geht im April zu Ende, an dessen einundzwanzigstem Tage die romulischen Hirten die Stadt gegründet haben sollen (Varr. I. 1. Prop. IV. 4. 74). Das Landvolf feiert an diesem Tage das Fest der Pales (Palilia), vielleicht nach einer weit über die Gründung der Stadt hinausreichenden Religionssttte, welche auch die Veranlassung gegeben haben kann, daß dieses Unternehmen auf diesen Tag verlegt und dem Hirtenvolke zur Pflicht gemacht wurde, die ihm günstige Gottheit an demselben zu versöhnen (Dion. Hal. I. 88). Wie dem sei, das Fest gehört zu den ältesten und vorzüglichsten, dessen Gebräuche sämmtlich auf Sühnung des Menschen und des Viehes und auf das religiöse Verhältniß zwischen Viehzucht und Feldbau sich beziehen. Die Hirten und Landleute bringen der uralten, bald in Tempeln verehrten (Flor. I. 20), bald als Bild

— — — ein Werk ländlicher Spitze von Holz

Tibull. II. 5, 26.

unter Bäumen dargestellten Göttin Pales, um glückliche Geburten ihres Groß- oder Kleinviehes zu erringen, Opfer (Dion. H. I. 88) von Milch und Hirsefuchen, oder Opferspelsen von Hirse und Milch und schleimigem Brei, wie ihn die Kälber erhalten oder setzen laue Milch im Mehlsasse hin, werfen Hirsefuchen und Körbe mit Hirse nebst Delzweigen, Kräutern und Lorbeerblättern ins Feuer, entsündigen sich hierauf durch Weihewasser und durch tanzende Ueberhüpfung angezündeter Haufen von Spreu, Heu und Stroh, wobei man die Kälberasche von den Forticidien zum Weihrauch braucht. Bei so unblutigen Opfern richtet der Hirt auch sein Gebet an die Göttin, die gute Bergweide verleiht (Pales montana, Nemesian. II. 55) und mit Janus vor vielen Senchen und Raubthieren schützt, die Weibchen fruchtbar und die Männchen befruchtungskräftig macht. (Ovid. Fast. IV. 747—774. Propert. IV. I. 19: 4, 73).

Die Kalbezeit ist für den Heerdenbesitzer erwünscht und erfreulich, denn

Immer noch mehr gehörnete Küh' und bessere immer
Werden von Jahr zu Jahr dem Herrscher, wenn alle gesammelt sie
Bringen ihm lebende Frucht, vortreffliche, weibliche Frucht auch.

Theocr. XXV. 123.

Die Freude steigt, wenn etwa ein nach langer Zeit endlich einkehrender Gastfreund oder lieber Nachbar, dem es Wetter und Arbeit verstattet (Hor. S. II. 2, 118), den Anwachs anschaut und rühmend spricht:

— — — Schwerlich hat Jemand
Eine so früh anwachsendeucht breitsirruiger Kinder.

Hom. Od. XX. 211.

Sie aber verlangt in nicht geringem Grade die Aufmerksamkeit des Gebieters und die Sorgfalt des Hirten. Die Stallungen, am besten südwärts gelegen (Col. VI. 23) und mit hartem Stein (saxum) oder Grand (glarea), der Wasser und Lauche abfließen läßt, oder mit Sand, der die Feuchtigkeit einschluckt (sorbere), nach beiden Seiten abschüssig ausgelegt, müssen jetzt mit Laub oder sonst etwas, das weiches Lager abgiebt, gestreut werden (Varr. II. 5). Kalten Windzügen dürfen hochtrachtige Kühe nie, am wenigsten in der Nacht ausgesetzt sein.

Anrathlich, ist mit Eintritt der Kalbezeit die Erstzüge nach entfernten Weideplätzen zu unterlassen. Hat man das Gras in der Nähe der Ställe schon zuvor geschont, können die Kühe nach dem Werfen sich ohne anstrengende Wege nicht bloß sättigen, sondern finden auch gleich bei dem Wiederaustritte schmackhaftes, ihrer dann eintretenden Raschhaftigkeit und Wähligkeit entsprechendes Futter (Varr. II. 5). Wenn man sie zur Arbeit verwendet, müssen sie, außer Weidefutter, noch stärkende Fütterung zur Aufhülfe und Unterstützung erhalten, damit sie sich von den Anstrengungen der Geburt erholen, nicht abfallen, die Kälber kräftiger nähren und bedürftige Eigenthümer in die Möglichkeit versetzen, ihnen einen Tribut an Milch für ihre Wirthschaft anzulegen (Pallad. V. 7).

Später, wenn die Kälber schon älter geworden, unterlasse man nicht, den säugenden Kühen (foetae, boves lactariae) neben dem Weidefutter noch besonderes, stärkendes Futter zu verabreichen. Auf Milchabsatz erweisen sich alle blähenden Stoffe (Arist. h. a. III. 21), namentlich grüner Eytisus (Varr. II. 1, 5), Luzerne, Lupinen, gedörrte Gerste, macerirte oder geschrotene Erben, jarter Kohl (olus) vermisch mit gedörrter oder gemahlener, eine Nacht in Milch eingequellter Erse, wirksam; Bohnen und Wein befördern Milch und Kraft zugleich. Wein ist überhaupt gleich nach der Geburt dem Mutterthiere unschädlich. Die Aelp-

ler machen häufige Anwendung von demselben und haben in Folge dieses Trankes reichlichen Milchgewinn und Käse voll Wohlgeschmack (Col. VI. 24, 6)..

In Bauernwirthschaften hat sich der altväterliche Gebrauch, säugende Kühe noch zu erhalten, melden. Manche sehen es als das Zeichen einer guten Zugkub an, wenn sie das Kalb nährt und täglich noch ein- oder zweimal gemolken werden kann (Virg. Ecl. III. 30). Die neueren Lehrer der Viehzucht tadeln und verbieten dies mit Recht:

— — — Es müsse die Melkkuh
Nicht nach der Väter Sitte weiß schäumenbe Kübel dir füllen,
Sondern die trautesten Kinder erfreuen mit der Fülle des Euters.
Virg. G. III. 176.

Wer säugende Kühe melkt, bestiehlt die Kälber (lactantes vitali, Ovid. M. X. 226); das Euter gehört ihnen allein; die Milch ist nie so viel werth, als der Verlust, der dadurch am Kalbe entsteht. Das auf Schafe bezügliche Wort gilt auch für Rindvieh:

Schon' doch die Jungen; mit schlag' niemals zu hoch den Gewinn an;
Daß der weißliche Riß' des Mark's verderbe die Lämmer;
Denn dir werde gepflegt in sonderer Liebe der Nachwuchs.
Calpurn. Ecl. V. 36.

Der Hirtenmeister möge daher auch die Knechte am Abende, nach der Heimkehr, wie auf der Trift im Auge haben, daß weder sie selbst (Theocr. IV. 3), noch ihre Weiber die Euter heimlich entleeren. Nur die erste Milch gleich nach der Geburt, die s. g. Gieß (colostrum) muß ausgemolken und mit etwas Wasser den Kälbern gereicht werden (Pl. XI. 95).

Das Melken erfolgt Morgens und Abends. Gutgewöhnte Kühe kommen häufig von selbst, stehen still und lassen sich das vollstrogende Euter gelassen entleeren. Es giebt aber wilde, namentlich junge Thiere, welche sich unbändig gebärden und erst gepfählt oder gespannt werden müssen. Während die Melkmeister und Geräthschaften für die Milch in der Nähe in Bereitschaft stehen,

Füget ein Mann an die Fäß' mit wohlgeschüttetem Kienwerf
Fest die hölzernen Pfäße, dann seitwärts hocht er und melket;
Der trägt volles Geschirr' und rühret die lüsende Bahn' um,
Jener treibet die Farren herein von den Ställen gesondert.

Theocr. XXV. 101.

Wie haben bereits bemerkt, wie die in den Dämmerungsstunden rückzügelnden Heerden beitragen, die Einsamkeit des Landmanns zu unterbrechen und das Landleben in einer den Städtern ungeliebten Weise zu verschönern. Ich wenigstens liebe und lobe die Zeit, wenn auf meiner Villa

Flöhet der Hirt sein Lied auf der Pfeif' absteigendem Rohre
Und nicht schlet der Hund' emsig begleitende Schaar;
Dorther hallt Gebrüll aus hochauftretender Balbung,
Hier bellaget das Kalb, daß ihm die Mutter noch fehlt.

Ovid. rem. am. 181.

Auch der Hirt, wäre er noch so matt (Quint. Smyrn. VI. 347), freut sich des abendlichen Heimzuges und läßt manches zürnende oder warnende Wort fallen, wenn

Eilen die Kälber den Kühen mit Freudensträngen entgegen;
Nicht hält sie das Geheg, sie umhüpfen mit lautem Geblöte
Ihre Mutter.

Hom. Od. X. 410

So lange die Kälber das Guter haben, müssen sie über Nacht, wie bei Tage, um nicht getreten zu werden, von den Alten getrennt sein. Abends und Morgens leget der Hirt

— — An die Guter die Säuglinge liebenden Müttern,
Daß sie die lauliche Milch einsaugen mit gieriger Sehnsucht.

Theoc. XXV. 104.

Sind sie satt, bringt sie der Hirt in nahe, bedeckte Ställe (laota), welche zur Erhaltung gesunder Füße und Hufe mit Steinen ausgelegt und weich ausgestreut sein müssen (Varr. II. 5. Virg. G. IV. 434). Je älter sie werden, um so weniger können sie bei Milch allein bestehen; man gebe ihnen daher noch zartes Kraut, Gesproß, später auch Körner.

Die Kuhmütter haben ihre Kinder sehr lieb; ihr Schmerz ist groß und wird laut, wenn sie etwa sterben, wenn sie abgesetzt, zum Schlachten fürs Haus oder zum Opfer für Pan (Catull. XX. 15) genommen werden (Senec. ad. Marc. 7. Ovid. Fast. IV. 460. Ovid. rem. 183).

— — Sehnenbe Wälder durchstreift die Beramba,
Reicht von dem Pfad, gedrückt von doppelgeflanneten Füßen,
Nichtet den Blick nach jeglichem Ort, ob könne sie dort wohl
Späh'n das verlorene Kind; sie erfüllet mit brüllendem Klageuf
Sprossentragend Geheiß, dann bleibet sie stehen und oftmals

Reht nach dem Stall sie juckt, durchbohrt von Sehnsucht des Kälbens;
Nicht zartschossige Weiden, nicht Kräuter erfrischt vom Thau
Können, noch irgend ein Bach, der hoch in den Borden einherrollt,
Je verlocken ihr Herz und den Drang abwehren des Kummers;
Nicht auch andere Kälbergestalten auf lustigen Ängern
Können ablenken ihr Herz und Finckern bringen dem Kummer;
Eignes nur und Bekanntes begehrt sie beständig.

Lucret. II. 354.

Die Mutterliebe ist sogar todesmuthig; auf den später zu verwilligenden gemeinschaftlichen Weiden wachen und übernehmen für die Kinder selbst Erstlinge den Vertheidigungskampf gegen anfallende Wölfe.

— — Das wehrlose Kälben umfassen in Liebe,
Nimmt in Wacht die Erstlingsmutter; dränget der Wolf an,
Trägt sie um sich die Hörner in Kreisen rechts hin und links hin;
Selbst nichts fürchtend und nicht gedenkend des schwächeren Geschlechtes,
Schäumt und stellet das Weib nachahmend die Stiere der Kraft dar.

Stat. Theb. IX. 116.

Ein Kalb, das verloren geht, werde durch ein anderes, dem die eigene Mutter nicht Nahrung genug gewährt, ersetzt (Varr. II. 5). Ihm, wie der Mutter, wird dadurch geholfen, nur muß es der Hirt anfänglich wenigstens anhalten. Ganz vorzügliche, vielversprechende, von den eigenen Müttern nicht genügend genährte oder zu Opfern bestimmte Kälber lasse man an zwei Kühen säugen; so werden sie selbst, kräftig und zuchttauglich (Varr. II. 5).

Bald nach der Geburt werden die Kälber, je nach ihrer Bestimmung, zum Verkauf, zur Zucht, zum Opfer, oder Anspannen ausgewählt,

Denen sofort Merkmale, sowohl Stammnamen, zu einbrennst,
Als auch, welche der Herde vielmehr zu ergänzendem Zuwachs,
Ober dem Opferaltare geweiht sein, oder dem Felbbau,
Daß sie die Flur aufbrechen, die rauh von Schollen emporstarrt.

Virg. G. III. 168.

Die eingebrannten Merkmale mögen in den meisten Heerden verschieden sein und in Thiergestalten oder in auf den Namen des Besitzers (Calpurn. V. 84), auf die Rasse, das Geschlecht, oder die Bestimmung der Thiere, hinweisenden Zeichen (character) oder Buchstaben bestehen. Die Zeichnung verbürgt die Abstammung, erleichtert das spätere Ausgreifen und hindert

das Austausch durch den Hirten oder Verwechslung derjenigen Stücke, welche sich etwa unter eine fremde Heerde verlaufen. Auf die Brandwunde wird Theer gestrichen (Col. VII. 9). Manche brandzeichnen nicht gleich nach der Geburt (Virg. G. III. 158), sondern erst im Ausgange des Januar (Col. XI. 2. 14: 18. Virg. G. I. 263) bis in den April (Pallad. II. 16).

Die Kälber sind die einzigen der langgeschwänzten Thiere, deren Schwanz bei der Geburt sein volles Raß noch nicht hat. So lange er nicht bis an die Kniekehle reicht, sind sie nicht zum Opfer tauglich; werden sie zum Altare getragen, sind sie lahm, suchen sie vom Altare sich loszureißen, haben sie noch nicht ein Alter von 30 Tagen, oder sind sie sonst nicht für die Gottheit geeignet, kann man nicht glücklich opfern (Pl. VIII. 70). Nach unsern Religionsfakungen muß, wie unter den Juden (3. Mos. 22. 20) und Aegyptern (Herod. II. 45) jedes Opferlamb fehlerlos sein. Die schönsten und ansehnlichsten Thiere werden für die Götter aus der Heerde gewählt (*eximium-quae eximuntur e grege*), oder mit Kalb bezeichnet, mit besonderer Rücksicht darauf, daß Geschlecht, Farbe und etwaige Zeichnung mit dem Wesen und der Bedeutung der Gottheit, der sie gebracht werden sollen zusammenstimmt. An den Vulkanalien (23. August) empfängt Vulkan, der Feuegott, röthliche Ochsenkälber; die hellfarbigen gebühren Helios; der Reiche wählt diese zu feierlichen Dankopfern und nur der Beringere andere Farben von glücklicher Vorbedeutung. Opferkälber werden vorsorglich behandelt, und abgesondert auf Fettweiden (Hor. Od. IV. 2. 54), in abgeschlossenen Thälern oder in Gehägen unter dem Schutze der Gottheit, der sie gebracht werden sollen, gehalten (Pindar. fr. p. 65). Weil die Opfertiere schwer aufzutreiben, sind sie theuer. Die Phocäer unterhalten den Glauben, daß alles Vieh, welches als Opfer für die Artemis bezeichnet wird, von Krankheiten verschont bleibe und fetter werde, als die übrigen Thiere (Paus. X. 35).

Die Kälber werden in der Regel nach sechs Monaten, um die Herbstgleiche, entwöhnt (Col. VI. 28), die Weibchen aber, die man zur Arbeit bestimmt, oder die, welche als Zuchtthiere Vieles hoffen lassen, behalten das Euter ein ganzes Jahr (Col. VI. 24). Die Kastration erfolgt gleichzeitig mit der Entwöhnung, bei abnehmendem Monde (Pl. VIII. 75). Abgewöhnt, gesellt man sie beständig zu den Müttern; ihr Futter besteht dann in

Weizenkleie (*furfur triticeus*), Gerstenmehl (*farina hordacea*) und zartem Grase bei Tränke Morgens und Abends (Varr. II. 5. ext.). Auf der Weide möge der Hirt Achtung auf schädliche Pflanzen haben. Hierher gehört namentlich das Chamäleon; der Saft heilt zwar die Räude und tödtet die Läuse der Hunde, frisst sie aber junges Rindvieh, bekommt es Bräune und stirbt (Pl. XXII. 21). Auch im Stalle bedürfen Absehlinge sonderliche Pflege und Abwartung; die Meierin muß darum die erforderliche Aufsicht über die Jungviehställe führen (Col. XII. 3), weil sie namentlich in Folge des Stehens im Stalle an Elephantiasis und der schwierigeren Verdauung des veränderten Futters (Veget. I. 9: 16) an Spulwürmern (*lumbri*) erkranken. Ist Letzteres eingetreten, stecke man ihnen Pillen (*osca*) aus gestoßenen, rohen Lupinen, oder santonisches, geriebenes Kraut (Bermuth) mit getrockneten Feigen und Ersen ein. Schweinesett, mit drei Theilen Psop vermischt, oder der Saft von Marrubium und Porree tödtet auch diese Thiere (Col. VI. 25).

Als Pflugtiere werden die Rälber erwählt, die nach Knochenbau, Kraft und Ansehen sich voraussichtlich zur Bearbeitung eines geschlossenen, schweren Bodens eignen und bei guter Nahrung starke Schollenbrecher (*globalarii*) abgeben werden. Nur wo der Boden leichter und die Pflugart flacher ist, kann man leichtere auswählen (Col. XI. 2). Dabei müssen sie gelassen und sanftmüthig sein; solche sind zum Ziehen besser, als die hitzigen, raschen und, im Vertrauen auf ihre Kraft, unbändigen. Ihnen gebührt von Kindheit an zur Kräftigung vorzügliches Futter. Gras, wäre dasselbe auch noch so nahrhaft, reicht, so wenig wie (Varr. II. 5) Schilfgräser, Rohrbblätter oder Eschen- und Ulmenlaub, dazu allein nicht aus; halbjährig müssen sie Weizenkleie, Gerstenschrot (Varr. II. 517) und Mengelforn (Virg. G. III. 205) erhalten. Dahin geht auch die Vorschrift des landwirthschaftlichen Lebrichters:

Reich' indessen nicht Gras nur der angebändigten Jugend,
Ober der Weib' ausgehrendes Laub und holbiges Leichschilf;
Kauf auch grünes Getreid' in die Hand!

Virg. G. III. 176.

Für Zugtiere ist der Charakter, den sie haben, von hoher Wichtigkeit. Diejenigen, die träg sind, wähle der Landwirth nicht, eben so wenig die, welche bei etwas Besonderem, das sie hören

oder sehen, schüchtern, oder zu furchtsam sind, über Brücken und Flüsse zu gehen. Sie müssen schon als Kälber langsam fressen, weil sie sich dann besser bei Kraft und Fleisch erhalten; die gierigen Fresser verdauen auch nicht gut (Col. VI. 2). Allmählich bereite man sie zu ihrer künftigen Bestimmung vor, lerne sie an, daß sie dem Worte des Gebieters folgen und vor Schlägen sich fürchten; man gewöhne sie handlich, traktire sie umgänglich, binde sie zuweilen an die Krippe, damit die einstige Bändigung (domitura) ungesährlicher und mühseloser als derer erfolgt, die erst zur Einjochung eingefangen werden (Virg. G. I. 285), wenn sie 2—3 Jahre wild auf der Weide gegangen sind. Drum:

Welche du nun zu Fleiß aufziehst und ländlicher Arbeit,
Bändige schon als Kälber und lehre sie strengere Sitten,
Weil noch schmelzig der Jünglinge Herz und biegsam das Alter.

Virg. G. III. 163.

Eine gute Einleitung zur Gewöhnung wird getroffen, wenn man, als Vorbild des künftigen Joches,

Auslegt um den Hals zuerst von des Weibiges dünnem Gesprosse
Weitgebogene Reif,

Virg. G. III. 166.

später zwei solche weidene Reife tragende Stierchen zusammenbindet und sie anlernt, gleichen Schritt zu halten. Mago ertheilt den Rath, die Kastrirung zwar in zarter Jugend, aber zur Vermeidung von Wunden nicht mit dem Eisen, sondern durch Einklemmung und allmähliche Abtödtung der Testikeln mit gespaltenem Ferulstabe zu bewirken. Weil indessen die jungen Thiere durch diese Operation zu stark angegriffen werden und sich nicht leicht erholen, scheint es angemessener, die Entmannung bis ins zweite Jahr, wo der Körper stärker geworden (Col. VI. 26), doch nicht länger, zu verschieben; das Fleisch wird später zu hart und ist nicht wohl brauchbar (Varr. II. 5).

Den zu kastrirenden Ochsen bindet man nach älterer Methode an einen hergerichteten Stand (machina) fest an, faßt dann mit zwei schmalen Holzklammern, wie mit Zangen, die Nerven der Hoden (testes), welche die Griechen Hängebänder (*αρεμαστῆραι*), weil die Zeugetheile abhängen, nennen, drückt die Hoden vorwärts und schneidet sie so ab, daß ihre äußersten Enden an den vorgenannten Hodennerven sitzen bleiben. Nach dieser Methode wird der Stier nicht in Gefahr gebracht, sich zu verbluten; der

Verlust der Männlichkeit macht ihn nicht gänzlich zum Weibe, er behält mit dem männlichen Aussehen wenigstens in der nächsten Zeit die Fähigkeit zu springen und zu zengen. Demnach wird die Wunde mit Asche von geschneidestem Rebholz (*cinis sarmentitius*) und Silberglätte (*spuma argenti*) bestrichen. Das Trinkwasser versagt man in den ersten Tagen gänzlich, das Futter bis auf eine Wenigkeit; das Thier erquickt man in den nächsten drei Tagen während des Wundfiebers durch abgeschnittenes Grünfutter, zartes Gesträuch und Laubsprossen, mißgönnt ihm aber noch das reichliche Trinkwasser. Damit die Wunde schneller heile und nicht von Fliegen belästigt werde, wird flüssiges Pech, Del und Asche aufgestrichen (Col. VI. 26).

Die beste Zeit zur Kastration ist in milden Gegenden der Frühling von den Iden des Februar bis zu den Iden des April, in kälteren von den Iden des März bis in die Iden des Mai (Col. XI. 2). Ausnahmsweise kann es auch im Sommer und Herbst stets bei abnehmendem Monde geschehen (Col. VI. 26. Pl. XVIII. 75).

Durch die Erfahrung ist man auf ein besseres Verfahren gekommen; man bindet nämlich den Stier, wirft ihn nieder, unterbindet die Hoden des straff angezogenen, mit einer hölzernen Klammer (*regula*) gepreßten Beutels, worauf die Hoden mit glühenden Beilmessern (*securis*), mit Holzbeilen (*dolabrum*), oder besonders zu diesem Zwecke eingerichteten, fast schwertartig gestalteten Instrumenten abgeschnitten werden. Nach diesem Verfahren kann man die Schärfe des weißglühenden Eisens in der Nähe der Klammer einsetzen und dann auf Einen Schnitt die Hoden entfernen; der Schmerz dauert nur kurz, die Wunde blutet, weil Adern und Haut verbrannt sind, nur wenig, vernarbt bald und gut (Pallad. VI. 7). Thierärzte versichern jedoch, daß durch Feuer entmannte Stiere, wenn sie vernachlässigt werden oder bei Kälte umhergehen, häufig in Starrsucht (*roborosa passio*) verfallen. Sie stehen dann steif wie Holz; der ganze Körper geräth in Spannung, die Nasenlöcher sind erweitert, die Ohren stocksteif, der Rücken unbeweglich, der Kopf aufgetrieben, Bug und Schenkel zusammengezogen, die Füße starr, daß man sie nicht von einander bringen kann; die Augen sind nach vorn geschlossen, der Rückgrath steinhart, deswegen der Schwanz ausgestreckt, daß er sich nicht richten und biegen läßt; hart sind auch die Lenden, die

Weichen aufgeschürzt. Niederlegen ist unmöglich. Außer den angegebenen Veranlassungen nach der Kastration entsteht dieses Leiden noch, wenn das Lastvieh an den Füßen zu tief eingebrannt wird, durch starke Reife, durch Schweiß bei zu starker Kälte oder durch den Uebergang aus der Wärme des Stalles in rauhe Luft.

Wenn die Starrsucht an den Hintertheilen anfängt und sich nach den Lenden zieht (*opisthotonos*), lassen sich die Kranken (*opisthotonici*) durch Bähungen und Salben wiederherstellen, fängt sie aber vorn an, ist Hülfe nicht leicht möglich, weil die Kinnladen-Sperre den Hungertod herbeiführt. Thiere, welche über den ganzen Körper starren, aber das Maul einigermaßen aufmachen können, muß man mit recht heißen Einsalbungen so lange, reiben bis sie in Schweiß kommen, gänzlich mit Wolldecken (*sagi*) behängen, in warmen Ställen halten und durch rauchloses Feuer in Wärme bis zum Schweiße versetzen. Man kann ihnen auch stärkere Lorbeerzweige, Weiden- und Eichenstäbe oder Feigensprossen, die eine natürlich erwärmende Kraft besitzen, zum Rauen ins Maul stecken, damit sie die Kinnladen bewegen und erwärmen. Als Getränk reiche man warmes Wasser, gegen den Hunger ganze Bohnen mit Lorbeerblättern; den Leib reinige man durch Klystiere von warmem Honig und Wein mit Bibergeil und in das linke Nasenloch giesse man ganz gutes Del mit Dekokt von Gerste (*ptisana*), oder dem Saft gewechter Gerste mit Kleie. Die Vorschrift, daß man sie wiederholt bei warmer Luft in Fluß- oder Meersand bis zum Kopf oder zur Nase so lange, bis sie schwigen, eingrabe, hat sich weniger bewährt. Schlägt das angegebene Heilverfahren nicht an, brenne man den Rücken kreuzweise auf der rechten und linken Seite, lege ihnen Säcken (*sacellatio*) mit Kleie auf den warmen Rücken oder reibe sie mit Salbe aus 1 Pf. Wachs, 1 Pf. Atronit, $\frac{1}{2}$ Pf. Terebinthenharz, 1 Pf. Galbanum, $\frac{1}{2}$ Pf. Bibergeil, 1 Pf. Opoponax, 1 Unze Pfeffer, $2\frac{1}{2}$ Unze altes Del und ganz guten alten Wein zur Verdünnung. Als schnell wirkendes Mittel empfiehlt sich eine warm aufgestrichene Salbe von flüssigem Bech mit Del und altem Wein, worauf man warmes Del in die Ohren gießt. Manche lassen den Thieren Blut ab, welches aufgefangen wird, thun Salpeter, Salz und Bibergeil hinzu, salben damit die an einem warmen Orte aufgestellten Patienten und geben als Getränk Ziegenmilch,

Kraute, Lorbeerbeeren, weißen Pfeffer, Del und geschrotene Bohnen zur Bewegung der Kinnladen (Veget. III. 24).

Manche lassen die jungen Stiere bis zum vollendeten zweiten, dritten oder höchstens sechsten Jahre frei auf der Weide gehen (Col. VI. 2) und fangen sie dann erst zur Bändigung ein (Pall. IV. 12. Virg. G. III. 163). Ueber das fünfte Jahr darf die Bändigung nicht verzogen werden, weil dann die Härte, vor dem dritten Jahre die Zartheit des Alters der Zähmung widerstrebt. Varro (L. 20) rath, Arbeitsstiere lieber roh als gezähmt in einem Alter von drei und nicht über vier Jahre anzukaufen, sie aber nie aus ebenen Gegenden in raube und gebirgige zu bringen. Zum Einfangen wählt man einen heitern, von allen Hindernissen, auch von Religionsfurcht freien Morgen gegen Ende des März (Pallad. IV. 12), umschlingt von zwei Seiten (Herod. II. 29) die Hörner, die mit Wollfellen umwickelt werden, damit sie sich nicht wund reiben, mit Hanfstricken (*funis cannabinus*), bringt sie dann in einen Stall, befestigt die Häuse an eingeschlagenen Gabeln und bindet sie ganz kurz, damit sie wenig Raum (*laxamentum*) zur Bewegung haben und einander nicht beschädigen können, an Pfähle, an denen sie auch etwas zu fressen erhalten (Col. VI. 2. 1). Die Messenier benutzen so wild erfangene Ochsen, um die Zukunft zu erforschen; sie binden sie nämlich an die auf dem Grabe des Aristomenes stehende Säule. Der Ochse, gewohnt, frei umher zu gehen, tobt und springt; bewegt sich nun die Säule, so deuten sie sich dieses zum Glück, bleibt sie bewegungslos, so ahnen sie Unglück (Pausan. IV. 30). Unsere Landleute lassen die Ochsen, wenn sie sich störrisch (*asperi*) gebärden, einen Tag und eine Nacht ohne Futter angepfählt stehen; sind sie matt und mürbe, werden sie ins Freie geführt, wobei ein Mann vorweggeht, dem Mehrere hinten nach folgen, welche sie an Ziehseimen (*retinacula*) festhalten; vor ihnen her geht Einer, der mit einem Weidenknüttel die Unbändigkeit unter mäßigen Schlägen züchtigt. Sind sie sanft und gelassen, kann man sie schon am Abende des ersten Tages aus dem Stalle führen und antreiben, 1000 Schritte abgemessen und ohne scheu zu werden, zu gehen. In den Stall zurückgeführt, werden sie wieder kurz, daß sie den Kopf nicht bewegen können, an die Pfähle angebunden. Wer den in Banden Geseffelten sich zu nähern beabsichtigt, komme weder von hinten, noch von der Seite, sondern

von vorn, damit sie den Anblick des Menschen vertragen lernen; er rede sie sanft an, streichele Rücken und Nase, damit sie sich an menschliche Ausdünstung gewöhnen, halte etwas Futter vor und besprenge sie mit lauterem Wein, doch sichere er sich, durch Stellung auf die Seite, um nicht gestochen oder geschlagen zu werden, denn sie behalten diese Unart, wenn sie das erste Mal gelang, später bei. Demnächst trackle er sie wieder auf dem Rücken und lege die Hand an Bauch und Schaamglied (*femina*), damit sie bei späterer derartiger Berührung nicht scheu und unbändig werden, wenn man die Zeden (*ricini*), die sich gewöhnlich hier ansetzen, abnehmen will. Ist der Stier etwas zahm geworden, breche ihm der Bändiger das Maul auf, ziehe die Zunge hervor, reibe ihm die ganze Maulhöhle mit Salz, stecke pfündige, vorher in gesalzene Fettbrühe getunkte Brocken mit einem Löffel (*lingula*) in den Schlund und gieße ihm einen Sextar Wein durch ein Horn ein. Unter solchen Liebkosungen kann er nach drei Tagen ziemlich zahm und dahin gebracht sein, daß er am vierten das Joch auf sich nimmt, an welches ein Facken gebunden wird, der die Stelle der Deichsel im Ziehen vertritt; auch legt man ihm leichtere Lasten auf, um durch größere Anstrengung seine Geduld zu erproben. Nach diesem Exercitium werden die Stiere zu zweien zuerst vor einen leeren Wirthschaftswagen (*plastrum*) gespannt, den sie, allmählich beschwert, wo möglich durch eine kleine Stadt oder einen Flecken, wo das häufige Geräusch und der Wechsel der Erscheinungen sie schnell gewöhnt und nutzbar macht, weiter ziehen müssen (Varr. I. 20).

Oft nunmehr heiß jene dir ziehn unbeladene Räder
Durch das Gefild, und oben den Stanz mit dem Glaise bezeichnen,
Bis vom mächtiger Last die buchene Achse gebrängt nun
Anarrt und die eiserne Deichsel verbundene Scheiben einherrollt.

Virg. G. III. 172.

Sollten sie sich beide etwa nicht vertragen wollen, lege man ihnen die von dem thrazischen König Lyfimachus gefundene und genannte Pflanze, *Lyfimachia* (*L. Salicaria* L.), auf das Joch, die sie besänftiget (Pl. XXV. 35).

Die Bändigung zum Pfluge ist ebenfalls nicht leicht,
Denn es versaget der Stier den Pflug, entnommen der Hornheerd,
Und dem Drude des Jochs weigert der jähliche Hals.

Ovid. Pont. III. 7. 15.

Es ist nicht entsprechend, dieselbe durch rauhe, ungestüme Behandlung oder Schläge in der Weise des Landvolkes erzwingen zu wollen:

Häufigere Schläg' erträgt, als frommt, zum Gebrauche des Pfluges,
Wenn gepreßet der Stier erster Jochung sich kränkt.

Ovid, Amor. I. 2. 15.

Die Gewöhnung muß allmählich und erst nachdem sie zum Wagen gelehrt, erfolgen (Ovid. A. amat. I. 471: II. 184);

Erst mit der Zeit erduldet der Stier den wühlenden Landpflug,
Und gekrümmtem Joch reicht er zum Drucke den Hals.

Ovid, Trist. IV. 6. 1.

Die ersten Versuche werden an einem leichten Pfluge in einer Ebene (Varr. I. 20) in sandigem, lockeren Erdreich oder aufgepflügtem Felde (ager subactus) gemacht, damit sie nicht vor der Schwierigkeit der Arbeit zurückschrecken; beim Ausbruche harten Landes verwundet und morschet der weiche Hals (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12). Zwei Kenninge (novitii) zugleich und neben einander anzulernen, ist nicht anrathlich, denn wenn

— Stier' entleeren der tropigbildenden Hornheerd',
Strebt zu gesellen der Bauer dem aufgebürdeten Landpflug,
Zieh'n sie großmuth, denn noch nicht von häufiger Pflugschaar
Hat sich geneiget der Stolz des Rades zu schwellegem Eng ab,
Der hieher, der dorthin und lösen die Banden mit gleichen
Kräften und wirren die Furchen im Gange zur Rechten und Linken.

Stat. Theb. I. 131.

Weit besser ist's, den Novizen neben einen zahmen und kräftigen Veteranen zu spannen, von welchem er in allen seinen Berichtigungen gleichsam unterrichtet wird (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12. Pl. VIII. 70). Will der Störrige nicht fort, schleppt ihn dieser nach, prallt er los, hält ihn dieser auf. Will man sich der Mühe unterziehen, ein Dreijoch anzufertigen, lassen sich selbst ganz widerstrebende Stücke dahin bringen, daß sie die schwersten Arbeiten nicht versagen, denn zwischen zwei Veteranen vor dem Pfluge wird auch dem Faulsten die Möglichkeit genommen, sich dem Dienste zu entziehen. Springt er unbändig los (bovinari), halten ihn seine Arbeitsgenossen nach ihrem Wohlgefallen zurück; bleibt er stehen, so muß er doch folgen; will er sich niederlegen, wird er durch die beiderseitige Kraft in die Höhe gezogen; die zur Rechten und Linken ihn umgebende Nothwendigkeit entkleidet

ihn seines Troges und macht ihn mit sehr wenigen Schlägen der Arbeit fugsam *).

Alle, insbesondere Keulungs-Ochsen, müssen recht kurz gespannt werden; so nehmen sich die Gespanne besser aus, sie gehen mit hochgehaltenen Köpfen und die Hälse werden, wenn das Joch wohl anliegt, nicht so leicht getrieben (Pl. XVIII. 49. Col. II. 2). Der Pflüger muß aber dennoch öfters nach den Druckstellen sehen;

Schau, wie brennet die eingefangenen Stiere das Erstjoch!

Ovid. Rom. 237.

Verwundung durchs Joch macht sie trotzig oder zur Arbeit unfähig. Zugochsen (bos jugarius) dürfen auch nicht stets auf derselben Seite gehen; wechselt man sie dergestalt, daß der zur Rechten bisweilen auf die linke Seite gebracht wird und umgekehrt, erholt sich ein Jeder (Varr. I. 20).

Es giebt unter den gebändigten, namentlich ausländischen, schlaffe Stücke, die sich in die Furchen legen. Nach meinem Erachten läßt sich ein solcher nicht durch wüthige, rohe Behandlung, wie die Ochsenknechte in ihrer Weise pflegen (bovinator), sondern durch Vernunft bessern. Wer meint, durch Stacheln, Feuer oder andere Martern die Unart heilen zu können, versteht die Kunst vernünftiger Behandlung nicht; der hartnäckige Troß des Ochsen macht in den meisten Fällen den wüthigen Treiber müde. Weit

*) Die Italiener sind heut' noch die besten Ochsenbändiger der Welt.

„Die Ochsenheerden der Campagna befinden sich noch jetzt in einem halbwilden Zustande; sie werden von den sog. Campagnareitern nach Rom getrieben, auf einem großen, zur Rechten der Ringmauer in der Nähe der Tiber liegenden, umhegten Platz gestellt, wo sie bis zum Schlachten bleiben, da sich Rom aus ihnen mit dem beliebten Ranzo (Windfleisch) versorgt. Die Kinder, welche von den berittenen Campagnolen aus den Weideplätzen der Campagna zu dem Platze getrieben werden, in dessen Nähe das Schlachthaus befindlich ist, bringt schon der weite Weg auf dem ungewohnten Pflaster in Wuth. Es gewährt einen prachtvollen Anblick, wie die Campagnolen auf ihren kräftigen, wilden, langmähuigen Pferden in Spitzhut und Sammetjacke, die bespornten Beine mit den braunen Leberschienen bis ans Knie umschnallt, und die lange Lanze in der nervigen Rechten, die Hülte auf der Schulter, mit unglaublicher Kühnheit und Gewandtheit eine solche Heerde im vollen Laufe zusammenzuhalten wissen. Die Wendungen der Reiter mit ihren weiß schwarzen Pferden, die Stellungen, in denen sie ein widerspenstiges Thier mit einem wohlgeführten Lanzenstoße zur Ordnung bringen, sind höchst malerisch.“ Stahr, Italien III. 56.

nutzbringender ist, ohne alle körperliche Anäulung, durch Entziehung des Fressens und Saufens den Niederleger (*bos cubitor*) zu bessern; Regungen der natürlichen Bedürfnisse wirken stärker als Schläge. Legt er sich, lasse man ihn ruhig liegen, binde ihm aber die Beine, daß er weder aufstehen, noch fortgehen, noch weiden kann. Hunger und Durst zwingen ihn, seine Trägheit aufzugeben (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12).

In den Provinzen, namentlich in den Alpen bindet man das Joch gewöhnlich auf die Hörner; wir legen es auf den Nacken. Fast alle Lehrer der Landwirthschaft haben die Hörnerjochung und nicht ohne Grund verworfen, denn mit Hals und Brust kann das Rindvieh am meisten leisten, indem es sich mit seiner ganzen Körperkraft in die Arbeit wirft. Legt ihm das Joch an den Hörnern, wird der Kopf zurückgezogen, das Thier gequält und doch nur vermögend, die Erdoberfläche mit einem noch dazu sehr leichten Pfluge zu verwunden (Col. II. 2).

Schon die ältesten Griechen hielten den Grundsatz fest, daß Gespannstiere einander in Körpergestalt, Größe, Schritt und Kraft einander gleich sein mußten. Daher der Wunsch des Odysseus:

— — — — — Lieb' ich ein Joch der trefflichsten Stiere,
Dunkelfärbt, großwüchsig und Weib' vom Grase gesättigt,
Gleich an Alter und Kraft, von unbezwinglicher Stärke,
Einen Morgen zu adern und wiche die Scholle dem Pflugschaar,
Sehen solltest du dann, wie gerade Furchen ich zöge.

Hom. Od. XVIII. 370.

Gleichheit der Stiere galt im Volke als schöner Besitz, und der Dichter verschmäht nicht die beiden Helden Ajax, Oileus und Telamons Sohn in diesem Bilde darzustellen.

Wie in der That' den starken Pflug zween dunkle Stiere,
Gleich an Muth' selbender, hinstehn, an der Wurzel der Hörner
Quillet ihnen hervor viel Schweiß, es scheidet allein sie
Nur das schön geglättete Joch; sie durchstreben die Furchen
Und durchschneiden das Grängselb.

Hom. II. XVIII. 703.

Der Landmann hält mit Recht auf gleich großes und gleich starkes Arbeitsvieh (Col. VI. 2. Pallad. IV. 12. Varr. I. 20), denn entgegengesetzten Falles werden die Furchen wenig gerade (Hom. Od. XVIII. 374) und der schwächere Partner leidet durch den stärkern bis zum Verderben.

Wohlgefütterte Stiere sind Stolz und Ehre des Bauern, die besten Zaubermittel eines reichen Fruchttrages (Pl. XVIII. 8. 2). Es ist aber gleich fehlerhaft, sie anzufasten oder abmagern zu lassen; ihr Körperzustand (*corporatura*) muß in Maß und Geschick bleiben, starknervig und muskelhaft, nicht mit Fett überladen sein, weil zwiefache Last, des Leibes und der Arbeit, doppelt belästigt. Dem Hausvater liegt ob, auf gute Ernährung seiner Gespanne zu halten, ihnen die in der Religion vorgeschriebenen Feierzeiten zu gönnen (Col. II. 22. Tibull. II. 1. 5) und den Segen der Gottheit über sie herabzurufen. Bring' darum, wenn der Birnbaum in die Blüthe zu treten anfängt, für deine Ochsen einen Opferschmaus (*daps*). Versprich dem Opferschmaus-Jupiter (*J. dapalia*) einen Becher (*culigna*) Weines, wie viel du willst; gieß an diesem Tage den Ochsen, dem Ochsenwärter und allen, welche bei dem Opferschmause beschäftigt sind, Ferien. Hast du das Gelübde gethan, sprich also:

„Opferschmaus-Jupiter, was dir gebührt, laß dir diesen Becher Opferwein in meinem Hause und meiner Familie gelobt sein! Nimm gnädig auf.“ Darauf wasche die Hände (aus der *Futilla* oder *Favissae*), dann nimm den Wein und sprich: „Opferschmaus-Jupiter, zum Segen laß dir diesen Opferschmaus gelobt sein! Nimm gnädig auf den Opferwein!“ (*vinum inferius*.)

Wenn du willst, kannst du auch der Besta spenden. Der Opferschmaus des Jupiter besteht in einem Braten von Kleinvieh (*assaria pecuina*); das Gefäß Wein für Jupiter werde mit einem keuschen Gemüthe gebracht; opfere ohne Verunreinigung (*contagio*, Cat. 30: 31) des Fleisches und ehelichen Umganges (Tibull. II. 1. 11: I. 3. 25. Ovid. M. X. 434).

Gute Haltung, die Hauptsache bei den Stieren (Cat. 54), hängt großen Theiles von dem Wesen und der Sorgsamkeit der Knechte (*bubulcus*) ab. Solche Kerle müssen wie die Pferdeknechte nothwendig einige geistige Anlagen, tüchtige Stärke und Muskelkraft haben (Plutarch. Cat. 4) und im Stande sein, durch eine Ungeheuerlichkeit der Stimme und des Körpers sich fürchterlich zu machen, dabei aber doch verstehen, die Körperkraft ihrer Thiere durch Milde zu mäßigen. Ochsenknechte müssen mehr schrecklich scheinen, als wüthig sein, und die Stiere ihrem bloßen Befehle gehorchen. Der Knecht setze sie mehr durch Anbrüllen, als durch Aufschlagen in Furcht, denn sie werden, obwohl zu Schwach und

Elend geboren, bei ungestümer, grausamer Behandlung störrisch, versagen das Joch (Seneca. clem. I. 16) und dauern, durch Arbeit und Schläge zugleich entkräftet, nicht lange aus (Col. I. 9). Den Knüttel brauche der Knecht nur als äußerstes Mittel bei Widerspenstigkeit; er reize sie nie durch den Stachel, denn dadurch werden sie widerspännlich und ausschlaghaft; bisweilen gebe er ihnen eine Erinnerung mit der Peitsche (Col. II. 2).

Hat der Knecht die Ochsen lieb, wie sein Eigenthum, wird er sie gut halten, gut weiden und nicht, wie es auf fernem, vom Gebieter selten besuchten oder unter nachlässigen, treulosen Meilern stehenden Willen vorkommt, zu fremden Diensten verborgen oder vermietthen (Col. I. 7). Weil gute Behandlung ihre Gesundheit und lange Dauerhaftigkeit bedingt, muß der Meister unter allen Verhältnissen darauf sehen, daß die Knechte zur Zeit füttern (Col. VI. 3. Cat. 5) und zur Zeit ausmisten; gute Abwartung thut fast mehr, als gute Fütterung. Er gehe ihnen daher nach, damit sie das Vieh williger besorgen, bei der Arbeit nicht übermäßig anstrengen, belasten oder zu schnell treiben, nicht roh behandeln und zur vollen Sättigung füttern. Jede Krankheit, auch die Räude (scabies, Cat. 5) hat ihren ersten Ursprung in Magerkeit, die in manchen Gegenden Italiens im Winter eintritt; abgefallene Thiere erschöpft die Arbeit schneller, die Hitze quält, die Kälte durchdringt sie (Veget. III. 1). Zur bessern Abwartung ist angemessen, die Ochsenknecht-Zelle in die Nähe des Stalles zu verlegen (Col. I. 6). Spannvieh darf zu keiner Zeit eher aus dem Stalle geführt werden, als bis es sich satt gestressen hat; jede Aus- und Anspannstunde ist streng einzuhalten und frühe, sobald nur der Tag graut (*πρωτη ὑπ' ἀμφιλύκη*), in das Feld zu ziehen (Oppian. Cyneg. I. 135).

Es siehet zuerst vom Karst belastete Banern,
Kruft den langsamen Stier unter die Krümme des Jochs.

Ovid. Amor. I. 13. 15.

In den Frühstunden geht die Arbeit leichter von Statten, als am hohen Tage; Menschen und Vieh werden weniger angegriffen und — (Paus. IX. 17)

Manchmal erblühet der Stier von der Kraft der glänzenden Sonne.

Mit seltenen Ausnahmen (Herod. I. 31) wird pünktlich bis zur Abspannstunde (*βολουσις* s. *βουλευτον*, Cic. ad Att. XV. 27.

Hom. II. II. 779. Philostr. im. II. 24) in mäßigem Gange gearbeitet. Durch beeilten Schritt, weite Bege, schwere Lasten und übermäßige Anstrengung ermattet alles Laß- und Spannvieh; Schwäche (Veget. III. 1), Fieber oder Durchlauf sind die Folgen davon (Col. VI. 5). Heißt es — man rechnet in Italien wie in Griechenland Mittags- und Abendzeit nach der Stunde des Stierabspannens und nicht bloß unter den Bauern (Hom. Od. IX. 49) — auf dem Hofe: „Das Spannvieh kommt aus dem Joche“ (*τα ζευγάρια ἐκ βολυτοῦ ἔκει*) muß, namentlich am Abend (*βελύσιος ὥρα*), der Stall mit reichlicher Ausstreu von Stroh (Col. VI. 8), Eichen- und Eschenlaub oder Harrenkraut zum weichen Lager versehen sein oder werden (Cat. 5. Col. VI. 2, 23).

In den Ställen ist auf die größte Kecklichkeit, namentlich der Krippen, damit kein Futter vertreten und nicht Ekel oder Krankheit durch das Futter hervorgerufen werde, zu halten (Veget. III. 1). Nachzusehen ist Sache der Kelterin (Col. XI. 8). Sie darf insbesondere keine Hühner und Schweine zum Futter lassen, denn wie der Genuß des Krautes „Ochsenmord“ (*buphonum*) tödtlich auf Weidenvieh wirkt und der Dupressis, ein langfüßiger, in Griechenland bekannter, in Italien nur zuweilen im Grafe vorkommender Käfer (Pl. XXX. 10), wie schon der Name anzeigt, ein solches Gift ist, daß das Thier, welches einen solchen verschluckt, in Folge entstehender Entzündung platzt (Pl. XXII. 36), so stirbt das Stallvieh an Aufblähung und Leibschmerz, wenn es Hühner- oder Schweinekoth*) mitfrisst. Gegen diesen stets gefährlichen Vorfall bewähren sich warme Eingebungen von 3 Unzen Eppichsamen und ein halbes Sextar Eimen mit 2 Pfd. Honig gemischt, worauf man den Patienten zum Gehen zwingt und mit den Händen reibt, bis der Trank offenen Leib schafft; Lange vom Holze der Ulme oder anderer Bäume, gut gekocht und mit Del gemischt, soll sich auch wirksam erweisen (Veget. III. 3. Col. VI. 5). Die größte Vorsicht ist in Betreff der Schweine nöthig; hat ein Stier den Kothe eines Schweines, insbesondere einer kranken Sau gefressen, wird er sofort von einer Seuche mit ansteckendem Charakter (*postilentia*) befallen, die unter verschiedenen Formen bald in nasser, bald in trockener Natur auftritt;

*) In manchen Gegenden Deutschlands fürchtet das Landvolk in gleicher Weise Tauben- und Hühnersebern bei Pferden.

im ersten Falle fließt Schleim (humor) aus Maul und Nase, dem Futterkehl und Mattigkeit folgt; im letzteren giebt das Thier zwar keinen Schleim von sich, es frist aber nicht wie sonst und magert von Tag zu Tag ab. Hat die Seuche ihren Sitz in den Gliedern (*p. articularis*), hinkt das Thier, ungeachtet die Hufe gesund sind, bald auf den Vorder-, bald auf den Hinterbeinen; oder sie ist heulenartig (*p. farcimiosa*), wo dann über den ganzen Körper Geschwüre (*tubercula*) erscheinen, die aufgehen und zu heilen scheinen, aber bald an andern Stellen wieder vorkommen. Manchmal hat sie ihren Sitz unter der Haut (*p. subcutanea*), wo dann höchst verderbliches Wasser an verschiedenen Theilen vorbricht und abfließt, oder sie ist der Elephantiasis ähnlich, wenn Krätzschuppen von der Größe einer kleinen Linse auf der Haut entstehen. Sie artet sogar in Raserei (*mania*) aus, wo dann die Stiere ihre Sinne verlieren, nicht sehen, nicht in gewohnter Weise hören, und sehr schnell, auch wenn sie feist und munter erscheinen, verenden. Alle diese verschiedenen Krankheitsformen sind ansteckend. Geräth ein befallenes Thier in eine Heerde, so muß dieselbe, sei sie gezähmt oder wild, sogleich aus dem Bezirk nach Gegenden entfernt werden, wo kein Vieh zur Weide geht (*Col. VI. 5*), denn die Krankheit theilt sich durch Weidegras, Trinkwasser an der Quelle und im Stalle durch die Krippe, selbst schon durch den Anhauch den Gesunden mit. Die Leichen müssen über die Grenzen der Villenländerei geschafft werden, denn auch sie verbreiten allgemeine Sterblichkeit, in welcher manche Besitzer die Zeichen beleidigter Gottheit erkennen, aber ihre eigene Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit vergessen.

Auch gegen diese höchst gefährliche Krankheit giebt es Heilmittel. An sandigen, von den Wellen etwas bespülten Seestüfen wächst eine harte, strauchartige Pflanze, Mannstreu (*oryngion*) mit knotigem, einen Kubitus hohen Stengel und stacheligen, der wilden Distel ähnlichen Blättern, goldfarbiger oder gelblicher (*galbinens*) Blüthe. Die wohlriechende Wurzel dieser auch wider Schlangen und alle toxischen und akontischen Gifte, auch gegen Krankheiten der Pferde diensamen Pflanze, grabt man aus und bereite daraus ein Getränk; drei Unzen davon, eben so viel Panaceewurzel und Heusamen wohl abgewaschen, mit einem Sextar Weizenmehl, warmem Wein und Honig oder Sapa, bereite man zu Pillen, deren man täglich neun giebt; außerdem fülle man

noch Blut der Meerschilbkroete, oder wo diese schwer zu haben, der gewöhnlichen Schildkroete ein und warte den Erfolg ab. Man kann auch gepulverte Stengel der Cassia und des Beihmuths zusetzen und davon eine halbe Unze mit einem Sextar alten Wein dem Stiere in die Nase gießen. — Die Natur der vorgenannten Krankheiten ist bitter; sie lassen sich nach dem Grundsatz, daß Entgegengesetztes durch Entgegengesetztes sich nur heilen lasse, überwinden. Man nimmt daher gepulverten Bermuth, Lupinen, auch Tausendguldenkraut oder Saufenkel, mischt Alles zu gleichen Theilen mit einem Sextar Wein und giebt täglich 3 Kochlöffel davon mit 3 Unzen Oel dem Thiere ein (Veget. III. 3).

Kommen die Stiere von der Arbeit, müssen sie sich erst verschauen und fühlen, ehe sie an die Krippen gelegt werden (Col. II. 3). Das erste Geschäft des Jochmehrs (jugarius) sei, das Joch abzunehmen, worauf sie sich gern wälzen (Pl. XVIII. 35. 26), hiernach muß er sie abreiben, auf den Rücken mit den Händen drücken, den Hals mit lauterem Weine waschen und abreiben und wie den Stierkälbern bei deren Bändigung (Col. VI. 2) jedem 2 Sextare Wein durch ein Horn (cornu*) in den Schlund gießen. Hat ein Stier etwa Halbserschütterungen erlitten, hilft Blutentziehung aus dem Ohre augenblicklich; gepulvertes und aufgelegtes Ariankraut ist auch gut; hat eine Halsverrenkung Statt gefunden, entziehe man auf der Seite, nach welcher sich der Stier nicht richtet, Blut aus dem Ohre, nachdem man zuvor die größte Ader dieses Theiles mit Ruthen zum Anschwellen geschlagen hat, wiederhole am nächsten Tage den Aderlaß und lasse ihn 2 Tage lang ruhen. Blegt er den Hals nach keiner Seite, ist er aber in der Mitte angeschwollen, entzieht man ihm aus beiden Ohren Blut, um dem sonst nach zwei Tagen eintretendem allgemeinen Halsgeschwulste und der Nervenspannung zu begegnen. Ein goldnes Mittel gegen dieses Uebel besteht darin, daß die Rachengeschwulst mit Wasser aus dem Teiche, aus dem der Stier trinkt, angeneßt, getrocknet und dann mit einer Salbe von flüssigem Bock, Ochsenmaul, Bockstalg und allem Oel, Alles zu gleichen

*) cornu oder cornum bedeutet in der Lateinsprache der alten Thierärzte jeder Trichter oder trichterartige Vorrichtung von Horingestalt, ohne Rücksicht auf den Stoff, um Flüssigkeiten in den Stiertrachen zu bringen (Col. VI. 2. 7: 10. 1: 27. 11: Nemes. syneg. 228. Veget. V. 14 12. 5). Das Diminutiv cornulum dient, Urin in die Nase eines erkrankten Schafes zu gießen bei Col. VI. 5. 15.

Thellen aufgelocht, eingerieben wird. Versagt der Stier wegen Genickanschwellung das Joch gänzlich, lasse man ihn einige Tage stehen, wasche den Hals mit kaltem Wasser, reibe Silberglätte ein oder lege, nach Celsus Rathe, gepulverte Avia auf (Col. VI. 14).

Kommen die Döfen mit schmutzigen Füßen vom Wege oder von der Weide, befehle der Reiter, dieselben, ehe sie in den Stall geführt werden, mit Wasser abzuspülen oder in dem Weiher auf dem Hofe zu baden (Varr. I. 13), weil der anhaftende Roth Geschwüre erzeugt, die Klauen erweicht, beim Rauen Beschwerden und im Schlafe Unruhe verursacht (Cat. 5. Veget. III. 1). Hufwunden heilen die Landleute dadurch, daß sie die Hörner mit Fett bestreichen (Pl. XI. 45); damit die Füße durch Gehen nicht wund werden, salbt man die Hörner, ehe sie einen Weg antreten, mit flüssigem Pech (Cat. 72. Pl. XXVIII. 81).

Schlägt dem Döfen das Blut in die Füße, entsteht Lähme; die Klaue fühlt sich warm an und der Döf läßt dieselbe nicht stark drücken. Steht das Blut noch über den Klauen, zertheilt es sich durch Reiben; hilft das nichts, wird es durch Schröpfen entzogen; sitzt es schon in den Klauen, wird in der Mitte beider mit einem Messer eine leichte Oeffnung gemacht, Essig und Salz aufgelegt, der Fuß mit Sparsohlen überzogen und trockene Stalung geschafft; unterlassene Entziehung des Blutes hat Eiterung zur Folge, die nur langsam geheilt wird. Gleich anfängliche Einschnidungen und Reinigungen, demnächst aufgelegte Lappen mit Essig, Salz und Del, ferner, altes Schweinefett (*axungia*) und Bodstalg (*sebum hircinum*) zu gleichem Gewichte abgelocht, bringt Heilung. Wenn das Blut unten in der Klaue sitzt, werden die äußersten Theile derselben bis aufs Leben eingeschnitten, damit es abfließen kann, und der in Spart eingewickelte Fuß in Leinwand geschlagen; in der Mitte braucht man nur dann eine Oeffnung zu machen, wenn schon Eiterung entstanden ist. — Ist die Lähme Folge von Nervenschmerz, reibe man die Kniee, Kniekehlen und Röhrbeine mit Del und Salz, bis sie vergeht. Bei Kniegeschwulst sind Umschläge von warmem Essig oder Honigwasser (*aqua mulsa*) mit Leinsamen oder Hirse oder aufgelegte, mit warmem Wasser und Honig bestrichene Schwämme, in Binden heilkräftig. Ist die Geschwulst mit Feuchtigkeit verbunden, wendet man Sauerteig oder mit Rosinenwein oder Honigwasser abgelochtes

Gerstenmehl an und schneidet, wenn die Eiterung reif geworden, die Stelle mit einem Eisen und legt darauf, wie Celsus angiebt, Lilienwurzel oder Meerzwiebel mit Salz, oder Blutkraut (*herba sanguinalis* s. *πολύγονον*), oder Marrubium. Vom Anfange wird fast jeder körperliche Schmerz ohne Wunde mit Bähungen, ist er schon alt, durch Brennung geheilt und darauf am Feuer gebräunte Butter oder Ziegenaltg (*ustum butyrum vel adeps caprinus*) geträufelt (Col. VI. 12).

Bei Verwundung des Knöchels (*talus*) oder der Klauen durch das Schaar brenne man über der Wundstelle hartes Pech und Fett mit Schwefel und ganz frischer Schmutzwolle (*lana succida*) mit einem Glühessen ein. Dieß wirkt auch bei eingetretenen stumpfen, spitzigen Scherben oder Steinen. Tiefere Wunden werden in einiger Breite ausgeschnitten, gebrannt, der Fuß in Spatsoden gesteckt und drei Tage lang mit Essig begossen. Ist das Kniegelenk durch das Schaar verletzt, wird Meerlattich (*lactuca marina* s. *τιθύμαλλον*) aufgelegt (Col. VI. 15). Die Etrurier versichern, daß die vom Pflügens zerschnittenen Nerven eines Ochsen durch *Maritophyllum*, bei uns *Millefolium*, vereinigt und unter Zuthat alten Fettes zusammengeheilet werden (Pl. XXIV. 95).

Wundgeriebene Füße wäscht man mit erwärmtem Ochsenharn, läßt das Thier dann auf noch ganz heiße, eben fertig gemachte Reistgasse treten und salbt die Hörner mit flüssigem Pech und Del oder Schweinesfett. Seltener tritt Lähme ein, wenn die Füße nach der Abjochung mit kaltem Wasser tüchtig gewaschen und die Kniegelenke, Kronen und Spalten zwischen den Klauen mit altem Fett ausgerieben werden (Col. VI. 15).

Das Rindvieh säuft, wie die Pferde und alle Thiere mit zusammenhängenden Zahnreihen, schlürfend. Es darf ihm nie an Wasser fehlen, denn es trinkt sich fett (Pl. X. 93), wie die Schafe (Col. VII. 8). Weidvieh erhält im Winter täglich ein, im Sommer zwei Mal (Varr. II. 5), Stallvieh an einem Beithen (*piscina*) in oder bei dem Wirtschaftshofe (Col. II. 3: VI. 14. Pallad. I. 31) sein Saufen. Das Wasser braucht nicht gerade ganz hell zu sein, doch sucht es solches gern auf (Arist. VIII. 8); trübes Wasser, wenn es nur keine fremden Beimischungen hat und von guter Beschaffenheit ist, ist unschädlich (Veget. III. 1). Kalt ist's ihm lieber als warm (Arist. VIII. 24). Vor der Tränkung müssen Ar-

beitsstiere einiges Futter gefressen haben; der Ochsenknecht pfeift*), um sie zum Trinken williger zu machen, bringt sie dann in den Stall zurück und füttert reichlicher als vorher (Col. II. 3).

Arbeitsstiere sollten nur im Winter, wenn der Pflug steht, Weidegang haben. Bei Grünfütterung stehen sie stets auf der Lauer, wollen stets Etwas haben, werden naschhaft und müssen Maulkörbe bekommen, damit sie beim Pflügen das Gras nicht abfressen (Cat. 54). In trockenen Lokalitäten ist Stallfütterung gewöhnlich; nur in wiesen- und grasreichen Gegenden ernährt man sie auch auf der Weide. Bei Tage gehen sie im Schatten, sie verbleiben auch wohl über Nacht unter freiem Himmel, so lange es nicht kalt ist, denn Hitze ist eben so schädlich als Kälte. Der Stall (bovilo) muß gut beschaffen (Cat. 4), mit Rausen (clatri), am besten mit sog. faliscischen Rausen (faliscas clatrae) und Krippen (praesepia) wohlversehen, trocken, gegen die Morgensonne in der Nähe der Küche und des Herdes und diesem die Krippe zugewendet sein, weil das Feuer und das Licht natürlich heilsam ist, die auf dem Weidegange oder bei der Arbeit aufgenommene Kälte vertreibt, schädliche und ansteckende Dünstungen verzehrt und das Einathmen der Flammen die Gesundheit erhält (Veget. III. 1); schon der bloße Anblick des Lichtes und Feuers macht das Haar glatter (Vitruv. VI. 6. 2). Die Krippen haben die rechte Höhe, wenn ein Spannock ohne Hinderriß daraus fressen kann. Der Boden sei mit Steinen gepflastert oder mit Sand beschüttet (Varr. II. 5), abhängrg, damit das Wasser ablaufe, ohne die Hufe zu verderben oder hinter dem Stande mit Gitterwerk unten versehen (Cat. 4. Pallad. I. 21). Der Innenraum sei nicht beengend. Vitruvius fordert mindestens 10', höchstens 15' Breite für jeden Stand und eine Länge für jedes einzelne Spannjoch von nicht weniger als 7 Fuß. Columella hält eine Breite von 9—10 Fuß zum Niederlegen für hinreichend und glaubt, daß auch der Jochknecht Raum genug habe, seine Dienstgeschäfte zu verrichten. Palladius (I. 21) hält für die einzelnen Jochgesellen 8' Standraum für überflüssig ausreichend.

*) Wie doch manche Gebräuche in der Landwirtschaft und Viehzucht, die in der Natur begründet sind, sich weit verbreiten und lange erhalten! Die deutschen Knechte pfeifen oder rufen, wenn ihre Pferde sanften oder bei der Arbeit „kallen“ sollen.

Im Winter schütze man den Stall gegen Kälte, im Sommer gebe man ihm frische Luft. Alte, sorgfältige Landwirthe verordneten oder gestatteten das Ausmisten an Regen- und Festtagen (Col. II. 15), Neuere verlangen tägliche Säuberung und Unterstreuen des nicht verzehrten Futters zum trockenen und weichen Lager (Veget. III. 1).

Von der Arbeit kommende Stiere werden an Halsstern (numellae) oder Koppelringen von Leder, Sehnen oder Geflecht (Col. VI. 19) an die Krippen gelegt, das Futter aber wird ihnen in kleinen einzelnen Gaben, nie Alles auf einmal (Col. II. 3), stets zur vollen Sättigung (Veget. III. 1) zugetheilt; das erhält sie bei Kraft und Gesundheit. Das Futter ist durch ihre Arbeit erworben, was sie erhalten, ist die Belohnung ihres Fleißes (Lucret. V. 868) und darum wird kein Landmann damit sparen.

Allenthalben, wo es, wie in Sythien, keine rechten Weiden giebt, haben die Bewohner wenig Vieh (Herod. IV. 23). Grünes Futter ermöglicht starke Viehhaltung; Weidegang ist die beste Ernährungsweise und Grünfütterung, wo die Fruchtbarkeit einer Gegend es gestattet, ohne Zweifel jeder andern Futterweise vorzuziehen, ausreichend aber nur in wasser- und thaureichen Localitäten. In etwas trockenen Fluren muß man die Stiere an der Krippe mit Ackerfutter, wie es die Gegend bietet, erhalten. Den höchsten Werth haben Wicken, Kicher-Bunde, Wiesenheu (Col. VI. 3) und recht dürres Grummet (Cat. 4). Da man indeß damit nicht wohl ausreicht, muß mancherlei Laubwerk nachhelfen; Wechsel in den Futterstoffen bewahrt auch das Vieh gegen Ekel (Veget. III. 1). Vorzüglich geeignet ist das Laub der Pappeln und Ulmen, welches man zur Rästung in Griechenland mit Wein übergießt (Arist. h. a. VIII. 6. Geop. XVII. 12); demnächst grasreiches, bei der Abernuthung ausgesuchtes, unter Dach und Fach aufbewahrtes, mit Salz eingesprengtes und getrocknetes (Pl. XVIII. 72) Stroh, besonders der Gerste (Cat. 54) und des Weizens; wenn es kurz vor der Reife geschnitten wurde (Pl. XVIII. 72), vertritt es die Stelle des Heues vollkommen; in Nothfällen läßt sich auch das Laub der Steineiche und des Eppichs verwenden (Cat. 54). Die Schenerabfälle der verschiedenen Früchte, die allenthalben benutzt, hie und da als ausschließliche Stütze angesehen werden, sind zur Ernährung weit weniger geeignet. Die besten sind die der Hirse, dann der Gerste und nächster des Wei-

gens. Bei voller Arbeit muß das Vieh noch Gerste (Col. VI. 3), Heu und öfterer Erben erhalten; kein Landwirth, der in Betracht zieht, daß es bei weniger und schlechter Fütterung abfällt oder gar verloren geht, wird diesen größern Aufwand scheuen (Veget. III. 1).

Die verschiedenen Jahreszeiten erfordern verschiedenes Futter; unsere Landwirthschaftslehrer haben in dieser Beziehung klare Bestimmungen gegeben. Nach dem von ihnen aufgestellten Futterkalender gebührt im Januar jedem Einzelnen vier Sertare geschrotene und in Wasser eingeweichte Erben (Pl. XVIII. 38) mit Spreu oder eben so viele ganze Modien eingequellte Lupinen oder halbe Modien kleine Richern mit genügender Spreu. Cato rechnet auf das Stück 60 Modien Lupinen und Plinius versichert, daß sich ein Ochs an einem Modius (täglich) satt und stark fresse (Pl. XVIII. 36). Für jedes Joch Ochsien reicht eine Ausfaat von 5 Modien; sie erfolge mit Beginn des Frühjahres, denn die, welche im März gesät werden, sollen schädlich sein, die aber aus dem Herbst eirnwüthig (cerebrosus) machen (Pl. XVIII. 38. Col. II. 11). — In dem bätischen Spanien giebt man statt 12 Pfd. Erben, 16 Pfd. grobes, bis zum Erweichen eingequelltes Schrot der großen Linse mit Spreu (Col. II. 11). Fehlt es an Hülsenfrüchten, kann man einen Modius getrocknete, in Dollen aufbewahrte Weinbeerenkerne (vinacea), die Rückstände des Lauer mit Spreu mischen; noch besser ist, wenn sie mit ihren Hülsen (folliculi), ehe sie ausgewaschen werden, gegeben werden können, denn sie besigen die Kraft des Futters und Beines und machen das Vieh glänzend, fröhlich und wohlbeleibt. Giebt man keine Körner, ist ein Futterkorb (corbes pabulatoria) von 20 Modien dörres Laub der Pappeln, Feigen, Eschen, Eichen, Ulmen, besonders der attinischen (Col. V. 6), die man sämmtlich um die Feldränder (coronae) der Landgüter pflanzt (Varr. I. 23: 31) und im Frühherbste, ehe die Blätter ganz trocken werden, behant und entlaubt (Cat. 5), oder 30 Pfd. Heu, wenn Weibegang stattfindet, über Nacht nur 25 Pfd. (Cat. 54), in dessen Ermangelung ein Modius grünes Laub des Lorbeer- oder Stelneichenbaumes ausreichend (Col. VI. 3), oder 50 Pfd. Spreu (Col. XI. 2. ext.), wozu noch vor der Saatzeit gelesene, zubereitete, in Wasser aufgequellte Eicheln, für jedes Stück einen halben Modius, oder, sofern die Ernteerträge gestatten, eben so viele geschrotene Bohnen (Col. VI. 3) gesetzt werden können. Eicheln müssen um die

Herbstsaatzzeit (Cat. 54) und den kürzesten Tag, zur vollen Sättigung des Viehes, doch nie über das angegebene Maß verabreicht werden (Col. VI. 3), weil es sonst und auch dann, wenn man nicht 30 Tage damit fortfährt, durch Räude büßen muß (Pl. XVIII. 63).

Im Februar reicht dieses Futter aus, im März und April aber, wo die Brachfurche geschieht, muß eine Zulage an Heu bis 40 Pfd. erfolgen. Von den Iden des April bis zu den Iden des Juni wird schon grünes Futter gemäht; in kälteren Strichen kann man damit bis in die Kalenden des Juli fortfahren (Col. VI. 3), wo das Schnellkraut (*ocymum*) seine Zeit erreicht. Wird es mit den Händen gepflückt, wächst es wieder nach, nicht aber, wenn es mit der Sichel (*falcula*) abgemäht wird. Damit fährt man fort, bis es dürr wird und läßt dann Widren und Kolbenhirse, bei mageren Stücken, Luzerne, anfangs wenig, später bis 20 Pfd., auf die Mahlzeit nachfolgen. Von den Kalenden des Juli, aber nicht früher, macht man den Anfang mit der auch im Morgenlande (Jes. XXVII. 10) gebräuchlichen Fütterung grünen Laubes, welches unter den Einwirkungen der Regengüsse und beständigen Thauere um diese Zeit reif geworden ist, und setzt sie den ganzen Sommer fort; an dieselbe schließt sich in den Wintermonaten die trockene Laubfütterung an (Col. VI. 3). Den höchsten Werth haben die Blätter und Sprossen der Ulmen (Col. V. 6. VII. 3. de arb. 16), die man zur Verlängerung des Futters und zur völligen Sättigung der Thiere mit denen der Pappel zu vermischen pflegt (Cat. 54). Geringeren Werthes sind die Blätter der Orne und Esche; diese Bäume sind darum von Werth, weil sie sich auf Anhöhen pflanzen lassen, dann folgt die Pappel und zuletzt die Steineiche ohne Stachel, die Sommerleiche und der Lorbeer, die jedoch gegen Sommerende, wo andere Bäume nichts mehr hergeben, nöthig sind. Den Wachholder geht das Vieh seiner Stacheln wegen so wenig an, wie die Stachel-Flex.

Während der Saatzeit im November und December muß Spannvieh so viel Futter erhalten, wie es fressen will. Gewöhnlich genügt für das Paar ein Modius Eicheln oder gequellte Lupinen, oder sieben Sextare mit Wasser angeneigte Erben, oder 12 Sextare gleichfalls angeneigte kleine Richern im Gemenge mit Spreu zur vollen Sättigung, oder je ein Modius Weinbeerenkerne mit vieler Spreu, oder wenn das alles fehlt, 40 Pfd. stets

gutes Heu (Col. VI. 3). Durch einen Unfall verdorben oder schimmelig (*mucidus*) geworden, schadet es wie Gift. Kennzeichen der Erkrankung sind unstät umherschweifende Augen und schwankender Gang. Treten sie ein, entziehe man sofort Blut und gebe in wohlriechendem Weine abgekochte und wieder abgeriebene trockene Feigen und auf den Urin treibende Getränke. Dieselben schädlichen Wirkungen hat allzuvielen oder schlechtes Gerstensfutter (Veget. III. 72: 73).

Es ist sehr gut, jährlich vier Mal, gegen Ausgang des Frühjahrs, Sommers, Herbstes und Winters, jedem Stüde einen Gesundheitsstrank aus einer gleichen Quantität geschrotener Lupinen, Cypern und Wasser, das eine Nacht unter freiem Himmel gestanden hat, einzugeben. Schlassheit, Mangel an Freßlust und Unverdaulichkeit verliert sich, wenn man jeden siebenten Tag jedem Stüde nüchtern ein ganzes, ungekochtes Hühnerrei (Gargil. §. 3), nach Vegetius (III. 1) mit einer Hemina Salz, einsteckt und am folgenden Tage mit Wein geriebenen Lauch oder Knoblauch, unter Zusatz von Eisenstrank, Raute oder feines Mehl in die Nasenlöcher eingleibt (Col. VI. 4. 2). Manche mischen das Futter mit vielem Salze, Manche geben Andorn (*marrubium*) mit Del und Wein oder Porreeurzeln oder sabinisches Kraut; wieder Andere glauben durch die Ranken der weißen Rebe oder der Schotenbälge der Erven oder durch die gepulverte Haut einer Schlange mit Wein auf die Gesundheit der Thiere zu wirken. Wohlgemuth (*bubula cunila*) bewahrt vor Mäude und Mangel an Freßlust. Diansam ist geriebener Serpyll mit in Wasser geweichter Meerzwiebel (*scilla*). Diese Getränke werden jeden dritten Tag zur Reinigung des Magens und zur Anfrischung der Kräfte, drei Hemina's auf das Stüde, gegeben. Vorzüglich gesund ist auch Delschaum, sobald sich das Vieh daran gewöhnt hat. Um es dahin zu bringen, neße man zuerst das Futter damit an, gieße auch etwas ins Trinkwasser und gebe zuletzt von beiden gleichviel zur vollen Sättigung (Col. VI. 4).

II. Das Schaf.

(*Ovis, genus ovillum.*)

Als der Mensch aus seinem ersten, schuldlosen Zustande heraus trat, fand er im Hirtenleben seine erste Beschäftigung. Er fing die Thiere ein, deren er habhaft werden konnte (Varr. II. 1). Unsere jetzigen Hausthiere sollen die Kureten zuerst gezähmt, auch die ersten Schafheerden gesammelt haben (Diod. S. V. 65) und seitdem

Ist die treue Brust des leicht zu erweckenden Hundes,
Und das ganze Geschlecht der lastentragenden Thiere,
Auch das wollige Vieh, die Zucht der gehörnten Heerden,
Menschlichem Schutze vertrauet.

Lucret. V. 862.

Unser Weideschaf entstammt dem wilden Schafe und gehört zu den allerfrühestens gezähmten Thieren; die Sanftmuth, Gutmüthigkeit (*palciditas*) und die später so hoch verherrlichte Geduld dieser Thiergattung (Jes. 53. 7. Act. 8. 32. Phaedr. I. 5. 3) zog das noch schuldlosere Geschlecht der frühern Zeit an; sein Fleisch, seine Milch, seine Käse ersetzte die Pflanzennahrung, sein Pelz kleidete den der Wärme bedürftigeren Leib; es deckte das Lager der nothwendig gewordenen Hütte; sein Darm wurde zu Saiten gesponnen (Hom. Od. XXI. 318); sein ruhiges, stilles und gelassenes Wesen (Ovid. Her. XVI. 55) entsprach dem Sinn und Wesen jenes immerhin noch glücklichen Geschlechtes. Diese unter den einsichtsvollen römischen Landwirthen bestehende Annahme (Varr. II. 1: 2: 3), gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der Schäferstand fast frühzeitiger als jeder andere in der Kulturgeschichte zum Vorschein kommt (1. Mos. IV. 2. XIII. 5.

XX. 14), und daß sich das Schaf in der Mitte der Stammvölker, unter ihrer Pflege und ihrem Schutze befindet, sobald sie aus der Fabelhaftigkeit der Urzeiten heraustreten (Justin. II. 4. 7. Liv. praef.). Dasselbe folgt dem Menschen auf seinen Zügen und macht nachweislich am allerfrühesten einen wesentlichen Theil seiner Güter, das wichtigste Mittel seines Unterhaltes aus; die asiatischen Wandervölker, die Kassageten und Scythen leben jetzt noch einzig davon (Strab. XI. 8). Die Aegyptier hatten schon zu den Zeiten der Pharaonen außer Rindern, Eseln und Kameelen ansehnliche Heerden von Schafen; die Thebaner opfern sie, ohne die Ziegen zu beachten (Herod. II. 42); ihr Besitz und ihre Pflege liegt selbst dem königlichen Geschlechte am Herzen und Einer desselben fand für gut, die aus Asien eingewanderten, der Viehzucht kundigen Nomadensohne, deren Stammväter schon vor und zu Abrahams Zeit (1. Mos. XII. 16) ansehnliche Heerden besaßen, als Aufseher seiner Heerden zu bestellen (1. Mos. 46. 6). Auch hier gab dieser Besitz (1. Mos. XIII. 2: XXX. 43) nicht weniger Ansehen im Volke, wie in späterer Zeit dem Könige von Juda, Hiskias (2. Chron. XXIII. 27) und den griechischen Fürsten des Heroenalters (Hom. II. L. 101). Allgemein bekannt ist der Heerdenreichthum Labans; der Emir Hiob (I. 3: 42. 12) wurde durch seine siebentaufend Stück Schafe, „herrlicher denn Alle, die gegen Morgen wohnen“; David hütete die Heerden der Schafe (1. Sam. XVI. 11: XVII. 15. 34) seines Vaters, ein Besitzthum, welches von den morgenländischen Königen eben so gerühmt wird, wie unter denen des griechischen Volkes. Das Vieh des Angelas, dessen er mehr besaß als zehn Könige (Theocr. XXV. 17), des Thevestes (Hom. II. II. 106) und anderer Fürsten wurde von ihren Völkern gepriesen und erwarb denselben noch in die spätere Zeit hinüberklingende, auf Würde, Ansehen und Macht bezügliche Beinamen (πολυάγην, πολύμηλος, πολύρρηνος).

Zu Hiobs (42. 11) und Homers Zeit galt das Schaf als ein werthvolles Geschenk unter den Menschen, aber viel früher wurde es als Geschenk für die Gottheit, deren Wohlgefallen zu erlangen, verwendet. Das Schaf, das bei uns zum Sühn- (Juven. XIII. 610) und Dankopfer für Errettung vor Unglück (Pers. V. 167) den Göttern geschlachtet wird, macht den Anfang des gesammten Thier-Opferdienstes. Die Erstlinge der Heerde Abels,

des zweiten Menschen, und das große letzte Sühnopfer des „Lammes“ sind der Anfang und das Ende der Opfer.

Ich habe mich darüber gewundert: daß der Vord, der Rehenfeind, dem Nebengott gefällt, läßt sich verstehen, —

Doch, was verschuldet ihr, o Schaf, ihr trieblosen Thiere,
Menschlicher Pflege bestimmt, die ihr frohenden Enters den Restar
Tragt und enere Glück' zu weichen Gewändern uns darreicht
Und im Leben uns mehr, als selber im Tode uns nützt?
Was hat verschuldet der Stier, das Geschöpf ohn' Arges und Schalkheit,
Ganz schuldlos und ehrlich, geschaffen zum Dulden von Mißsal?
Uneingedenk war gänzlich, nicht würdig der Spende der Früchte,
Wer nach eben entnommener Last des Pflugs, des gekrümmten,
Seinen Behaner zu schlachten vermocht', — wer jenen von Arbeit
Radend geschauerten Hals, der so oft ihm das harte Getreidfeld
Hatte verneut und der Ernten so viel ihm gewährt, mit dem Beil schlug!
Und nicht genug, daß geschieht ein so sträflicher Frevel; zur Bosheit
Vorwand nimmt man die Götter sogar, und glaubt, daß dem höchsten
Wesen gefalle der Mord des arbeitenden Jochstier's.

Ovid. M. XV. 116.

Mit vollem Grunde läßt sich behaupten, daß die hohen, trockenen, wie Sylos, sandigen Länder für den Menschen unwohnbar gewesen wären, wäre ihm nicht das Schaf hier eben so, wie das Rindvieh auf feuchten, morschen und weiderelchen Niederungen oder Ebenen, zur Seite gewesen; dasselbe ist ganz eigends zum Ernährer und Begleiter der zartgrasige Höhen oder trockene Flachländer bewohnenden Stämme geschaffen; seine Milch und sein Käse macht die älteste, nahrhafteste und gesundeste Speise jener Völker aus (1. Mos. XVIII. 8: 5. Mos. XXXII. 14), welche sie verschiedentlich gut zu behandeln verstehen, auch Gastfreunden vorsehen und an Fremde verschenken. So ist's nicht bloß in dem durch die Bücher der Juden uns bekannter gewordenen Morgenlande, sondern auch unter anderen roheren Völkern griechischer Sagen. Polyphem, der wilde Cyclop, weidet auf seiner Insel ansehnliche Schafheerden, sondert sie nach Alter und Geschlecht in seiner Höhle, genießt deren Milch und den aus dieser sorgfältig bereiteten Käse. Diese große, früh hervortretende Nutzbarkeit des Schafes macht auch erklärlich, daß es als Werthmesser in den Verkehrsverhältnissen angesehen und besiegten Feinden als Tribut oder als Zeichen der Unterthänigkeit aufgelegt wurde. Mesa, der Moabiten-König, der Eigener vieler Schafe in dem durch fruchtbare Thäler, Berge und Felder gesegneten Moab, zinsete

dem Könige von Israel, Ahab, Wolle von hunderttausend Lämmern und von hunderttausend Widhern (2. Reg. III. 4. Jes. XVI. 1). Medien mußte unter seinem Tribut an die Perser doppelt so viel als Kappadocien, jährlich 3000 Pferde, 4000 Maulesel und beinahe 100,000 Schafe liefern (Strab. XI. 10), welche in den Hochebenen Asiens, bei der Stadt Sela, dem nachmaligen Petra, an der Grenze des felsigen Arabiens (2. Sam. VIII. 2), im nördlichen Indien und in dem westlichen Theile des Parapamisus, über welchen Alexander zog, zur Weide gingen.

Reisende erzählen, daß die Indier, ob sie gleich Gold und Erz in Ueberfluß haben, vom Golde nichts oder wenig wissen und griechische für andere Waaren eintauschen. Ähnliche Verhältnisse fanden in der Vorzeit in Griechenland Statt. Ehe es geprägte goldene und silberne Münzen gab, war das Rind und das Schaf das Mittel, Waaren zu bezahlen (Paus. III. 12), und in Rom, selbst als es schon Münzen gab, der Werth, auf welchen Richter bei Festsetzung von Strafen erkannten. Nach einer Verordnung Publicolas wurde Widersetzlichkeit gegen die Consuln mit 5 Ochsen und 2 Schafen bestraft; der Preis eines Schafs war 10, eines Ochsen 100 Obolen (Plutarch. Public. 11), ein Beweis, daß auch das Schaf eine hohe Bedeutung im Verkehr der Zeit hatte, wo das Vermögen der Römer im Schaf- und Viehstande (peculium) ruhten. Sie tritt stärker hervor, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich an dem Schafe der früheste Handel theilweise entwickelte. Die vielfach nupbare Wolle rief auch den Kunstfleiß weithin bekannt gewordener Völker in das Leben. Die ersten Spuren ihrer Färbung, Behandlung und Verarbeitung, weisen, außer auf Aegypten, auf das Land der Phöniciier, welche diese Industrie förderten (Pl. XXXV. 12) und aus den umliegenden, zu Ackerbau und Viehzucht besser als ihr unfruchtbarer Küstenstrich geeigneten Ländern mit einem Rohstoffe von vorzüglicher Güte und Feinheit versorgten. Wir meinen namentlich das Land, „wo die Anger voll Schafe“ (Ps. 65. 14) unter dem Hirtenstabe, wie Davids, so Salomos (Eccl. II. 7.: 1. Sam. XVI. 19. Ps. 78. 71) gingen, Indien, Arabien und Medien (2. Chron. XVII. 11). Der Bestand in diesen Ländern war so bedeutend, daß Israel 675,000 Stück zur Beute machen (4. Mos. XXXI. 32) und Josaphat 7700 Widder und eben so viel Böcke zum Geschenk erhalten konnte. Herodot. (III. 113) kennt und

beschreibt die auf den süßen, kräuterduftigen, ausgebreiteten Tristen Arabiens (Vitruv. VIII. 3. 13. Xenoph. Anab. I. 5. 1) und des nahen Syriens zur Weide gehenden, feinwolligen Schafe, welche die seit Alters mit der Viehzucht wohlbekannten Stammbewohner zur besondern Befriedigung der nothwendigsten menschlichen Bedürfnisse hielten und pflegten. Während die Männer die auf den Weiden zerstreuten Herden gegen die Anfälle feindlicher Thiere und Horden bei Tage und bei Nacht unter Augen hatten, spannen und webten die in der Stille der Zelte sitzenden Weiber (Diod. S. II. 54) die Wolle zu feineren, die Ziegenhaare zu gröbern Zeugen (Solin. Polyh. c. 36), die Phönicier aber, bekannt auf den Wegen des Wassers und des Landes, holten für ihre Arbeiter, außer Wolle, namentlich aus der von kriegerischen Stämmen bewohnten Umgegend Redars (Jes. LX. 7. XXI. 16) auch Schafe, Widder und Böcke (Ezech. XXVII. 21), mit denen von hier, wie von Judäa aus, zu Salomos Zeit (Prov. XXVII. 25), ein nicht unbedeutender, weithin zurückreichender Tauschhandel stattgefunden haben mag (Diod. S. II. 54). Der Wolle wegen suchten sie auch Aegypten auf, dem sie, wie der Stadt Damascus (Ezech. XXVII. 16) und anderen asiatischen Städten ihre durch Schönheit der Arbeit ausgezeichneten, und weit vorzüglicheren Wollstoffe, als die in früher (Jos. VII. 21.: 24) und später Zeit noch hochberühmten assyrischen Tempel- (Paus. V. 12), Mantel- und babylonischen Zeuge und Decken (Lucret. IV. 1026. Mart. VII. 28) zuführten. Schon vor Homer (II. VI. 288) und bis auf Herodot (II. 116) waren dieselben zu Götterbullen (Paus. II. 11) und zum täglichen Gebrauche geeigneter erachtet, als die Indiens, dessen Shawle jedoch Atesios rühmt. Die höchste Vollendung gab diesen Zeugen die Färbung; sie, in der gewerblichen Cultur als sydonische bekannt, kamen zumeist aus den Händen der Frauen, welche auch verstanden, Wolle in Mischung mit Glas zu verarbeiten (3. Mos. XIX. 19.: 5. Mos. XI. 11). In der spätern Zeit wurden die serischen Blitze wegen ihres schönen Glanzes, der die tyrische Purpurfärbung wohl annahm, gerühmt (Boeth. carm. II. 5. 8).

Wie vereinzelt unsere Nachrichten über die Viehzucht der Morgenländer sind, so deuten sie doch auf einen hohen Stand und ein hohes Alter der Haltung und Benutzung des Schafes, obschon weder Sage noch Geschichte angiebt, wer es gezähmt

habe und wo es gezähmt worden sei (Pl. VII. 57). Unzweifelhaft ist, daß das Schaf von wilden Voreltern stammt. Indessen sind die noch jetzt in Phrygien vorkommenden wilden Schafheerden (Varr. II. 1) und die einst nach Gades gebrachten wilden Widder (Col. VII. 2) verschieden von den s. g. Wildschafen (oves ferae), in Aethiopien Nabun geheissen, wie wir sie unter dem Dictator Cäsar zum erstenmale, später öfter in den circensischen Spielen in Rom sahen. Bei dem Nabun fällt die äussere Erscheinung mehr als die Wildheit in das Auge. Der Hals ist dem Pferde, der Kopf dem Kamele, das Fuß und Beinwerk dem Stiere ähnlich; sein rothes Fell ist weiß gefleckt, woher es auch Kameelpardel (camelopardalis) genannt wird (Pl. VIII. 27). Zu diesem Tiergeschlechte gehörten wohl die hundert Stück wilde Schafe, welche der Cäsar Gordian zu den Jagdspiele (Capitolin. in Gord. 3) und der Cäsar Probus, so viel davon aufzutreiben waren, nach Rom bringen ließ (Vopisc. in Prob. 19).

Die Schafe sind in den verschiedenen Ländern verschieden. Der Landwirth überläßt den Dichtern die Erzählungen von den außerordentlich schönen Schafen der Hesperiden (Diod. S. IV. 26) und hält sich nur an die, welche praktische Bedeutung haben. Bemerkenswerth sind ihm die folgender Länder:

A. Asien.

1. Arabien hat Vieh jeder Gattung in Menge, besonders Rinder und Schafe; letztere zeichnen sich durch die Schönheit, in Nabathäa durch die Weiße ihrer Blüthe (Strab. XVI. 4) aus und gehören zu den besten der Welt (Pl. VIII. 73). Hier und sonst nirgends findet man Schafe mit großen dicken Fettschwänzen (Diod. S. II. 54) in doppelter Art, deren jede bewundernswerth ist; die eine hat Schwänze in einer Länge nicht unter drei Ellen oder 4½ Fuß, die, wenn sie nachschleifen sollten, sich auf der Erde bald verwunden und aufreiben würden. Es versteht sich aber jeder Hirt so weit auf die Holzarbeit, Bägelschen zu machen, die er ihnen unter die Schwänze bindet, so daß jedes einzelne Schaf seinen Schwanz auf einen eigenen Wagen gebunden hat (Herod. III. 113). In Syrien giebt es Schafe mit Schwänzen von der Länge eines Cubitus; hieran findet sich die meiste (Pl. VIII. 75) der köstlichen Wolle, welche das Vieh dieses von einem betriebsamen Volke bewohnten Landes auszeichnet (Ezech. XXVII. 18).

Jenes gedachten Uebelsandes wegen zieht man jedoch die kurzgeschwänzten vor (Varr. II. 2). — Die andere Art hat Schwänze von der Breite einer Elle (Arist. VIII. 28); vielleicht ist es dieselbe, welche in Indien (Ctes. Ind. 13. 20. 21. Ael. III. 3. IV. 32) und auch in Aethiopien gefunden wird. Die Bewohner des Landes hauen sie ab und binden sie zur Bedeckung ihrer Blöße um die Hüften. Manche umgürten den Leib mit aus Haaren geflochtenen Schürzen, wahrscheinlich wegen der eigenthümlichen Natur des äthiopischen Schafes, welches keine Wolle trägt (Diod. S. III. 8). Dieser Art mögen verwandt sein die röthlichen Schafe der Kreter, dort in der Ebene von Gortynia mit vier Hörnern;

Röthliche Schafe sind dort in Kretas entlegenen Grenzen,
In Gortynias Niederungsland', vier Hörner am Haupte;
Purpurfarbiges Vließ umgürtet die Leiber in Fülle;
Reichlich das Haar und nicht weich, Galszotten fast zu vergleichen,
Nicht der Wolle des Schaf's, denn rauh hin starrt es in Barbsheit.

Oppian. Cynog. II. 377.

Gleicher Beschaffenheit ist die Wolle einer Art in Armenien, welche Erinagoras in einem Sinngedichte erwähnt:

Wid ist auch ein Geschlecht der Schaf, wo des Araxes
Fluth der Armenier trinkt, den umhüllet der Filz.
Nicht ist gekräuselt das Haar in weichen Flocken der Wolle,
Einzeln und rauher ihm starrt's als der Ziege des Bald's;
Dreimal schließt sich der Leib der Geburt im Jahr und es fällt sich
Stets das Euter mit Milch; fleiß hin strotzet der Strich.

Brunck Anal. II. p. 146.

2. Syrien hat seit Alters her berühmtes Vieh; die fettesten Lämmer und Widder der Fettweiden Basans, zwischen dem Jordan und dem Gebirge Libanon, an der Grenze der Amoriter, werden öfters erwähnt (4. Mos. 32. 1. 33: Hes. 39. 18. Amos 4. 1. Ps. 22. 13. Jer. 50. 19. Mich. 7. 4. 9). Dagegen haben Kappadocien und Pontus, ingleichen die wasserlosen Berggegenden Lykaoniens, um Oreaoric und Pitnifus Mangel an feinen Schafen; hart- und starrwollige aber giebt es in Folge des rauhen Klima in großer Menge; auf dem an salzigen Quellen reichen Boden gedeihen sie sehr gut. Mehrere, darunter auch der König Amyntas, gewannen durch Schafhandel große Reichthümer (Str. XII. 6).

3. Galatien hat grobe Wolle; die galatischen Klause (*σισύραι γαλατινῶν*) sind so bekannt wie die gallischen, Schultern und

Stücken bedeckenden, bis auf die Knöchel herabhängenden, friesartigen, rauhen, zottigen und ungeschorenen Mantel (*saga gallica*). Tzetzes (ad. Lyc. 632) bemerkt, daß solche Kläuse eine Tracht der spanischen Ziegenhirten seien.

4. Phrygien, durch jeden Zweig des Ackerbaues ausgezeichnet, hat in dem westlichen Theile der Landschaft eine Schafzucht vom großartigsten Maßstabe. Der König Amyntas hatte hier 300 Heerden auf der Weide, wozu das Land sich gut eignet. Hochberühmt ist die feine weiße Wolle von Laodicea (Pl. VIII. 73), von weißer, vorherrschend aber und in Folge des Tränkwaßers von röthlicher oder brandschwarzer Farbe, wie sie auch in der Umgegend von Troja, Elezomene, Erhythra (Vitr. VIII. 3. 14), Colossa (*color colossanus*), ingleichen in Baphlagonien vorkommt. Die Wolle aus ganz Phrygien ist unter den Griechen sehr geschätzt (Aristoph. nub. 493), und die von Anchra und Laodicea so gesucht, wie von Milet (Aristoph. can. 506), der sie vielleicht noch vorzuziehen ist, weil sie bei gleicher Weichheit eine rabenschwarze Farbe besitzt (Strab. XII. 8). Die Ursache liegt in dem den Schafen vortrefflich zusagenden Wasser (Vitruv. III. 8. 14). Laodicea verdankt seinen Wohlstand den Schafen, für deren Zucht die unfruchtbaren westlichen Landestheile am besten sich eignen. Die Phrygier, deren Zeuge nach Athen gehen, gelten in Rom als die besten Wollarbeiter (Plaut. Aul. III. 5. 14) und als die Erfinder des Stidens (Pl. VIII. 74).

5. Kappadocien und Pontus hat wenig feine Wolle (Strab. XII. 2); letzteres große Schafe.

6. Karien's Zucht ist bedeutend; die Schafe, wie in Gabilonitis (Str. XII. 3) und am Halys (Str. V. 12) in Felle geschlakt, haben eine feine Haut, auf welche die Barbaren, in Ermangelung von Byblusbüchern, wie auch auf die der Ziegen, schreiben (Herod. V. 58) und sehr feine Wolle, welche, obgleich von Plinius (VIII. 73) in die dritte Rangsorte eingestellt, gelobt, aber theuer ist (Virg. G. III. 306: IV. 384. Col. VII. 2. 8) und wie man aus dem Kirchenwater Hieronymus weiß (ad Ezech. XXVII. 16), nach Tyrus zum Färben gesandt wurde. Die mildesten Schaffälle (Tertull. de pall. 3. ext.) und Schaffcherer (Tertull. de hab. mul.) blieben noch in christlicher Zeit namhaft; die Decken und Gewande haben, wie die agenorischen Kleider (Mart. II. 43) in Griechenland und Italien eine fast sprichwört-

liche Berühmtheit erlangt (Mart. II. 48: IV. 19. 12) und den Vorzug vor den einheimischen (Mart. VI. 11). Die Trefflichkeit seiner Purpurteppiche rühmt sogar der Hirt bei Theokrit:

Auf meerpurpurnem Glanze der Teppiche, sanfter wie Schummer,
Rühmt sie die samische Stadt und wer Miletus bewohnet.

Theocr. XV. 125.

In Rom sind sie hochgeachtet und die Eleganz des angesehenen Mann's und des Sohn's reicher Eltern fordert, daß er Ueberwürfe, Kelfe- und Jagdkleider (chlamydes), die in dem cadmeischen Tyrus mit Farbe getränkt sind, trage (Mart. VI. 11. 7); selbst herabgekommene Leute kleiden sich, um ihre Armuth unter asiatischer Tünche zu verdecken (Mart. suppos. 13) in diese Stoffe.

7. Lydien weidet, besonders um Smyrna, gepriesene Schafe (Quint. Smyrn. VII 310); in Sardes sind berühmte Purpursärbereien (Aristoph. Acharn. 112).

8. Samos, die fruchtbare Insel bei der Küste Joniens, hat eine Schafzucht, um welche sich der Tyrann Polykrates sehr verdient machte, indem er, wie Hunde und Ziegen, auch Wollvieh vom Auslande, namentlich aus Attika und Milet einführen ließ (Athen. XII. 540), das gut einschlug. Die Samier benutzen die jetzt menschenleere, walddreiche, im Westen gelegene Insel Icaria für ihre vielen Schafe zur Weide (Strab. XIV. 1) und verarbeiten die Wolle zu schönen Zeugen (Theocr. XV. 125).

B. Europa.

1. Griechenland. Weil die Griechen wenig Hornvieh, aber zahlreiche Kleinviehheerden halten, steht die Schafzucht hier sehr gut. Das Klima begünstigt die Pflege, der Boden die Ernährung (Plutarch. Quasost. gr. 10); das Volk versteht Wolle und Haare zu Kleidungsstücken für Männer und Frauen zu verarbeiten. Die zarten, feinen Gewebe und die langzottigen Gewande, deren Anfertigung die alte griechische Hausfrau unter Beihülfe ihrer Sklavinnen übte, rühmt schon Homer (II. III. 126. X. 185. Od. XIII 224. II. 117).

Nach der Volksvorstellung soll Hermes zumelst unter den Göttern die Heerden bewachen und bewahren (Paus. II. 3). Darum singt Homer:

Phorbas Sohn, des Heerdebegüterten, welchen Hermes
Hoch im Volk der Troer geliebt und mit Gabe gesegnet.

II. XIV. 490.

Die Sage macht das heerderreiche Arkadien, besonders das Waldgebirge Kyllene, zu seinem Geburtslande (Pind. Ol. VI. 76. Paus. VIII. 17) und dichtet ihm Lust an dem Hirtenleben desselben fortwährend an. In hesiodischer Dichtung mehrt und mindert mit ihm Helate allerlei Heerden.

Ent denn ist sie, zu mehren der Stallungen Vieh mit Hermeles;
Zucht und Krüden der Kinder und schweifende Ziegenheerden,
Und schönwüchsiger Schaf Anwachs, wie der Wille sie antreibt,
Macht sie aus Wenigem groß und Klein aus Mächtigem wieder.

Hesiod. Theog. 436.

In dem homerischen Hymnus theilt Apollo mit ihm die Sorgfalt über die Heerden. Daher das Gebet:

— Majas Sohn, obwalt' frei nachtende Farren
Hochgehörnte, die Roß' und arbeitsselige Mänler
Und gelbfarbige Len'n und weißgezähnte Bächen,
Hund' auch und Schaf, und Alles was nährt die Weite der Erde.

Hom. Hymn. in Merc. 487. 566.

Vorzugsweise galt er als Schirmgott des Kleinviehes, wird daher mit einem Widderkopfe abgebildet (Paus. VI. 3: IV. 33) und als Segenbringer dessen, dem die Heerden sich mehren, angesehen.

In dem Opfercultus der Griechen nimmt das Schaf eine größere Stelle als in dem der Römer ein. Als auffallende Erscheinung dabei heben wir hervor, daß den lacedämonischen Königen, wenn sie in den Krieg ziehen, Schafe zum Behuf der Opfer für die Götter und zu günstigen Opferzeichen vor der Schlacht nachfolgen, denen Ziegen als Begleiter vorangehen, die von den Hirten „Heerdenführer“ genannt werden (Paus. IX. 13). Man bringt sie der Athene dar (Hom. Od. IV. 766).

Schafreiche Länder Griechenlands sind, außer Phlos, dem Lande der Lämmer (Hom. Od. XV. 226):

a. Thessalien, das an jeder Viehgattung reiche Land, wird schon von Homer (Il. IX. 391) wegen seines Wollviehes gerühmt; hier, sagt er,

— Könne man Kinder erbeuten und Schafe gefesselt.

Die Stadt Iton nennt er die Mutter der Schafe (Il. II. 680). Die langen thessalischen Gewande, welche die Bewohner dieses nördlichsten und kältesten Theiles von Griechenland tragen (Strab. XI. 14), werden aus Wolle gefertigt.

b. Epirus, das trift- und heerdenreiche, als solches schon von Homer gerühmt (Od. XIV. 100) und durch seine guten Schäfer, besonders um Maledon und Pergamis, auch in Italien wohlbekannte Land, hat unter zahlreichem Weidevieh (Herod. VIII. 19), grob- und feinwollige, besetzte Schafe (Varr. II. 2. 1), um deren Zucht sich die Landes-Fürsten Verdienste erworben haben. Der durch seine Größe ausgezeichnete Schlag heißt vom König Pyrrhus der „pyrrhische“. Wie überhaupt die großen Thiere mehr Weide brauchen, so auch dieser Schlag; das Land aber hat gutes Futter in Menge und für jede Jahreszeit bequeme Weideplätze (Arist. h. a III. 21. 7). Ob sie größer sind, als die am Borysthenes (Strab. VIII. 3), finde ich nirgends erörtert.

In Hellas sind die Schafe wie auch die Kinder zwar kleiner als in Aegypten (Arist. VIII. 28), dessen ungeachtet aber werthgeachtet.

c. Megaris ist mit Ausnahme der fruchtbaren Ebene um Megara, der sog. Vorrathskammer der Demeter, von dem Berge Kerata bei Eleusis bis zum Skironischen Felsen gegen Korinth hin, ein raubes, weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignetes Ländchen (Theophr. pl. III. 20); durch dieselbe haben sich die Einwohner zu hohem Wohlstande gebracht (Isocr. de pac. 38). Der Schafzucht befeßigen sie sich in einer Weise, daß sie höhere, geistige Beschäftigungen nichts achten. Diogenes von Sinope, der ihre Trägheit und Unwissenheit kannte, tadelte, als er eine mit Fellen bedeckte Heerde Schafe von in Lumpen gekleideten Kindern weiden sah (Diog. Laert. vit. Diog. Cyn. 2), schärfer, als Moses bei ähnlicher Gelegenheit die Rubeniter und Gaditer (4. Mos. 32, 16. 24), ihre fast maßlose Liebe zu Schafen. Er sagte, er wolle lieber der Bock als der Sohn eines Megarers sein, denn dieses Volk sorge besser für seine Schafe, als für seine Kinder (Diog. Laert. VI. 41. Ael. v. h. XII. 56). Außer den besetzten gab es auch grobe Schafe, aus deren Wolle Mäntel für die Hundephilosophen (Lucian. Cyn. 5. Peregr. 24) und Leute geringeren Standes in Athen gefertigt wurden (Ael. v. h. IX. 39. Pollux VII. 47. Aristoph. Pax 1002).

d. Das dem vorigen Gau angrenzende Attika sorgt durch hochfeines, sehr werthgehaltenes und grobes Vieh für Wolle und Milch (Varr. II. 2). Schafe machen einen Theil des Reichthums des Landes aus; die Bewohner bringen die Heerden in gefähr-

lichen Zeitläufen in Sicherheit (Thucyd. II. 14). Sie treiben damit Handel bis nach Italien. Reiche Schafhändler, wie Eysiles, der zweite Gatte der Aspasia (Arist. eq. 132), giebt es in Athen. Die attischen, nach Aristoteles (Probl. Sect. 10) gegen klimatische Einflüsse sehr empfindlichen Schafe werden zumeist unter Dach und Fach gehalten und wie die vorher angeführte Aeußerung des Dlogenes, die Angabe Varro's (II. 2), des ältern Plinius (VIII. 73) und des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien (Paedag. II. 10) verbürgt, mit Decken überkleidet. Ihre durch hohe Feinheit ausgezeichnete Wolle (Pl. XXIX. 9. Athen. V, 19) behält auch verarbeitet einen weichen Griff (Liber. ap. Nonn. III. 133). Die Landeshemohner beschäftigen sich der Schafzucht gar sehr und das Gesetz stellt sie unter seinen Schutz. So ist hier ausdrücklich verboten, Schafe zu tödten, welche noch nicht geschoren sind oder noch nicht geworfen haben (Athen. Deipn. IX).

Nach Plutarch hatte zu Solons Zeit in Athen ein grobwoelliges Schaf den Werth einer Medimne Weizens (zu Demosthenes Zeit im Preise von 1 Thlr. 15 Sgr.); Demosthenes schätzt in seinen Verteidigungsreden 50 Feinschafe zu 1313 Drachmen (pr. Stück 7 Thlr. 25 Sgr.). Eysilas führt als strafwürdige Ueberforderung an, daß Jemand ein Lamm für 16 Drachmen (etwa 4 Thlr.) verkauft habe.

e. Arkadien hat überall, um Orchomenos schon zu Homers Zeit (II. II. 605) einen Reichthum an Ziegen und Schafen (Paus. VIII. 3. 3: IX. 36. 6).

f. Messenien hat außer Ziegen auch andere Heerden. Seine Bewohner rauben bei Homer (Od. XXI. 18) aus Ithaka 300 Schafe sammt deren Hirten. Euripides beschreibt (Strab. VIII. 4) den Gau als

— — — Schön von Frächten

Und von unzähligen Gewässern wohl getränkt,
Für Kinder und für Schaf ein treffliches Weibeland;
Nicht durch des Winters Hauch wird's unfreundlich je,
Noch von der Sonne Biergespann zu sehr erhitzt.

g. Euböa hat sehr fette Viehtriften; im chalcidischen Gebiete haben die Schafe keine Gallenblase (Arist. h. a. I. 17. 6).

2. Spanien hat mehrere und berühmte Arten von Schafen Pl. VIII. 73), deren Wolle, namentlich aus Bätien (Mart. V. 37. VIII. 28. XII. 65. Tertull. de pall. 3) durch einen hohen

Stadt von Feinheit (Pl. VIII. 73), Schönheit und Güte sich auszeichnet. Sie ist besser als die von Koraxi an der Küste des Pontus Euxinus (Demosth. in Lucr. 934. 25); die Heerden sind den feinen Fellheerden (*προβατεία ὑποδιφθέρων καὶ μαλακῆς ἔσσης*) zu vergleichen. Den größten Ruhm hat die Wolle von Corduba, welche durch Blütenweiße auch die des Galesus übertrifft (Mart. IX. 61), deshalb zu Togen (Mart. VIII. 28) und zu Geschenken an Mädchen geeignet ist (Mart. XIII. 45). Hier, sonderlich in Gallatien (Mart. XIV. 137) und Celtibrien (Diod. S. V. 1) giebt es auch grobe Wolle von mehr oder weniger dunkler (*niger, fuscus, pullus*, Col. VII. 2), goldgelber (Mart. IX. 61. 3) oder röthlicher (Pl. VIII. 73) Farbe, die im Lande zu Mänteln verarbeitet oder gleich der weißen ausgeführt (Strab. III. 2) und zu Lacernen (Mart. XIV. 133. Diocass. LVII. 13. LXX. 35. Mart. V. 8. 12) oder andern Kleidern (*baeticati*!) benutzt wird. Spanien exportirt jetzt nicht mehr so viele Gewandzeuge, wie sonst; die Zeuge von Setabis sind in Ansehen geblieben (Strab. III. 2).

Wie im Morgenlande (Ezech. XXVII. 21) wird hier ein ansehnlicher Handel nach außen mit Zuchtböcken getrieben; das Stuck kostet wohl ein Talent (Strab. III. 2). Die Spanier halten sie hoch und veredeln sie sorgfältig. M. Columella, der Vatersbruder des Junius Moderatus Columella, führte wilde Widder aus Afrika nach Gades ein, brachte sie auf seine Landgüter und benutzte sie gezähmt zur Befruchtung der eingefellten Mütter. Die aus dieser Kreuzung hervorgehenden Lämmer waren grobhaarig und von derselben Farbe, wie die Väter; zu tarentinischen Schafen gesellt, erzeugten die Bastardböcke schon feinwolligere Nachkommen; das nachfolgende Geschlecht behielt das weiche Haar der Mütter, aber die Färbung der Väter und Großväter (Col. VII. 2).

Die guten Widder Spaniens sind der Schafzucht sehr förderlich (Strab. III. 2), aber auf einer Gades gegenüber liegenden Insel mag sie doch noch besser sein, denn die Milch ist dort so fett, daß sie keine Molke ausscheidet und um Käse zu geben, mit Wasser versetzt werden muß. Hier muß den Schafen alle 50 Tage Blut abgelassen werden, wenn sie nicht im Fette erstickten sollen. Ich finde dieß um so beachtenswerther, als die Pflanze, die sie

fressen, trockener Natur ist und doch so fett machen kann (Strab. III. 2).

Besentlich dieselben Eigenthümlichkeiten finden sich in der Schafzucht Lusitanens. Die gegitterten Zeuge von Salacia (j. Alcázar da Sol) halten sich, wenn schon abgetragen, noch lange, wenn sie zum abermaligen Gebrauche aufgefärbt werden (Pl. VIII. 73).

3. Ganz Italien ist ausgezeichnet durch Viehzucht und durch Früchte. Seine berühmten Schafe und Wollen gehen gewöhnlich unter dem Namen der Griechischen (Pl. VIII. 73); vorzugsweise heißt so das Vieh von

a. Apulien, weil es aus Asien über Griechenland eingeführt wurde. Das hochfeine Schaf, hier recht eigentlich zu Hause, wird besonders gepflegt, mit attischem gekreuzt (Varr. II. 2. 18) und im Handel gesucht (Plaut. Trucul. III. 1. 5); die Wolle ist zwar kurz aber zart, sehr geliebt und die beste zu leichten Reifelleidern (Pl. VIII. 73. Mart. II. 46), zu den Gewanden des Adels, der Senatoren, Ritter (Mart. VIII. 28), später zu den verschiedenen kaiserlichen Kleidern (Suet. Aug. 82). Sonderlich edle Wolle liefert Luceria (Hor. Od. III. 13. 15. Strab. VI. 3) und Canusium, zwar von röthlicher Farbe (Pl. VIII. 73) aber, wie sich später ergeben wird, nicht minder geschätzt als andere apulische, welche überhaupt den ersten Rang einnimmt.

Ersten Ranges das Bließ Apulia's, Parma des zweiten
Adels, der dritte Preis rühmt das altinische Vieh.

Mart. XIV. 163.

b. Calabrien mit großen, einsichtsvoll gezüchteten Heerden steht hinter Apulien schwerlich zurück; hier wird eine weiße Wolle erzeugt, die in frühern und spätern Zeiten als die beste zum Färben (Pers. II. 65), zu Frauenkleidern (Ael. v. h. VII. 9) und Togen (Mart. II. 43. VIII. 28) angesehen wurde. Die geschätzteste liefert Brundisium (Strab. VI. 3), Tarent (Plin. XXIX. 9), zum Theil von eigenthümlich brauner Farbe (Pl. VIII. 73), und die fruchtbare Ebene, welche der Galesus, etwa 5000 Schritte von Tarent (Liv. XXV. 11), durchfließet. Hier

Wo der dunkle Galesus die gelblichen Fluren befruchtet,

Virg. G. IV. 126.

sind schon die Lämmer-Felle von unvergleichlicher Feinheit

(Mart. V. 87. 2); hier giebt es Weide im Flachlande, in Bergen und

Unter den Fichtenwäldern des schattenreichen Galesus

Propert. II. 34. 7.

erwünschte Kühle, daß das Vieh die Weide nach Erforderniß der Tages- und Jahreszeiten, landwirthschaftlichen Grundsätzen gemäß (Varr. II. 2. Virg. G. II. 195) wechseln kann. Das Wasser des angenehmen Galesus besißt überdem die Kraft, dem trinkenden Vieh jene gefeierte Weiße (Virg. G. II. 146) zu verleihen, die von keiner italischen erreicht oder übertroffen wird. Nur du, Corduba,

Du bestegst des weißen Galesus Schafel —

Mart. XII. 63.

Lattum hat in der Gegend von Tibur (Mart. VII. 80) gute Schafe und bei Laurentum Schafweiden (Juven. I. 108), aber:

c. Das italische Gallien wetteifert mit den Gegenden am unteren Meere. Die Wolle von Altinum (Col. VII. 2), unter den Euganeern (Juven. VIII. 15), von Rutina, den mit zahlreichen Heerden begangenen Triften von Parma (Mart. II. 43: V. 13. 8), von Patavium (Mart. XIV. 141), Verona (Mart. XIV. 150) wird zu Togen, Tuniken (Juven. III. 179) und andern Kleiderstoffen verarbeitet, unter dem Namen der leuconischen Wolle (l. leuconica) mit begriffen (Mart. XIV. 157) und theilweise der vom Padus, welche als die schönste weiße gilt, vorgezogen; das Pfund der letzteren hat noch nicht über 100 Sesterz gekostet (Pl. VIII. 73). Fein ist die von Rutina und den Fluß Stutana (j. Panaro), mittelfein die von Patavium, aus welcher die kostbaren Teppiche, die zottigen Handtücher und andere bald auf einer bald auf zwei Seiten zottige Zeuge gemacht werden (Strab. V. 1).

Das narbonnische Gallien ist ergiebig an allerhand Weidevieh (Strab. IV. 1); um Piaccennā und die Rhodanus-Mündungen liegt das von alten Tagen an (Aeschyl. Prom. bei Strab. IV. 1) bis auf die neuesten Zeiten als merkwürdig besprochene Steinfeld (j. Craon), in dessen faustgroßen, in Massen aufgelagerten Felskrümmern gutes Gras und herrlicher Thymian hervorsproßt. Tausende von Rindern und Schafen, die aus der Ferne hierher getrieben werden, machen diese Felder nutzbar; die massylischen Schafe

(Stat. Theb. II. 678) in Afrika härsten kaum fetter als diese werden. Ihre Wolle ist schön und der Iustantischen zu vergleichen (Pl. VIII. 73: XXI. 31).

d. Ligurien und die Gegend der Symbrer hat nicht unbedeutende Schafzucht mit grober Wolle, aus welcher die Einwohner Italiens sich Kleider verfertigen (Strab. V. 1). Polentia, in der Nähe der Alpen, liefert eine sehr vorzügliche, tiefgründige, schwarze Wolle (Pl. VIII. 73. Col. VII. 2), die zu Kriegs- und Hirtenmänteln (*beta*, *βαιτης*), Winterzeugen (Mart. XIV. 134), Capuchons (Mart. XIV. 137), Trauerkleidern (Mart. XIV. 155. Juven. III. 213), Sklavengewanden (Mart. XIV. 156) und andern Zeugen, wie sie gerade Geschmack und Mode liebt, geeignet ist:

Rom bekleidet sich mehr ins dunkle, Gallien rothbraun,
Und diese Farbe gefällt Knaben und Kriegern zugleich.

Mart. XIV. 127.

Die dunkeln Tücher sind besonders darum begehrt, weil sie weniger schmutzen und altern (Mart. XIV. 125) als die hellen.

e. Sicilien treibt mit seiner Wolle Handel nach Rom (Strab. IV. 2); sie ist vorzüglich (Athen. V. 209), vielleicht in Folge der alten Zucht oder der schon in sehr frühen Zeiten aus Griechenland, namentlich aus Messenien eingeführten Zuchtthiere (Diod. S. fragmen. VII — X. 15), vielleicht des Weidelandes, das von solcher Trefflichkeit ist, daß in der Gegend des Aetna den Schafen alle 40—50 Tage an den Ohren Blut abgezapft werden muß (Strab. VI. 2), weil sie sonst vor Fett ersticken, denn der Tod tritt bekanntlich bei allen Schafen ein, wenn ihnen das Fett um die Nieren zuwächst (Pl. XI. 81); um dies zu verhindern, treiben die Leontiner erst spät am Tage aus, damit sie wenig (Aristot. III. 17), insbesondere aber das vom Morgenthau angefeuchtete nährnde Gras nicht fressen.

Auf Sardinien und Korsika kommt und in größerer Anzahl als in Hispanien, ein dem Schafe nicht unähnliches, doch mehr mit Ziegenhaar als Wolle bekleidetes, äußerst schnelles, im Haare dem Firsche ähnliches Thier, *Musmo* (Str. V. 2), vielleicht auch *Ophion* genannt (Pl. XXVIII. 42. 3) vor, aus dessen Felle sich die rohen, räuberischen Inselbewohner Schilde machen. Es begattet sich mit unseren Schafen; die durch diese Kreuzung entstehenden Lämmer nennt man *Umbres* (Halbschläger? Pl. VIII. 75). Die Widder sind nicht größer, wie in

andern Ländern, sehen aber aus, wie die ägyptische Pflanz den wilden Widder darstellt; nur haben sie um die Brust zu stets Woll, als daß man sie diesen Kunstformen völlig gleichstellen könnte. Die Hörner steigen nicht über den Kopf empor, sondern ringeln sich unmittelbar neben den Ohren (Paus. X. 17). Wahrscheinlich ist das wilde Schaf, Subo, röthlichen Anblicks, glänzender Farbe, wenig gekrümmt, mit 2 starken Hörnern, dasselbe Thier; die Angabe, daß es ins tiefe Meer gehe, wo sich zahlreiche Fische um dasselbe versammeln, um es zu belecken, trägt den Charakter der Fabelhaftigkeit an sich (Opp. Cynog. II. 382).

In landwirthschaftlicher Beziehung nimmt man zwei Arten an (Col. I. 1); das Haus- und das Feldschaf, oder das feine und das großwollige Vieh (*pecus molle & hirsutum*). Beim Ankauf gelten für beide wesentlich dieselben Grundsätze, die Fütterung aber, die Behandlung, Benutzung und Wollverwendung ist verschieden (Col. VII. 2. Pl. VIII. 72). Letzteres läßt sich nach Aristoteles ohne Rathschel acht Monate melken; seine Woll ist, wie die der Schafe im Lande der Sarmaten (Strab. VII. p. 307. Aristot. gen. an. V. 3), lang, barsch, Ziegenhaaren nicht unähnlich; unverarbeitet wird sie in die Säcke, welche aus belagerten Städten zur Brechung der Kraft der Mauerbrecher an starken Tauen von der Mauer herabgelassen werden, zu Stopfstoffen (Pl. VIII. 73) der Hermeren im Circus (*tomentum circense*), statt der weißen (*t. leuconicum*, Mart. XIV. 160) oder gefärbten Woll (*t. coccineum*, Petron. c. 18), zu Filzen, Matrasen, Decken, Bettensmitteln (*lacernae pingues*), Strickröcken, Sklaven- und Häuskleidern schlichter Leute (*turba pallata*) und Zeugen, für welche Ziegenhaare sonst gut sind, gebraucht. Grobe Woll kommt großen Theiles aus Istrien, um den Timavus (Mart. VIII. 28. 7) aus Dalmatien, dessen Hauptstadt *Dolonium* von *Rassia* gedeckelt ist und deren ganzes Gebiet zu Schafweiden bestimmt wurde, aus Eburnien, dem reichen Gebirgslande (Pl. VIII. 72), aus Aegypten, der Gegend von *Biscennâ* in Gallien (Pl. VIII. 73. Mart. IV. 8) theils ungewebt, theils in Lappen zu wohlfeilen Pressen.

— — — Wohl fettige Flanze,

Ueber die Loga zu ziehen, die hart und gröblich von Farbe,
Schlecht noch daneben gewalkt und gekämmt vom gallischen Weber,
Sieht es zuweilen, und Silber so bünzl von geringerer Sorte.

Juvenal IX. 28.

Auch die Belgier besitzen einen großen Reichthum an Schaf-
heerden mit rauher, kurzhaariger Wolle, woraus sie die dichten
Mäntel, die s. g. Láná, verfertigen, mit denen sie nicht bloß
Rom, sondern ganz Italien versorgen. In den nördlichsten Ge-
genden halten die Römer Heerden, welche ziemlich feine Wolle
liefern (Strab. IV. 4).

Vornehmere tragen gröbere Zeuge selten, es wäre denn aus
Seiz, Abgeschmacktheit, wie bei den Cynikern, oder aus Roth
(*tunica hirta*, Mep. XV. 3. 2. *toga hirta*, Sil. I. 640).
Italien liefert auch grobe Wolle, die unter den Hirten und
Bauern gewöhnlicher in Blicken als nach Pfunden, wie die
feine verkauft wird (Theocr. XV. 19. Mart. XII. 65), der
Verbrauch aber beider Sorten ist, weil unser Volk zu Klei-
dern, Decken und Tüchern fast allein Wolle verwendet, so stark,
daß das einheimische Erzeugniß den Bedarf nicht deckt und wir
außer angeführten Ländern, auch Griechenland und Syrien nicht
wohl entbehren können (Hork, röm. Gesch. I. 2. 273).

Bei der Haltung des Feinviehes hat man gemeist die
Wolle, die sehr begehrt und für das Pfund in einem Preise von
etwa 100 Sesterz. (à 1 Sgr. 5 Pf. = 4 Thlr. 15 Sgr., Pl.
VIII. 73) ist, im Auge. Ungeachtet der Höhe desselben, kann
man zweifelhaft sein, ob sie sich vom Standpunkte des Landwir-
thes, der nicht beständig in seiner Wirthschaft sein kann, recht-
fertigen und nicht vielmehr als Sache des Luxus und der Lieb-
haberei ansehen läßt (Pl. ep. II. 11. 25). Viele sind dagegen.
Bekanntlich ist alles Wollvieh weichlicher als das übrige Klein-
vieh; sein schwächster Theil ist der Kopf, die hochfeinen Laren-
tiner aber sind (*oves delicati*) gegen alle Bitterungseinflüsse
höchst empfindlich, vertragen weder Hitze noch Kälte, nicht
die geringste ungeeignete Behandlung, noch weniger längliche
Ernährung (Col. VII. 4. Arist. h. a. III. 21); die Zärtlichkeit
des Feinviehes ist fast sprüchwörtlich geworden. Einen verzärtel-
ten Menschen zu bezeichnen, heißt's:

— Weichlicher als das Engadische Lämmlein.

Juvon. VIII. 15.

Die Haltung und Pflege der Feinschafe ist sehr beschwerlich
und umständlich. Weil sie auswärts (*foris*) zu weiden nicht gut
vertragen, müssen sie im Stalle, wenigstens in der Nähe der
Wohnungen ernährt werden (Polyb. IX. 17); sie verlangen

sehr reinliches, nur nicht zu kaltes Wasser und sehr vieles Futter; wird es ihnen nicht gewährt oder durch die Betrügllichkeit des Meiers entzogen, kommt Verderben über ganze Heerden. Zur vollen Ernährung erfordert das Stüd über Winter an der Krippe drei Sextar Gerste oder mit den Schalen (*valvulae*) geschrotene Bohnen oder vier Sextar kleine Rucherlinge, daneben noch dörres Laub, besonders des Feigenbaumes (*Varr. II. 2*) trockene oder grüne Luzerne, die auf Milch und Fett wirkt, *Eytisus*, sieben Pfund Herbstheu oder genüglche Abfälle der Leguminosen oder grasiges Winterstroh, Kleie in nur mäßigen Gaben; dem Gedeihen des Körpers schadet davon zu viel in gleichem Maße, wie zu wenig. Das Weichvieh bedarf doppelt mehr Hirten, als das Landvieh (*Varr. II. 2*) und doch läßt es dem Herrn nicht vollen Nutzen zufließen, weil der Lämmerverlauf wenig, die Milch gar nichts oder selten Etwas (*Calpurn. II. 72*) einbringt. Will man zur Zucht absetzen, muß wenige Tage nach der Geburt die Hälfte der Lämmchen geschlachtet und jede ihres Säuglings beraubte Mutter angehalten werden, fremden Kindern ihr Euter zu reichen, weil jedes Lamm zwei Nährmütter zu seinem Gedeihen haben muß, deren Keiner Etwas, wäre es noch so wenig, am Futter gekürzt werden darf, damit sie nicht zu sehr angegriffen, die vollgenießenden Lämmer aber schneller kräftig werden. Das tägliche Anhalten (*subruminare*) der Lämmer an die Mütter, welche die fremden Lämmer nicht lieb haben, erfordert auch Aufsicht und Sorgfalt. Man hat sodann eine größere Anzahl Böcke zu ernähren, als bei grobwoiligen, weil sie entmannt, nach zurückgelegtem zweiten Jahre getödtet und ihre Felle an die Händler verkauft werden, die sie wegen der schönen Wolle theurer als andere bezahlen. — Die Schwäche und Sorgfalt für die Wolle begründet den Gebrauch, daß diese Schafe in Decken eingenaht oder eingeschnallt (*pellitas oves*), und die Bliese gegen Schmutz verwahrt und mild erhalten werden. Deswegen dürfen sie nicht alle Tage, nie bei Kälte, nie anderswärts, als auf freien, von allerlei Gestrüpp und Brombeeren entblößten Weiden, wo weder Wolle noch Deckgewand (*tegumen*) zerzauset wird, zur Weide gehen. Große Sorgfalt beansprucht dieses Vieh selbst im Stalle; die Decke muß ihm öfters zur Abkühlung abgenommen, die Wolle von einander gerupft, mit Wein und Oel eingesalbet, bisweilen, wie der Cyclop bei Homer mit dem Reitbock thut (*Od. IX. 450*),

in Wasser gebadet werden (Col. VIII. 4). Ihnen besonders dürfte das Gebet der Hirten zur Paas gelten:

Ferne vererblichen Hunger, gib Fülle der Kräuter und Sprossen,
Wasser auch, Giechern zum Bad und zum heilsamen Trank.

Ovid. Fast. IV. 767.

Die Ställe (stabula s. ovilia) ferner sind öfters zu reitigen und auszuföhren, die Krippen zu säubern, auszuwischen, von ihrem Plaze wegzuheben und nach den unter ihnen etwa versteckten Schlangen zu untersuchen (Varr. II. 2. Col. VII. 4. Virg. G. III. 418), welche gerade dieses Vieh am meisten belästigen (Flor. Geop. XVIII. 2. Calpurn. Ecl. V. 86). Darum ist mit Schlangen verhaßtem Eichenlaube, Eichenlaube (Cat. 5), duftigen Kräutern,

Auch mit reichlichem Stroh der harte Boden und Bündeln
Farrerkrauts zu bestreuen, damit nicht Kälte des Eises
Schade dem jählichen Vieh und Räub' und entstellenbe Krankheit.

Virg. G. III. 297.

Wenn der Hirt diese Fürsorge anwendet, stellt er sein Vieh schon ziemlich sicher gegen die der Milch der Schafe wie der Kinder nachgehenden Schlangen (Pl. VIII. 14), er bedarf auch nicht die Künste der in Thessalien von angesehenen jungen Mädchen und Frauen, in Italien und Sicilien von den gemeinsten, von Landgut zu Landgut ziehenden, gewöhnlich dem marsschen und sabellischen (Hor. ep. XVII. 28), manchmal auch dem tuscischen Volksstamme angehörigen Betteln (saga) geübten Künste der Schlangenbeschwörung (pharmaceutria, Ovid. Amor. I. 8. Fast. II. 571), welche, um das Ungezug zu besänftigen, einzuschläfern, des Giftes zu berauben, zu verschrecken, hervorzuziehen, im Laufe zu hemmen, starr auszustrecken oder zu ängstigen, daß der Hals oder Leib platzt, Weihrauch, Weihwasser, Zaubersprüche, heilige Binden und Räucherungen mit verschiedenen Kräutern anwenden. Die Meister gestatten diesen Zauberinnen nicht wohl Eintritt in die Gehöfte (Col. I. 8); verlangen aber, daß die Hirten der zur Abwehr dienenden Räucherungsmittel kundig seien. Als solche sind namentlich zu machen: Eeder, Frauenhaat, Storchhorn (Col. VII. 4), Fliegenklauen, Federn, Essig (Florent. Geop. XVIII. 2), Stinkmünze (Calaminthe, Aristoph. nub. 648), Zweige des dem Apollo geheiligten Wachholderstrauches (Apollon. Rh. IV. 157. Pl. XXIV. 8), Cedern und andere statte in den Stallungen ange-

wendete Gerüche; gegen Rücken helfen Stollkränkungen von gebrannten Lupinen (Pl. XXII. 74). Der Hirte muß diese Mittel kennen, denn ihm ist die Vorschrift gegeben:

Fern' im Stall anzuloben die duftebreitende Leber,
Und mit Galbanumqualm graunvolle Eshybern entschämen.
Oft, wo lange die Krippe geruht, lag, Lastenden schrecklich,
Dir die Ratter versteckt, die schon vor dem Himmel hinwegfloß;
Ober die hässliche Lurke, gewöhnt an Schatten, des Hornviehs
Bittere Pest und die Schafe mit giftigem Geiser besprühend,
Brütet am Grund. Nimm Stein in die Hand, nimm Reuten, o Hirte;
Und, wie sie Drohungen hebt und mit zischendem Haße sich aufbläht,
Schmetterel! Schon verborg sie das jagende Haupt in den Boden,
Weil der geringste Leib und der Zug des entfernten Schwanzes
Matt hinstreckt und träge die äußerste Schwingung sich nachschleppt.
Weiter bewohnt unselig Kalabrias Forste die Hyder,
Die mit erhobener Brust einrollt den schuppigen Rilden,
Längs dem unenblichen Bauche mit großen Flecken gespreizt.
Jene, bieweil noch ein Bach vorflürzt aus Quellen, noch irgen
Raß vom Frühlinge triefen die Auen, und regnigtem Südwind,
Schaltet im Sumpf: wo sie, haustend am Bord, unmäßig mit Fischen
Stets den flatteren Schlund und qualenden Gröschchen sich anfüllt.
Doch wenn in Gluth ausdampft der Psuhl und die Erde zerlecket,
Springt sie ans Trockne hervor und funkelnde Blicke verbrehend,
Lobt sie im Feld, unsinnig vor Durst und von Hitze geängstet.
Niemals läßt mich dann, am offenen Himmel zu schlummern,
Noch am walligen Hange gestreckt zu ruhen durch Kräuter;
Wenn sie die Hüll' auszog und erneut im Glanze der Jugend
Nun vom Gewimmel im Neste sich herwälzt, oder von Eiern,
Bäumend zur Sonn' und dem Maul dreispaltige Zungen entschimmern.

Virg. G. III. 413.

Soll das feine Schaf nicht von Fußkrankheit und Mäude zu leiden haben, müssen die Ställe warm und reinlich gehalten werden. Der Schäfer streue daher häufig und belege sie mit durchlöchernten Bohlen (tabulae), welche der Feuchtigkeith, der Ursache des Podagra's, Abzug gestatten (Col. VII. 4). Er versehe sie ferner mit besondern Verschlügen zum Absperren der Trächtigen und Kranken, die unter keiner Bedingung mit den Selten und Gesunden zusammenstehen dürfen (Varr. II. 2).

Die gedachten Schwierigkeiten haben einzelne Schafzüchter bestimmt, die Tarentiner mit Landvieh zu kreuzen und Bastarde zu erziehen:

Es ist nicht leicht, für jede einzelne Gegend gültige Kennzeichen guter Zuchtschafe anzugeben oder eine für eine spezielle Lokalität geeignete Rasse zu bestimmen. Das Schaf verändert Gestalt, Farbe und Haar mit der Lokalität; Wasser und Luft (Juven. XII. 41), Haltung und Pflege, Hoch- und Tiefland erweisen sich darauf von günstigem (Virg. Ecl. IV. 22) oder ungünstigem Einflusse. Fetttes und ebenes Weideland erträgt einen großen Schlag, die Wolle aber wird durch das reiche und saftige Futter hart und barsch (*lana solox*), wie die alte Bauernwolle war (*lana osca*, Varr. L. L. VI. 3) und die unsere Hirten und Spinnerinnen verschmähen (Ovid. Fast. IV. 773), darum bestimmt Virgil (III. 385) unter besonderer Berücksichtigung des Feinviehes:

— — Fleuch fröhliche Weide;

In armer und gebügelter Lage, wie um Parma und Ruttina (Col. VII. 2. 3), ist das Vieh kurz und gedrungen, die Wolle aber zart; in Wald- und Berggegenden, wie um Bart (Strab. VI. 3), ist es klein. Dunkler oder röthlicher Boden, wie um Tarent und Uenum, in der Nähe der Inseln des Diomedes, färbt die Wolle. Letztere Gegend ist vorzüglich zur Schafzucht geeignet, die Wolle aber, obschon weicher als die Tarentiner, erlangt nie einen rechten Grad von glänzender Weiße (Strab. VI. 3). In einer Gegend mit nahen, trockenen Wiesen oder unbestellt liegenden grasigen und dornfreien Ländereien (*novalia*), läßt sich feines Vieh halten (Col. VII. 2), von dem abzustehen ist, wo sumpfige Wiesen, dornige Felder oder Wälder als Weidetrift dienen, weil raues Gestrüpp die Wolle rupft und Räude entsteht, wenn sich die geschorenen Schafe rügen; die zerrissene Hülle wieder herzustellen, verursacht überdem beträchtliche Unkosten (Pallad. XII. 13). Daher die Regel:

Suchst du der Wolle Gewinn; zuerst sei flachlichte Waldung,
Stetten und Dornengesträuch dir entfernt; fleuch fröhliche Weide.

Virg. G. III. 384.

Außerdem hängt die größere oder geringere Feinheit der Wolle von der besondern Jahreswitterung ab, welche in den Händen der Götter steht (Ovid. Fast. IV. 773).

Bei Beurtheilung eines guten Reitbockes (*aries*) hat man Abstammung, Gestalt und Nachkommenschaft ins Auge zu fassen.

Er sei edlen, reinen Blutes (*boni seminis*), hoher und stattlicher Statur (*Hom. Od. IX. 426*), gut bewollter breiter Stirn, schwarzer gelbfunkelnder Augen, dicht mit Wolle besetzter Ohren; Brust und Blatt seien groß, die Hinterkeulen breit; breit sei auch der Schwanz, dichtbewollt (*Pl. XI. 111*) und recht lang (*Varr. II. 2*), der Bauch herabhängend und dicht bewollt, gleich dem Bocke, der den göttlichen Duldner aus der Höhle Polyphems rettete. Er erzählt:

— — — — — Ich selber
Wählte mir aus einen Bock, den trefflichsten unter der Heerde,
Fasst' bei dem Rücken ihn fest und unter dem wolligen Bauche
Lag ich versteckt und die Händ' in der Blüthe der Wolle verwickelt,
Hielt geduldig ich aus, viel Sorg' im Herzen ertragend.

Hom. Od. IX. 432.

Die Hoden seien groß, bis an die Schenkel herabfallend (*Pl. XI. 110*), und diese hoch, das Vließ dicht gestapelt und weich (*Pall. VIII. 4. 2*), der Körper überhaupt groß und wohlgenährt (*Hom. Od. IX. 445. 464*), das Gehörn gewunden und nach dem Raulle (*rostrum*) gebogen, weil er dann der Heerde weniger schadet, als wenn es aufrecht und weit von einander steht. Die Kolbenwidder (*a. mutili*) sind in milden Gegenden vorzuziehen, wo es aber häufige Winde und Regengüsse und wenig Duschwerk giebt, muß man auf Schaf- und Ziegenböcke mit recht großen Hörnern, die das Haupt, den schwächsten Körpertheil (*Pl. VIII. 75*), gegen Unwetter schützen, halten; in Gestrüpp und Dornen bleiben Hornträger oft, wie Abrahams Bock an der Feste (*1. Mos. XXII. 13*), mit den Hörnern hängen.

Im Gefühle der von der Natur ihnen gegebenen Waffen, sind sie stöbig (*κορυπιλος, cornupeta*), kampfsüchtig und allzu lästern, verfolgen trüchtige Mütter (*Long. III. 13*) und die Rebenbuhler, wie nöthig diese auch zum Bespringen sind, auf das heftigste oder lassen sie erst aufsehn, wenn sie selbst, in Folge der Liebesgüsse, ermattet sind. Die Kolben, weil sie sich wehrlos fühlen, sind friedlicher und sanfter zu den Werken der Liebe. — Die Hirten verstehen indeß die geile Wüthigkeit jener Männchen listig zu dämpfen, indem sie ihnen ein fußlanges, mit Stacheln beschlagenes Brett an die Hörner binden, durch welche sie sich verletzen, wenn sie stoßen wollen (*Col. VII. 3*); Andere durch-

bohren das Horn in der Krümme, dicht neben dem Ohre (Pl. VIII. 72), ein Mittel, dessen Erfolg Epicharmus aus Syrakus, der mit vieler Sorgfalt über die Heilmittel des Kleinviehes geschrieben hat, verbürget (Col. VII. 3).

Mehr als zwei Hörner haben Widder und Schafe selten; doch sah man im Tempel des Zeus Poseus zu Athen Einige mit drei, Andere mit vier Hörnern (Aelian. XI. 40).

Die häufigen Andeutungen der Alten über die Farbe der Wolle, die öftere Erwähnung der schwarzen, braunen oder röthlichen Schafe (Hom. Od. IV. 135: IX. 426), die fast ängstlichen Vorschriften zur Züchtung der weißen, die öfter aufgezeichneten Rückschläge zu dunkeln oder fleckigen oder fahlen Lämmern (1. Mos. 30, 40), wie auf dem Landgute des Vaters des Cäsar Antonius Diadumenus (Lamprid. Antonin. Diad. 4), so wie die Angabe, daß das dunkle das Lohnvieh der Knechte, das helle das Herrnvieh ausmache (1. Mos. XXXI. 8) und daß manche Gegenden ausschließlich schwarzes Vieh ernähren, könnte zu der Annahme führen, daß Letzteres vordem zahlreicher als jetzt vorhanden, daß das weiße aber, das Product höherer Cultur, seltener gewesen und höher geachtet worden sei. Darum behält auch Laban die weißen Schafe für sich und giebt die gesprenkelten und schwarzen Lämmer unter die Hand seiner Kinder (1. Mos. XXX. 35 etc.). Es ist außer Zweifel, daß das weiße Vieh in höherm Ansehen stand, als das dunkelfarbige, vielleicht weil es seltener war. Darum wählt diese Farbe auch Pan, der, wie Alexander erzählt, die Mondgöttin Selene in der Gestalt eines schneeweißen Widders in einen Wald lockte und plötzlich, in seine wahre Gestalt zurückkehrend, wie Jupiter die Europa, die erschrockene Himmels-Jungfrau umarmte (Macrobius V. 22). Auf dem Kunstwerke des Schildes des Achilles sah man nur das Hochgeachtete und Werthvolle dargestellt, deswegen

— — Auch Herden der schneeiigen Schafe,
Stall' ingleichen und Hütten und vollgebrängete Ställen.
Hom. II. XVIII. 584.

Herden weiß wie Schnee (*pecus niveum*, Virg. Ecl. II. 20) oder Milch (*lacteola ovis*, Prudent. Psychom. 794) waren der Ruhm der Könige der Heroenzeit, die Freude der wandernden

Hirtenväter der altasiatischen Völker (1. Mos. 30, 40), sie sind der Stolz des italischen Villengebieters, des Hirtenmeisters und seiner Knechte (Virg. Ecl. II. 20). Zu den meisten Sühn-, Brand- und Dankopfern lassen sich weiße Schafe verwenden; in der symbolischen Sprache des Morgenlandes dienen sie zur Bezeichnung der Herzensreinheit, Unschuld und Sündlosigkeit (Jes. I. 18), und ihre Wolle ist es, welche vorzüglich zur Kleidung des Römers dient (Mart. II. 46), dabei aber noch die Fähigkeit besitzt, jede andere Farbe anzunehmen (Pl. VII. 73. Virg. G. II. 465. III. 386). Wie viele Sorgfalt solche Heerden auch erfordern, so entnimmt doch der Besitzer, mag er nun Schafe oder Wolle verkaufen, aus ihnen die größten Einkünfte (Mart. IV. 37. Col. VII. 2). Namentlich findet die weiße Wolle im Cultus Nachfrage, zu den meisten Opferspenden, Opferbinden, Infuln (Virg. Aen. IV. 459. Ovid. Her. VII. 100), zu den priesterlichen Kleidern und Hüten. Darum empfiehlt sie jeder Lehrer der Viehzucht und der kundige Dichter giebt den Rath:

— Wähle die Heerde mit seidenen Flocken und schneeweiß.
Virg. G. III. 387.

Indessen hängt weiße Farbe der Schafe nicht immer von dem Besitzer, oft vielmehr von der Gegend oder Tränke ab. Einige Flüsse haben in dieser Beziehung eine wunderbare Kraft; die Schafe, welche ihr Wasser trinken, wenn sie auch weiß waren, werden schwarz und diejenigen, welche im schwarzen Bließkleide zu ihnen kamen, gehen im weißen von ihnen hinweg. — In Bötien kommt der Cephisos und Melas aus demselben See, beide aber sind in ihren Wirkungen gänzlich verschieden. Der Letztere (Schwarzfluß) erzeugt bei Schafen dunkles Wollhaar. — Theophrast erzählt, daß der Alakmon in Macedonien die Schafe weiß mache; wer schwarze haben will, führt sie zum Arius (Pl. XXXI. 10). Cudius schreibt, daß es in der Landschaft Pestiottis zwei Brunnen, Ceron und Relea, giebt, von denen der erstere die daraus trinkenden Schafe schwarz, der letztere weiß färbt; trinken sie beide, werden sie bunt. Theophrast sagt, daß der Kratis in Eufanien allen Schafen eine weiße, der Sybaris eine schwarze Farbe gebe; selbst Menschen, welche aus diesem trinken, nehmen ein härteres, krauseres und schwarzes Haar an, während dasselbe durch den

Genuß des Wassers des Kratis schlicht und weiß wird (Pl. XXXI. 9). In Galatien giebt es einen Fluß, der Alles schwarz färbt, in Cappadocien einen, der nur die Farbe der Pferde, nicht aber eines andern Thieres verändert (Senec. Quaest. III. 25). Diese Kraft erstreckt sich sogar auf das Junge im Mutterleibe und die Fähigkeit der Empfängniß (Vitruv. VIII. 3. 14). Der Thespiische Brunnen in Böotien und der Fluß Elatum in Arkadien bewirken bei Frauen die Empfängniß (Pl. XXXI. 7), im Gebiete von Troas, Elazomene, Erithraa und Laodicea wirken dasselbe mehrere Quellen und Flüsse, z. B. der Kanthus; die Einwohner treiben daher die Schafheerden in der Sprungzeit täglich dorthin zur Tränke, in der Absicht, die Empfängniß zu fördern oder die Farbe der Lämmer zu verändern (Vitruv. VIII. 3. 14).

Ist die Gegend dem weißen Vieh nicht entsprechend, halte der Gebieter dunkelwolliges, wie der Cyclop bei Homer. Odysseus rühmt dessen

Wibber, sehr feist bißbuschiger Bliesse,
Groß und statlich von Wuchs, mit Wolle wie Weischen gefärbet.
Hom. Od. IX. 425.

Das Alterthum hielt auch dunkles Vieh im Werthe; dem kühnen Manne wird bei Homer ein schwarzes Schaf als Geschenk verheißen;

— — — Wie viele Häupter der Griechen den Schiffen befohlen,
Deren wird ein Jeder ein schwarzes säugendes Schaf ihm
Schenken.
Hom. Od. X. 915.

In landwirthschaftlicher Hinsicht empfiehlt sich's durch stärkere Gesundheit*), die Wolle ist ein gefragter Gegenstand des Handels, weil sie ungefärbt verarbeitet, verschiedentlich verwendet und im Cultus gebraucht wird. Aus schwarzer oder bräunlicher Wolle besteht die Kleidung der Sklaven (Mart. IX. 22. 9), Hirten (Theocr. V. 98), Feldarbeiter, Soldaten, Schiffer, die Toga

*) Niebels in seinen Reisen durch Sicilien und Groß-Griechenland erzählt: „Am Flusse Galesus weideten vordem weiße Schafe, jetzt lauter schwarze, weil man gefunden, daß die weißen von einem gewissen Kraute sterben, das solchen den schwarzen keinen Schaden thut.“

der ärmeren römischen Bürger (*pulla paupertas*, Calpurn. VII. 81); die Mode hat die natürlichen Wollzeuge auch in den Kreisen beliebt gemacht, in denen sie sonst weniger gewöhnlich waren:

Roma kleidet sich mehr in Braun und Gallia röthlich
Und diese Farbe gefällt Herren und Oliebern des Heers.
Mart. XIV. 127.

Die canusinatischen röthlichen Kleider (*canusinae rufae* s. *birri*, s. *burri*) sehen noch in späterer Zeit in der Achtung der Vornehmen (*Vopisc. in Carin.* 19. *Paulin. Nol. ad Nicet.* 28), die es dem Kaiser Nero zum Vorwurfe machten, daß er seine Raufesttreiber (*muliones*) in canusinatischen Stoffen einhergehen lasse (*Suet. Ner.* 30. 7). Man lobt die Naturfarbe wegen ihrer Beständigkeit und die daraus gewebten Zeuge wegen ihrer Haltbarkeit:

Dieß canusinische Zeug, ganz ähnlich geräuchertem Mulsam
Sei dir geschenkt; freu dich! Fezen giebt's nicht so bald.
Mart. XIV. 125.

Die schwarze Farbe war von jeher die Farbe der Trauer, des Ernstes, des Todes, die den Göttern der Unterwelt wohlgefällige Farbe. Dunkel hüllt sich der trauernde Römer; am allgemeinen Todtenfeste (19. Febr., *sacrum popularis*) naht er sich mit Opfern schwarzer Schafe für die Anen (*feralia*) seiner Väter und Kinder (*parentalia*) zur Versöhnung der Schatten (*parentatio*). Die Binde (*vitta*), welche die Altäre umschlingt, ist nicht heßfarbig, wie bei fröhlichen Opfern (*Virg. Aen.* IV. 459), Traueropfer erfordern dunkle Wollfaden (*Propert.* IV. 6. 6). Die Götter der Unterwelt, Erebus selbst, empfangen dunkle Schafe (*Hom. Od.* X. 524) und dunkle Lämmer (*Tibull.* I. 2. 64. *Hom. Od.* X. 526), solche auch Cybele, Tellus (*Macroh.* I. 12. *Ovid. Fast.* I. 676. IV. 629. *Hom. Il.* III. 104), Hecate (*Apollon. Arg.* III. 1032) und Pluto (*Lygdam.* III. 5: 34) in Uebereinstimmung der schwarzen Farbe dieser Gottheiten. In der rein schwarzen Farbe der Wollvliese liegt eine geheimnißvolle, magische Kraft; sie ist geeignet, wenn man ein Krokodilherz, wenn sie eben vom Schafe, besonders eines Erstlings, kommt, hineinwickelt, wie das Herz eines schwarzen Schafes (*Pl.* XXVIII. 29), das Quartanfieber zu heilen (*Pl.* XXVIII.

28) und bei lösenden und bindenden Zaubereien verwendet zu werden (Geop. XV. 8. Clem. Strom. VII. p. 713). Das theokratische Zaubermädchen befehlt daher ihrer Gehülfin:

Winb' um den hölzernen Becher die purpurne Blume des Schafes,
Dafß den Unerbittlichen ich, den Geliebten, beschwöre.

Theocr. II. 2.

Die religiösen und bürgerlichen Bedürfnisse unseres Volkes erfordern schwarze Schafe. Sie eröffnen dieser Wollle weite Verbrauchskreise und gewähren dem Landmanne einen um so größern Absatz, je weniger überhaupt die Römer mit der Schönfärbekunst bekannt sind. Die Anzahl der schwarzen Schafe ist in Italien keinesweges unbedeutend, und nicht ungern sehen es manche Züchter, wenn schwarze Lämmer fallen.

Alles selbstgezogene Vieh ist besser, als das aus der Ferne (Varr. II. 1). Der Villenbesitzer muß selbst Lämmerzucht treiben, und nie dürfen seine Bestände durch Alter untauglich werden. Einem guten Hirten liegt es auch selbst am Herzen, die Stelle der Auswurflinge (oves rejiculae) oder Sterblinge durch eine gleiche Anzahl von Lämmern zu füllen, ihrer wohl noch mehr zu ziehen, zumal er öfters durch die Strenge des Winters oder kalter Bitterung getäuscht, selbst alte Schafe in Abgang kommen sieht, die er im Herbst noch für tauglich hielt und nicht zurückwarf (submovere). Einer der am meisten ins Gewicht fallenden Zuchtungsgrundsätze betrifft die Böcke. Bei der Auswahl derselben verfähre der Züchter nach den Regeln, die wir auf Grund unserer Gewährsmänner aufstellen, auf das Strengste.

Ueberall bestätigt sich Erfahrung, daß alles junge Vieh mehr auf die Väter, als auf die Mütter schlägt. Wenn es daher um eine recht schöne Stammheerde zu thun ist, wähle Zuchtböcke von blendender Weiße (candidi), dem frisch gefallenem Schnee ähnliche: die blaßweißen (albi), wie zerfallender Schnee, erzeugen oftmals eine ins Dunkle fallende Nachkommenschaft, röthliche oder braune Väter aber nicht einmal mattweiße Kinder (Col. VII. 2). Doch müssen auch die Mütter selbst hellweiß sein (Calpurn. V. 71). So

Lehret Pales mich selbst der Heerden Pflege, wie schwarze
Gatten der weißen Schafe den werbenden Kliden des Lammes

Wanbeln, es nimmer behält die Gestalt verschiedener Alter,
Sondern von Beiden zeuget in einer fähigen Färbung.

Calpurn. II. 39.

Schafe oder Böcke zur Zucht kaufe man darum nur, wo sie die Wolle noch auf sich haben, weil man sich dann von der gleichmäßig reinen, nicht durch Flecken oder Dunkelung entstellten Haarfarbe besser überzeugen kann (Col. VII. 3), als durch die Botte, die man geschorenen Widbern an der Brust oder sonst wo zur Beurtheilung der Wolle stehen läßt (Serv. ad Virg. G. III. 445).

Eben so ungeeignet ist es, grobhaariges und feines Vieh zu gatten (Calpurn. V. 70). Ziegenböcke und Schafe erzeugen eine grobhaarige Nachkommenschaft; ein solches Lamm heißt Tityrus, d. i. Rauchpelz (Serv. ad Virg. Ecl. 1. Schol. Theocr. 8 und 7).

Gleichfarbig weiß, wie das Mleß, muß auch Junge und Saumen sein. Darum besche Jeder, er kaufe oder erziehe den Widder, das Kaul, insbesondere die Junge, ob sie schwarz, dunkelbraun, röthlich, gesprenkelt oder weiß aussieht; die Naturkundigen behaupten (Pl. VIII. 72. Arist. h. a. VI. 13) und die Praktiker bestätigen (Varr. II. 2. 4. Col. VII. 2. 6: 8. 1. Pallad. VIII. 4. 2. Calpurn. II. 36), daß die drei erstgenannten Böcke dunkelfarbige, die ferneren bunte Lämmer erzeugen. Die tuscischnen Wahrsager gehen an, daß ein Widder oder ein Schaf, das mit Purpur- oder Goldfarbe gesprenkt ist, Segen und dauernden Ruhm bedeute. Die Landwirthe aber wollen rein weißes Vieh und rathen, weil vom ganz weißen Widder weiße Lämmer fallen:

Aber ihn selbst, und geh' er in glänzender Weiße, der Widder,
Welchem schwarz nur die Zung am feuchten Saumen sich zeigt,
Ferne du, eh' er mit Flecken die Lämmerolließe dir bräunlich
Sprengt, und ein anderer folg' aus wimmelndem Felde gewählt.

Virg. G. III. 387.

Fernere Anforderungen an den Bock sind: Sprunglustigkeit (salacitas) und Zeugungsfähigkeit; —

Luftig zum Sprung' sei der Bock, den empfangenen Samen das Schaf geb'
Wieber, und in dem Stall seien der Lämmer mir viel.
Wolle spritze hervor, die nimmer verkehrt die Mädchen,
Weich und jeglicher Hand süßsam sie sei und sein.

Ovid. Fast. IV. 770

Die fruchtbarsten Reithöde entsallen einer Mutter, welche Zwillinge zu werfen pfelegt. Dieß bedingt jedoch die Tauglichkeit nicht ausschließlich; es kommt darauf an, daß die Nachkommenschaft gerechten Anforderungen entspreche. Ein guter Bod erzeugt dichtwollige, schöngestaltete Lämmer (Varr. II. 2).

Der Bod ist im dritten Jahre zur Fortzucht am tauglichsten; sprungfähig bleibt er bis zum achten, höchstens bis zum zehnten Jahre (Varr. II. 2. Col. VII. 3), obschon die Kraft mit dem fiebenten Jahre ins Abnehmen kommt. Die Behauptung, daß er im Alter tüchtiger sei, namentlich wenn die Hörner verschnitten werden (Pl. VIII. 72), dürfte nur im Gegensatz von ganz jungen Böden zu verstehen sein.

Bei keiner Thierart dürfen die zur Zucht bestimmten Männchen oder Weibchen fett sein, wenn sie sich nicht unfruchtbar erweisen sollen (Pl. XI. 85). Man gebe daher den Böden vor und während der Sprungzeit zwar reichliches und kräftiges, aber nicht mästendes Futter. Zwei Monate zuvor werden sie von der Heerde gesondert, allein und besser geweidet und wenn sie in den Stall kommen, noch mit Gerste gestärkt. Luzerne, Lotus und Cytisus ist gutes Bodfutter, das sie zur Befruchtung stärkt (Pallad. VIII. 4), während die Sonderung eine Verzögerung des Geschlechtstriebes zur Folge hat, aber auch die Liebesgluth steigert. Auch die Mütter dürfen in und vor der Bodzeit nicht zu gut genährt werden, weil sie im Zustande der Feistigkeit, wie die Ziegen, unfruchtbar bleiben (Pl. VIII. 76).

Auf neun Schafe rechnet man, ohne Rücksicht auf die Größe der Heerde, einen Bod; jeder Schafzüchter muß daher ein Zehntheil der Gesamttheerde in Böden unterhalten (Varr. II. 10).

Auf das Geschlecht der Lämmer läßt sich in der bekannten Weise einwirken, daß wenn die rechte Hode des Zuchtbodes mit einem leinenen Faden unterbunden wird, männliche, durch Unterbindung der linken Hode weibliche Lämmer erzeugt werden (Pl. VIII. 72. XXX. 53. Col. VII. 3). Weil dieß indessen bei großen Heerden allzu umständlich und beschwerlich ist, wird die Bestimmung des Geschlechtes der Natur überlassen, in Griechenland der Einfluß einiger Quellen, in Italien des Windes benutzt.

Wenn nämlich die Böde bei Nordwinde und demselben entgegen aufsehn und die Heerde ihm zugleich entgegen getrieben wird, fallen mehr Bödchen; mehr weibliche Lämmer hingegen un-

ter gleichen Berücksichtigungen, wenn die Schafmütter (matrices) den Südwind eluathmen. Derselbe besitzt eine befruchtende Kraft, weswegen auch unter seinem Regimente der Gärtner am liebsten Bäume pflanzt und veredelt (Theophr. III. 5) und der Landmann sein Korn ausset. Die Erde nimmt den Samen dann am willigsten auf, die Heerden empfangen dann am sichersten. Wendet sich ein Schaf oder anderes Thier nach der Begattung dem Africus, den die Griechen Liba (Südwestwind) nennen, entgegen, so wisse, daß ein Weibchen empfangen ist (Pl. XVIII. 77. 1).

Viele der an den guten Zuchtwidder gestellten Anforderungen gelten auch für das Zuchtschaf. Dasselbe muß edlen Blutes und wenigstens zweijährig sein, theils weil frühzeitigere Geburt Wachsthum und Kraft des Mütterchens beeinträchtigt, theils weil die Böcke junge Schafe zu verschmähen und älteren nachzugehen pflügen (Pl. VIII. 72), theils weil alle Erstlingslämmer klein, jene aber zu klein ausfallen (Col. VII. 3). Es habe einen herabhängenden, wampigen Hals, langabfallenden Schwanz (Varr. II. 2), weiten, mit dichter und nicht spröder Wolle besetzten Leib, kurze Beine (Pl. VIII. 73), ein starkes Guter mit den dieser Thiergattung verliehenen 2 Strichen (Pl. XI. 96), und einen über den ganzen Körper, zumeist um Hals und Rücken sich ausbreitenden Wollwuchs. Die Kahlbäuche und Leichtfeller (apica, ἀπικος, s. minae oves, Plaut. Trucul. III. 1. 9) sollte Keiner zulassen (Pl. VIII. 75. Col. VII. 3. Varr. II. 2), sondern, wie auch die mit weitem Guter (minae), bei der Auswahl zurückwerfen. Das Alter erkennt man an den Zähnen.

Einjährige Mutterschafe lassen sich schon bespringen, sie werden auch trüchtig (Aristot. V. 14. 5); sie sollten indessen nicht früher als nach dem zweiten, nie später als mit dem achten Jahre zugelassen werden, weil früher und später die Lämmer entweder schwach ausfallen oder ganz ausbleiben (Varr. II. 1. Col. VII. 3). Bis zum fünften Jahre gelten die Schafe als jung; nach dem seibenten fängt ihre Kraft an abzunehmen, oft schon zu fehlen; selten erreichen sie ein Alter von zehn und nur in Aethiopien von 13 Jahren. Mit Beginn der Sprungzeit sind darum die Heerden zu mustern und alle die, welche das zuchtfähige Alter noch nicht erreicht oder bereits überschritten haben, ingleichen die Schwachen und Besten auszusondern, allein zu weiden oder zu verlappen (Varr. II. 2). Brastvieh (oves deliculae) wird je nach

Umständen verkauft oder nach der Weise der Troglodyten (Diod. S. III. 32) für Sklaven und Arbeiter oder sonst in den Haushalt geschlachtet (Cat. 2). Im Verkauf rechnet man gewöhnlich zwei Stück, denen die Zähne fehlen für ein gutes (Varr. II. 2); der so erwachsende Verlust ist sehr beträchtlich und muß darum der Gebieter nicht bloß auf Nachzucht bedacht sein, sondern auch die Schafe verkaufen, ehe sie zu alt und wohlfeil werden.

Völker, welche dem Schafvieh den vornehmsten Lebensunterhalt entnehmen, halten, um das ganze Jahr hindurch frische Milch zum Essen, Trinken und Käsen zu haben, keine festen Sprungzeiten, sondern lassen die Kütter der Schafe und Ziegen in allen Monaten und Jahreszeiten werfen. So in Kanaan; in

Libya, wo die Lämmer gleich aufwachsen mit Hörnern,
Dreimal gebären die Schaf in des rollenden Jahres Vollenbung;
Dort gebirgt es nimmer dem Eigener oder dem Hirten,
Weber an Käse noch Fleisch, noch süßer Milch von der Herde,
Welche stets darbietet im Jahr milchschwellende Luter.

Hom. Od. IV. 85.

Drei Sprungzeiten unterhält auch der homerische Cyclop und darum fand Odysseus

Alle Körbe von Käse gefüllt; Lämmer und Zicklein
Drängten sich in den Ställen und alle waren besonders
Eingesperret; die Frühlings' allein, allein auch die Wittern,
Und die zarten Spätling' allein. Es schwammen in Rollen
Alle Gefäße, die Wannen und Eimer, in welche gemelkt war.

Hom. Od. IX. 219.

Palladius (XII. 13) berichtet, daß auch in Italien Einige das ganze Jahr hindurch die Schafe sich gatten lassen, um fortwährend frische Milch, die für besonders wohlschmeckend gehalten wird (Virg. E. II. 21), zu haben. So prahlt Polyphem:

Aber auch so, wie ich bin, ich weide dir Schafe bei tausend;
Davon melk' ich mir selbst die köstlichste Milch zum Getränke;
Käse auch mangelt mir nie, im Sommer nicht, oder im Herbst,
Noch im härtesten Frost; schwer voll sind die Körbe beständig.

Theocr. XI. 34.

Bei Caspurnius (II. 70) rühmt sich der Besitzer von tausend feinwolligen Schafen und einer gleichen Zahl säugender Lämmer, ihm werde das ganze Jahr über Käse gepreßt, und der Oberhirt, Korydon:

Frische Milch ist im Sommer bei mir und im Froste nicht sparsam.

Virg. Ecl. II. 72.

Der Herbst und das Frühjahr sind gewöhnlich die beiden Hauptsprungzeiten. Ob man die Böcke im Herbst, gegen die Tagesgleiche, im Frühlinge oder im Sommer einzuwerfen habe (*admittere*), ist eine mehrfach besprochene Frage. Es wird als Merkwürdigkeit angesehen, daß das Schaf das einzige Hausthier ist, welches ohne Nachtheil in der Brumalzeit werfen kann (Plin. VIII. 72); man giebt Winterlämmern sogar den Vorzug vor Sommerlämmern und hält es für besser, wenn sie sich vor dem längsten als vor dem kürzesten Tage stärken. Manche lassen, wenigstens die Erstlinge, mit dem Palesseste, bespringen. Die allgemeine Bockzeit (*admissurae tempus*) tritt mit dem Untergange des Arktur, den 13. Mai, ein und dauert bis zum Untergange des Adlers, 10 Tage vor dem ersten August, so daß die Lämmer vor Ende des October, bis längstens des December (Varr. II. 1. Virg. II. 21.: VII. 15), so lange die Luft gemäßiget und wenn das junge Gras vom Herbstregen gewachsen ist, fallen. Celsus und Praxiteles mit ihm, sind der Ansicht, die frühe Bockung, wie in Jakobs Heerde (1. Mos. 30. 40) sei besser, als die spätere, weil die in Stoppel- und Weinsfeldern und durch anderes gute Herbstfutter wohlgesättigten Lämmer der Traurigkeit und dem Hunger der kalten, winterlichen Zeit kräftiger widerstehen (Col. VII. 3). Lämmer, welche über die genannte Zeit hinaus erzeugt werden, bleiben schwach; im Morgenlande dienen sie als Lohnvieh für die Knechte (1. Mos. 30. 41). Unsere Alten nannten sie Spätlinge (*agni chordi*, Pl. VIII. 72. *ἑρσαι* Hom. Od. IX. 222); zwei derselben rechnet man beim Verkauf gleich einem guten (Varr. II. 2).

Während der Bockzeit muß die Heerde immerfort einerlei Wasser zur Tränke erhalten; ein Wechsel desselben verdirbt den Leib der Kühe und macht die Wolle der Lämmer verschiedenfarbig (Varr. II. 2). Gänzlich zu vermeiden ist kaltes und solches Wasser, das, wie der Fluß Aphrodisium in Pyrrhää, die Fruchtbarkeit unterdrückt (Pl. XXXI. 7), den Mutterleib abstumpft, die Wolle färbt (Pl. VIII. 72), oder, wie sumpfige Wiesen, Fehlgeburten veranlaßt. Indessen darf es der Heerde nie an Tränkwasser fehlen; Mangel daran erzeugt Lungenkrankheiten (Col. VII. 5) und Magerkeit, denn, sagt Aristoteles, das Schaf trinkt sich fett. Daß die afrikanischen Schafe nur alle vier Tage einmal saufen, wird den Grundsatz nicht umstoßen (Pl. XI. 118).

Daß sich ein Einfluß auf die Farbe der im Mutterleibe befindlichen jungen Thiere von außen äußern lasse, wird von Naturkundigen anerkannt, doch finde ich keine dessfalls in Italien angestellte Versuche verzeichnet; unbekannt ist indessen nicht, daß die ältesten morgenländischen Schäfer die durch äußere farbige Gegenstände erregte Einbildungskraft der Mütter zur Rückwirkung auf die Färbung ihrer Leibesfrucht thätig zu machen versuchten. Jakob schälte Stäbe von Haseln, Kastanien und Pappeln theilweise ab und stellte sie in die Höhe, den Schafen gegenüber, in die Tränkrinnen vor die Heerde; der Anblick dieser bunten Stäbe wirkte auf die Empfängniß der Mütter, welche in Folge dessen gesprenkelte, schreckige und bunte Lämmer brachten. In derselben Absicht treibt Jakob das gefleckte oder dunkle Vieh dem einfarbigen, weißen Laban voran, damit dieses auf jenes seine Augen richte und ähnliche Lämmer empfangen, seine Lämmer dagegen dürfen nicht nach den weißfelligen sehen und Laban sonderet diese auch von seinen weißen ab (1. Mos. 30. 37. 40).

Hat die ganze Heerde Empfängniß gehabt, werden die Böcke, weil sie die Trächtigen allzusehr belästigen (Varr. II. 2) zur abgesonderten Ernährung ausgeschürt; Gleiches ist auch in Absicht der etwa verwendeten Ziegenböcke zu empfehlen und wohl auch der Ziegen, die, wo sie mit Schafen in einer Heerde gehen, zwar die Heerdenführer machen (Paus. IX. 13), aber für trächtige Mütter zu rasch eilen. Weidende Mutterheerden müssen möglichst zusammengehalten werden, insbesondere, wenn ein Gewitter am Himmel steht. Schafe fürchten Blitz und Donner (Quint. Smyrn. XI. 404); gehen sie einzeln, bewirkt der Donner, daß sie sich werfen (Pl. VIII. 72).

Schafe gehen 150 Tage, gerade 5 Monate trächtig (Varr. II. 1. 2. Pl. VIII. 76). In diesem Zustande werden sie von den Griechen den ehrwürdigen Göttinnen geopfert (Paus. II. 11). In der Regel bringen sie ein Lamm, bei guter Fütterung aber und guter Art erfolgen auch wohl zwei (Theocr. VIII. 45).

Bei eintretender Wurfszeit muß der Schäfer Aufmerksamkeit und Fleiß verdoppeln, die Hochträchtigen (*incientes*) und die Kranken in besondre, für diesen Zweck hergerichtete Verschlöße (*stabula secreta*) bringen (Varr. II. 2. 8), die Mütter gegen widriges und kaltes Wetter schützen und sie beim Eintritte der Geburt ganz besonders in Obacht nehmen. In Behen liegende

Schafe leiden in nicht geringerem Maße, wie freißende Weiber, sie strengen sich an und fühlen, ungeachtet sie ganz vernunftlos sind, dabei große Schmerzen. Schon um deswillen muß der Schafmeister Kenntnisse der Thierheilkunde besitzen, um den gebährenden Müttern, wie eine Hebamme, Beistand zu leisten, die Lämmer, die eine falsche Lage haben, zurecht zu legen, wenn sie nicht zur Welt kommen (Col. VII. 3) oder den Farnen (chorion) nicht sprengen können (agnus chordus), Hülfe gewähren, und denselben, wie den von Fliegen, aufheben und trocknen. Mit Wein genossen giebt diese Haut ein gutes Hausmittel in Frauenkrankheiten, namentlich zum Treiben der Nachgeburt (Pl. XVII. 77. XXX. 43).

Fällt ein Lamm unterwegs, muß es der Hirt, gleich dem Rinder weidenden Apollo, der das neugeborne Kalb über die Felder trug (Tibull. II. 3. 22), in seine Arme (Jes. 40. 1. Hor. ep. I. 13. 12) und das von der Geburt geschwächte Schaf auf seine Schultern nehmen (Calpurn. V. 40), die Laabmilch (colostrum), die, wenn sie im Magen des Lämmchens verhärtet, die Laabkrankheit (colostratio, Pl. XI. 96) hervorruft, rein ausmelken (Pallad. XII. 13), im Stalle das junge Thierchen aufrichten, ihm, wenn es nicht trinken will, das Maul öffnen, mit der ausgedrückten Zitze besencken, mit Butter oder Schweinefett bestreichen, an den Geruch seiner Mutter gewöhnen und anlernen, daß es sich selbst ernährt. Ist ein Lämmchen schwach oder erkältet, werde es 2—3 Tage in die Nähe von Feuer gelegt oder sammt der Mutter eingesperrt (Col. VII. 3. Varr. II. 2), was auch geschehen muß, wenn dieselbe ihm das Guter versagt. Hat eine Mutter wenig oder gar keine Milch, werden die Lämmchen denen, deren Junge gestorben, geschlachtet, an die Metzger überlassen (Plaut. Capt. IV. 2. 39. Virg. E. I. 24), in die Stadt zum Verkaufe, zum Geschenke für den Patron oder die Geliebte (die schneeweißen sind dazu die geeignetsten (Tibull. II. 5. 38), gebracht, den schützenden Laren, den Feldgöttern zur Abwehr des Hagels, dem Bacchus an den zweiten Vinassen, dem Jupiter an jedem Idus auf dem Capitol (Varr. L. L. p. 47) geopfert worden sind, beigegeben. Die schönsten Opferlämmer Italiens findet man in Aegimettum (Cic. de div. II. 17), die berühmtesten in Cypern; hier die amathussischen der Venus. Der starke Cultusbedarf macht die Lämmer sehr gesucht. Zu Opferzwecken müssen sie ohne Fehl,

sechs (Pl. VIII. 49), nach Andern, auch nach den Sagenen der Juden, acht Tage alt sein (1. Mos. 22. 30.: 5. Mos. 14. 23); so ist's auch unter den Griechen, wo sie, wie Stiere und Schweine, dem Aeskulap (Paus. II. 11) und bei abzuschließenden Bündnissen ungeschoren dargebracht werden (Virg. Aen. XII. 170). Jünger gelten sie in Italien und Griechenland als unrein.

Opferlämmer müssen fett sein. Sie werden daher am Euter mehrerer Mütter gemästet; dieß ist weniger mühsam, als wenn sie künstlich aufgezogen werden; sie gedeihen auch besser, denn Muttermilch ist allem jungen Vieh die eßsamste (Pl. XXVIII. 33); sie kommen dann in gutem Zustande auf die Fettweiden,

Wo auf schwellendem Gras singen gemästeter
Schäflein Hüter vergnügt Lieder zur Feldschalmei
Und erfreuen den Gott, welcher Arabiens
Heerd' und schattige Berge liebt.

Hor. Od. IV. 12. 9.

Sie können jedoch auch im Stalle erzogen werden (Theocr. ep. V. 8). Die fettesten Bodlammchen gehören dem Pan, dem Gott der Weiden, Heerden und Ställe (Catull. XX. 14), Sylvan (Mart. X. 92), Priapus, Bacchus, dem Faunus an dem Frühlings- und Winterfeste (Hor. Od. I. 4. 18: III. 18), der Ceres, den Nymphen (Theocr. V. 139. 149. Hom. Od. XVII. 240), in Griechenland dem Weidegott Hermes und Herkules.

Leicht befriedigt ist Hermes, o Hirten, welcher erfreut ist,
Wenn er zum Opfer erhält Honig aus Eichen und Milch;
Nicht so Herkules; einen Widder oder ein fettes
Lamm begehrt er und stets wählt er ein Opferthier sich.
Antipat. Ep. XVIII. in Jaf. griech. Anthol. II. 13.

Die weiblichen (agnae) werden zumest an den Vinalien, Terminalien (Hor. ep. II. 59. Ovid. Fast. II. 652), Ambarvalien (Tibull. I. 1. 23) und Palilien (Calpurn. II. 63), am Geburtstage der Juno und Minerva (Juven. XII. 3) geschlachtet, auch nach einer durch die ganze Welt gehenden Sitte, wie Zicklein und Kälber, in Cypern sogar Schweine, zum Wahrsagen benuset (Paus. VI. 2).

Die Lämmchen (agniculi) werden, so lange sie nicht lebend springen (lascire), in einem warmen und dunkeln Verschlage (septum) gehalten; wenn sie aber anfangen, muthwillig zu werden, auf einer mit Flechtwerk umzäunten Tenne eingeschlossen, wo sie

sich in jugendlicher Lust abtoben. Es ist nicht unangemessen, was auch Polyphem thut (Hom. Od. IX. 220), Ältere und Jüngere, Schwächere und Stärkere zu sondern, damit nicht diese von jenen gedrängt werden (Col. VII. 3).

Manche schlagen im Stalle Pfähle, an die sie mit einem Bande von Bast oder anderem leichten Stoffe die etwa 10 Tage alten Lämmer legen, um sie einander fern zu halten und zu verhindern, daß sie nicht den ganzen Tag unter einander umherlaufen oder sich Schaden thun (Varr. II. 2).

Es ist schädlich, wenn säugende Mütter empfangen, denn die Milch verdirbt sich käseartig (Pl. XXVIII. 33). Die Böcke bleiben darum von ihnen gesondert, die Lämmer aber im Stalle (agnile), damit sie unbelästigt fressen können (Hom. Od. IX. 217). Abends nach der Heimkehr werden sie den Müttern ans Futter gelassen (id. IX. 245); diese wie jene blöken einander sehnsvoll entgegen, am meisten dann, wenn zuvor gemolken wird.

— — — In der Hürde des reich begüterten Mannes
Steh'n in zahlloser Schaar die Schaf' zum Melken und blöken,
Sonder Unterlaß, da der Lämmer Stimme gehört wird.

Hom. II. IV. 433.

Sobald die Lämmer milchsaft sind, werden sie, um nicht getreten zu werden, für die Dauer der Nacht von den Müttern gesondert und erst am Morgen zum Futter zurückgebracht (Varr. II. 2. Col. VII. 3). Später, wenn sie stärker geworden, reicht man ihnen im Stalle Eytisus, Luzerne, frischgeschnittenes Laub (Theocr. XI. 74), biswelen Kleie und wenn es die Erntebeschaffenheit gestattet, Gersten- oder Erbsenmehl; sind sie noch mehr herangewachsen, werden die Mütter in den Mittagsstunden auf die mit der Villa zusammenhängenden Wiesen oder Brachfelder getrieben und auch die Lämmer aus dem Verschlage gelassen, damit sie sich unter der Aufsicht eines Knaben des Gebieters (Virg. Ecl. II. 30), des Sohnes oder der Tochter des Schäfers selbst auf der Weide ernähren lernen, während dem die Mutterherde unter den Augen des Hausvaters, eines erwachsenen Mannes oder kräftigen Mädchens (1. Mos. 29. 9) in größerer Entfernung triftet. Bei Euripides (Cycl. 27) sieht man die Lämmer an den Abhängen der Hügel von jungen Satyrn geweidet. Hin und wieder kommen auch besondere Lämmerhirten (Lämmeriche), wie Melibdus (Virg.

Ecl. VII. 15) vor, während die Mutterheerde unter einer Sclavtn steht.

Unter den Lämmern kommen Krankheiten, sonderlich Fieber, nicht selten vor. Das Nächste, was in diesem Falle geschehen muß, ist, daß man die Leidenden nicht zu den Müttern läßt, damit sich die Krankheit nicht auf diese übertrage. Man milchet daher die Alten abgesondert, mischt zur Milch gleichviel Regenwasser oder Ziegenmilch und füllt den Trank den Fiebernden ein. Die Maulrose (mentigo), in der Schäfersprache die Knochenrose (ostigo), besteht in ekelhaften Geschwüren um Maul und Lefzen, wie bei dem heil. Feuer. Diese den Milchlämmern der Schafe und Ziegen jedes Mal tödtliche Krankheit wird veranlaßt, wenn sie durch die Unvorsichtigkeit des Hirten thannasses Gras abfressen. Mittel dagegen sind Ysop und Salz, zu gleichen Theilen zerfeinert und damit Saum und Junge eingerieben, worauf man die Blattern mit Essig wäscht und mit flüssigem Pech und Schweinefett bestreicht. Andere finden eine Salbe von einem Theile Grünspan und zwei Theilen Schweinefett und zur Waschung der Blattern und des Saumens geriebene Cypressenblätter mit Wasser vorzüglichster (Col. VII. 5).

Der Mensch bedarf zu seinem Leben Wasser, Feuer, Eisen, Salz, Mehl, Honig, Wein, Del, Kleider und Milch (Sir. XL. 31), besonders Schafmilch. Sie nimmt unter den Nahrungsmitteln eine der wichtigsten Stellen ein. Wegen ihrer Fettigkeit ist sie zwar dem Magen nicht so dienlich, wie die der Ziegen, welche mehr von Laub und Sprossen als von Kräutern leben, weniger würzig, als die der Kühe, weniger süß und flüssig (Pl. XI. 96) als die der Kameele und weniger kräftig und dick (Pl. XI. 96) als die der Esel, aber lieblichen Geschmacks und nahrkräftig (Pl. XXVIII. 33. Diod. S. I. 87). Sie gehört darum zu den geliebten, angesehenen Nahrungsmitteln, deren sich der Mensch in dem ältesten heroischen und jetzt noch im imperatorischen Alter (Col. VII. 2) zu erfreuen hat; sie macht einen wesentlichen Gegenstand der Haushaltung der vornehmen Bewohner der italischen Städte, die gewöhnliche Speise des Landmannes, des Sklaven, des Hirten (Theocr. XI. 36), und dessen Reichthum aus. Im Hochgefühl seiner Vorzüge und Güter, preiset der Schäfer wie der Rinderhirt (Nemes. II. 36)

Wie an schneeligem Bieſt' er ſo reich, wie an Milch ſo geſegnet.

Virg. Ecl. II. 20.

Die unblutigen Opfer, welche der Hirt der Pales (Ovid. Fast. IV. 766), dem Pan und Priapus, den Nymphen (Hom. Od. XVII. 24) und allen Feldgöttern darbringt und der Gaſttrank, der dem Fremden gereicht wird (l. Ros. 18. 8) beſteht in Milch der Schafe. Sie giebt das gewöhnliche Hausmittel ab, welches der Landmann bei Krankheiten anwendet; bei Reißen in den Gedärmen, nach dem Genuſſe der giftigen Fichtenraupen (Pityolampen), Ranthariden, Salamandern und Bupreſten, bei Atrophie, trinkt er ſie; er braucht ſie zu Klyſtieren in Koliken, bei Krämpfen nach Schlangengebiffen (Pl. XXVIII. 33) und zum Gurgeln bei Mundgeſchwüren (Pl. XXX. 11). Obſchon weniger würzreich als Kuhmilch, iſt ſie die fetteſte (Pl. XXVIII. 35), deſwegen ungekocht dem Magen weniger zuträglich, und doch die gewöhnliche Speiſe des ſtarken Landvolkes; ſie nährt daſſelbe beſſer als Ziegenmilch (Varr. II. 11). Dem Bewohner der Stadt trägt ſie der Bauer zu; damit ſie nicht ſäure, geht er ſchon in der Morgendämmerung von zu Hauſe fort und ruft ſie hier laut auf den Straßen aus (Varr. II. 11. 4). Der Bürger, der wohl weiß, daß Milch die Knochen, Getreide die Nerven, Waſſer das Fleiſch ernährt, Wein aber Kraft, Blut und geſunde Farbe giebt (Pl. XXIII. 22), bereitet daraus mancherlei Speiſen (lactantia, lacticinia, Apic. IV. 2. VII. 11). Der Hirt und Bauer miſcht Wein und Milch zum Feſtgetränk an den Paſſien (Ovid. Fast. IV. 779), welches er, wie ſeinen lautern Wein aus zweihenkeligen, inwendig mit Pech oder Wachs ausgegoffenen, äußerlich mit ſinnigen Schnitzwerken oder eingelegten Arbelten verzierten Trinkgeſäßen zu genießen pflegt. Solch' einen Becher in drei mit reichen Handlungen durch gelbtraubigen Epheu abgetheilten Feldern, beſchreibt der Ziegenhirt Virgil (Ecl. III. 35) und Theokrits:

Ein tiefes Gefäß mit lieblichem Wachs bezogen,
Doppelhenkelte und neu, das Holz noch riechend vom Meiſſel;
Welchem hoch an der Mündung umher ſich ſchlinget der Epheu,
Epheu, ſtedig vom Golde der Blum Helichryſos, denn durch ſie
Kriecht das Geran, anlachend mit ſchönſarbigen Träublein.

Theocr. I. 27.

Der Werth eines Trinkbechers ſteigt durch die Erinnerungen, die ſich an ihn knüpfen. Iſt er in einer berühmten Gegend,

von einem namhaften Künstler (Virg. Ecl. III. 36. Theocr. I. 27. 57.: V. 104), aus seltenem Holze schön gearbeitet, in einem Wettkampfe als Preis errungen, sind Geläbde für ihn gethan, hat ein geliebtes Mädchen den Rand mit ihren Lippen benezt, gilt er als theures Gut, das der Vater gern auf den Sohn bringt.

Den Gehalt der Milch erfährt der Landmann durch die Nagelprobe; klebt sie an dem Nagel, ohne abzufallen, ist sie von vorzüglicher Güte (Pl. XXVIII. 33). Dieselbe ist abhängig von den Futterstoffen, der Jahreszeit, dem Alter und der Eigenthümlichkeit der Thiere. Gesundes, starkes und junges Vieh, besonders das gewöhnliche grobe Landvieh, giebt stets bessere Milch, als dasjenige, bei dem diese Voraussetzungen nicht zutreffen (Varr. II. 11). Der Grundsatz erhält dadurch eine neue Bestätigung, daß alte Kühe und alte Schafe zu halten oder zu kaufen, nachtheilig sei (Varr. II. 2). Wird das Vieh mit Gerste, Stroh oder trockenem und derben Futter ernährt, giebt es sehr nahrhafte, bei frischer Weide und im Frühjahr mehr wässrige Milch als im Herbst (Pl. XXVIII. 33), welche auch purgirt, wie die von Kräutern, welche unserem Körper schon Purganz sind (Varr. II. 11). Alles Grünfutter macht reichliche Milch, besonders aber die nahrhafte Eytisusstaude, der Steinklee (Lotus, *Trifolium melilotus* off. L.), die Medica (Luzerne) und scharfe Pflanzen, wie Scrophyl, Ysop und gutes mit Salz bestreutes Heu (Pl. XVII. 9). Dieselbe Wirkung hat Bollkraut (*herba lanaria*) nüchtern eingegeben und Milchkraut (*lactoris*, Pl. XXIV. 104) unter Futterpflanzen. Es ist merkwürdig, daß man alles Futter aus der Milch herauschmeckt (Senec. Quaest. III. 21). Giebt es, wie in der Nähe einer Stadt, Gelegenheit, die Milch leicht und gut abzufegen, wird der Ziegen- und Schafzüchter die von unsern Landwirthschaftslehrern (Varr. II. 2. 19. Pall. XII. 13. 8. Geop. XVIII. 12 und 19), insbesondere von dem göttlichen Dichter gegebenen Regeln zu beobachten haben:

— Ist Milch dein Wunsch, dann Eytisus häufig und Lotus
Selbst in die Krippen zur Hand gebracht und salziges Felskraut
Dann — schwellen die Euter.

Virg. G. III. 394.

Die Güte der Milch hängt außerdem von der Behandlung ab. Die, welche einige Zeit stand oder nicht gleich nach der Geburt gemolken wurde, ist besser als andere. Die dicke, schwam-

mitge Milch, welche gleich nach dem Wurfe gemolken wird (colostra) rechnet der Römer zu den Leckerbissen (Pl. XXVIII. 33); den Namen braucht er, um Zärtlichkeit, Liebe und Wohlwollen auszudrücken (meum mel, meum cor, mea colostrum, Plaut. Poen. I. 2. 177). Treulose Hirten, statt sie dem Gebieter zu übergeben, eignen sich dieselbe (Bies in Deutschland genannt) zum Selbstgenuß oder Verkaufe an, es giebt aber auch Heerdenbesitzer, welche die Hirten nur vorschützen, wenn sie bei dem ländlichen Mahle diese Delicatesse nicht aufsetzen lassen wollen. So gewinnt das Epigramm Verständnis:

Heimlich entwandte der Hirt, als noch nicht standen die Wäffeln
Was von entflammter Gais wir sonst geben als Bies.

Mart. XIII. 35.

Das feine weiße Bieh eignet sich zum Melken nur ausnahmsweise (Virg. Ecl. II. 22. Calpurn. II. 70); manche wollen aber auch das Landvieh nicht also nutzen, um höhern Wollertrag und bessere Lämmer zu erzielen. Wir erkennen diese Ansicht da als richtig an, wo der Zweck der Schafhaltung in Wollerzeugung und Lammverlauf gesetzt wird (Col. praef. VI.), das Guter läßt sich aber benutzen, wo Milch und Käseung Etwas abwirft, sofern nicht Lämmer der ihnen gebührenden Milch, in der Weise des Ephyloen (Hom. Od. IX. 244), beraubt werden. So lange dieselben säugen, muß das Melken überall unterbleiben, sonst mageren die Mütter ab, setzen auch wenig Wolle und die Lämmer verkommen (Varr. II. 2). Treulose Hirten, insbesondere Miethlinge, leeren aber auch in dieser Zeit gar oft die Guter heimlich und essen, verkaufen oder verschenken die Milch (Virg. Ecl. III. 5), ungeachtet der strengen Verbote der Gebieter. Gute Hirten erkennen in dieser freilich bis ins höchste Alterthum zurückgehenden Milchbeuterei (Ezech. 34. 3. Hom. Od. XVII. 246) ein Vergehen schon schwererer Art, welches sie den Knechten im Gezänke wohl vorwerfen (Theocr. IV. 3). Der Miethling, Korydon, mußte sich über sein Bieh sagen lassen,

Ach, armselige Dinger, wie übel bestellt mit dem Hirten!

Die spätere Gesetzgebung versuchte dem Einhalt zu thun; der Kaiser Justinian (Imp. I. 2) untersagte Mischeigenthümern die Nutzung der Milch, Wolle und der Lämmer und bedrohte

alles heimliche Messen der Hirten mit Stodschlägen und Verlust des Lohnes.

Die Lämmer müssen vier Monate das Euter (ruma) benutzen, ehe sie (agni subrumi) abgesetzt werden (depellere, Varr. II. 2. Virg. G. II. 187. Ecl. III. 82. VII. 15). Gewöhnlich geschieht dies um die Zeit des ländlichen Frühlingsfestes oder gegen Ende des April, beim Aufgange der Plejaden,

Wenn der äußerste Frost sich verzog, schon heiter der Fenz ist.

Virg. G. I. 340.

Sie werden nun allein gestallet und geweidet (Virg. Aen. IX. 565. Quint. Smyrn. VIII. 371), oft mit Ziegenlammern zusammen, in einiger Entfernung von den Müttern, so daß sie dieselben sehen und hören können und sich nicht in Sehnsucht nach ihnen ablösen und verkümmern (Phaedr. III. 15. 1. 3). Große Rürsche sind den Lämmern so schädlich, wie Hitze und Kälte. Am leichtesten ist die Entwöhnung, wenn sie im Stalle schon gutes Futter erhielten; unter die Altheerde sie einzumischen, ist nicht gut, es darf wenigstens erst geschehen, wenn sie die Mütter und Euter vergessen haben (Varr. II. 2). Ueberall aber ist es besser, eine Lämmerheerde, wäre sie auch mit Zicklein gemischt (Virg. Ecl. VII. 15) zu machen, welche besonders auf Angern geweidet wird;

Wenn das Plejadengeſtirn emporſteigt und auf den Ager

Weidet das zärtliche Lamm, wenn schon der Fenz ſich gewendet.

Theocr. XIII. 25.

Die besten Lämmer behält der Eigener zur Zucht; die Schäfer erkennen solche daran, daß sie im Winter den Keif an sich behalten, den Schwächlinge abschütteln. Die breitschwänzigen halten die Kälte auch besser aus als die langgeschwänzten und frausen (Aristot. VIII. 10). Auf entlegenen Melereien behält man sämtliche Lämmer zur Zucht und Weide, der Stadt aber näher führt der Besitzer selbst einen Theil zu Markte oder verkauft sie zu Opfern oder an die Metzger, ehe sie auf die Weide gehen (Col. VII. 3) vom Euter ab (Catull. XX. 12) oder wenn sie schon abgesetzt, geweidet und ans Gehen gewöhnt sind (Virg. E. II. 21. I. 53. Phaedr. III. 15. 13). Hat Pan, der Schutgott der Heerden und Ställe, die Empfängniß gesegnet und Krankheiten gewehrt (Catull. XX. 13), wird durch Lämmerverkauf, selbst an die Metzger, die Gutsrente ansehnlich gesteigert,

denn Lammfleisch ist keine zu verachtende Kost und namentlich sind die Köpfe, wie auch der Kälber und Ziegen, sonderlich die Gehirne eine leicht verdauliche, Kranken zu empfehlende Speise (Cels. II. 22). Nur müssen die Lämmchen fett sein, wie Isaak's Schlachtböckchen (1. Mos. 27. 9); mageres Lammfleisch ist eine schlechte, wohlfeile Kost und wird darum von Horaz (1. Ep. XV. 35) mit Kalbdaunen zusammengestellt. Neues läßt sich, wie das der jungen Zidelen (Jud. VI. 19. 1. Sam. 16. 20. 1. Mos. 27. 17) in mannichfaltiger Zubereitung für den Tisch des Feinzüglers verwenden (Apic. VIII. 6); der Hirt genießt es gern (Theocr. V. 140) und macht manchen Müttern den Schmerz, ihnen das Kind wegzunehmen.

— — — Hirten treiben hinweg von den wolligen Schafen
Lämmer, daß sie sie schlachten und sich zum Mahle bereiten;
Aber es trippeln die Mütter mit unablässigem Bitten
Rings um die Ställe herum, wo sie nicht mehr finden die Kinder.
Quint. Smyrn. V. 493.

Zum Fleischansatz hilft das Hammeln viel; nie darf jedoch ein Schaf- oder Ziegenböckchen zum Hammel (vervex) gemacht werden, wenn es noch nicht fünf Monate alt ist (Pl. VIII. 75. Varr. II. 2). Die angemessenste Zeit dazu ist in kalten Gegenden von den Iden des März bis zu den Iden des April, in wärmeren schon von den Iden des Februar (Col. XI. 2), nirgends früher, als bis der rauhe Winter gemildert, die Sommerhitze aber noch nicht eingetreten ist (Varr. II. 2). Die besten Lämmer sind die des abnehmenden Mondes. Lämmer, die sich durch Gestalt oder Wolle auszeichnen, oder von einer gewöhnlich Zwillinge werfenden Mutter stammen (Col. III. 10. Varr. II. 2) verbleiben zur Zucht, denn Zwillinge beiderlei Geschlechtes vererben die ihnen aufgeerbte Fruchtbarkeit auf ihre Nachkommen. Das bei der Kastrierung abgehende Blut fängt der Hirt wegen der ihm eigenthümlichen Heilkraft auf; es dient wider den üblen Geruch unter den Achseln, wenn die Haare ausgerissen sind und hält den Bartpflaum zurück. Deswegen brauchen es auch die Sklavenhändler, um den jungen Leuten, die sie zum Verkauf ausstellen, ein jugendliches Ansehen zu geben und deren Mißbart zurückzuhalten (Pl. XXX. 13).

Das Schaf ist nach dem Bau seiner, obwohl nur durch die untere Kinnlade verbreiteten, wie bei allen Wiederkäuern geschloss-
Ragersteht, Silber aus der röm. Landwirthsch. II. 9

senen (continui) Zähne (Pl. XI. 61) eben so, vielleicht noch mehr als das Kind, zum Weidegange bestimmt. Diese Ernährungsweise ist thatsächlich (Dionys. H. I. 79) in reichgesegneten Ländern, wie Italien und Sicilien, die älteste, wohlfeilste, natürlichste und am leichtesten ausführbare. Dadurch ist zwar die Natur des an sich schon weichen Schafes, weil es den Kopf beständig dem Erdboden nähern und die denselben umgebende schwere Luft einathmen muß, verderbt (Seneca. Quaest. IV. 24), sie entspricht aber den Verhältnissen Italiens, dessen kurze und milde Winter nicht nöthigen, die Heerden, wie in Germanien, Thracien und scythischen Ländern, beständig in bergenden Ställen zu verstecken. Hier findet sich vieles ungepflügte Weideland für Schafe und Ziegen und noch viel größere und bewundernswerthe Strecken für Pferde und Rinder. Reichliches Sumpf- und Wiesen gras, durch Thau und Rieselgräben gewässertes, den ganzen Sommer hindurch abzuweidendes Heide gras erhält die Heerden, wie zahlreich sie auch sind, in fortwährend gutem Stande. Die Luft des Landes ist in den verschiedenen Jahreszeiten herrlich und so mild, daß die Erzeugung der Thiere durch übermäßige Kälte und Hitze so wenig leidet, wie das Wachsthum der Früchte (Dion. H. I. 37). — Allen soll alle Länder der Erde durch die Größe seiner Weideflächen übertreffen (Cic. Manil. 6); die Triften Lybiens nennt die Pythia „die Gefilde der Heerden“ (Herod. IV. 157); sie sind auch vortreflich und den Hirten wohlbekannt (Hom. Od. IV. 85).

Oftmals Tag und Nacht und ganz in der Folge den Monat
Weidet die Heerd', und durchstreift Einöden und herbergt
Sie; so entlos streckt das Gefild' sich! Alles im Auge
Führet der afri sche Hirt, sein Teppichdach und den Hauslar.

Virg. G. III. 341.

In diesem, nach dem Worte der Pythia, „reizenden Lande“ (Herod. IV. 160) halten sich Schafe und Ziegen, wie in Arabien, auf unermesslichen Flächen ausgezeichnet (Diod. S. II. 54); keine Grenze und kein Eigner gebietet, die Heerde zu drängen;

Frei in der Eb'ne gehet der Hirt, dem ohne Begrenzung
Unverbotene Thale das Vieh durchbringer; gesamt folgt
Alles nach Vätergebrauch dem pö nischen Wächter des Hornvieh's,
Dach' und cydonischer Keller und Dach und funkelndes Feuer
Aus dem Geäder des Steins, und der Milchluh Luft, die Springe.

Sil. II. 441.

Der zahlreiche Stamm der Kasamonen läßt seine Heerden sogar ohne Wächter am Meere und geht in die Gegend von Augila zur Herbstlese der dortselbst in großer Menge wachsenden Datteln und anderer Früchte (Herod. IV. 172). Man berichtet, daß die vom Nil überschwemmten, unangebaut zur Weide liegenden bleibenden Felder Aegyptens Ueberfluß an Futter und noch den Vortheil gewähren, daß die Schafe zwar nicht dreimal wie in Ägypten (Hom. Od. IV. 86), aber doch zweimal werfen und zweimal Schuren geben (Diod. S. I. 26: 87), — daß Arabien, das an allerlei zahm Vieh so reiche Land (Diod. S. III. 46), dessen Schaf- und Ziegenheerden den nomadischen Völkerschaften in Milch und Fleisch vollen Lebensunterhalt gewähren (Diod. S. II. 50), daß selbst, wie auf der Insel Hesperia im Tritonischen See (Diod. S. III. 53) das Bedürfnis des Brodes entrückt wird, und daß es durch seine vielen aromatischen Pflanzen mit Wohlgerüchen so überfüllt sei, daß die an der fernen Küste vorbeischiffenden die Düfte wahrnehmen und die Ambrosia der Fabeldichter einzuathmen vermeinen (Diod. S. III. 46), — doch keins dieser Länder,

Auch nicht der Weber gehölzreich wallendes Fruchtland,
Ganges, der herrliche, nicht, noch der goldgetriebene Gernus,
Buhlen stolz um Italias Ruhm; nicht Baktra noch Indus
Und Panchoia ganz mit des Weihrauches fetten Gefilden.
Hier ist ewiger Lenz und in fremden Wäldern der Sommer;
Zweimal tragendes Vieh, zweimal auch ergiebig der Obstbaum;
Aber zerreißenbe Tiger sind fern und grausamer Löwen
Zeugungen; kein Alonitum betrog unglückliche Sammler,
Nicht unermessliche Kreise bewegt durch den Staub noch versammelt
Sich so mächtigen Juges die schuppige Schlange im Serringel.

Virg. G. II. 135—139. 149—154.

Hier, in Ebenen, in Wäldern, Gebirgen und an den Meeresküsten, giebt es unermessliche, sich in den roseischen Gefilden schon über Nacht verjüngende, gesunde, löstliche Weideflächen (pascua) für Rinder (Hor. Od. I. 31. 6), Schafe (Hor. Od. II. 6. 10) und Schweine, die unter der Gunst unseres Himmels großen Theiles das ganze Jahr zu benutzen sind. Wo etwa ein Strich nicht gute Sommer- und Winterweide zugleich bietet (Varr. II. 1), ziehen die Heerden im Winter nach denen, deren mildes Klima und freudiger Graswuchs die kalten Monate überdauern läßt, besonders nach Küstenebenen; dagegen im hohen Sommer, wenn der Sirius aufgeht (Hor. ep. I. 27. Ep. II. 2.

177), nach schattigen, kühlen Gegenden. So wandern sie im Sommer aus den unter der Sterne Gluthendampf lechzenden (Hor. ep. II. 3) Ebenen Apuliens und der bösen Luft des Busens des zur Vieh- und Baumzucht sonst wohlgeeigneten Tarents (τῆβος, τῆβερδος), dessen Tausende von Sklaven auf den Triften schon kurz nach dem Bacchanalproceß erwähnt werden, weil hier im Sommer das Vieh Tod und Verderben finden würde, tief in das Samnitische, wo, wie in Lucanien, der Viehstand geringer, die Luft kühler und gesunder ist. Keine Heerden überwintern in Apulien und haben ihre Sommerweide auf den tarentinischen Gebirgen (Varr. II. 1). In diesen Landstrichen, in dem stantischen Walde in Kampanien, in den Sila in Bruttium, in den bis an das tyrrhenische Meer und den tarentinischen Busen fast bis ans Meer reichenden Bergen, Waldungen und Waldrücken finden sich große Strecken jener wichtigen (Cic. leg. agr. II. 1), der Staatsdomäne (ager publicus) gehörigen, an die Publiken (scriptuarii) verpachteten Triften (publica pascua), auf denen jeder Viehhalter (pecuarius) gegen ein Weidegeld (scriptura) seine Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde und Maulesel, nach vorgängiger Angabe der Stückzahl, die in ein schriftliches Verzeichniß aufgenommen wird (Cic. pr. leg. Manil. 6), weiden lassen kann. In den älteren Zeiten wurde es mit der Angabe weniger genau genommen und Viele ernährten hier ihr Vieh ganz ohne Triftgeld, bis die Aedilen, durch einen Volksbeschluß ermächtigt, die Viehhalter, welche ihre Stücke falsch oder gar nicht angaben, mit einer Strafe (multa) belegten (Ovid. Fast. VI. 283). Ganz besonders streng wird verfahren, seitdem diese Triften verpachtet worden sind; zu meiner Zeit würde der, welcher nicht aufgeschriebenes Vieh hier weiden lassen wollte, nicht bloß gegen die censorischen Gesetze stark verstoßen (Varr. II. 2), sondern auch die Zahl der desfalls Bestraften vermehren (Liv. X. 23. 47. XXXIII. 42. XXXIV. 53. XXXV. 10. Ovid. Fast. V. 290).

Das Vieh findet auf diesen Grassflächen Jahr aus Jahr eine volle Nahrung und der Staat hat durch öffentliche Triftwege (calles publicae) gesorgt, daß sie ohne Unbequemlichkeit und Schaden bezogen werden können. Außerdem fördern noch die Privatweiden der den Landgütern nahe liegenden Felder, Wälder, Wiesen u. die Viehzucht. Sollte der eigenen Villa die auslängliche Trift fehlen, so giebt es Andere, die entweder gar lei-

nen Viehstand haben, fremdes Vieh aber ins Weidefutter und in den Stall nehmen (Varr. I. 21), sei es gegen Bezahlung, sei es in der Weise des Vertrages, den Polyphares mit dem Spartaner Enäpheus schloß (Paus. IV. 4), gegen Antheilsnuzung vom Vieh. Wie bedenklich dieß unter der Treulosigkeit fremder Hirten sein kann, so wird doch dem Futtermangel vorgebeugt. Kurz, Weide giebt es überall und das Klima gestattet, die Schafe fast fortwährend im Freien zu unterhalten. Nur wenn der gewöhnlich heitre Himmel sich in Wetter- oder Regenwolken verhüllt oder Schnee herabwirft, beziehen die Heerden die Stallungen, überwintern aber in milden Gegenden im Freien und treiben nach verdunstetem Nachreife an die Meeresküste, ins Feld, wo stets Etwas grünt, oder bis in den Januar, und wo es kälter, bis in die Kalenden des April (Col. XI. 2), damit dem Feuertrage nicht Eintrag gethan werde (Col. II. 2), auf Wiesen.

Man unterscheidet gewöhnlich zwei Weidezeiten: Sommer- und Winterweide (*pastio aestiva*, *p. hiberna*). Andere machen eine dreifache Abtheilung:

1. Frühlingsweide (*p. verna*), vom 7. Febr. bis zur Sommerwende.

2. Sommerweide, welche gegen den Frühaufgang der Plejaden (Theocr. XIII. 25., um den 22. April bis 10. Mai), die den beständigen Frühling und die heitre Jahreszeit ankündigen (Grat. Cyneg. 58), anfängt und mit der Herbstgleiche endet.

3. Herbst- oder Winterweide, von der Herbstgleiche oder vom Untergange der Plejaden (vom 20. October bis gegen den 8. oder 10. November), mit dem die stürmische Jahreszeit eintritt.

Ob man diese oder jene Eintheilung beliebt, — der Kalendertag hat mehr Bedeutung für Tristpächter oder Verpächter, als für Hirten und Villenbesitzer, die auf eigenen, ums Gut gelegenen Feld- oder in iusanischen zu kalabrischen hinzugekauften Waldweiden (Hor. Ep. II. 2. 177) ihr Vieh ernähren. Sie sind nicht an den Monatstag gebunden und haben nicht Ursache, eines guten Wehegeplages und gesunden und reichen Weiderevieres wegen zu eilen oder besorgt zu sein, es möchte ein Anderer das in ihrem Bezirke wachsende Gras unbefugt abhüten. Ein solcher Mann richtet sich nach dem Wetter und zieht aus

Zur erneuten Lenz, wann schon ihr Getriller die Vöglein
Angestimmt und Rester die lehrende Schwalbe sich anleibt;

Wenn nun kommt vom leuzischen Grafe die Biege und Waldstür,
Wann erblühen die Wälder und jängt das grüende Jahr sich,
Wenn nun und die Gluth der hitzigen Bräunigkeit funkt,
Und unthwilliges Vieh empfängt den springenden Saibod.

Calpurn. Eol. V. 16.

Jetzt ist die beste Zeit; Himmel, Erde, Luft und Meer ist
dann von dem Rufe der lauen und befruchtenden Jephyre geöff-
net (Virg. G. III. 322); den Hirten leidet es nicht mehr daheltn;
der Bauer auch will nicht mehr im Stalle halten;

Nicht mehr freut sich die Heerde des Stall's noch des Heerd's der Pfleger
Und Silberreiß umgrant nicht mehr die Ager.

Hor. Od. I. 4. 3.

Zuvor giebt's aber Geschäfte für Meier und Hirten. Das
Vieh ist genau zu zählen und dem Schäfer einzeln zu übergeben,
das Herren- und Knechtvieh (*peculium*) zu sondern, und wie
Künder und Ziegen, insonderheit die Lämmer, mit Theer, Erd-
harz (Calpurn. V. 83) oder andern klebenden Stoffen mit Eigen-
namen an der Schulter zu zeichnen. Dieß ist überall Brauch
und geschieht selbst auf der Insel Rhyns, wo doch das Vieh,
ohne daß es besonders gehütet wird (Diod. S. V. 14), so sicher
geht, und nöthig, um absichtlichen oder zufälligen Verwechselun-
gen und Streitigkeiten vorzubeugen. Schon im Januar, vor den
Kalenden des Febr. (Col. XI. 2. 18), bis äußerstens im April
beginnt die Zeichnung (Col. VII. 9. Pall. II. 16); bald nachher,
wird wenigstens in milden Gegenden, der Schur wegen, das La-
rentiner Vieh mit Del der Wurzeln des Wollkrautes (*lanaria*)
oder *Struthium* (Cels. V. 22.: VI. 5. Pl. XIX. 2.: XXVI. 12)
gesalbt (Col. XI. 2. 85) und alle Weidegeräthschaft in volle Be-
reitschaft gesetzt.

Bevor der Hirt an den Pallien sich oder sein Vieh nicht
entsühnet, der Pales das gelobete Lamm nicht dargebracht (Cal-
purn. II. 63), den Faunus, den Genius der Gegend und den
Hauslar nicht unter Salzdukel-Spende angerufen, ist das Aus-
treiben nicht gerathen (Calpurn. V. 27).

Hirt, entführ' die gesättigten Schaf' aufgrauenben Tages;
Raß spreng' über sie hin, Reißig lehre die Erd'.

Fanbig Gesproß und Geiß' sei geheftet zur Zierde dem Schaffstall
Und der gebührete Kranz bed' die geschmückete Thür.

Bläulich Gedämpf wall' auf, entquollen lebendigem Schwefel,
 Und vom schwefelichem Qualm blöte berührt das Schaf.
 Brenn' Oliven, die männlichen, Rien, sabinisches Kräutrich
 Und inmitten des Herd' knistre der Lorbeer in Gluth;
 Und das Korbchen mit Hirf' nachfolge dem Ruchen von Hirse,
 Sehr der ländlichen Kost freut sich die Göttin des Dorfs.
 Füg' ihr Kübel und Speiß' und ist zerleget die Speise,
 Fleß' bei lauslicher Milch, Pales, die wohnet im Walde;
 Sprich: gebente der Heerd' ingleichen der Meister der Heerden,
 Meinen Ställen entweich' Schaben, gewendet von dir.
 Erleb auf heiliges Land, laß unter heiligem Baum ich,
 Ober entwaschte das Schaf Gras, wo Leichen verbrannt,
 Trat ich ein im verbotenen Hain und scheuchten die Nymphen
 Meine Blicke zur Flucht, oder den Gott, der halb Vord;
 Hab' mit der Pipp' ich beraubt des schattenden Zweiges den Gottshain
 Und deß' Blätter im Korb krankem Schaf' ich gereicht, —
 Ach, vergieb mir die Schuld! — Nicht bring' bei Hagel es Schaben,
 Daß sich gelagert das Vieh, ländlichem Heilighum nah;
 Nicht, daß es trübte den See, sei schädlich! Verzeihet ihr Nymphen,
 Daß der gebadete Fuß dunkel die Welle gemacht.
 Du, Göttin, verführe' für uns die Quellen und Quellen —
 Mächt', sähn' Götter zerstreut, wo ein Hain auch ergrünt.
 Nicht ihr Dryaden erscheint und nicht ihr Lippen Diana's,
 Nicht auch Faunus, wann brängt er im Mittag das Feld.
 Seuchen scheuche du weit; laß Menschen und Heerden gesund sein
 Und der wachsamem Hund' muntere Schaar sei gesund.
 Gleich voll sei mir die Heerd' am Abend so wie am Morgen;
 Nicht bethräne mein Aug' Felle entrissen dem Wolf.
 Schmähllicher Hunger sei fern! Gieb Füll' an Sprossen und Weidgras
 Und an Wasser zum Trank und den Gliedern zum Lab.
 Voll sei das Futter beim Melken! Es fülle die Schüssel der Käse mir
 Und die stoffige Molk' trünke durch's dünne Geford.
 Sprungsam sei auch der Vord; es gebe die Gattin den Samen
 Wieder und in dem Stall' sprossen der Lämmer mir viel.
 Wolle treibe hervor, die nimmer ein Mädchen verlege,
 Reich im Griff und der Hand paßlich, sei sie auch zart.
 Ja es gescheh', was ich fleh! Wir wollen über das Jahr dann
 Virentwalterin, dir machen den Ruchen recht groß.
 Also sühne die Göttin; gewendet gen Morgen die Blicke,
 Sprich dreimal das Gebet; wasch' die Hand dann mit Thau.

Ovid. Fast. IV. 735.

— Es ist auch gut den Schafen jetzt ein Gesundheitspulver aus
 Asche der Viper, die mit Salz in einem Topfe verbrannt worden
 ist (Pl. XXX. 38), einzugeben.

Hat man ein krankes Schaf, welches schon im Stalle nicht

gut fressen wollte, unterbinde man ihm den Schwanz*) und reiße die Wolle aus; der Schwanz stirbt zwar unterhalb des Bandes ab, das kranke Thier aber frist gleich (Pl. XXIX. 10).

Ist dieß alles besorgt, bezieht der Schäfer die Weide; sie steht, wie die Heerde, unter dem Schutze des Priapus (Paus. IX. 31), der Segen und Gedenken giebt und Verehrungen fordert. Auf der Weide beachte der Hirt folgende Regeln.

1. Wegen der anfänglichen, um die Zeit der Blättertriebe häufigen Stürme (Quint. Smyrn X. 67) und unbeständigen Bitterung,

— Nicht zu weit von der Krippe entfernte Kräuter
Suche du auf, oder die Tristen zu sehr entlegener Waldung,
Weil noch unfrüh Zeus die Frühlingstage vollendet!

Calpurn. Ecl. V. 43.

2. Die Heerde muß vollständig ernährt werden, denn wenig gut genährtes Vieh bringt mehr ein als vieles, welches Mangel leidet (Col. VII. 3). Reicht die Weide zur vollen Sättigung nicht aus, muß an der Krippe nachgefüttert werden. Mangel erzeugt Räude (Col. VII. 5).

3. Die Weide muß möglichst trocken liegen, denn alle Kräuter von trockenem Lande sind gleich denen aus kalten und nördlichen Gegenden kräftiger (Pl. XXIX. 119). Sumpfwelken sind der Gesundheit und dem Geschmacke des Fleisches (Aristot. h. a. VIII. 10) nachtheilig. Am liebsten weidet man Mutterschafe und Lämmer in der Nähe des Gutes, auf Brachäcker, abgeerntete Stoppelfelder, deren Aehren, Gräser und um die Tenue vorhandenen Abfälle reichliches Futter geben, oder auf trockne Wiesen (Pall. XII. 13), die zur Erzielung volles Graswuchses von Zeit zu Zeit umgebrochen, angesäet, gemergelt (Pl. XVII. 4), unter Umständen auch wohl abgebrannt werden. Frisch angelegte Wiesen dürfen mehrere Jahre gar nicht, ältere nicht zu lange behütet werden.

4. Zu den für das Tristreich schädlichen Pflanzen gehört das berühmte Kraut *Laserpitium*, bei den Griechen *Silphion* genannt, in Folge dessen das Schaf gleich schläfet und die Ziege

*) Ich bezweifle, daß die Römer oder Griechen den Mutterlammern den Schwanz, wie in deutschen Schäferereien geschieht, abgeschnitten haben. Ich habe wenigstens dafür bis jetzt keinen Beweis gefunden.

nießet (Pl. XIX. 15), der Strauch Rhododaphne (Rhododendron) mit rosenähnlicher Blüthe und strauchartigem Zweige (Pl. XVI. 32), das Blutkraut oder Begegras (herba sanguinaria s. polygonum), das den Leib krampfhaft aufreibt und einen übelriechenden Speichelfluß verursacht (Pl. XXVII. 91. Col. VII. 5). Stellen, wo sie wachsen, muß der Hirt vermeiden, mehr noch jene Futterkräuter, welche ganze Heerden verderben und die Weide ganz unmöglich machen. Wo sie vorkommen, muß man eine andere Ernährungsweise wählen oder, wie auch da, wo das Wasser zur Tränke nichts taugt (Col. VII. 5), das Vieh in eine andere Gegend bringen. Hier läßt sich erkennen, wie treffend die Bemerkung Cato's ist, der, als er gefragt wurde: Wann ein Landgut den sichersten Gewinn abwerfe, die Antwort ertheilte: Wenn es gute Weide hat. Indessen wolle der Gebieter nicht vergessen, daß auch an den Stellen, wo das Futter sonst gesund und gut zu erwachsen pflleget, manchmal Lustgifte einwirken, unter denen es verderbet.

Dieß entstehende Gift und dieser verpestende Lusthauch
Sentt sich plötzlich herab aufs Wasser, haftet an Saaten,
Ober an anderer Nahrung der Men'schen und Futter der Thiere;
Ober er bleibt vielleicht im Lustkreis hangen und wenn wir
Dorthin athmend die Luft einzieh'n, die mit ihm vermischt ist,
Saugt nothwendig mit ihr der Körper auch giftige Theil' ein.
Dieß ist der Grund, daß oft auftritt ansteckende Seuche
Unter gehörnetem Vieh und erkranket die langsame Blötheerd'.

Lucret. VI. 1124.

5. Die Weide muß frei sein von Dornen und Gestrüpp, sonst wird die Wolle zerzauset, die Bedeckung zerrissen, das Auge gefährdet und die häufig vorkommende Räude, insbesondere nach der Schur, hervorgerufen (Col. VII. 5).

6. Der Hirt darf das Vieh nie bei starker oder feuchter Hitze, auch nicht bei Kälte treiben. Ist es heiß, suche er schattige, ist es kalt, sonnige Plätze (Col. VII. 5). Er beobachte ferner die Regel: Weidest du im Sommer, laß Vormittags dein Angeßicht gegen Westen, Nachmittags gegen Osten (Theocr. V. 103) gerichtet sein, sonst schadest du deiner Heerde eben so sehr, als wenn du sie im Winter und Frühjahr auf bereifte Anger treibest (Pl. XVIII. 76). Weide auch nicht dem Boreas entgegen, denn trifft er dein Vieh auf die Stirne, bekommt es trübe

und triefende Augen; die Sonne um den Aufgang des Hundsternes erzeugt Krankheiten des Gehirnes (Col. VII. 5).

7. So weit möglich, muß Schafvieh gegen kalte Regen geschützt werden (Col. VII. 5).

— — — — Wenn frostiger Regen
Tief zum Leben hinab einbrang, und des schauernden Winters
Graulicher Reif, ist schändende Räub' der Schafe Berberben.
Virg. G. III. 440.

8. Marsche und Rührseligkeiten mager das Vieh ab (Arist. VIII. 10). Der Schäfer darf es daher zwar nicht allzu langsam, aber in Rücksicht auf seine Schwäche und die ihm mit den Schweinen gemeinsame Langsamkeit (Strab. VIII. S. 659. Calpurn. II. 12), nicht zu schnell treiben, nicht hegen, nicht auf weiten Wegen angreifen. Er begleite die Heerde, namentlich wenn sie krank ist, in mäßigem Schritte, lasse das Vieh, wie es seine Natur ist, fortwährend fressen (Arist. VIII. 10), und er ziehe fort ohne Ueberessung; mäßige Bewegung ist diensam, starke dagegen schädlich, sonderlich für matted Vieh (Col. VII. 5).

9. Der Schäfer muß das Schaf, das sanfte Thier, sanft behandeln und mehr als Führer, denn als Gebieter sich erweisen. Wenn er die Heerde zusammenzieht, drohe er mehr mit Zorn (Theocr. V. 100—103) und Stab; er werfe nicht mit dem Spieße unter sie, gehe nie weit von ihr, lege sich nicht hin und setze sich nicht nieder. Schreitet er nicht voran, so stehe er, denn sie verlangt als Schuldigkeit die hohe Augenwarte ihres Hüters, damit die Langsamen und Trächtigen nicht zurückbleiben, die Schnellern und nicht mehr Trächtigen sich nicht vereinzeln und er selbst weder durch ein Raubthier oder durch einen Dieb getäuscht werde (Col. VII. 3). Fremde Hirten stehlen das Vieh von der Heerde weg; so raubt Menalkas aus Damons umherstreifender Ziegenheerde einen Bod (Virg. Ecl. III. 16); bei Calpurnius wird ein ertappter Dieb an den rückwärts gebogenen Händen, wie der homerische Ziegenhirt Melanthios von Telemachus (Od. XXII. 173), im Schafstalle aufgehängt (Virg. Ecl. III. 73).

Im Frühlinge kehrt Abends das Vieh kälterer Gegenden in die bedeckten Ställe und wird, wie dort, wo der Weidegang den ganzen Winter über statt hat, früh erst ausgetrieben, wenn die höhere Tagessonne den oft starken Thau oder Reif, die Ursache des Rausgrundes der Lämmer, abgetrocknet hat. Ein Erfahrener

(Col. VII. 3) stellt die Regel auf: „Im Winter und in den Morgenstunden des Frühjahres ist die Heerde innerhalb der Gehege zu halten, bis der Tag den Fluren den Eisfrost entzogen hat. Vereistes oder stark mit Thau befallenes Gras verursacht Leibschmerz und Durchfall.“ Deshalb ist auch die Tränke zu beschränken (Varr. II. 2).

Wenn mit Ausgang des April die Bitterung beständig schön geworden, können Tarentiner und Lämmer nahe, freie Tristen (pascua), Landschaft aber bebüschte Waldthäler (saltus) und oft mehrere tausend Schritte von den Winterstallungen belegene Waldtristen (Varr. II. 2. Virg. Ecl. VIII. 2. 15: G. III. 322), in deren Kühle sie von jungen Laubspößen und frischen Bergkräutern gesättigt, gleich Kindern und Ziegen vortrefflich gedeihen (Virg. G. III. 131), beziehen. —

— Wenn längere Tag' die durstende Hitze daherbringt
Und nicht häufig die Hitze dem wechselnden Gotte sich ändert,
Jeho vertraue die Heerde dem Wald; jekt fernere Kräuter
Suchet
Calpurn. Ecl. V. 50.

Um die Zeit, wo die Waldtristen bleibend bezogen werden, hat man in Berglanden etnen Anblick, als wenn Colonien auszögen. Die zahlreichen Hirten mit Knechten, Weibern, Kindern und Hunden führen die Geräthschaften zum Kochen, Milchsameln, Käsen, zur Jagd (Varr. II. 27) die Hürden und Rehe aus Stäben, Reisig, Stroh, Farnkraut, Hanf, Brod und andere Leibes- und Mundvorräthe auf Eseln, schlechten Pferden, sonderlich Stuten, oder auf Ochsenwagen bei sich. Wie die morgenländischen Hirtenvölker ihre Haus- und Familiengötter, die Rachel dem Laban stahl (1. Mos. 31. 34), auf die Wanderungen mitnahmen, so lassen die italischen Knechte und Knechte die Bilder der schützenden Laren des Hauses ihrer Herren, welche zugleich die ihrigen sind, der Feld-, Wald- oder der Heerdengötter in ihrer Begleitung sein und stellen sie auf den Stationen unter einem Baume, in der Nähe ihrer Hürden und Hütten auf. So soll es auch in Libyen sein (Sil. II. 444).

— — — Alles im Zuge
Führt der afriſche Hirt, sein Teppichdach und den Hauslar,
Stiftung und amphyliſchen Hund und kreisſchen Röcher.
Virg. G. III. 336.

Auf den Plätzen, welche sie längere Zeit gastlich zu bewohnen gedenken (*hospitia*), angelangt, ist es ihnen wie den herumziehenden Arabern (Jes. 13. 20) die vornehmste Sorge, eine wohlgelegene, sichere und unbefestete Stelle (*vacuum*, Lucan. IV. 684) zum Altar, für den Lar (Calpurn. V. 25) zur Hürde und Wohnung auszusuchen.

Die Hirtenhütten (*casa*, Stat. Theb. XII. 268, *tugurium* s. *mapale*, Mart. VIII. 55), einfach und ärmlich wie sie sind, erinnern an die Hütten des romulischen Geschlechtes, deren eine noch steht (Dion. Hal. I. 79) an der Ecke von Palantium gegen die Rennbahn hin, unter dem Namen „Hütte des Romulus“ (*casa Romuli*), vorhanden, zur Erinnerung an die Zeit der alten Einfachheit, wo die Senatoren im Schafpelz (*pelliti patres*, Prop. IV. 1. 11) und, wie Seneca (Ep. 90) angiebt, in Hütten von aufgerichteten Bässen, die das abhängige Dach von Reisig, Rohr oder Stroh trugen und deren von Ruthen geflochtenen Wände mit Lehm überzogen waren, wohnten, sorgfältig erhalten wird. Die bestimmten Wärter müssen diese Hütte sorgfältig bewahren, Alles, was Zeit und Wetter verdirbt, ausbessern, den alten Zustand aber unverändert und ohne Verschönerung lassen. Die Barraken der Berg- und Waldhirten haben gewöhnlich keine innere Wand, ein Dach aus bloßen Sparren, welches mit Stroh, Rohr, Gesträuch, Rasen, Laubsprossen, Moos, Farrenkraut (Theocr. III. 13. XXI. 7) seltener mit Brettern oder Bildhäuten gedeckt ist. Dergleichen sah man auf dem Schilde des Achilles:

Waldtrift bildet' auch ein der hochgefeierte Hirtgott
Voll weißerliefiger Schaf in der lieblichen Tiefe des Bergthals,
Stall' auch und zweigumfschattete Zelte, vergleichen auch Hürden.

Hom. II. XVIII. 587.

Die leichten, flüchtigen Hütten werden zwar von den Stürmen oft umgeworfen (Stat. Theb. I. 365), sie bauen sich aber leicht; Jakob auf der Flucht vor den ihm mit Verwandten und Knechten nach-eilenden Laban, konnte sie daher auf dem fruchtbaren heerde reichen (Kohel. IV. 1) Gebirge Gilead (1. Mos. 31. 25) und das nomadisirnde Volk Bedar in den Ebenen Arabiens aufschlagen (Kohel. I. 5. Ps. 120. 5). Eine solche bewohnt der andessische Ziegenhirt, Reiböus, in den Bergwäldern Rantuas (Virg. Ecl.

I. 68) und mag darin so zufrieden gewesen sein, wie der Oberhirt Korydon, der den schönen Alexis einladet:

O gefall' es dir nur mit mir des schmutzigen Landes
Niedriger Hütte Bewohner zu sein und zu speißen den Kronhirsch.
Virg. Ecl. II. 29.

Wo sie zahlreich sich finden, geben sie den Gegenden eine Mannichfaltigkeit des Anblickes (Apoll. Rh. IV. 1248). Hier ruhen die Hirten auf dem dürstigen Lager von Laubspitzen (Virg. E. I. 79), Gras, Moos, Farrenkraut oder gebreiteten Fellen, in der Kühle der Nacht oder des Abends (Calpurn. Ecl. V. ext.), die in Italien, wie im Morgenlande (1. Mos. 31. 40) um so empfindlicher ist, je mehr die Hitze des Tages den Körper in Schweiß versetzt (Cels. II. 1); hier finden sie bergende Zuflucht gegen die oft entsetzlichen Gewitter des Hochsommers und glauben sich um so geschützter, wenn sich darin das Fell eines Seehundes befindet, der, wie man sagt, das einzige Seethier ist, welches der Blitz nicht beschädigt (Pl. II. 56). Sie sind Sammelplätze Bekannter und Unbekannter; gar mancher Wanderer nimmt hier Einkehr (Mich. II. 12); hier verbringen Hirten und Hirtenmädchen zärtliche Stunden (Theocr. III. 13. XI. 44), lüffend, schäfernd, tändelnd, die Lust der schadensfrohen Cythere verborgen genießend. Denone schreibt deren eingedenk an Paris:

Oft inmitten des Vieh's ausruhen wir unter dem Laubdach,
Gras mit Blättern gemischt gab uns das bräutliche Bett;
Auf dem Lager von Stroh und des Fens' anschwellender Fülle
Wehrt' die niedre Hütt' ab den graulichen Reif.

Ovid. Her. V. 13.

Fehlt die Hütte, birgt sich der Hirt, wie der Cyclop (Theocr. XI. 44) oder David (1. Sam. 24. 4) in einer Felsengrotte (Pl. II. 56), unter Sträuchern und Baumästen oder übernachtet, besonders in unsichern Gegenden oder bei gutem Wetter ohne jedes Obdach unter freiem Himmel, wie das gemeine Volk an dem Feste der Enna Perenna.

Gruppen hier ohne Dach, nur Wenige schlagen Gezelte;
Anderer Hütt' ist gedeckt mit dem laubigen Zweige des Baumes;
Hier steh'n errichtet die Stäbe des Rohr's statt starrender Säulen,
Und das schirmende Dach giebt das gespannte Kleid.

Ovid. Fast. III. 527.

Die nächste Sorge richtet der Hirt auf die Wahl eines angemessenen Hürdenplatzes. Jede Art der Stallung der Schafe

muß trocken, zur leichtern Reinigung abschäffig, von Schutt gereinigt (*cruderatum*) und womöglich gegen Mittag (*Col. VII. 3*), nach Varro (*II. 2*) besser östlich gewendet sein, denn das Schaf, obwohl ihm die Natur die stärkste Bekleidung unter allen Thieren gab (*vestitissimum animal*, *Lucian. Cyn. 5*), verträgt eben so wenig Kälte, wie dumpffeuichte Sommerluft (*aestivus vapor*); Unrath und Feuchtigkeit erzeugt Klauenseuche und Räude (*Virg. G. III. 299. Varr. II. 2*). Die Lagerstelle wird mit Flechten und Rehen zur Sicherung des in dem Gehege (*cohors, septum, stabulum*) übernachtenden Viehes umzogen (*Virg. G. III. 537. Aen. IX. 59*), auf welche gar häufig, besonders in der Morgen- und Abend-Dämmerung, herumschleichende Wölfe,

— — von brennendem Hunger gepeinigt,
Wenn sie von ferne den Laut herbörender Schafe vernommen,
Hennen. Apoll. Rh. I. 1244.

Gerade so legen auch die morgenländischen Nomadenvölker, die Hediter und Rubeniter auf Gilead und im Lande Jaaser (*4. Mos. XXXII. 1. 16. 24*), und die Araber in Babylonien zuerst Hürdenplätze an.

Im Sommer werden alle Triften mit grauendem Morgen bezogen (*Varr. II. 2. 10—12. Calpurn. V. 52. Col. VII. 3. 23. Pall. XII. 13. 4. Florent. Geop. XVIII. 2. Apoll. Rh. II. 165*), weil der aufsteigende und vom Lufthontig verführte Morgenthau, nach weitverbreiteter Vorstellung, das Product der Morgenröthe (*Ps. 110. 4. Sil. XV. 439*) oder des Mondes (*Virg. G. III. 337*) oder der Schweiß der Sterne in heitern Nächten (*Pervigil. Vener. 20*), eine gesunde und angenehme*) Nahrung für das Vieh ist, die Kühle die Grestlust begünstiget und die milde Sonne dem Hirten angenehm ist (*Nemes. I. 8*). Die Vortrefflichkeit der afrikanischen Heerden hat ohne Zweifel einen Grund mit in den thauigen Sommernächten des Landes (*Pl. II. 62*), über deren Fruchtbarkeit Alle einverstanden sind (*Virg. Ecl. VIII. 15. Nemes. Ecl. I. 7. 8*). Drum

*) So sehr auch die Schäfer des kälteren Deutschland das thaufeuchte Gras der Morgen vermeiden, so sehr beachten die Hausfrauen diese Zeit beim Pflücken der Rosen zu Rosenperlen, Rosenbröckchen, Rosensuppen u. dgl. Sie sollen dann wohlduftiger und süßlicher sein.

Früh mit dämmerndem Lichte des Zucker eß' in die Tassen
 Feiler hinaus, wenn der Morgen noch jung und graulich der Nasen
 Blinkt und lieblich der Heerd' auf zartem Grase der Thau ist.

Virg. G. III. 324.

Hier beten die Hirten zuerst zu den Nymphen, dann zum
 Pan (Long. III. 38) und andern Feldgöttern. Vielleicht hatte
 Damon und Alphösböus auch ein Gebet verrichtet, die sich mit
 ihren Kindern in einem durchströmten Bergthale des thessalischen
 Pindus, wo sie in Sommerhürden übernachtet, finden (Virg. Ecl.
 I. 79), als

Raum entflohn am Himmel der Nacht kaltathmenber Schatten,
 Wenn noch lieblich der Heerd' auf zartem Grase der Thau ist.

Virg. Ecl. VIII. 14.

Sollte ein Wetter drohend aufsteigen, darf der Austrieb nie-
 mals gewagt werden, weil die Schafe bei Unwetter nicht gehen.
 Durch Regen, Hagel und Gewitter sind schon ganze Heerden
 umgekommen (Aristot. IX. 3). Es warten deswegen

— — Ab Schaffirten im Stalle den finstern
 Sturm, wenn drohend ein Wetter heraufzieht, hin sich am Himmel
 Jagt das Gewölk' und Regen herabgießt, leuchtend die Blitze
 Zucken und Jene, wie wohl sie herausziehn möchten zur Weide,
 Bleiben zurück im Gehöft', bis der Sturm aufhöret zu toben
 Und sich verlaufen die wild vom Gebirg' herströmenden Wasser.

Quint. Smyrn. VIII. 879.

Ist das Vieh am Morgen wieder überzählt, öffnet der Hirt
 die jeden Abend zu verschließende Thüre aus eschengewundenem
 Flechtwerk (Calpurn. I. 40) und führt es, nachdem Kellen und
 Säugen besorgt, unter Locken, Lippenzuckern oder Pfeifen an
 der Spitze vorangehend (Apollon. Rhod. IV. 675) zur Weide.
 So der Cyclop:

Aber sobald erschien die rosenfingrige Götter,
 Zündete Feuer er an und melkte die Ziegen und Schafe
 Nach der Ordnung und legte ans Futter der Kühe die Röhren,
 Und dann trieb der Cyclop mit gellendem Pfeifen die Heerde
 Auf Bergweiden.

Hom. Od. IX. 308.

Sollte die gewöhnlich gedrängt abziehende Heerde jetzt oder
 sonst dem auch dem guten evangelischen Hirten bekannten Rufe (Joh.
 X. 4) nicht folgen wollen, fasse er ein Stüd, am besten ein Männ-
 chen (Aristot. IX. 3), bei dem Horne, ziehe es ein Stüd fort
 und die Uebrigen werden nachkommen (Pl. VIII. 75).

Unter Flötengetöse, Eitherspiel (Theocr. ep. 5) und Gesang führen die homerischen Hirten ihre Heerden (Hom. II. XVIII. 526), wie jetzt noch in Griechenland (Sophocl. Philoct. 215) und Italien. Mit erwachendem Frühlinge klingen und singt's aus Wald und Flur, Berg und Thal, früh und spät. Die Querflöte (*αὐλὸς πλαγίος, πλαγ(αὐ)λός*), die einfache Flöte (*αὐλός*, tibia), erstere von Pan, letztere von Pallas erfunden (Bion. III. 7) und die Spring, die Erfindung des gekrümmten Pan (Long. II. 84),

Jene Pfeife von Rohr in stets abnehmender Ordnung,
Wo mit Wachse sich fügt immer ein kleinerer Palm,

Tiball. II. 5. 31.

ist die stete Gefährtin der einsamen Hirten, ihre Lust, ihr Zeitvertreib. Die Töne der mit Wachse in einander befestigten, an den Bindestellen mit ehernen Bändern gefügten (Long. II. 35) und verschönerten Röhren der Spring (Mart. XIV. 61. Long. I. 4), welche sie um ihre Lippen spielen lassen, unterbrochen von Gesang, Schalmeln und Glöckchentönen, klingen mannichfaltig, am Lieblichsten in stillen Morgen- und Abendstunden, aus den reichbesetzten Triftgegenden; das Echo hallt die Klänge wieder (Hor. Od. I. 17. 6. Coluth. 46); Menschen, Thiere, sogar Bienen versammeln sich um die flötenden Hirten (Paus. IX. 30), welche die Instrumente selbst zu verfertigen verstehen. Das Anwachsen von den ersten drei (Theocr. I. 3) auf sieben (Ovid. M. XIII. 784), neun (Theocr. VIII. 18), zehn, elf, zwölf, zwanzig (Virg. E. II. 36. Ovid. M. II. 682) oder auf hundert Röhren, wie die Polypheus bei Ovid, welche Berge und Meereswogen durchschmettert, mag das Geschick in Verbindung der Palme, der Gebrauch, die Anlage und die Liebe zur Kunst darthun. Virgil's und Theokrit's Hirten verstehen nicht alle die Kunst, man sieht aber, daß der ein schlechter, von den Göttern wenig begabter Hirt erscheint, werth des Spottes und unwerth der Zuneigung eines Mädchens, der nicht ohne Beihülfe eines Meisters eine Springe fertigen, ordnen (Mosch. III. 83), bessern, spielen und in den Tönen derselben, wie Daphnis, Lieb' und Leid (Nemes. I. 49), Lust und Schmerz des Herzens, auszudrücken vermag (Theocr. ep. 2). Mühe und Kunst findet in Wettgesängen, welche veranstaltet werden, oft Ruhm und Preis, dankbarer Sinn aber treibt sie bei besonderer Veranlassung, namentlich im Alter (Long. I. 2),

das Instrument dem Pan (Theocr. ep. 2), Faunus (Nemes. I. 14) oder den Nymphen (Long. I. 16) als Weihgeschenk an einer heiligen Fichte, Buche oder Eiche aufzuhängen und Liebe sie an Mädchen zu verschenken (Theocr. V. 134. Long. I. 14). Stirbt ein Hirt, wird sein Lieblingsinstrument zerbrochen (Long. I. 31. Anthol. Pal. VII. 637).

Die einröhrigen Pfeifen, wie jene aus den Halmen (calamus) der Gerste, des Hafers, Rohres, Schierlinges (Virg. Ecl. I. 2. II. 26. III. 27) und die Tibie oder die Flöten aus orchomentschen sog. Flötenrohre (αὐλητικός) im Iopäischen See, aus Lotus, Buchsbaum, Eselsknochen und Hollunder, verstehen sie so fertig zu brauchen, daß man in nächtlicher Stille das Saitengetön von Satyrn, Nymphen und Faunen zu hören glaubt. Theokrits Rinderhirt (XX. 28), gewiß auch mancher Andere, ist außer der Syringe auch der Tibie (αὐλος), der Rohrpfife (σωαῖς) und der künstlichen Krummtibie (πλαγυγκυλος) mit einem krummen Aufsage von Horn, die bei der Feter der phrygischen Mutter namentlich gebraucht wird, kundig. In jeder Zeit und Beziehung erheitert und verschönert Musik das Leben der Hirten (Virg. Ecl. I. 1); sie würzet ihr Mahl (Quint. Sm. VI. 175), belebt Wälder und Felder, giebt auch in Ständchen (χομος) der sehnächtigen, begünstigten oder verschmähten Liebe und Liebesklage Ausdruck; sie erleichtert das Leid, lindert den Schmerz, entzückt das Herz (Long. I. 14); sie lockt Reisende in die Hütten und verirrt Weidethiere an die Tränk- oder Hürdenplätze. Der Meisterpieler ist der Gegenstand der Achtung, Ehre (Virg. Ecl. VII. 25), Nach-eiferung, aber auch eines sicherlich entschuldbaren Reides (Virg. Ecl. II. 31. 85). Wenn er sich lobt, so preiset er nur seine Kunst (Theocr. XI. 38. Nemes. II. 83. Virg. Ecl. II. 24), die selbst alten Hirten noch das Wohlgefallen der Hirtinnen erwerben kann.

Auch in den Hütten verstummt die Musik nicht; Gesang, Saitenspiel und Pfeifengetön wechselt und so schön, daß Merkur und Pan sich freuen und daß, wenn die Felshöhlenwände die gebrochenen Töne der Flöte wiederhallen, die unwissenden Landleute glauben, eine Jungfrau habe hier ihre Wohnung, deren Rufen und Singen Jene beantworten (Lucians Saal 3). Ueber die Musik vernachlässigt Mancher, wie Paris, sogar die Herde (Coluth. 112).

Nach Manilius bläset der unter den Böckchen geborne Hirt die Syring am besten. Die Liebe zur Musik ist Allen angeboren und die Kunst wird durch manche unter ihnen gehende Sage (Nemes. I. 25) von der Syringkunst des Pan und Sylvan, der Flötenliebe der Faune, von den Reistern Linus, Arion, Amphion und Orpheus, die durch Töne oder Lieder das Unbewegliche beweglich, das Todte lebendig machten, durch Erzählungen aus Argolidien, das Märchen von der Syring (Long. I. 24), und die Gewalt der Kunst über das Weidevieh, das sie besonders liebe (Sil. II. 445), sie lockender (Virg. E. VI. 28. Calpurn. IV. 60) und die Raubthiere sanfter mache (Virg. E. VIII. 2), verherrlicht. Himerius kannte Schäfer, die den Stab selten brauchten, vielmehr, wie Dion mit dem Rinde (Mosch. III. 82), nur mit der Syringe weideten, der bei Longus (I. 27) die Rinder so zu folgen gewöhnt sind, daß sie, am Gestade gelockt, aus dem Raubschiffe mit Gebrüll in's Meer springen. Die Sauheerden Griechenlands, sagt Polybius (XII. 2), sind gewöhnt, dem blasenden Hirten nachzugehen und aus den vermischtesten Haufen sich zu sondern. Wer mag's bezweifeln, da wir wissen, daß, wenn Hortensius in seinem großen Garten vor den schmausenden Gästen einen verkleideten Orpheus auftreten ließ, sich eine große Anzahl der darin gehaltenen Hirsche, Eber und anderer Parkthiere, um Futter entgegen zu nehmen, versammelte.

Singend, flötend, pfeifend geht der Hirt der Heerde voran, wenn er sie zur Tränke führt (Hom. II. XVIII. 527), wenn er Abends in die Hürde einlehrt, wenn er sie Morgens ausführt. Euripides (Rhes. 551) schildert in einem lieblichen Gemälde, die in der Morgendämmerung, wenn die Nachtigall schlägt, unter dem Klange der nächtlichen Syringe erfolgenden Auszüge der Heerden auf die Weiden.

Sobald die Sonne aufgeht, beginnen die Jüge auf die Tristen; die Heerden werden zuerst eine Strecke fortgetrieben, um ihnen durch stärkere Bewegung stärkere Freßlust zu erregen. Das erste Geschäft der Hirten hier besteht in einem Gebete vor Allem an die Nymphen, dann an Pan (Long. II. 38); das Vieh genießt das thaufreuchte Gras (Nemes. I. 7) bis gegen die, sei es nach dem Verhalten der Thiere, sei es, wie unter den Morgenländern (2. Reg. 20. 10. Jes. 38. 8), nach der Schattenlänge des Körpers (Calpurn. IV. 168), dem Stande der Sonne oder der Richtung

einzelner Pflanzen, namentlich der Luptne (Pl. XVIII. 36), der blaublühenden Sonnenwende (heliotropium, Pl. XVIII. 87. XXII. 29. Varr. I. 46) oder des Sonnenbildes (helioscopium, Diosc. IV. 165. Pl. XXVI. 42) gefundene vierte Tagesstunde. Wenn es um diese Zeit wärmer wird und gegen den längsten Tag (Theocr. XVI. 94)

— — — — heiltönend die braungeschwingte Lilade,
Siegend auf laubigem Sproß den Sterblichen Sommergesang nun
Anhebt, der als Kost und Getränk nur lustiger Thau ist,
Und die Länge des Tags von frühem Morgen durchschwirret,
In der gewaltigsten Gluth, wenn Sirius hörtet die Stieber,
Hes. Scut. 393.

treibt der Hirt zur Tränke des laueren Wassers (Pall. XII. 13. 4) eines See's, Flusses (Calpurn. IV. 168), einer Quelle, oder wie Labans Heerden (1. Mos. XXX. 38) und Polyphem's Schafe (Eur. Cycl. 47) an Tränkrinnen (ληνοί) aus Eichenholz, Thon oder Blei (Vitruv. VIII. 7), gelegt, um die Tränke zu erleichtern oder das Vieh abzuhalten, damit es nicht einen Feldgöttern geweihten See oder den Nymphen, den Pflegerinnen der Acker und Viehweiden, heiligen Born berühre und trübe (Ovid. Fast. IV. 459). Ich nehme mit Vielen die Vorschrift an (Col. VII. 3. Pallad. XII. 13. 4. Propert. IV. 4. 5):

Hat den Durst die vierte der Himmelsstunden entzündet,
Und durchschwirrt Baumreben der Sang schwermüthiger Grillen,
Führe zum Brunnen das Vieh und hinab zum niederen Landsee,
Aus steinernen Rinnen die laufende Quelle zu trinken.
Virg. G. III. 327.

Um die Tränkstellen, besonders in trockener Jahreszeit und Gegend, versammeln sich Gais-, Rinder- und andere Hirten regelmäßig mit ihren Heerden (Calpurn. II. 5). In Griechenland (Herod. VI. 137) und im Oriente fällt bei diesen Zusammenkünften, besonders auf Grenzen, des Wassers wegen in Brunnen oder Cisternen, oft Zank, Streit und Kampf vor (1. Mos. 13. 7: 21. 25: 26. 15. Diod. S. III. 33), und anders ist's nicht in dem wasserarmen Apulien (Hor. Od. III. 30. 11) und andern ihm ähnlichen Ländern zwischen früher oder später ankommenden, um ihr Vieh besorgten Hirten; oft auch waltet hier Eintracht und Friede und sie kürzen die Zeit mit Wettgesängen (Calpurn. II. 5). Groß ist ihre Ehen vor den

Quellen; sie gelten ihnen als heilige, dem Pan, Priap, Satyr (Lucian. Bacch. 6), insbesondere Nymphen geweihte, mit bezeichnenden Namen (Paus. VI. 22) belegte Stellen, deren göttliche sie bewahrende Obwallerinnen (fontinalia) sie bewohnen, die Sprudel treiben. Gewöhnlich mit Lorbeeren, Ahorn (Propert. IV. 4. 7), Eypressen, Myrthen, rebenumschlungenen Pappeln und Weiden umpflanzt (Theocr. ep. IV.), von Eypheu und Weinranken umschattet (Lucian. Bacch. 6), oder sonst wie eingefaßt (Herod. VI. 74. Virg. E. II. 59), stehen in ihrer Nähe Altäre und Tempel; zu Ehren der sie schützenden Gottheiten schüttet man Blumen, Wein (Paus. V. 15), Del, Kuchen (Aeschyl. Sept. 275), bei außerordentlichen Veranlassungen Geld (Paus. I. 34), kleine Münzen und Opferblut ein, bringt denselben ein Lamm, Böckchen (Hor. Od. III. 13. 4. Propert. II. 15. 14), ein Schaf (Ovid. Fast. III. 300); man hütet sich, das heilige Wasser durch Urin, Haar= (Long. I. 12) oder Händewaschen, Baden, Schwimmen, Ausfangen der Fische (Paus. VII. 22) zu verunreinigen, zu verletzen oder durch Trankstich berühren und trüben zu lassen. Schafe von einem Quellborn abzuhalten, ist viel leichter, als Schweine (Virg. Ecl. I. 59), welche die Schwemme lieben; indessen hat jeder Hirt wegen Entweihung desselben durch sein Vieh sich am Palesseste zu sühnen (Ovid. Fast. IV. 755) oder den Quellnymphen zu dem Zwecke Opfer zu bringen. So geschieht es in der allerfrühesten Zeit:

Ringsum war auch ein Hain von wasserliebenden Pappeln
Ganz in die Runde gepflanzt und herab stieß kaltes Gewässer,
Hoch aus dem Felsengeklüft; ein Altar auch stand auf der Höhe,
Wo den Nymphen des Quells die Wandrer pflegten zu opfern.
Hom. Od. XVII. 208.

Hirten sind Lieblinge der Nymphen; Homer und Bion bei Moschus sind

Beide begeisterter Quellen Erköhrene; Jener erquicke
Sich an Pegasus Born und dieser am Trank Arethusa's.
Mosch. III. 77.

Unter Anrufung derselben dürfen sie das Wasser der Quellen trinken (Theocr. VII. 91. Virg. Ecl. III. 85. VII. 21. X. 10. 55) und werden dadurch zum Gesange göttlich begeistert oder in ruhmwürdigen Künsten von ihren Schutzholdinnen gelehrt. So der Hirt:

— — — — Mein Epikur, anderes Vieles
 Lehreten Nymphen auch mich auf bergiger Weide der Kinder,
 Treffliches, welches vielleicht vor Zeus Thron hin das Gerücht trug.
 Theocr. VII. 81.

Hirt, wenn du nach den angegebenen Zeichen die Nähe des Mittags merkest oder diese Gluth unter deinem aus Schlachtfellen oder Binsen gemachten Hirtenhute (galerus) nicht mehr aushalten kannst (Calpurn. I. 7), so treibe, namentlich in den heißen Tagen der Ernte in den Schatten (Pl. XVIII. 76), denn dann ist das Vieh matt und satt, das Weidegras well und unschmackhaft (Varr. II. 2) und die in sehr vielen Gegenden fast zahllosen, blutdürstigen Insekten*) quälen entsetzlich. Du mußt aus der Sonne dich um so mehr entfernen, als die Empfindlichkeit des Schafes gegen Hitze und Kälte gleich groß ist (Col. VII. 8); du findest Kühlung in schattigen Thälern, in der Nähe von Felsen, in epheumkranteten Grotten (Prop. IV. 4. 5), unter weitlästigen Bäumen (Calpurn. I. 10. Varr. II. 2). Die nach so frühem Ausbruch müde Heerde nimmt die Ruhe gern an, bedarf Bach und Schatten (Hor. Od. III. 29. 24) und athmet gelagert mit offenem Munde oder in beschleunigten Zügen die kühlige Luft ein (Virg. Ecl. II. 8).

Drum in der Mittagsglut erspäh' ein schattiges Thal dir,
 Wo mit stämmiger Kraft Zeus uralt ragender Eichbaum
 Weit die gewaltigen Aest' umherstreckt, oder wo finster
 Vom Steineichengehölz ein heiliger Schatten sich senket.
 Virg. G. III. 331.

Der Hirt selbst, müde und von der Tageshitze verschmachtet (1. Mos. 31. 40), ruhet, überwacht von dem Weister, wie Titrus (Virg. E. I. 1), in dem Gewölbe eines nahen, weitstreichenden Ulm-, Eich- oder Buchbaumes (Nemes. III. 3. Mosch. III. 20), auf dem kühlen Moose einer Quelle (Theocr. IX. 9), im Schutze eines überhängenden Felsens, oder auf den Krummstab gelehnt, oder in schläfriger Behaglichkeit in Sylvans Dicksicht (Hor. Od.

*) „Höchst belästigend in Italien sind die kleinen, leise schwirrenden Mücken (zampane). Bei einem Nachmittagschlummer, dem ich mich mit entblößten Augen überließ, warb mir die rechte Hand und der Arm bis zum Ellenbogen von diesen kleinen Tenseln zerstoßen; daraus entstanden plötzlich geröthete Anschwellungen und Blasen, deren peinigenbes Jucken, zumal wenn Wasser daran kommt, so unerträglich wird, daß man laut aufschreien möchte.“ Stahr, Italien I. 270.

III. 29. 23). „Am heißen Mittag, schreibt Pratinas an Epigones (Alciph. III. 12. 304), wählte ich mir eine windliebende Nichte und kühlte unter ihrem Schatten den Brand. Hatte ich mich erquickt und erfrischt, gedachte ich der Musik zu huldigen; ich nahm die Syring und eilte mit der Zunge darüber hin, einen stöhnenden Laut mit den Lippen entloßend und es entfaltete mir ein süßes hirtliches Lied. Indessen, ich weiß nicht wie, von dem Wohlkaut entzückt, strömten mir rings von allen Orten her die Ziegen zu, horchten gierig dem Liede und vergaßen die Fagbäume und das Gesträuch zu nagen. Mitten unter dieser Bonne ahmte ich den Sohn Kalliope's nach. Dieses theile ich dir mit, daß du weißt, daß ich eine gesangliebende Heerde habe.“ Der theokritische Ziegenhirt scheut sich, die Syringe jetzt zu blasen, um den um diese Zeit auch ruhenden Pan nicht vom Schlafe zu wecken; Andere üben zur Ergözung der Rinder (Long. I. 26), und Schafe (Ovid. Tr. IV. 1. 12) die Pfeife (Mosch. III. 20) oder Waldgesänge, bald allein, bald mit andern Hirtin, bald mit Mädchen (Long. I. 12), denen sie sich, wie der Jüngling Amarillis (Theocr. III. 11), der Meister Korydon (Virg. Ecl. II.) und der junge Euklopp (Theocr. XI.) durch zärtliche Lieder (Ständchen) zu erkennen geben oder deren Lob sie, wie Tityrus (Virg. E. I. 1. 31),

Im Walde den Pan nachahmenher Wohlkaut,
feiern.

Ein guter Hirt, wenn er im Mittag, wo glühende Hitze daherweht, in der Dichte des Schattens, die Glieder gedehnt, in der Betäubung der Schläfrigkeit, ausruht (Virg. Cul. 154), trägt seine Heerde auf dem Herzen und hält sie im Auge; nie entfernt er sich weit von derselben, allein läßt er sie nicht leicht. Will es, sich im Wettgesange zu messen, eine Hirtin zu grüßen, auf Vogelfang und Jagd zu gehen, oder nach der Hürde zu sehen, überträgt er das Wachthalten inzwischen dem gemilligen Freunde, einem Niethlinge (Virg. Ecl. V. 12. IX. 23) einem Sklavensknaben (Theocr. III. 3); wegen Räubern (Hor. Ep. I. 7. 86) und Raubthieren (Quint. Smyrn. I. 524. XIII. 138) beruhigt, darf er nun nicht fürchten, daß sie durch ein panisches Schrecken aufgeschreckt (Long. II. 19), verschreckt oder von selbst veranlaßt werde, nach dem nahen Tempelhain (Virg. Cul. 107), der geweihten Quelle, dem gottgeheiligten Baume ausbrechen oder

von dem Grase des vielleicht unfernen Platzes fressen werde, wo der Leichnam eines Menschen verbrannt wurde (Ovid. Fast. IV. 740). Er selbst lasse sich auch in solcher Ruhestunde nicht belommen, Früchte im heiligen Obstwalde zu pflücken.

Bei der durstigen Natur des Schafes und dem Einflusse des Laufens auf Wohlbeleibtheit (Arist. VIII. 10) darf die Tränke nicht gering geachtet werden. Dahin wird in der kälteren Jahreszeit das Vieh täglich nur einmal geführt (Varr. II. 2), im Herbst lieber an nördliches, als an südliches Wasser; im Sommer dagegen wird zwei Mal getränkt, das letzte Mal bei oder nach Sonnenuntergang (Nemes. I. 87. Calpurn. V. 60)*), worauf es die durch die Abendkühle wieder erfrischten und lieblich gewordenen Kräuter von Neuem und zur vollen Sättigung graset,

Bis zu der Sonn' Abschied, wenn die Luft der kühle Abend
Mäßiget und die Gefilde der Mond schon thauig erfrischt,
Und Alcione tönet am Strand, in den Felsen der Goldstul.

Virg. G. III 385.

Je mehr sich die Tages Schatten verlängern, um so mehr muß der Hirt die Heerde zusammenziehen (Calpurn. X. 66. Nemes. II. 67. Virg. Cul. 208); tritt an den sonnig vergoldeten Hochbergen, Hesperus (Hom. II XXII 318),

— — — Der himmlische Stern vor,
Deß' Glanz am lieblichsten funktelt, — — —
Wenn er das Licht ausstrahlt in dem dämmernden Dunkel des Abends,
Apoll. Rh. II 40.

oder stelget die düstre Nacht auf und suchet der Vogel im leichten Genist seine Herberge (Calpurn. V. 63), geht sie, der Hüter voran (Coluth. 109), nach den mit Regen oder Flechten (Calpurn. I. 88) umzogenen Grügen (Pl. XVIII. 53) der Bergtriften, auch der Ackerfelder, die Rancher nicht besser, als durch Ordnung (cohors, αὐλή) glaubt fruchtbar machen zu können. Er lockt und leitet mit der Syringe, der, auch wenn sie Pan auf des Mänalus heiliger Höhe bläset, alles Vieh willig nachziehet (Sil. XIII. 320). Lust ist's zu sehen (Hor. ep. II. 65), wenn Abend's . *

— — — Hinter dem Tritt des gestirnburchweidenen Hilters
Ziehen der Schaf an Tausend, mit Gras zur Fülle gesättigt,

*) Ueber die Tränke im Stalle habe ich keine Vorschrift gefunden und kann daher nicht angeben, ob sich darin Tränkeflüßel befunden haben, oder ob man an's Wasser trieb.

Nach dem Geheg; er wandelt voran, auf tönenbem Rohre
Hirtengesang ausstimmend in Lieblichkeit.

Apoll. Rh. I. 575.

Am Raschesten bewegen sich die heimkehrenden Schafe bei
etwas kalter Luft; die Hirten wissen, daß sie

— — — Beim Anbruch
Herbstlicher Nacht von der waldigen Trift hinein zum Stalle.
Quint. Smyrn. XIII. 69.

Jederzeit folgen sie williger und rascher, wenn sie gewöhnt
sind, in der Nähe der Ställe Salz in Trögen (canales) oder in
Mischung mit Futter zu finden (Pallad. XIII. 13); dasselbe ist
ihnen Bedürfnis und dem grünen wie dem trocknen Futter eine
Würze, ein Reizmittel zugleich für die Thiere, ohne welches Ubel
gegen das Futter entsteht (Col. VII. 3). Salz macht Appetit,
es wirkt auf die Milch, verbessert deren Geschmack und wirkt noch,
wie auch bei dem Rindvieh, auf die Lieblichkeit des Käses (Pl.
XXXI. 41). Aristoteles (VIII. 10) rechnet auf 100 Weideschafe
je nach fünf Tagen einen Medimnos Salz und versichert, daß dieß
zur Gesundheit und Wohlbelehrtheit beitrage, er will auch, daß
es zur Futterfleiß gesetzt werde, um größern Durst zu erregen, daß
man im Herbst zur Milchvermehrung mit Salz bestreute Kürbisse
füttern solle, und glaubt bemerkt zu haben, daß die Luter in der
Wurfzeit durch Salzgaben anschwellen.

Unter allen Vierfüßlern sind die Schafe die wehrlosesten und
dümmeften. Schaf! ist daher unter Griechen und Römern (Ari-
stoph. nub. 1198. Plaut. Bacch. V. 2. 3) ein Schimpfwort;
„Schöps“ oder „Hammel“ (vervex) dient zur Bezeichnung eines
einfältigen Menschen (Plaut. Merc. III. 3. 6. Senec. const. 17.
Juven. X. 50). Gedankenlos verlaufen sie sich in Einöden, ge-
hen des Winters aus dem Stalle und bleiben, von Schnee oder
Regen überrascht, stehen wo sie stehen, sollten sie auch umkommen
(Aristot. IX. 3). Die eintretende Heerde muß jeden Falles an
der verschließbaren Thüre (Calpurn. I. 39) im Beisein des Mel-
kers oder Meiers durch den Hirten (Coluth. 102. Aeschyl. Pers.
985) überzählt werden (Virg. G. IV. 34. Ecl. III. 32. Theocr.
VIII. 15), es könnte ja ein Stück verloren, verlaufen, gestohlen,
treulos verkauft, im Wettkampfe verspielt (Calpurn. II. 6) oder
heimlich geschlachtet sein. Ist Eins auf der Weide verendet, hat
der Schäfer jetzt auch das Fell abzuliefern, diejenigen aber, wel-

che abhanden gekommen oder vom Wolfe zerrissen sind, muß er, wie wehe ihm das auch thut (Stat. Theb. III. 51. Ovid. Fast. IV. 766), wie Jakob (1. Mos. 31. 39) und die hebräischen Knechte nach dem Gesetze (2. Mos. 22. 13. Amos 3. 2) vom Spargute ersetzen.

Die Felle der dem Wolfe zur Beute gewordenen Schafe haben wenig Werth, denn außer dem, daß sie zerrissen sind, ziehen die aus denselben verfertigten Kleider Läuse (Motten?) stärker an, als Sterblings- oder Schlachtfelle*) (Aristot. VIII. 10). Solches Fleisch soll auch ungesund sein.

Findet sich bei der Ueberzählung, was jedoch bei einem tüchtigen Schäfer nicht so leicht vorkommen darf (Col. XI. 1), daß sich ein Stück von der Heerde entfernt, verloren oder verlaufen hat, so eilt er es zu suchen und wenn er's funden, „legt er's auf seine Achseln mit Freuden“ (Euc. XV. 4. Hesek. 34. 11. 16. Jer. 50. 6); zuletzt wird die Heerde nach ihrem Befinden durchmustert (Col. XI. 1). Auf diese Weise wird dem Verluste und dem Betruge der Schäfer, die auf der Stelle fertig sind, wenn sie ein Schaf verloren, verkauft oder gegessen haben, zu behaupten, der Wolf habe es gefressen (Long. I. 12), vorgebeugt.

Demnächst geht's zum Essen, meist bei Sternenschein.

Hesperos, goldenes Licht, der lieblichen Göttin von Appos,
Hesperos, heiliger Schmutz der dunkeln Nacht, o du Tranter,
So viel dunkler als der Mond, wie hell vor den Sternen,
Heil dir, Tranter! Ich geh' zum fröhlichen Schmause der Hirten.

Bion. VIII. 1.

Zuletzt finden noch Tänze, kunstlose, unbeholfene, wie von Hirten sich nicht anders erwarten läßt (Antonin. Liber. 31), statt, die Schafe aber, obschon gegen den Schlaf gleichgültiger als Ziegen, legen sich zur Ruhe und zum Wiederkauen nieder (Arist. IX. 3).

Schafe sind gesellig und unter einander verträglicher als Ziegen; sie lassen sich abrichten und versammeln sich auf den Pfiff der Hirten (Arist. IX. 3), einzeln aber gehorchen sie, wie Cato sagt, dem Führer nicht wohl (Plutarch. Cat. 8) und müssen deswegen gekoppelt geführt werden (Parthen. Nic. VII. 3). Die

*) Nach den Beobachtungen deutscher Hausfrauen soll Sterblingewolle weniger gut halten als Schurwolle, leichter auch Mottenfraß werden.

Heerden können darum groß sein; über die Größe derselben giebt es jedoch kein in der Natur gegründetes Gesetz und es bleibt Jedem überlassen, sie stärker oder schwächer zu machen. In der Gegend von Pompeji steht man Schafheerden von sechshundert Stück (Senec. Quaest. VI. 27); Atlas, der König von Mauretanien, ließ ihrer tausend zusammengehen (Ovid. Met. IV. 634); ein Kundiger (Col. VII. 3) gestattet solche Anzahl. Auf Heerden von tausend Stück ist Idas (Calpurn. II. 67) und Polyphemus stolz (Theocr. XI. 34). So groß findet man sie auch in Griechenland (Apoll. Rh. I. 575); der Berghirt, der die weiblichen Lämmer schon eingemischt, rühmt:

Tausend schwärmen mir Lämmer umher auf flussigen Bergen.
Virg. Ecl. II. 32.

Ein Anderer rühmt:

Tausend weib' ich der blölkenden Lämmer unter den Eutern
Und so viel tarentinische Mütter gewähren mir Bliese.
Calpurn. II. 68.

Noch ein Anderer wünschet:

— — — — — Daß unzählige Schafe
Tausende dort von der Weib' der grasigen Auen gemäset,
Durch die Gesträuch' herblickten!
Theocr. XI. 34.

Es versteht sich zwar von selbst, daß die angegebene runde Zahl, wie die tausend Rinder des Ruhhirten Idas (Nemes. II. 35) ein Mehr oder Weniger so gut zuläßt, wie die der hundert Schafe in der Wüste (Luc. XV. 4) oder der dreihundert Weidestiere des Aristäus auf Oea (Virg. G. I. 15), doch halten die Hirten darauf, daß ihre Heerde nicht in geraden, sondern in ungeraden Zahlen aufgehe, welche wegen ihrer Untheilbarkeit unter den Göttern geliebt, als unsterbliche angesehen (Virg. E. VIII. 75) und unter den Menschen als die männlichen und machtvollen geehrt sind (Pl. XXVIII. 5). Die Natur hat dieselben bevorzugt (Pl. II. 48), sie bringen dem Landwirthes Gedeihen (Geop. XVIII. 2). Darum legt die Meiserin der Glucke Eier, die in ungerader Zahl aufgehen, unter (Col. VIII. 5) und der Kranke beobachtet sie bei den Schnecken, welche er genießt (Pl. XXX. 15).

Auf hundert Landschaften rechnet Atticus wenigstens einen, auf eben so viel Tarentiner zwei Schäfer (Varr. II. 2). Ich für

meine Person halte schon auf achtzig Weideschafe Einem. Bei großen, aus etlichen Tausenden bestehenden Heerden lassen sich Einige weniger halten, als bei kleinen, von gewöhnlich nur 7—800 Stück (Varr. II. 10).

Die Wendenster in Aegypten halten die Ziegen heilig und erweisen deren Hirten besondere Ehre, namentlich aber Einem, dessen Tod den ganzen wendestischen Kreis in Bewegung versetzt (Herod. II. 46). In Italien ist's anders; hier sind die Ziegenhirten am wenigsten geachtet, vielleicht wegen ihrer Armuth, schlechten Kleidung oder Lasterheit; wegen ihrer Ueppigkeit (Virg. E. III. 6. Long. I. 16. II. 11) und Lotterhaftigkeit müssen sie sich manchen Spott gefallen lassen. Theokrits (VI. 7) Galatea setzt darum den Polyphem, Nisa, den Rinderhirten, Mopsus (Virg. Ecl. VIII. 34) zum dürstigen Ziegenhirten herab. Rinderhirten gelten als männliche (Virg. Ecl. III. 6. Theocr. III. 8), aber als rohe, grobe, ungeschlachtete Kerle. Schäfer stehen am meisten im Ansehen; sie sind vorzüglich im Besiz medicinischer, magischer und anderer Kenntnisse, kundig der Musik und des Gesanges und haben häufig ein kleines Spargut (peculium) in Vieh, das sie entweder vom Vater geerbt, vom Herrn geschenkt, durch Darlehen, bis er ihnen, wie Cato seinen Knechten (Plutarch. Cat. 21), um etwas verdienen zu können, gemacht oder, wie Laban dem Jakob, durch Aussetzung eines Heerdeanthells, durch Abknappen von ihrem Deputate (Ter. Phorm. I. 1. 9. Senec. ep. 80), durch Funde oder sonst auf eine Art sich erworben haben. Der Herr hat auf das Spargut keinen Anspruch, aber er giebt ihnen, wenn bei der Erwerbung nichts Anderes festgesetzt worden ist (Varr. II. 10), die Weide unter seiner Heerde frei (Varr. I. 2). Sparsam, wie sie sind, suchen sie das Eigenthum zu vermehren, verkaufen, wie die Rinderhirten (Virg. Ecl. I. 33) den Nachwuchs in die Stadt (Virg. E. I. 21) und sammeln, bedacht für ihre künftige Lage (Plaut. Asin. III. 1. 37), den Erlös, sich oder den geliebten Hirtinnen die Freiheit zu erkaufen. Es giebt wohlhabende Sklaven (Senec. benef. III. 28) und Hirten, denen Vieh (peculiores, peculatoriae) weislich lieber ist, als Geld (pecunia sine peculio fragilis, Cels. L. 79. de Leg.). Die weniger Rathschäftigen verkaufen es, geben das Geld nutzlos für Mädchen aus, lehren mit leerer Tasche aus der Stadt (Virg. E. I. 33), begehen

wohl noch Diebstähle an anvertrautem Vieh (*peculatus*), an dem, wie Festus sagt, alle Unterschleife zuerst gemacht worden sind.

Daß die Schäfer ein zahlreiches werthvolles Herrngut unter sich haben, giebt ihnen, den Ziegenhirten mit kleinen Heerden gegenüber, Bedeutung, es erwächst dadurch aber auch dem Eigener die Sorge, für die Waldweiden vorsichtige und kräftige Leute zu wählen, welche in allerlei Waffen und Kenntnissen Bescheid wissen. Auf dem Villenplane können allenfalls Knaben und Mädchen hüten, aber

Dort im Gebirge, wo Stachelgesträuch und Dornengeräuf wächst,
Theocr. III. 57.

passen weder Kinder noch Greise, welche die weiten, rauhen Triftzüge nicht aushalten, nicht wohl laufen, den Wurffpieß nicht geschickt führen, am Tage vor Hitze, des Nachts vor Frost umkommen möchten.

Hirten müssen stark, gewandt, leicht beweglich, gut zu Fuße, voll Muth und Geschick zur Abwehr der Räuber und Raubthiere, namentlich der um die Zeit ihrer Würfe nach Futter umherschleichenden Wölfinnen, voll Kraft sein, die das Brot, die Medicin und den Hausrath nachtragender Pachtthiere zu belasten, so wie die mit allerlei Lebensmitteln gefüllte Hirtentasche (*πηροσ*, Theocr. I. 54. Long. I. 6) zu tragen im Stande sind. Sie müssen ferner unverdroffen, unverschlafen, jagdkundig, gesund, gegen die Bitterung wenig empfindlich und mit leichter Kleidung zufrieden sein (Varr. II. 10). Auf den Märkten sind sie sorgfältig auszuwählen, denn manche Völkerschaften, z. B. die Bastuler und Turduler aus Spanien, eignen sich gar nicht als Hirten; Andere, wie die Gallier, nur für Last- und Zugthiere (Varr. II. 10); wieder Andere, wie die Arkadier, für Schafe und Ziegen (Virg. Ecl. VII. 4). Geübt vom Hause aus in Musik, Kenntniß und Behandlung des Viehes, behalten diese in Folge der römischen Siege in Griechenland und durch Händler zu uns gebracht, wie die aus Acharäa in Attika und Lykope in Aetolien (Theocr. VII. 70), ihre Neigung zum Hirtenleben bei und verpflanzen ihre Sitten; sie sind stark und kräftig, vielleicht etwas zu faul, lümmelig (*arcadium germen!* *Αρκαδιον βλασημα*), einfältig und deswegen weniger zu Reisern als zu Hirten geeignet. Auf den größern Landgütern nämlich sind die Hirten einem Hirtenmeister (*magister*), dessen erster Gebieter der Keler (*villicus*) ist,

untergeordnet. Der Meister führt die nächste Aufsicht über die Hirtenknechte, deren Leistung, Fütterung und Behandlung des Viehes; er hat sie über die Zeit der Weide, Ruhe und Tränke zu unterrichten (Long. I. 8), zum sorglichen und treuen Dienste anzuhalten (Varr. I. 2), das Vieh im Winter wie im Sommer unter Mitaufsicht zu nehmen, sich mit der Größe des Weiderevieres bekannt zu machen, das Futter einzutheilen (Varr. II. 1), die Triftgänge zu bestimmen, bei der Zählung und Zeichnung zugegen zu sein, die Stücke, die auf die Weide gehen (Auson. epigr. 68) oder zu Hause bleiben, abgeschafft, begatten oder begattet werden sollen, zu bestimmen, kurz Alles zu thun, was der Herr, wäre er gegenwärtig, in seinem Vortheile selbst thun würde. Für diesen höhern Dienst sind Leute von guten Anlagen, die im Lesen und alle dem, was auf dem Lande schön ist (Long. I. 7), von erprobter Treue, Muth, Kenntniß der Localitäten, Erfahrung im Gebrauche der Waffen, Bekanntschaft mit Thierheil-, Schilf- und Kräuterkunde, zumal auf den Bergweiden, erforderlich. Dahin folgt der Meister im Sommer den Knechten, theilt ihnen die festgesetzte Kost zu, läßt sie Abends sämmtlich, bei Tage nur die, welche zu einer Heerde gehören, zusammen essen, nimmt die Milch in Empfang, läßt die Käse bereiten, und hält die stets auslänglichen Geräthschaften, Pfeile, Bogen, Hürden und Rege unter seiner Aufsicht. Für Zahl und Erhaltung des Viehes verantwortlich, muß er die Knechte unter scharfe Controle nehmen, das Buch über den Bestand führen und dasselbe vorlegen, so oft der sich Gebieter oder Meister gut findet, das Vieh zu überzählen (Col. I. 8) oder wie um die Iden bis zu den Kalenden des Juni bräuchlich, über Anwachs und Verlust Rechnung legen lassen (Col. XI. 2. 44). Damit dem Herrn durch Krankheiten der Hirten oder der Schafe nicht so leicht Verlust entstehe, muß er, geschriebener Gesundheitsregeln und Schriftsprache kundig, auch im Stande sein, das Receptbuch in der Hand, krankes Vieh ohne Arzt zu heilen (Varr. II. 1 und 9) und die gewöhnlichen Präservative anzuwenden, wozu namentlich Eingebungen von Salz (Pl. XXIX. 38) gehören.

Schäfern und Hirten verdanken wir die Beobachtung mancher Naturerscheinungen (Plutarch. Camill. 3) und die Entdeckung für Thiere und Menschen schädlicher oder heilsamer Pflanzen, ihrer Standörter und der Kräfte ihrer Stengel, Blätter und Wurzeln. Solche Entdeckungen machten sie bei dem Besteigen unwegsamer

aber kräuterreicher Gebirge, bei dem Aufenthalte in entlegenen Einsäben, meist ganz zufällig, manchmal auch durch ihr Weidevieh oder ihre Hunde; die Art und Weise des Gebrauches lehrte, außer eigener Beobachtung, der Ältere dem Jüngeren. Man findet unter diesen Leuten viele Kenntniß der Kräuter und Heilmittel, wie sie Hermes, der Freund der Hirten und Heerden, dem Helden von Ithaka an die Hand giebt (Hom. Od. X. 280). — Schade nur, daß die, welche sie besitzen, damit heimseln und Andere nicht unterrichten wollen, als ob sie selbst Etwas durch Mittheilung verlören (Pl. XXV. 6). Vieles von dem, was Demokritus, Theophrastus, Juba und Andere über die Kräfte der Pflanzen lehren, ist unzweifelhaft zuerst von Hirten beobachtet, deren Namen uns sogar bekannt geworden sind. So fand Melampus zuerst, vielleicht auf dem kräuterreichen Deta, die Nießwurz (*elleborus* s. *veratrum*); er bemerkte, daß diese Pflanze bei den Ziegen Durchfall verursache, daß die durch deren Genuß entstehende Milch zur Heilung des Wahnsinnes bei Menschen dienlich sei; er erprobte sie bei den Töchtern des Proteus, Königs von Tyrinth, welche von Bacchus rasend gemacht waren. Jeder tüchtige Melampus muß diese Pflanze mit ihrem spannhohen, ferulartigen Stengel kennen und wissen, daß die schwarze Art (*Melampodium*) Pferde, Ochsen und Schweine tödtet, bei dem Menschen Erbrechen verursacht (Paus. X. 36), als Räucherung in den Häusern und unter gewissen feierlichen Gebetsformeln als Spreuge angewandt, gegen Bezauberungen der Schweine (Theophr. Pl. IX. 11) und Schafe dienlich ist (Pl. XXV. 21). Leidet ein Schaf, Esel oder Stier am Nasenflusse, so stehe er ihm einen Zweig derselben durch die Ohren, welchen er am folgenden Tage, aber zu derselben Stunde, wieder herausnimmt; mit Weihrauch, Wachs, Pech oder Pechöl beist er damit die Hände (Pl. XXV. 22) und kann um so zuverlässlicher auf Erfolg rechnen, wenn er beim Abschneiden einen Kreis mit dem Degen beschrieben, sein Gesicht gegen Morgen gewendet, im Gebete die Götter um Erlaubniß zu seinem Vorhaben angerufen und einen Adler gesehen hat, der sich meistens zeigt, wenn Nießwurz geschnitten wird (Pl. XXV. 21). Die Wurzel der voll den vlehreichen Marsen entdeckten Confiligo (Pl. XXV. 48), durch das Ohr der Schweine und Schafe gezogen, hilft auf der Stelle gegen Lungenkrankheiten (Pl. XXVI. 21), die Milch des wilden Feigenbaumes gegen den Stich giftiger Thiere und den

Biß der Hunde (Pl. XXIII. 64). Dieselbe Wirkung haben die abgekochten Wurzeln des bittern Mandelbaumes (Pl. XXIII. 75) oder der Walnüsse mit Zypollen, Salz und Honig aufgelegt (Pl. XXIII. 77), die Blätter aber der Chameläa (Seidelbast), besonders wenn sie vor Sonnenaufgang gesammelt sind, gegen Augenkrankheiten des Schaf- und Lastviehes (Pl. XXIV. 82). Bestreicht sich der Hirt mit Del und Aron, fliehen ihn die Schlangen, führt er im zunehmenden Monde aufgegrabenen Dracunculus bei sich, ist er vor ihnen auf seinem Lager völlig sicher (Pl. XXIV. 93). Nach Seneca (Quaest. II. 22) kennen die Hirten auch mehrere leicht entzündliche Hölzer, als Maulbeerbaum, Lorbeer und Ephen, welche Plinius (XVI. 50) darum die hitzigen nennt, weil sie gerieben, am leichtesten Feuer fangen (Apoll. Rh. I. 1184), wo der seinem Gebrauche nach bekannte Feuerstein nicht angewendet wird.

Wir führen dieß an, um nach Varro zu erweisen, wie nothwendig Kräuterkunde dem Meister ist. Cato (60. 160) verlangte noch die Kenntniß einiger Bann- und Zauberformeln, durch deren Aussprechung er Knechte und Vieh gegen die Einwirkungen böser Geister und dämonischer Menschen zu schützen und die verderblichen Kräfte der Natur unschädlich zu machen vermöge (Pl. XVII. 47). Diese Wissenschaft ist um so nöthiger, als es wohl keinen Menschen giebt, der sich nicht vor Flüchen und Bezauberungen fürchtete (Pl. XXVIII. 4) und fürchten mußte. Er halte darum von der Heerde die Beschreier ab, wie sie nach Isidorus und Rhympodorus in Afrika, auch unter den Triballern und Illyriern vorkommen, die das Schafvieh loben und dadurch zum Tode bringen oder durch ihren Anblick bezaubern und Alles tödten, was sie zornigen Auges ansehen (Pl. VII. 2), ingleichen Personen, welche einstmaß von dem Zahne einer Schlange oder eines Hundes verletzt worden sind, sofern sie sich nicht zuvor gewaschen haben, denn das einmal empfangene Gift ist von solcher Dauer und Wirksamkeit, daß es bei den Schafen Fehlwürfe verursacht (Pl. XXVIII. 6), ferner die Reidischen, deren bloßer Blick Schafen und Lämmern schadet (Virg. Ecl. III. 103) und gleicher Weise die, welche mit Geld in der Hand über trächtiges Vieh wegfahren, denn dieß ist ihm eben so schädlich, wie brütenden Hühnern; wäre es geschehen, muß das Geld abgewaschen und das Vieh, das geheilt werden soll, übersprengt werden (Pl. XXXIII. 25).

Aus der großen Anzahl der Besprechungsformeln bieten wir ihm nur Einige. Bei Verrenkungen spreche er bis Heilung eintritt: In Alio. S. F. Motas Vaeta Daries. Dardaries Astataries Dis-sunapiter und halte während dem ein 4—5' langes gespaltenes Rohr mit zwei andern Leuten in der Hand, — oder: Huat Ha-nat Huat Ista Pista Sista, Domiaabo Damnaustra, oder: Huat Haut Haut Ista Sis Tar Sis Ardannabon Dunnaustra. (Cato 160).

Gegen Randelgeschwulst leistet ihm folgendes magische Mittel sehr gute Dienste. Am vierzehnten Tage des Mondes, früh Morgens, ehe man die Hände gewaschen, nimmt man dem Lastthiere alle Stricke und sonstigen Beschwerungen (*impedimenta*) ab, bestreicht die Halsmandeln mit dem Zeigefinger (*digitus medicinalis*, s. *salutaris*, Suet. Oct. 80), doch nur der zu magischen Verrichtungen wunderkräftigen linken Hand (Col. VI. 5. 3. Scribon. 163. Pl. XXI. 143: XXVII. 36. 117. XXIV. 104. XXVIII. 33. Geop. XIII. 8. 6) und spricht leise folgenden Besatz*) einmal aus (Gargil. cur. 19):

*) Es ist dies eine von den vielen Besprechungsformeln (*cantio*, *carmen*, *ᾠδή*, *ἐπαροχή*), mit denen die Aescier, wie unsere Verblüffter, Krankheiten der Menschen und Thiere zu heilen versuchten. Mögen sie sich vor dem erkennenden Verstande nicht rechtfertigen lassen, so verdienen sie doch Beachtung als Erscheinungen aus der Zeit der Kindlichkeit jedes Volkes, das ihnen gerade so traut, wie das Kind dem Vaterworte, und aufhört zu weinen, wenn der Vater seine Stoß- oder Schnittwunde überstreicht und dazu Einiges sagt. Manche Besprechungsformeln wurden nur einmal, andere dreimal hergesagt. Aus Marcellus Empiricus setzen wir Einige hier bei: Ist in das Auge eines Menschen ein Splinter oder etwas Aehnliches gekommen, sprich dabei dreimal und spucke dabei jedes Mal aus: Totane resonco bregan, gresso, oder: In mon dero-marcoo axatison, oder: Os gorgonis basio. Wird dieses letzte 3 × 9 gesagt, läßt sich auch ein fremder Körper aus dem Schlunde ziehen. Um ein Gerstenkorn am Auge zu vertreiben, nehme man 9 Gerstenkörner, berühre mit ihren Spitzen das Geschwür und sage jedes Mal: *πεῦγε, πεῦγε, κριθ' ἦσε διώκει!* Ist das Gerstenkorn im rechten Auge, berühre man es mit den Spitzen der drei Finger der linken Hand und sage unter jedesmaligem Ausspucken drei Mal: *Nec muls parit, nec lapis lauan fert, nec huic morbo caput crescat, aut si creverit, tabescat.* Gegen die Bräune mit Geschwulst des Bäpfcens, nimm eine Weintraube und sprich drei Mal: *uva uvam emendat*, oder schreibe folgenden Spruch auf ein Stüchchen Papier, welches der Kranke um den Hals binden muß: *Formica sanguinem non habet, nec fel; fuge ne cancer te comedat.* Wenn Jemand den Wurm am Finger hat, berühre er eine Wand und sage drei Mal: *Pa, pu, pu, numquam ego-te videam per*

„Der Stein trägt keine Wolle, der Regenwurm hat keine Augen, die Mauleselin bringt keinen Samen; Cassia war ein grünsaftiger Baum, und durch Menschenhand ist er abgehauen und zu Kohle gemacht worden: Bist du Beule, bist du Geschwulst, hebe dich weg! die Zange wird dich tödten; Wurzeln kannst du nicht schlagen.“

Der Sage nach gingen die Hirten der ältesten Zeit auf Pan's Befehl ohne Leibbedeckung:

Selber nackend der Gott gebent den Meistern die Nacktheit,
Nicht bereit war ein Kleid wenig bequemlich zum Lauf.

Ovid. Fast. II. 287.

Jetzt macht ein Pelz (Ovid. Met. II. 680) mit (pastoria pellis) oder ohne Aermel, also ein Ueberwurf, ihr vornehmstes Kleidungsstück aus (Eur. Cycl. 75). In solcher Tracht sieht man sie abgebildet (Borion. Antiq. Tab. 87. Goraeus. II. n. 9); so erscheint selbst Pan mit einem Rehfell (Stat. XIII. 310) und wie Paris (Coluth. 105) im Gais- oder Bodfell, in gleicher Tracht der Gaishirt Pykidas:

— — — — Es verkannte

Keiner ihn, der ihn sah, so erschien er ganz wie ein Gaishirt,
Denn er hatte des rauhen und stark umjottelten Bodfes
Weißliches Fell um die Schultern, von frischem Labe noch duftend.

Theocr. VII. 15.

Um den Leib schließt sich ein Gewand, um den Busen mit einem geflochtenen Gurt, den eine Schleife, bald eine Schnalle (fibula) hält, von grober Wolle, in Spanien von Spart (Pl. XIX. 7), in Indien von getrennten Flußblinsen (Herod. II. 98) oder anderem geringen Stoffe gefertigt. In der rechten Hand (Ovid. Fast. I. 177) führt der Hirt einen Stab (peditum, agolum),

parietem repere. Bei Kopfschmerzen sagt man 3×9 Mal: Stolpus a coelo cecidit, hunc morbum pastores invenerunt, sine manibus collegerunt, sine igne coxerunt, sine dentibus comederunt, cf. Schuch ad Gargil. p. 34. Welcker, Alterthümer der Heil. bei den Griechen, 1850. S. 64. Der Kaiser Konstantin verbot den Theil der Zauberei, der zu schädlichen Zwecken gebraucht wurde, auf das Strengste, erlaubte aber die magischen Mittel und demnach auch Zaubersprüche und Zaubergesänge gegen Wetterschaden und Krankheiten; diese Bestimmungen gingen auch in die Justinianische Gesetzgebung über. Erst später verbot die weltliche und geistliche Gesetzgebung unbedingt jede Art Zauberei. S. Görres christl. Mythol. III. 58.

Wagerstedt, Bilder aus der röm. Landwirthsch. II.

11

gewöhnlichst aus wohlgetrocknetem Olivenholz (Hom. Od. IX. 320. Theocr. VII. 18. Ovid. M. II. 681. Apoll. II. 34), Bachholder oder Dornen, nicht selten mit knotigem Schaft, auf den sich Damon (Virg. Ecl. VIII. 16) und jener thebanische Gaishirt (Cul. 97) beim Beginn ihrer Gesänge, Andere ausruhend, lehrend stützen; sie halten ihn um so werthvoller, je gleichmäßig schöner die Knoten vertheilt sind. An demselben ist ein Haken, das Vieh an den Beinen zu fassen und eine lange, eiserne Pife, die ein Ring von Erz oder Kupfer im Schaft befestigt.

Die Griechen nennen den Hirtenstab (*pastorale baculum*, Sil. XIII. 310) „Krummstab“ (*καλαυρα*), „Keule“ (*χορυνή*) und „Hakenspiß“ (*λαγωβολος*), weil er nicht nur unter die Heerden, um sie scheu zu machen, geworfen (Virg. Ecl. III. 96), sondern auch zur Jagd (Virg. Ecl. II. 29) und zum Kampfe, wie von David gegen Goliath (1. Sam. XVII. 40. 49), gebraucht wird. Krummstäbe waren eine bedeutende, vielleicht die erste Waffe jener vielen Hirten und Schäfer, der so handfesten Leute und geübten Läufer, welche in der Gegend von Capua sich an die aufständischen Fechter unter Spartakus angeschlossen (Plutarch. in Crass. 9).

Der Krummstab, das gewöhnliche Attribut des Pan (Sil. XIII. 310) und der Schaf- und Kuhhirten, auch im Oriente (1. Mos. XXXII. 10: XXXVIII. 18: 2. Mos. XII. 11), scheint den Deutschen unbekannt zu sein. Man kann dies daraus entnehmen, daß die Gesandten der Teutonen, denen auf dem Forum ein Gemälde eines Hirten mit dem Stabe gezeigt wurde, auf die Frage, wie hoch sie dasselbe schätzten, die Antwort gaben: „Wir mögen solch' einen Kerl nicht lebendig und nicht geschenkt haben“.

Desto höhern Werth legen die italischen Hirten auf denselben, besonders wenn der Stöß fest, stark, rings umknotet (Apoll. Rh. II. 34), oben mit glänzendem Erze beschlagen (Apoll. Rh. IV. 973) und mit Metallbuckeln schön ausgelegt ist (Virg. Ecl. V. 90). Kommen Hüter verschiedener Heerden zusammen, so ist der Krummstab oft der Gegenstand des Gespräches; dieser ist stolz auf die Schönheit (Virg. Ecl. V. 12. 88) des Seinen, Jener rühmt den eines Andern (Theocr. VII. 18); er ist der Gegenstand des Begehres, der Preis des Wettgesanges und ein würdiges Geschenk, welches diese genügsamen Menschen sich machen oder den

Geldgöttern geloben. So wird beschenkt Menalkas (Virg. Ecl. V. 88) und Theokrit's Baldhirt von seinem Freunde Elyidas:

— — — Doch mit freudlichem Lächeln, wie vorher,
Gab mir den Stab zum Geschenk die gastliche Gabe der Mufen.
Theocr. VII. 128.

Zur Vertheidigung, zum Zuschlagen (Long. I. 12); zum Jagen und Treiben des Viehes giebt es schwerlich ein besseres Instrument, in dessen Gebrauche die Weister ihre Knechte zu unterweisen haben. Beim Aus-, Ein- und Zusammentreiben sollen sie mehr die Stimme, seltener den Stab und diesen nur drohend anwenden, um so gleichsam die Kraft, die in ihm liegt, mit der Milde des lockenden, rufenden oder pfeifenden Tones zu verbinden (Col. VII. 8). Hätten sich aber Einzelne zerstreut, so dürfen sie wohl, wie Ithyrs (Virg. E. V. 86), die zu nahe am Bergstrom flatternden Gaisen oder Kälber, die Irrgänger,

— — — Die da unten des Delbaumes
Sprößling' abnagen, das Unglücksvieh! he, Sitta, du Weißfell!
Theocr. IV. 44.

mit demselben, vielleicht auch mit einem Steine (Eurip. Cycl. 51) unter Anschreien zurückwerfen. Pythagoras sagt, daß der Stab, wenn er von der Stechpalme (acrifolia) genommen ist, von selbst an das Thier herabrollt, auch wenn es aus Mangel an Kraft des Werfenden nicht erreicht worden ist (Pl. XXIV. 72).

Die Weister halten darauf, daß sich die Knechte im Gebrauche des Krummstabes üben; sie müssen desselben kundig sein nicht allein für die schon angegebenen Fälle, sondern auch, wenn sie von wilden Thieren, wie Askion von Hunden (Stat. Theb. IV. 574) oder Räubern überfallen werden (Calpurn. I. 40), oder wenn sie Jagd auf Hirsche, Schweine, Hasen, Wachteln, Gänse, Enten, Trappen (Long. II. 12) u., ihre gewöhnliche Nebenbeschäftigung (Virg. G. I. 308: II. 530: III. 404), ausüben wollen, für welche sie Bogen, Fallen, höhldurchlöcherne Wachtelpfeilschen (Leonid. Lar. 12), Rohrpfeile (Virg. Ecl. X. 59) und Hasenspieße, dergleichen einer dem schönen Daphnis geschenkt wurde (Virg. E. III. 12), bei sich führen (Virg. E. II. 29). Ein guter Hund, wie Askion den Seinen rühmt,

Mit mir weiset ein Hund, ein wachsender Bürger des Raubwolf's,
Den verheh' ich dem Knaben, um alles Gewild zu verfolgen,
Theocr. V. 106.

kommt dabei sehr zu Statten. Flieht er vor Wölfen (Hor. ep. 6. 2), so taugt er nicht wohl.

Der tägliche Gebrauch und die Kenntniß der verschiedenen Waffen machte die Hirten schon mehr als einmal dem Staate gefährlich. In Sicilien thaten sie sich haufenweise zusammen, legten sich auf Räubereien, verwüsteten die Anlagen; Eunus, der Anführer der Aufständischen, bemächtigte sich sogar Enna's (Strab. VI. 4). Nach Beendigung des Slaventrieges durfte deswegen in Sicilien eine Zeit lang kein Knecht eine Waffe führen; Cicero erzählt, daß ein Hirt, der mit dem Jagdspieße einen Eber erlegt, statt, wie er gehofft, eine Belohnung zu erhalten, von dem Prätor an's Kreuz geheset worden sei.

Den Hirten, die beständig in der Nähe der Villa bleiben, giebt der Gebieter eine Sclavin zum Weibe; weiter wird er nichts begehren (Varr. II. 1 und 10). Cato, in der Ueberzeugung, daß die Sclaven vorzüglich durch den Geschlechtstrieb zur Lieberlichkeit verleitet würden, that dieses auch; er erlaubte ihnen um ein bestimmtes Geldstück den Umgang mit seinen Mägden, verbot aber Allen den Verkehr mit andern Weibspersonen (Plutarch. Cat. 21). Hirten, die in Waldbergen, ohne nach Hause zu kommen, hüten und in Hütten wohnen, müssen Weiber bei sich haben, denn diese folgen der Heerde, halten die Männer bei derselben und vom Herumschweifen ab, sie vermehren das Gefinde durch Kinderzeugen, machen dadurch die Viehzucht einträglicher und stehen in Thätigkeit und Fleiß den Männern nicht nach; sie müssen Kochholz zusammentragen, Speise bereiten, die Geräthschaften bei der Hütte bewachen, die Milch besorgen, bei dem Hüten mit helfen. Um aber ihre Männer zu fesseln, müssen sie schön sein. In Aegypten und Liburnien sieht man kraftvolle Hausmütter, die bei eintretenden Geburtswehen sich ein kleines Stück vom Arbeitsplatze entfernen und Kinder, die sie mehr gefunden als geboren zu haben scheinen, zur Welt bringen; gleich nach der Geburt nehmen sie das Kind, vielleicht gar noch ein anderes, tragen es fort, gehen an ihre Geschäfte und holen Holz zusammen, mit dem Kinde bebürdet. Unsere städtischen Kindbetterinnen, die in ihrer Weichlichkeit mehrere Tage nach der Entbindung hinter dem Vorhange liegen, sind mit diesen kräftigen Weibern, die Mütter und Ammen zugleich, unter mancherlei schweren Arbeiten ihre Brüste zum Säugen darreichen, gänzlich

nicht zu vergleichen. In den gedachten, von etnem ägyptigen, gelben Menschengestalt bewohnten Ländern (Arnob. IV. 132) kommen auch die s. g. zwanzigjährigen Jungfern vor*), welche, ehe sie heirathen, der Volkssitte gemäß, umherschweifend, sich mit Jedem, der ihnen gefällt, meist ganz umsonst, gewöhnlich um ein Geringes, abgeben und das Dichterwort auf sich anwendbar machen:

Theils ergiebt sich das Weib aus gegenseitiger Neigung,
Oder durch Mannes Gewalt und übermäßiger Lustgier
Oder um ein Geschenk von Eichen, Birnen und Beeren.

Lucr. V. 561.

Außerdem beschenken und bezahlen die lüsternden Liebesgluthigen Hirten die Mädchen mit Äpfeln, Rosen (Long. II. 17 III. 21. Theocr. XI. 10), Feigen, Weintrauben, Milch und Dingen, die sie in ihrer Tasche bei sich führen (Long. III. 13). Die unbeweibten Hirten laufen den Weidmädchen nach und überlassen die Heerde sich selbst (Varr. II. 1); ihre so erzeugten und gleichsam im Stalle geborenen Kinder (Stat. Theb. I. 580), „Rauchpelze“ (tityri) genannt, sind meist schön und nicht selten von den Göttern geliebt.

Die Anfertigung der Körbe, Seilen, Käseformen, der Decken und Matten aus Ruten, Binsen, Palmen oder Haaren, der größern Kisten (Ovid. M. II. 545) und was sonst an Geräthschaften zur Schäferet oder Viehzucht gehört, macht einen Theil der Winterbeschäftigungen der Hirten aus, denen sie sich nicht entziehen dürfen (Virg. E. II. 73. Long. III. 3). Verstand sich doch selbst der rinderweidende Apollo dazu:

Leichtes Binsengeflecht ward dann zum Körbchen gewebet;
Durch das Geflochtene blieb schmal für die Wolle ein Weg.

Tibull. II. 3. 15.

In dem Hause des Colonen verrichtet die Hausmutter das Geschäft des Melkens der Schafe, Ziegen und Kühe, die sich in ihrer Melkzeit, Morgens und Abends nach dem Eintreiben (Hom. Od. IX. 245. 308) von selbst dazu stellen (Hor. ep. XVI. 49). Sie ist's, die

*) Im Salzburgischen giebt es noch jetzt solche herumherschweifende Hirtenmädchen, denen Kinder zu haben nicht als Schande gilt; diese heißen „Weidkinder“.

Das muntere Vieh in Flechtensfalle schließt, und ihre
Euter, welche frohen, leert.

Hor. ep. II. 45.

Bei den großen Heerden liegt es den Hirten (Theocr. XI. 35) nebst Weibern, Töchtern und Weidmädchen ob; der Meier oder die Meierin, auf fernen Tristen der Hirtenmeister, ist dabei zugegen, um leichtfertiges Melken, Unterschleife der durch ihre Treulosigkeit und Dieberei allbekannten Hirten (Virg. E. III. 16), unstatthafte Behandlung der Milch zu hindern oder auch den Fliegen wehren zu lassen,

Die umsummen im Hof die milcherfüllten Euter.

Hom. II. XVI. 649.

Von großer Wichtigkeit sind die Milchgefäße. Die Melkfübel (mulgaria, mulctralia) sind nach Athenäus sich oben verengende, unterwärts erweiternde, den s. g. Schleifkannen ähnliche Gefäße, welche die Hirtenleute um so werthvoller achten, wenn sie kunstfertig oder aus schönem, seltenen Holze gemacht sind (Theocr. V. 104). Die Milch zum sofortigen Gebrauche kommt in besondere Gefäße, die aber, welche länger aufbewahrt oder zur Käsebereitung kommen soll (Hom. Od. IX. 245. Leon. Tarent. 35), wird in Bütten oder Bottiche gethan, wie dergleichen die Scythen auch für Rossmilch haben (Herod. IV. 2). In der Hütte des viehreichen Cyclopes im triftreichen Sicilien fand sie Odysseus sehr groß; er erzählt:

Er füllt unverzüglich mit der gemessenen Maße Milch
Sich seinen Trinknapf —, zehn Kasser hielt er wohl —
Und stellt den Ephenbecher auf, drei Ellen breit,
Wenn wir ihn richtig schätzten, wohl viere tief!

Eurip. Oyel. 389.

Bekanntlich übernachteten die groben Heerden auf Waldweiden in freien Gehegen, welche die Hirten, wie im Morgenlande (1. Mos. 31. 40), auch auf der Flur von Bethlehern in der großen Geburtsnacht, nach Sonnenuntergang umwandeln und bewachen,

Denn der Wolf vom Gebirg', von Qualen des Hungers gestachelt,
Steiget herab und gierig zu sättigen sich, zu dem großen
Pferche der Heerd' er sich schleicht, ausweichend Männern und Hundem,
Die wachsam in der Näh' der Hüt obliegen den Schafen,
Und übersteiget den Zaun des Pferch's leis tretenden Fußes.

Quint. Smyrn. XIII. 44.

Oft stößt ihnen in solchen Nächten der Ziegenmeller (*αλγοληκτηλγς*) auf; dieser Vogel, der größte Heerdenfeind, von der Größe einer Amsel, kann bei Tage nichts sehen und besucht darum die Ställe des Nachts, setzt sich an die Euter, sonderlich der Ziegen und saugt sie aus.¹ In Folge dieser Gewaltthätigkeit werden sie blind und die Euter sterben ab (Pl. X. 56).

Italisches Klima gestattet zwar in den Mittagsstunden des Winters auszutreiben, in der rauhen Jahreszeit aber bedürfen die Schafe bedeckte Ställe (*ovilia, stabula*), wie die Ziegen (*caprilia*). Man legt die Winterställe an einer schaurigen Stelle der Villa und so an, daß sie mehr nach Osten als nach Süden blicken (Varr. II. 2. 7: 3. Virg. G. III. 302). Columella aber (VII. 3. 8) verlangt südliche Richtung, weil das Schaf, trotz seines Wollpelzes, sehr frostig sei. Damit sie im Winter warm bleiben und die Lämmer in dem engen Raume nicht so leicht gedrängt und verletzt werden, müssen sie niedrig und mehr breit als lang sein (Col. VII. 3. 8). Auf jedes Stück Kleinvieh rechnet man mindestens $4\frac{1}{2}\square'$, nicht über $6\square'$, so daß ein Bestand von 1000 Stück einen Stallraum von 4500—6000 \square' Fläche erfordert. Der Stall sei durch einen geräumigen Vorhof, der gegen Bären (Hor. ep. XVI. 51) und Wölfe, die Dämmerungsschleicher (Stat. Theb. X. 43), mit einer hohen Mauer zu umgeben ist, gesichert; hier kann das Vieh im Sommer, wenn es nicht im Gebirge geht, übernachten. Ueberall sei der Stall fest verwahrt, denn sonst könnte geschehen (Virg. Aen. IX. 59),

Daß der Wolf im Stalle aufschreckt die zahllosen Schafe,
Wenn sich an winternden Tagen der gräuliche Räuber hincinschleicht,
Täuschend die Hüt schachswitternder Hund' und selber der Schäfer
Und ausforschet, was flugs er in stürmendem Rasen ergreife,
Viele der Schaf ansiehend zugleich; aus jeglichem Winkel
Drängt sich das bange Geflühl Hintarmelüber.

Apoll. Rh. II. 123.

Der Boden sei abhängig und mit Platten ausgelegt, damit er leichter ausgemistet und reinlich gehalten werden könne (Varr. II. 2. 7). Feuchtigkeit darf nicht eindringen und Harn nicht stehen bleiben, sonst verdirbt die Wolle, das Klauenwerk und die Haut durch Mäuse, die sich auch alsbald zeigt, wenn Schafe in Ställe kommen, in denen Esel, Maulesel oder Pferde gestanden haben (Col. VII. 5). Zur Beförderung der Reinlichkeit gebe der Knecht täglich (Virg. G. III. 295) weiche und frische Einstreu von

Stoppelftroh (Virg. G. I. 289. III. 294), Laub, insbesondere Eichenlaub (Cat. 5), Farrenkraut und andere Pflanzen, deren Geruch Schlangen und sonstige schädliche Thiere fliehen (Virg. G. III. 414), er mißt oft aus und lasse den Besen dann folgen (Calpurn. V. 116). Nicht minder reinlich halte er Futterkörbe und Krippen, weil das Vieh dann besser frist (Col. VII. 3); die Hochträchtigen und Kranken, besonders die Mähdigen, sperre er in die angebrachten Verschlüge (Varr. II. 2. 7).

Wie auf der Weide müssen Schafe auch im Stalle reichlich, stets zur völligen Sättigung, gefüttert werden; eine kleine gut ernährte Heerde bringt mehr ein als eine große, die Mangel leidet (Col. VII. 3. Varr. II. 2): Kargliche Nahrung hat Magerkeit und Mäude im Gefolge (Col. VII. 5). Das Futter der Rauchschafe braucht weniger ausgesucht zu sein, als das der Tarentiner; denn jene fressen Alles, was man ihnen giebt, — Eichen-, Delbaum-, Olivenzaidellaub (*κοτινος*, Arist. VIII. 10), Spreu, Weinstretern, Laubsprossen der Ulmen, Pappeln, Eichen (Virg. G. IV. 446), die besser nähren, wenn sie in den Morgen- und Abendstunden des Juli und August (Col. XI. 2) bei abnehmendem Monde geschoren und im Schatten getrocknet sind (Virg. G. II. 400). Gefallenes Laub wird nicht geachtet, wohl aber Weinlaub und Nebengesproß.

Drum betrachte mit Ernst, wie die Zelten des nahenden Winters
Du zu ertragen vermagst; wenn öffnet die Zäune das Weinsfeld
Und der geborgene Wintzer gelesene Trauben dahinträgt,
Auf, und scheer' mit der Spitze Gesträuch und Zweige voll Leben;
Dann gebührt's die Sprossen, die zarten, in Hampfen zu sammeln;
So lang mußt du sammeln die Blätter, so lange der Saft steht,
Grün es noch ist und zitternde Schatten nicht lichtet der Südwest.
Frommen wirb's dir bereinst, sie aus der Scheuer des Hausalls
Vorzulangen, wenn das Ende des Jahres das Vieh stallt.

Calpurn. V. 95.

Eytisus (Virg. G. II. 431. IV. 394) und Luzerne sind das beste Milch- und Mastfutter. Herbstheu (Grummet, *cordum*) von abgebrannten Wiesen ist zarter und wohlschmeckender, als reifes Sommerheu. Weil beides in der Nähe von Rom theuer ist, füttert man viele Widder, die gut nähren, besonders wenn sie vorher mit Salz besprengt sind. Salz verbessert alle Futterstoffe, auch die Kleie, die nur mit Rassen gefüttert werden darf (Varr. II. 2). Nie darf dasselbe fehlen (Virg. G. III. 395).

Um die Wolle vom Schmutze zu reinigen, die Gesundheit zu befördern und der Räude zu wehren, sind die Schafe jährlich mehrmals zu baden. Hat man den ersten Zweck im Auge, darf nach den priesterlichen Satzungen das Geschäft nur an Werktagen, sonst aber kann es an Festtagen vorgenommen werden (Virg. G. I. 272. Col. II. 22. Macrob. III. 3. ext.) Zur Schweißreinigung der Wolle werden die Larentiner gewöhnlich dreimal (Col. VII. 4) in den ersten Tagen nach der Frühlingsgleiche (Pl. XVIII. 67. 2) bis in den April (Col. XI. 2. 35) gegen die Schur und nach derselben gewaschen; öfterer ist weder nöthig noch statthaft, denn wer die Nymphen ohne dringende Veranlassung stört, handelt, wie Varro sagt, sündlich. Weil die Schafe wegen ihrer Weichlichkeit Flußbäder nicht gut vertragen, bereitet man sie zur Schur durch künstliche Bäder; als gutes Wollwaschmittel dient die eingemachte Wurzel des Wollkrautes (*radix lanaria* s. *radicula*). Sie trägt außerordentlich viel zur Weiße und Weichheit der Wolle bei (Col. XI. 2. 35), und macht dieselbe mit Ei zu Umschlägen bei Augenflüssen geeignet (Pl. XXIX. 11).

Eine besondere Bäder der Schafe kurz vor der Schur und für dieselbe kommt bei den Römern nicht vor; die Bliese werden gewaschen. Zu der sonst gewöhnlichen, mehrmaligen Schafwäsche werden sonnige Tage und reines Flußwasser gewählt; Salzwasser macht die Wolle härter, es befördert Räude und andere Hautkrankheiten:

Drum wird sämmtlich die Heerd' in süßer Fluth von dem Schäfer
Wohlgeschwemmt und der Wibber mit triefendem Zottel im Strudel
Untergetaucht, der gerast im tragenden Strome hinabschwimmt.

Virg. G. III. 445.

So weit der Erdkreis reicht, werden die Schafe geschoren; dieß muß geschehen, weil sie ihr Vieß nicht für sich, sondern für uns tragen und dasselbe ihnen zur Last wird (Philostr. im. I. 9). Ich finde bei keinem Schriftsteller eine genauere Angabe über die dabei stattfindende Behandlung derselben; das Morgenland hat die hier sich erweisende Schwachheit, Sanftmüthigkeit und Geduld des Schafes, „das verstummt vor seinen Scherern und seinen Mund nicht aufthut“ gepriesen (Jes. 53. 7. Act. VIII. 32), selbst zum stilkichen Vorbilde erhoben.

Die Tage der Schur (*tonsura*, *volsura*) gelten im Morgenlande als festliche (1. Mos. 21. 19: 38. 12), an denen sich, wie

bei Rahab, dem Manne zu Carmel, von 3000 Schafen und 1000 Ziegen, außer Schäfern auch Freunde und Gastfreunde zusammen finden, zwar lustig und guter Dinge sind, an Speise und Trank, bisweilen zur Uebersülle, sich ergötzen, aber in Mitleid auch der Armen gedenken (1. Sam. 25. 2. 8. 36: 2. Sam. 13. 23). Auch in Italien waltet unter dieser Arbeit fröhliches Wesen (Hor. ep. II. 17).

Die Ortsleuten wählen dazu den zwölften Tag des Frühlingsmonates (Hes. op. 11),

Wenn der Weib' schon wieder erscheint und melbet die mildere Jahreszeit,
Ziemt's die Schaf zu versammeln zur Schur; dann künbet die zwisch'ernde
Schwalbe,

Dass die Zeit jetzt ist, zu vertribbeln den Pelz und ein dünneres Röschchen
zu wählen.

Aristoph. Av. 712.

Der Hirt bei Calpurnius (II. 79) schlert den Ersten des wärmeren Monats. Indeß besteht in Italien keine allgemeine und feste Schurzeit, weil die Sommerwärme hier früher und dort später eintritt. Wetterzustände müssen dazu die Richtschnur sein, denn das geschorne Schaf soll nicht der Kälte, das ungeschorne nicht der Sonnenglut ausgesetzt werden (Col. VII. 4). Die Melsten scheren zwischen der Frühlingsnachtgleiche und Sonnenwende, wo die Schafe schon schwitzen, denn dann werden sie von der Hitze nicht gequält, die Luft ist aber warm genug, um die Wolle des Schweißes theilhaftig zu machen, der ihr, wie man glaubt, zuträglich ist (Varr. II. 11. Geop. XVIII. 8. Pl. XVIII. 67. 2). Palladius bestimmt (VI. 8) für gemäßigte Striche den Mai, in kältern wird erst von den Iden bis zu den Kalenden des Juni (Col. XI. 2. 44) —, Rauchvieh in der Gersten- und Heuernte geschoren (Varr. II. 11).

Es giebt in Italien und Sicilien (Theocr. XXVIII. 12) einzelne Wirthschaften (Col. VIII. 14), welche jeden sechsten Monat, also jährlich zweimal, selbst dreimal (Plant. Bacch. V. 2), nach spanischer Sitte, scheren, weil sie durch diese Wiederholung die Menge der Wolle in ähnlicher Weise zu mehrten vermeinen, wie das Heu durch zweimalige Wiesenmahd. Ich glaube, daß Doppelschuren Mühe machen und keinen Nutzen bringen (Varr. II. 11).

Die Schur ohne Rücksicht auf den Mond vorzunehmen, halte ich nicht für gut. Ich richte mich wenigstens dabei nach demselben. Der Kaiser Tiberius berücksichtigte bei dem Haarscheren den Neumond (Pl. XVI. 73); Varro auch. Er sagte: weder meine Haare noch meine Schafe lasse ich scheren, wenn der Mond alt wird (*luna sanescens*), denn, sprach sein Vater zu ihm als Kind: „Wer sich bei abnehmendem Monde das Haar schneiden läßt, wird kahlschöpfig“ (Varr. I. 37).

Vor der Schur wird die Heerde überzählt, jedes einzelne Stück untersucht, ob es wegen Räude und Pusteln einer vorgängigen Kur unterworfen werden müsse, auch nach der Farbe und Beschaffenheit der Wolle gesondert:

Sombre zuvor das Vieh und hast du die Stücke bezeichnet,

Sperr' Gleichhaarige ein; die lange Woll' und die kurze

Komm' nicht zusammen, nicht milde mit barscher, nicht weiße mit brauner.

Calpurn. V. 69.

Damit keine Flocken (*floci*) verloren gehen, werden den Schurschafen Decken untergelegt. Das Geschäft wird an helleren Tagen, zwischen der vierten und zehnten Stunde vorgenommen, weil bei wärmerem Sonnenschein geschorene Wolle ihren natürlichen Fettschweiß behält, sich milder greift, mehr in's Gewicht fällt und besser in der Farbe wird. Die Flocken werden auf gelesen, dann die Wolle eingerollt oder in Binsenstricke gebunden (Calpurn. V. 66), sie heißt dann entweder Zell (*velumen*) oder Bleeß (*vellus*, Varr. II. 11). Der Meier oder die Meierin führt dabei die Aufsicht; er überzählet die Bleeße oder Rollen nach der Stückzahl und liefert sie, soweit sie nicht zum Bedarfe der Hausgenossenschaft kommen, dem Hausvater zum Verkauf ab (Cat. 2).

In den frühesten Zeiten wurde die Wolle so wenig wie das Biegenhaar abgeschnitten (Varr. II. 1), sondern Flockenweise, wahrscheinlich mit Zangen (*volcellae**) ausgerupft (*vellere*). Die

*) Die Römer bedienten sich, statt Scheeren, nur eines scharfen Messers. Scheeren in unserem Sinne hatten sie nicht. Das Instrument, das unter dem Namen *forfex* (Mart. VII. 95), *forficula*, *forceps*, *δενλη μαχαίρα* erscheint, ist nur auf Zangen und Zwickreißer zu deuten. Der Bart des Mannes wurde mit demselben oder mit zwei scharfen, übereinander gelegten Messern von verschiedener Größe abgeschnitten. Diese antike Schere scheint die Veranlassung zu der spätern Erfindung unserer gemieteten Schneider- und Haarschere und der gebiegeiten Schafschere gewesen zu sein. Böttiger, *Sabina* S. 267. 268. Decker, *Salus* von Rein I. 117, III. 135.

ersten Schaffherer (tonsores) kamen erst um Alexanders Zeit aus Sicilien nach Italien, wo die Ellicier (Mart. VII. 95) und Eynphier (Mart. VIII. 51) als die besten galten. Indessen giebt es hier noch Gegenden (Pl. VIII. 73.: XXIX. 9), wo sich jener altväterische Gebrauch erhalten hat. Die zu rupfenden Schafe müssen drei Tage zuvor hungern, weil, wie man glaubt, die Wurzeln der Wolle dann weniger fest sitzen (Varr. II. 11). Die besten Landwirthschaftslehrer verwerfen dieses Verfahren und verlangen, daß die Schafe bei dem Scheren möglichst geschont werden sollen. Ganz in ihrem Sinne schrieb der Kaiser Tiberius an die Statthalter der Provinzen: Sache des guten Hirten sei es, die Schafe zu scheren, nicht aber ihnen das Fell abzuziehen (Suet. Tib. 32).

Das geschorene Schaf wird noch am Schurtag an den Wundstellen zuerst mit Theer bestrichen, dann mit der Brühe abgekochter Lupinen oder Bein gewaschen (Juven. V. 24), oder mit Salbe gesalbt, aus weißem Wachs und Schweineschmalz oder aus Weinhese und Delschaum, beides zu gleichen Theilen gemischt. Drei oder vier Tage nachher, wenn die aufgestrichene Fettigkeit sich in die Haut gezogen hat, wird die Heerde an die Küste zum Bade im Meerwasser getrieben; liegt dieselbe zu fern, wird sie in gesalzenem, einige Zeit abgestandenem Regenwasser, oder in Flüssen tüchtig (Virg. G. III. 445) gebadet. Nach einstimmiger Ansicht der Römigen (Cat. 96. Col. VII. 4. Pallad. VI. 8. Geop. XVIII. 8), auch Celsus', sichert man auf diese Weise das Bleh gegen Räude und Jucken (ricini) und befördert Weiche und Länge der Wolle. Die Decken der Feinschafe aus Leder oder Leinwand werden inwendig mit obiger Salbe auch ausgestrichen und dann wieder aufgelegt (Varr. II. 11. 7).

Die Räude, die am meisten vorkommende Krankheit, entsteht durch kalte Regengüsse (Virg. G. III. 440), ungeeignete Stallung, Futternoth, Magerkeit, Mangel an Streu (Varr. II. 2) und Reinlichkeit, durch Unterlassung der Salbung, Verwundungen durch Disteln und Dornen auf der Wolle, auch durch Schnitte bei dem Scheren. Drum

— — Wenn dir das Schaf des abgelegten Bliesses
Rackende Rippen enthüllt, sorg' eifrig, daß ihm die Haut nicht
Riße die schneidende Scheere, damit nicht heimlicher Eiter
Deß in verborgener Wund' ein Blätterchen. Calpurn. V. 72.

Ihr Auftreten giebt sich zu erkennen, wenn sich das Schaf beißt, mit dem Horne oder Fuße kratzt, an Bäumen oder Mauern reibt; lichtet man die Wolle auseinander, erscheint die Haut rauh, gleichsam pusteltg. Schleunige Hülfe ist erforderlich, weil durch ein einziges Krätzschaf eine ganze Heerde, zumelst Jungvieh, mit sammt den Ziegen, in ganz kurzer Zeit angesteckt werden kann. Unter den vielen bekannten Mitteln ist die vorhin erwähnte, auch bei anderem Vieh präservativisch anzuwendende Salbe (Cat. 96) empfehlenswerth, besonders unter Beimischung geriebener weißer Kiebwurz (Col. VII. 5),

Oder man salbt den geschorenen Leib mit bitterem Delschaum,
Welchem man Silberglätt einmischt und lebenden Schwefel,
Sammt ibäischem Pech und geschmeidigem Wachs, auch die strenge
Kiebwurz und die Zwiebel des Meeres und dunkles Erdharz;
Auch nicht schneller bezwang ein Rettungsmittel die Drangsal,
Als wenn einer mit Stahle beherzt das Haupt des Geschwülres
Oeffnete. Nahrung gewinnt und lebt im Verborgnen das Uebel;
Weil der Wunde zu nah mit heilender Hand sich der Schäfer
Sträubt und faul basitzend die Götter um Besserung ansieht.

Virg. G. III. 448.

Weil diese zusammengesetzte, kräftige Heilsalbe nicht allet-
halben zu haben ist, kann man auch schwarze Kiebwurz mit
Weihrauch, Wachs, Pech oder Pechöl anwenden (Pl. XXV. 22)
oder mit Delbrüse gekochte Lupinen (Pl. XXII. 74) oder den
ausgepreßten Saft des im Frühjahr vor der Samenbildung
geschnittenen Schierlings mit Wasser und Salz, der in einem
irdenen wohlverstrichenen Topfe ein ganzes Jahr in dem Riste
gekocht hat, oder auf zwei Dritttheile eingekochten Delschaum,
oder auf heißen Platten erhitzten alten Menschenurin. Einige
lassen den Urin auf ein Fünfstheil einkochen und mischen dann
flüssiges Pech, geriebenes Salz oder gepulverten Schwefel bei.
In allen Fällen ist erforderlich, daß die Pusteln zuvor mit einer
scharfen Scherbe oder mit einem rauhen Bimssteine wund ge-
rieben (Col. VII. 5) oder mit einem Messer geöffnet sind (Virg.
G. III. 453).

— — — — — Oeffnest du solche

Nicht mit dem Stahl, ach kläglich zernagt durch brülligen Anseh
Fressende Jauche den Leib und zieht das morsche Gebein nach.

Calpurn. V. 75.

Ist in Folge des schmerzenden Ausschlages oder durch an-

dere Veranlassung (Varr. II. 1) Fieber eingetreten, lasse man den Kranken unter den Augen, an den Ohren oder zwischen den beiden Klauen zu Ader (Col. VII. 5), denn es

Frommt, die kochende Hitze des Blutes zu dämpfen, und unten
Zwischen den Klauen des Fußes die springende Ader zu schlagen.

Virg. G. III. 460.

Schafe leiden häufig an Fußlähme (clavus), bald in Folge von Schmutz, der sich zwischen den Klauen ansetzt, bald von Wundreibungen der Röhren, bald von hier sich bildenden Blattern, auf deren Mitte ein dem Hundehaare ähnliche Borste, unter welcher eine Nade steckt, erscheint. In den beiden ersten Fällen helfen Umschläge von Alaun (alumen), Schwefel und Essig in Mischung, oder junge Granatäpfel, die noch keine Kerne haben, mit gestoßenem Alaun und Aufguß von Essig oder Kupfergrünspan, ferner gebrannte Walläpfel mit herbem Wein. Die Blattern müssen mit einem Messer umschnitten werden, worauf glühender Talg mittelst einer brennenden Kienfackel eingeträufelt wird. Bei dem Schnitte verfähre man recht sorgfältig, denn Verwundungen unter der Schnittstelle lassen wegen des eintretenden Gifteiters unter keinen Umständen Genesung hoffen (Col. VII. 5).

Lungenkrankheiten kommen am häufigsten im Sommer vor, wo das Vieh wegen herrschenden Wassermangels Durst leiden muß. Sie lassen sich wie bei Schweinen heilen, wenn man dem Kranken die Pflanze, welche die Thierärzte *Confiligo* nennen, durchs Ohr zieht. Celsus rath Schafen mit anbrüchlichen Lungen so viel Essig, wie ein Jedes verträgt, einzugeben, oder drei Hemtzen alten, laulich gemachten Menschenurin durch ein Hörnchen in das linke Nasenloch zu gießen und einen Sextar Schweinefett ins Maul zu stecken (Col. VII. 5).

Es giebt ansteckende und unheilbare Krankheiten, denen ohne die größte Gefahr für ganze Heerden nur mit dem Schlachtmesser zu begegnen ist. Anzeichen sind: wenn ein Schaf nicht gehen und fressen kann, traurig sich fort schleppt, von der Heerde sich absondert, den Speichel laufen läßt, das Maul aufsperrt, kurz und schwer athmet, in den Augen und über den ganzen Leib Hitze hat.

Siehst du ferner ein Schaf, das oft zur Ruhe des Schattens
Sitzet, auch unlustig die oberen Kräuter nur kostet,
Ober trägt dem Juge nachschleicht, und mitten im Felde
Weidend flukt und allein heimkehrt in der Späthe des Abends:

Eile die Schuld mit dem Stabe zu händigen, ehe voll Schreckens
Durch unsorgsames Volk die raffende Pest sich verbreitet!
Nicht so häufig durchstobt herwinternder Sturm die Gewässer,
Als unzählbare Seuchen die Trift; nicht strecket die Krankheit
Einzelne Häupter dahin; nein! ganze Lager auf einmal,
Hoffnung und Heerde zugleich, und den sämmtlichen Stamm des Geschlechtes.
Virg. G. III. 464.

Zu diesen höchst gefährlichen Krankheiten gehört: Das heilige Feuer (*sacer ignis*), von den Hirten *pusula* genannt. Diese sehr ansteckende, weder durch Arznei noch durch Schnitt heilbare Seuche, tritt mit krebsartigen Geschwüren und Bläschen (*papulae* s. *pustulae*), die immer weiter um sich greifen, auf. Bei jeder Berührung entsteht Entzündung mit brennendem Schmerze. Umschläge von Ziegenmilch schaffen zwar Linderung, sie halten das Sterben der Heerde auf, nicht ab. Celsus (V. 28. 4) erklärt die Geschwüre für äußerst hartnäckig; er unterscheidet aber eine zweifache Form. Bei der Einen erweisen sich die Giftbläschen röslich, rauh, zusammenhängend, brennend; die aus ihnen fließende Feuchtigkeit frisst um sich; bei der Andern entzündet sich die Haut ohne Erhöhungen und fällt ins Bläuliche.

Menschen werden dadurch angesteckt; sie tritt aber auch bei ihnen von selbst auf.

Heiliges Feuer erhebt sich, den Leib durchfrierend und brennend,
Welchen Theil es immer ergriff und umschleicht die Gelenke.
Lucret. VI. 660.

Plinius (XXVI. 73) versichert, daß es mehrere Arten des heiligen Feuers gebe. Wenn es um die Mitte des Leibes des Menschen gehe, heiße es Gürtel (*zoster* s. *zona*, *circinus*), der, sobald er sich schließt, zum Tode führt. Der höchste Grad der Krankheit (*therioma*, Cels. V. 28. 3) tritt in dunkler Bläue und mit häßlichem Geruche auf, woraus der fressende Herpes, nach Scribonius „Gürtel“ genannt, sich erzeugt. Lucretius (VI. 1164) vergleicht die Pestheulen mit den brennenden Geschwüren des heiligen Feuers*):

*) Die gegen Ende des 11. Jahrh. über ganz Europa verbreitete, vorzüglich in Frankreich herrschende hitzige, bösartige Krankheit, das Antonfeuer (*Antoniusf.*, *ignis S. Antonii*, *ignis sacer*) war eine der Krankheit des Alters thums ähnliche Rose, nach dem heil. Antonius genannt, weil dessen in der Kirche zu Sct. Didier la Mothe, später Sct. Antoine, aufbewahrten Gebeine Wunder dagegen thaten, was Veranlassung zu der Hospitalbrüderschaft des

Gleichsam von eingebrauntem Geschwür erlöset der ganze Leib, wie wenn durch die Glieder sich heiliges Feuer verbreitet.

Dagegen verordnet Plinius die Wurzel des Frauennabel (Cotyledon), Hauswurz (Aizoon) und den Saft von Bingelkraut (Linozostis) mit Essig, gegen die Andere mindergefährliche Hauswurz, geriebene Schierlingsblätter, geschnittene, dann über Rost gehangene, geräucherte und zuletzt in Wein oder Essig zerstoßene Alraunwurzel (mandragoras). Auch sollen Umschläge von Myrrhenwein, ein Sextar Münze, eine Unze lebendiger Schwefel mit Essig gerieben, Ofenruß mit Essig (Pl. l. l. XVI. 69) oder Hollunderblüthe (Pl. XVI. 69) diensam sein. Bolus von Mendes in Aegypten, ein Pythagoräer, glaubt, daß man wegen der Unheilbarkeit der Krankheit die Schafe öfters auf dem Rücken besehen und dasjenige, an dem man Spuren finde, sofort lebendig und auf den Rücken gelegt an der Schwelle des Stalles in eine Grube scharren und das gesunde Bleh darüber hinweggehen lassen müsse, wodurch die Krankheit beseitigt werde (Col. VII. 5).

Die Gelb- oder Bleichsucht (bilis, morb. arcuatus) läßt sich in der Sommerzeit durch Urin von Menschen, den man dem kranken Bleh zu trinken giebt, heilen (Col. VII. 5).

Gegen Schleimfluß (pituita) dienen Sprossen der Ochsen-Cunila oder der wilden Nepeta, mit Wolle umwickelt in die Nase gesteckt und so lange gedreht, bis das Schaf nießt (Col. VII. 5).

Keins unserer Hausthiere hat eine höhere Bedeutung im Götterkulte, als das Schaf, und in mehrfacher Beziehung tritt die Wolle als symbolisches Zeichen auf. So namentlich bei Hochzeiten, bei welchen Diejenigen, von denen eine Braut ausgestattet wird, die Brautführer und sämtliche Anwesende scherzend Talassio rufen; dieß bezieht sich, wie man glaubt, auf den Friedensvertrag zwischen Römern und Sabinern, in welchem bestimmt war, daß die Frauen den Männern keine andere Dienstleistung schuldig sein sollten, als in Wolle zu arbeiten und soll die Braut erinnern, daß sie zu diesem und keinem andern Zwecke in das Haus ihres Mannes geführt werde (Plutarch. Rom. 15), der nach alter Sitte in weißer Toga bei der Hochzeit erschien. Auf Wollarbeit, als vornehmste häusliche Be-

hell. Antonius gab (1098), dem auch die Bestie der franzöf. Revolution ein Ende machte.

schäftigung weiblicher Hände, beziehen Manche auch den Gebrauch, daß sich Slavinnen mit Spinnrocken, Spindeln und Wolle im Gefolge der Braut zu befinden pflegen, daß die Hausthürpfosten derselben mit weißen Wollbinden behangen sind und daß sie den ersten Tritt ins Haus über die Schwelle, welche sie jedoch nicht berühren darf, auf das ausgebreitete Fell eines Schafes zu thun hat (PL. XXIX. 9. Lucan. II. 33), welches vom Flamen geschlachtet worden ist. Von symbolischer Bedeutung ist, daß die Tempelpfosten, die Opferthiere, die heiligen Zweige mit Wollfäden umwickelt, daß Wollknäuel den Laren zur Sühne aufgehangen (Fest. p. 121 und 237) und die unteren Leibestheile gebärender Frauen mit vor Götterbildern gefertigten Wollbinden umwunden werden (Tertull. de anim. 39), ingleichen daß die Fetialen, wie die Fides, in weiße Wollgewande gekleidet sind und Wollfäden oder Wollbinden um das von dem Zweige eines glücklichen Baumes umfränzte Haupt tragen (Liv. I. 32), daß die an den Lupercalien zum Abschlagen der Fliegen gebrauchten Messer mit in Milch eingetauchter Wolle gleich wieder abgewischt werden (Plutarch. Rom. 21). Nach einem vieldeutigen Sprüchworte haben die Götter wollene Füße (dei lanatos pedes habent, Macrob. S. I. 8); der Name der Priester (flamines pr. filamines) stammt von jenem Wollfaden (fila), den sie auch dann, wenn sie ihren gewöhnlichen Spitzhut (apex) nicht tragen, umwinden. Er dient, wie die Wollbinde, sie mit der Gottheit in einer äußeren Beziehung zu erhalten (Krausen, Aeneas II. 1077), deren auf sie hinschauendes Auge dann stets das ihm anhaftende Zeichen findet, welches bei den Priestern des Jupiter aus dem weißen Blute des ihm zur Sühne geschlachteten Opferthieres gefertigt wird. Die Wolle wird Nymphen und andern Feldgöttern als Opfer dargebracht; auch die Demeter zu Phigalia empfängt, griechischer Landessitte gemäß, außer Baumfrüchten, Weintrauben, Bienenwachs und andern unblutigen Gaben, welche man auf den Altären mit Del begießt, unverarbeitete und ungereinigte Wolle, deren Fülle und Gedeihen von der Erdmutter abhängig ist (Paus. VIII. 42. 11).

Jeder kennt die medicinische Kraft der Wolle, besonders der frischgeschorenen mit dem in ihr enthaltenen Fette. In Bälßchen oder aufgelegt führt sie todtte Leibesfrüchte ab, stillt Mutterflüsse, mit Essig oder Rosenöl auch Nasenbluten und Ohrenschmerz; sie

heißt binnen sieben Tagen den Biß toller Hunde, Schrundstellen der Haut, Venen durch Schlag oder Fall, Kopfweh, Magenblähungen, mit kaltem Wasser oder Del angefeuchtet, weibliche Krankheiten, besonders Mutterentzündungen (Pl. XXIX. 9), mit Urin und Asche Hundebisse, auch der tollen (Pl. XXVIII. 18) und reizt mit Fledermausblut die Weiber zur Vollust, wenn sie ihnen unter den Kopf gelegt wird (Pl. XXX. 49). Binden (*culcita lanca*, Plaut. Mil. IV. 4. 42) von roher ungewaschener Wolle (*lana succida*) mit Essig, Del oder Wein sind schmerzstillender, heißender, adstringirender, laxirender und heilender Wirkung (Pl. XXIX. 9); man braucht sie gegen Kopfschmerz (Mart. XII. 89), Augenschmerz (Plaut. Mil. V. 37), Augenfluß (Pl. XXIX. 21), Geschwulst, Contusionen, Verrenkungen (Suet. Dom. 17), Nervenschmerz; trocken oder mit Salz, Raute oder Schmalz gegen alte Geschwüre, mit Honig, Essig, Wein, Wasser und Del gegen Wunden. Sie heilt, eingetaucht in siedenden Salpeter, Schwefel, Essig, Theer und täglich zwei Male so heiß, wie möglich aufgelegt, Lendenschmerz, mit kaltem Wasser den Fingervurm (Pl. XXIX. 9), mit Rosendöl oder Spinnensaft den Ohrenschmerz, mit Rabenmist den Husten der Kinder (Pl. XXIX. 39: XXX. 47).

Am heilkräftigsten ist die Wolle eines Widlers, besonders eines galatischen, tarentinischen, attischen oder millesischen; die Halswolle ist die beste. Ganz frisch geschoren und umbunden stillt sie Blutungen; mit Honig Zähne und Zahnfleisch gerieben, giebt sie bleibenden Odem; als Räucherung heilt sie den Wahnsinn; zu Asche verbrannt dient sie zur Heilung von Wunden, Brandstellen und Schrunden, Fisteln, Ohrengeschwüren; sie giebt auch Augensalbe. Zu diesem Behufe ziehen Manche die gerupfte Wolle der geschorenen vor, schneiden die äußersten Spitzen ab, feuchten dann Honig an und verbrennen sie in einem irdenen, ungebrannten Gefäße zu Pulver; Andere legen Stüchlein Kienholz unter, befeuchten die Wolle mit Del, thun die Asche in kleine Gefäße, gießen Wasser auf, zerreiben sie dann mit der Hand, lassen die Masse sich setzen und fahren in dieser Weise fort, bis sie auf der Zunge einen gelind adstringirenden, aber nicht heißen Geschmack spüren. Die Asche, die zur Reinigung der Augenlieder dienlich ist (Pl. XXIX. 9), aber auch gegen Jucken der Scham gebraucht werden kann (Pl. XXX. 22), wird aufgehoben.

Vom Schafe ist auch der Schmutz (oesypus) heilsdienlich; der Wollschmutz der Widderwolle dient gegen das Jucken der Schamtheile (Pl. XXX. 22), der der attischen Schafe in der Woll- und zwischen den Schenkeln zu unzähligem Gebrauche; als abgelochter Extrakt (oesypum) ist er wie der abgelochte Rist eines Krokodiles aus Aegypten gut gegen Hautausschläge und Sommerflecken und ein sehr beliebter Toilette-Artikel einer Römerin (Ovid. A. a. III. 213. rem. I. 353). Die Bereitungsart ist verschieden, folgende die beste. Man rupft nämlich die frische Woll- zwischen den Beinen aus oder sammelt bei der Schur allen hier befindlichen Schmutz, läßt ihn bei gelindem Feuer in einem metallenen Gefäße kochen, abkühlen, schöpft das obenschwimmende Fett in ein trockenes Gefäß und läßt die Masse noch einmal kochen. Die fettige Materie wird dann in kaltem Wasser gewaschen, durch ein leinenes Tuch geseiht und so lange in der Sonne getrocknet, bis sie weiß und durchsichtig wird, worauf man sie in einer zinnernen Büchse aufbewahrt. Kennzeichen der Aechtheit sind: der eigenthümlich widrige Geruch des Schmutzes, die Unauflöslichkeit und weiße Färbung beim Reiben in der Hand mit Wasser. — Der geläuterte Schafschmutz ist sehr diensam bei Entzündung der Augen, Verhärtung der Augenlider, bei Ausschlägen oder Thränen der Augenwinkel; mit Gänsefett heilt er Geschwüre an Augen, Mund und Zeugungstheilen; mit Steinklee und Butter Entzündungen der Gebärmutter, Risse und Auswüchse am Gefäß (Pl. XXIX. 9).

Der Schmutz, der sich in Form kleiner Kugeln an die Schafschwänze setzt, ist, trocken zu Pulver gestoßen, ein herrliches Mittel für die Zähne, selbst wenn sie schon ausfallen wollen, und bei freßenden Schäden des Zahnfleisches. Reine Schwanzwolle, mit oder ohne Schwefel, aufgelegt, ist gegen verborgene Schäden diensam, die Asche davon bei Schäden der Zeugungstheile.

Das in der Woll- enthaltene Fett dient mit Rosenöl wider Schäden am Gefäß (Pl. XXX. 20), mit Honig und Bleischladen bei Karfunkeln an der Schaam und bei Geschwüren (Pl. XXX. 33), mit lorischer Honig gegen Gesichtsflecken (Pl. XXX. 10), mit Frauenmilch und Bleiweiß wider Podagra (Pl. XXX. 23), mit Myrrhen und Wein, wie Schafblut und Schafgalle, wider Fallsucht (Pl. XXX. 27), Schlaflosigkeit (Pl. XXX. 48) und Wasser sucht; letztere Krankheit beseitigt auch der Schmutz am Unter

(Pl. XXX. 31), der Ohrenschmutz aber Blutschwären (Pl. XXX. 34), Wunden, krebsartige und fressende Schäden werden mit Wollfett, das mit Gerstenasche und Eisenrost zu gleichen Theilen versetzt ist, geheilt; es verzehrt den Rand von Geschwüren, schafft die Auswüchse von Fleisch hinweg, füllt die Wunde und bringt sie zur Narbe (Pl. XXX. 39).

So vielfach nützlich ist das Schaf für das sterbliche Geschlecht! — Zur Abhülfe seines Elendes dienen auch einzelne Theile seines Leibes. Die Schenkel, in Leinsamen gekocht und mit Wasser genommen, sind ein Erquickungsmittel in der Ruhr (Pl. XXX. 19). Die Asche davon heilt Gelenkbrüche (Pl. XXX. 40), von Lämmerschenkeln Schäden, welche nicht zur Narbe kommen wollen (Pl. XXX. 39). Die Lunge, besonders von Wid- dern (Pl. XXX. 39), heilt Gelenkbrüche, Podagra (Pl. XXX. 23) und giebt Narben wieder Farbe (Pl. XXX. 41); die von Lämmern ist gut gegen wunde Füße (Pl. XXX. 23).

Brühe einer gebratenen Widderlunge stillt das Jucken an den Schaamtheilen und vertreibt Warzen (Pl. XXX. 22). Die Milz hilft wider den Jleus, die stärkste Art der Kolik (Pl. XXX. 20), wenn sie geröstet mit Wein aufgelegt wird. Die Leber und mehr noch die Bärmutter, kurirt Nyktalopen (Pl. XXIX. 38), d. h. Leute, welche bei Nacht wenig oder nichts oder bei Tage wenig und bei Nacht mehr sehen. Die Galle wird zu Augen- medicin (Pl. XXVIII. 40), mit Weibermilch gegen Verletzungen und Verrenkungen (Pl. XXX. 22) gebraucht.

Zu Asche gebranntes Schafffleisch heilt Schäden an den Geschlechtstheilen (Pl. XXX. 22); der Talg, mit herbem Wein gekocht, Ruhr, Darmgicht und alten Husten (Pl. XXX. 19), Warzen und Jucken an den Schaamtheilen, namentlich in Mischung mit Asche, Bimsstein und Salz (Pl. XXX. 22), Podagra, mit geröstetem Salze Beulen (id. XXX. 22), mit Alaun Frostflecken, mit Weiberhaar Verrenkungen (id. XXX. 23), Wurm am Finger, Nägelgeschwüre (Pl. XXX. 37) und Nasenbluten (id. XXX. 38). Das Gehirn, auf das Zahnfleisch gelegt, befördert das Zahnen kleiner Kinder (Pl. XXX. 47).

Die höchste Bedeutung hat die Wolle, insofern sie zu Zeu- gen verarbeitet wird. Arkadischer Sage nach soll Arkas, derselbe, welcher nach Eriptolemus Anweisung die Kunst Brot zu bereiten und Kleider zu machen lehrte, der Erfinder davon sein (Paus.

VIII. 4. 1). Zu dem Ende wird sie zuvörderst (mit Wasser, Seifenkraut, Wein) gewaschen, vom Unrath gesäubert (Aristoph. Lysistr. 574) und dann, zur Reinigung von schmutzigen Fäden und Flocken (*sordes succidae*), durch ein eisernes, kammartiges Instrument (*pecten, carmen*, Lucret. IV. 377) gezogen (*lanam trahere, ducere, producere*, Ovid. M. IV. 34. Tibull. I. 6. Claudian. Eutrop. II. 385), nachdem sie, um sie mild zu machen (*mollire*, Ovid. M. II. 411), zuvor gefettet und gedöst worden ist. Die Krempelung (*carminatio*), eine schmutzige und schmierige Arbeit, bei der es häßlich riecht (Plaut. Aul. III. 5. 34. Arnob. II. 70), soll eine Erfindung der Athener sein (Justin. II. 6. 5), die Gloster, nach der gewöhnlichen Annahme, wie die Wollbereitung (*lanificium*), gewiß Männer machten und lange Zeit ausschließlich betrieben (Justin. I. 3. 3). Erst später ging sie, mit der Spindel zugleich, im Morgenlande und Abendlande, auf die Frauen über.

Früher zwang die Natur die Männer die Woll' zu bereiten
Als das Weibergeschlecht; der Mann ist geschickter zur Arbeit,
Weit stürreicher zu jedem Geschäft und künstlichem Werke.
Aber der rohe Bauer des Feld's wandt ihnen zum Schimpf das
Um der weiblichen Hand das Geschäft zuschieben zu wollen,
Und sich selber vielmehr gewöhnten zu rauherer Arbeit
Und in hartem Geschäft, abhärteten Hände und Glieder.

Lucret. V. 1353.

Wahrscheinlich können die Wollkammer (*caritores, lanarii carminatores, pectinatores lanarii, pectinatores*) jetzt in Rom zu einer Genossenschaft (*sodalitium*) vereint, den Ursprung ihres Geschäftes in frühen Zeiten suchen.

Nach kirchlicher Sage soll der Engel, der Maria zu Nazareth grüßte, die Jungfrau mit der Spindel in der Hand gefunden haben. Der Landessitte würde eine solche häusliche Arbeit entsprechen, wie denn auch in dem alten Griechenland Wollarbeit die vornehmsten Frauen, im Kreise der Mägde, beschäftigte. Die Königstochter Nauksaa fand ihre Mutter

— — Sitzend am Herd, umringt von blenden Weibern,
Drehend die zierliche Spindel mit purpurner Wolle.

Hom. Od. VI. 51.

Dazu ermahnt Hector die Andromache (II. VI. 490) und Telemach seine Mutter Penelope (Odys. I. 346). In späterer Zeit jedoch schämten sich die Wohlhabenden häuslicher industrieller

Arbeit (Xenoph. Mem. II. 7. 7); wie sie am Spinnen und Zedeln keine Freude hatten, mochten sie eher gern Liebeshändel aufnehmen (Aristoph. nub. 556). Denselben Gang nahm die Beschäftigung in Rom, wo die alten Hausfrauen schon unter den Königen (Pl. VIII. 74) mit ihren Bollsädchen (*lanificae*, Claudian. Eutrop. II. 380. Tibull. II. 1. 10) in dem während des Winters geheizten Atrium (Vitruv. VI. 10. Virg. G. II. 242) die Wolle trampelten und verarbeiteten (Ovid. Fast. II. 741. Liv. I. 57. Ter. Andr. I. 1. 47). Später, wo Unfleiß und Lurus, Spiel und Theater, Bäder und Reisen mehr anzogen als die Hausarbeit, fiel sie den Sklavinnen, noch später den Eunuchen zu (Claudian. Eutrop. II. 382. 458), welche sie in einer eigenen Stube (*textrinum*, *textrina*), ohne daß sich die Hausfrau im Entferntesten darum bekümmerte, verrichteten (Col. praef. XII. 9), mit Ausnahme einiger, die, eingedenk ihres Berufes, mit dem größten Fleiße bis tief in die Nacht spannen (Senec. tranq. 1. Mart. VI. 4. Apuleg. III. p. 600); der Kaiser Augustus, der überall um die Gunst des Volkes buhlte, ersehnte für diese häusliche Gewerthätigkeit eine solche Theilnahme, daß er nicht leicht ein anderes, als ein von seiner Gemahlin, Schwester und Tochter gearbeitetes Gewand anzog (Sueton. Aug. 73).

Alle Wolle, die nicht in der Krämpel sitzen bleibt, kommt zur Verarbeitung. Die Aufsicht führt auf den Gütern die Hausfrau oder die *Meterta*, in der entarteten Stadt ein Spinnmeister (*lanipendus*) oder eine Spinnmeisterin (*laniponda*, Col. praef. XII. Juven. I. 68). Diese wie Jener, dem Sklavenstande angehörig, hält die Arbeiterinnen zum Hufe an, theilt den Bollsämmerinnen (*lanificae*) oder den Spinnmädchen (*quasillariae*) die täglich zu spin nende Quantität (*pensum*) zu, wieget sie ab (Ovid. M. VI. 19. Trist. IV. 1. 13 Hor. III. 75) und nimmt Wolle oder Garn wieder in Empfang. Das Gewicht muß dann unter Zurechnung von Schmutz und Brod (*quisquiliae*) passen, wo nicht, wird das *Pensum* zur Strafe vergrößert (Prop. IV. 7. 41.: III. 15. 15), das arme Mädchen auch wohl geschlagen, gestoßen, angespuht oder sonst in einer Weise behandelt (Petron. Sat. 132. 626), welche Geschrei und Thränen auspreßt und das Spinnmädchen (*ωὴν ἰγορῶναιον*) verstummen macht, unter dem sie vergaß, daß sie zu dem verachteten weiblichen Hausgesinde gehört (*sordidissima pars familiae*, Tibull. IV. 10. 3. Juven. II.

85 2c.) und welches ihr die reichlich zugemessene Tagesarbeit erleichterte (Pollux. IX. 125). Denn

Gern auch singet die Slavin und drehet die eilige Spindel,
Denn der munt're Gesang kürzt und verflüßet die Müß'.

Ovid. Trist. IV. 1. 13.

Das Verfahren ist folgendes: Die Wolle wird um den gewöhnlich aus Wolle gefertigten Roden (Roden, *colus lana amictus*, *ἡλακατι*), der bei besondern Veranlassungen schmuck undzierlich aufgeputzt ist (Pl. VIII. 74. XXIX. 9. Plut. Quaest. rom. 31) gelegt; die Spinnerin hält ihn in der Linken, zieht mit der Rechten aus und dreht den naßgemachten Faden (*udum stamen*, Tibull. I. 3. 85. Sen. Herc. Oet. 373) mittelst der in freisförmigen Schwingungen bewegten Spindel (*fusus*, *κλωστήρ*, Pl. XI. 27. Catull. 64. 313. Ovid. A. 695.: M. VI. 22), wickelt denselben dann auf Knäuel zum Verbrauch und legt ihn in ein, bei Homer (Od. IV. 131), länglich rundes Körbchen (*quasillum*).

Spinnen und Weben sind wenig einträgliche, in Rom verachtete Beschäftigungen; Alter, Noth und äußeres Elend treiben zu denselben.

Und auch Mithras sah ich (gewaltige Schmerzen erbauend)
Wolle des Schaf's abkrämpeln und mit ihm krämpeln das Weib auch,
Fliehend des Hungers Gewalt im graufigen Kampfesgetümmel.

Crates 3.

Weber und Spinnerinnen gehören zu den ärmsten Leuten, die, mögen sie auch früh aufstehen und Abends lange sitzen, dennoch wenig (Virg. Aen. VIII. 407), kaum das Nothdürftigste verdienen. Dies bezeugt des Leonidas von Tarent

Grabchrift einer alten Weberin.

Abendlich und frühmorgens vertrieb sich häufig die alte
Platthis den Schlaf und sie hat stets sich des Mangels erwehrt.
Etwas stets zu der Spindel und zum mitschaffenden Roden
Sang sie, dem Thoren bereits grauenben Alters genah't,
Etwas am Webstuhl auch, in dem Frühlicht immer sich drehend
In Athenäas Bahn unter der Chariten Schutz
Die mit gerunzelter Hand auf gerunzeltem Kniee den Faden,
Der für den Webstuhl genügt, rundete lieblich und schön.
Achtzig Jahr' alt ging sie des Acherons Wasser zu sehen,
Platthis, nachdem sie so schön Schönes und Vieles gewebt.

So arm und gedrückt war das Loos dieser Arbeiterfrauen

schon zu Homers Zeit, wo ihnen auch schon die Wolle abgemessen wurde:

Wie die Wag' steht, wenn ein Weib, lohnspinnend und reblich
Abwägt Woll' und Gewicht und die Schalen beid in gerader
Schwebung hält, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen.

Die ärmlichen Zustände der so viel beschäftigten Etrurier und hosentragenden Gallier können als nächster Beweis uns dienen, daß durch Spinnen und Weben wenig zu gewinnen ist. Das Loos derselben ist,

Arbeit, Kürze des Schlaf's und die Hand am tuschischen Wollkloß
Fleißig bemühet und hart.

Juven. VI. 208.

Darum wünschet der Dichter dem Mädchen:

Sie, die Keinem getreu war, muß von dem Alter gebeuget,
Darben gewunnenes Garn spinnen mit zitternder Hand,
Kußset für Andre um Geld grobsabiges Trum ans Geweb' an,
Zieht Wollkumpen heraus säubernd aus schneeigem Bließ.
Sie scham lachenden Herzens die Schaaren der Jugend und sagen,
Daß sie im Alter mit Recht trage der Uebel so viel.

Tibull. I. 6. 77.

Deffenungeachtet sind die Arbeiter beider Geschlechter voll
Fetterkeit und Sanglust bis in's Alter.

Manche mit Weben vertieft in dem Dienst treustleiß'ger Minerva
Singet, anschlagend den Rand tönt das Gewebe dazu.

Tibull. II. 1. 65.

So erscheint auch Circe:

— — Sie sang mit melodischer Stimme
Webend ein großes Gewand.

Hom. Od. X. 222.

Die Wollweberei soll, wie Varro (fragm. p. 363. ed. Bip.), vielleicht bestimmt durch die leichten, feinen Gewande von der Insel Cos, angeht, eine Erfindung der Coer, nach Andern der Aegypter sein. Wir gehen nicht weiter auf Prüfung der Angaben ein und bemerken, daß auf den italienischen Villen Webstühle aufgestellt (Varr. I. 2), und neben den Spinnerinnen Weber und Weberinnen gehalten werden, deren Arbeitsschürmerin Minerva ist (Claud. in Eutrop. I. 273. Ovid. M. IV. 33. Tibull. II. 1. 65). Wo die Hausfrau selbst mit arbeitet, webt sie die feineren Gewande, die webenden Sclavinnen (textrices) das gröbere Zeug für das Gefinde; entgegengesetzten Falles gehen auch jene zarten

Stoffe (Mouffeline), die, wie Seneca im Unwillen über die Zuchtlosigkeit seiner Zeitgenossen schreibt, den Körper nicht schützen, die Schaam nicht decken, die Ehebrecherinnen aber durchschimmern lassen, aus den geschickten Händen der Sklavinnen hervor (Senec. Controv. II. 15. Ep. 90).

Der Webstuhl (tela, t. jugalis, Cat. 10), dem, welchen der Deutsche kennt, nicht ganz unähnlich, steht aufrecht; demnach wird auch der Aufzug (stamen), der durch einen mehr länglichen als viereckig gebildeten Kamm (pecten, arundo, Ovid. M. VI. 55) aus dünnen Rohrstäbchen läuft, zusammen geschlagen wird (ferire percutere) und die Lage des Einschlages (subtegmen) eingerichtet. Je nach der Härte, Weichheit oder GröÙe des Einschlages oder Aufzuges halten die Weber noch eine andere Art Blatt (spatha, Senec. ep. 90. Hes. Op. 559), das weiter gezäunt ist. Den Einschlag führt ein gewöhnlich aus Buchsbaum gefertigtes Webschiffchen (radius) von einer Seite zur andern (Ovid. M. VI. 132. Digest. XXXII. 1. 6. XI. 1. 27).

Schwarze Wolle wird nicht gefärbt; die schwarzen Kleider der Römer haben die natürlich unverfälschte Wollfarbe (lugentes velleris lanæ, Mart. XIV. 157); zum Färben taugt nur die weiÙe, an welcher die Farben so fest haften, daß sie wohl verschließen, nicht aber wieder vertilget werden können (Quintil. I. 5).

Farbe der Purpurschnecke vereint zum einzigen Körper
So stich mit Wolle, daß nichts von einander vermag sie zu trennen;
Nicht mit Neptunischer Fluth vermöchtest du nie sie zu waschen,
Nicht wenn mit allen Wogen das Meer ausspülen sie wollte.

Lucret. VI. 1073.

Verschoffene Wollentücher lassen sich zwar wieder auffärben; am öftersten geschieht dieses bei den groben aus der Gegend von Piscennâ (Pl. VIII. 73), sie erlangen aber ihre erste Schönheit nie wieder (Hor. Od. III. 5. 28). Indessen wird ein großer Theil der weiÙen Wolle ungefärbt verarbeitet, und um ihr eine schöne Helle zu geben, mit der Schwefelsorte geräuchert, welche Ergula heißt (Pl. XXXV. 50).

Zu allererst färbte man in Roth, später erst in Hochgelb, Grün, Violet und Blau (lana conchyliata, purpurea etc.); die Färbekunst in Purpur sollen die Bewohner von Sardes in Sydien erfunden haben (Pl. VII. 57). Wahrscheinlich gehört sie den Küstenländern Al.-Asiens, wo der Purpur zu Hause ist, an, von

woher die Syrer, Ägypter und Babylonier ihr desfallsiges Bedürfniß befriedigt haben mögen (Virg. *Georg.* II. 464. *Ezech.* 27. 16). Die Kunst verbreitete sich über Italien, wo Saturnia in den pontinischen Sümpfen die besten, Tarent die berühmtesten Schönfärbereien hat (Pl. IX. 63), die aber doch die tyrischen nicht ertrefen. Diese hier gefärbten Zeuge sind die besten, aber auch die theuersten, daß eine Tugerna wohl 10,000 Sesterz. kosten kann (Mart. VIII. 10). Auch die Gallier färben, zwar nach einem andern Verfahren, als die Parther (Pl. VIII. 73), aber sehr schön in Purpur (Mart. VI. 11. 7); ihre getränkten Wollzeuge gehen unter fremdem Namen nach Italien und tragen, wie ihre Gespinnte (Mart. XIV. 160. Juven. VI. 538) und Stopfstissen (tomenta, Pl. XIX. 2) bei, unsere gefärbten und ungefärbten Zeuge und Garne im Preise herabzusetzen.

Unter Griechen und Römern steht keine Farbe so hoch wie der Purpur; unsere Fasces bahnen ihm den Weg; dem Jüngling giebt er Würde; er veredelt jedes Kleid, unterscheidet den Ritter vom Senator und wird bei Triumphzügen mit Gold vermischt. Sie wird aus dem in einer weißen Schlundader enthaltenen Saft der sog. Purpurschnecke (*ostrum*, *purpura*) bereitet, von welcher man mehrere Arten kennt, die sich durch Nahrung, Boden und Aufenthalt unterscheiden, aber auch je nach ihrer Verschiedenheit dunklere und hellere, violette, bläuliche, hochrothe und andere Färbungen mit mehr oder weniger Glanz erzeugen. Sie findet sich an vielen Küsten des Mittelmeeres, des gäulischen Oceans (Hor. *ep.* II. 2. 181) und Griechenlands, namentlich Kalontens, dessen Schnecken für sehr gut gelten, aber doch nicht mit denen von Tyrus zu vergleichen sind. Der tyrische Purpur wird für den besten gehalten, die Stadt hat so viele Färbereien, daß sie den Aufenthalt den Fremden unangenehm machen, sie ist aber durch dieselben zu Reichthum, Ansehen und Namen gelangt. Aller Purpur spielt etwas ins Dunkle und erhält von dem Sonnenlichte einen solchen Glanz, daß er mit dem reinsten Bergthau gewässert scheint (Philostr. I. 28); die tyrische Schnecke verleiht diesen Glanz im höhern Maße, als die griechische und lakonische. Der hier gewonnene Purpur hat eine dem geronnenen Blute dunkelge und glänzend schimmernde Farbe.

Der Purpur wird so gewonnen, daß man die fleischigen Theile des Muschelthieres unter Abschäumen kocht, dann zur Probe reine

Wolle eintaucht und den Saft so lange kiedet, bis sie die gewünschte hellere oder dunklere Farbe angenommen hat. In den meisten Fällen sind dazu fünf Stunden erforderlich, worauf sie gekrempt, von Neuem eingetaucht und wieder gesotten wird, bis sie alle Farbe eingesogen hat. Auf fünfzig Pfund braucht man von der Farbe der sog. Meertrumpete (*buccinum*), die auf Felsen lebt und auf Klippen gesammelt wird, gegen zweihundert Pfund, sie tangt aber allein nicht wohl, denn sie verschleißt und wird darum mit der eigentlichen, auf dem Meeresgrunde lebenden Schnecke, der sog. pelagischen, versetzt, von der man auf obige Wollpfunde nur 110 Pfd. braucht und dadurch die prächtige Amethystfarbe gewinnt. Um der Wolle den tiefen, schönen Glanz der tyrischen Färbung zu geben, wird sie zweimal gefärbt (l. *di-bapha*), zuerst in roher und ungekochter pelagischer Purpurfarbe, dann in Buccinittfarbe, welche die zu starke Schwärze der Ersteren mildert. So zweimalige Färbung galt früher, wo das Pfd. Purpur etwas über 1000 Denar kostete (à 4 Sgr.) als Luxus; das war in den Zeiten der Einfachheit, wo der ältere Cato einen ihm erbschaftlich zugefallenen babylonischen Teppich von gewirkter Arbeit auf der Stelle verkaufte (Plutarch. Cat. 4); später ist's anders geworden. Der Ober-Ädil, P. L. Sptather, unter Cicero's Consulate, war der Erste, der sich doppelt gefärbten Tuches bediente, was ihm, obwohl er nur die Prätexta so auszeichnete, sehr übel genommen wurde; jetzt werden alle Tücher zum Schmucke der Mädchen und Frauen (Tibull. II. 2. 15), zur Kleidung der Männer, zur Bequemlichkeit, selbst zur Ausstaffirung der Speisezimmer zwei Mal gefärbt. In ähnlicher Weise hat auch in Ansehung der verschiedenen Purpurfarben Geschmack und Mode gewechselt. In der Jugend des Cornelius Nepos stand der violettfarbige Purpur in Ansehen und Begehr, später der rothe von Tarent (Hor. ep. I. 10. 27. II. 1. 207). Horaz rühmt den violetten und Plinius (IX. 62) sagt, daß die röthliche Farbe schlechter sei, als die schwärzliche.

Die Purpurpreise sind verschieden; am niedrigsten stehen sie, wo die Schnecken sich am zahlreichsten finden, und steigen mit dem Verbrauche. Unter der Regierung des Kaisers Augustus, wo der violette Purpur stark in Mode war, kostete das Pfund 100 Denare; jetzt kosten 100 Pfd. der Meergrundsneckenfarbe nie über 50 Nummen (à 1 Sgr.) und eben so theuer ist die Buccinittfarbe,

die halb mit Wasser, halb mit Urin verdünnt, jene belobte Bläſſe giebt und um ſo matter wird, je trockener die Wolle iſt.

Zur Färbung braucht man ferner einige Pflanzen. Hierher gehört:

1. Der Bau (*lutum luteum*, *herba lutea*); er giebt der Wolle und Leinwand ein hohes Citrongelb oder Dottergelb, mit Blau verſetzt ein lebhaftes Grüngelb (*Tibull. I. 8. 52. Virg. Ecl. IV. 44. Pl. XXXIII. 26*).

2. Die Färberröthe (*rubia*, *Pl. XIX. 17.*, *rubia tinctorum*) mit ſtachelichtem Stengel, rothem Samen und Knoten, um welche Blätter im Kreiſe herum ſitzen, iſt in Italien, ſonderlich in der Gegend von Rom, am beſten; die Pflanze iſt ſehr geſucht und gewährt, ſo wie das Seifenkraut dem Pöbel, der die Pflanze ſucht und verkauft, guten Verdienſt. Sie ſchlägt von ſelbſt aus, wird aber auch nach Art der Erben geſäet und kommt in den Provinzen in großer Menge vor. Die Färber ſetzen Kreide, die Pflanze *Pyrginus* und andere Blumen zu, um helleres oder dunkleres Roth zu erzeugen (*Vitruv. VII. 14. 1*).

3. Helxine, ein ſeltenes, nicht allwärts vorkommendes Gewächs, das aus der Wurzel viele Blätter treibt; aus der Mitte ſchwellt ein Gewächs wie ein Apfel hervor, das von den Blättern bedeckt wird (*Pl. XXI. 56*).

4. Sandlx, nach *Peſychius* eine Staude mit ſcharlachfarbener Blume, iſt vielleicht daſſelbe Gewächs, mit welchem *Grattus* (*Cyneg. 86*) die Federn der Wildſchnecke und *Vopiscus* den wollenen Purpurmantel gefärbt glaubte, der dem Kaiſer *Aurelianus* aus Perſien geſandt, von ſo göttlichem Glanze war, daß der römische Purpur dagegen aſchfarbig erſchien (*Vopiso. Aur. 29*).

5. Waid (*isatis*, *vitrum*), mit welchem die Britanni den Körper blau oder meergrün färben (*Vitruv. VII. 14. Caes. b. g. V. 14. Marcell. empir. 23*), erſetzt mit Taubenmiß den Indigo, und wird in Italien zum Wollfärben gebraucht (*Pl. XX. 2. 5*).

6. Kokkus (*coccus*), ein Strauch von der Höhe des Dornſtrauches, dem Kaſtigbaum ähnlich, nur daß die Blätter ſchwärzer und zarter ſind; trägt eine Frucht wie Nachſchatten, von der Größe der Kichererſe. Man findet denſelben in der Gegend von *Ambrosus*, wo er wie in Zonen und im übrigen Hellas den oben angeführten Namen führt; in der Landeſſprache der *Galater* im Norden von *Phrygien* heißt er *Phs*. Die Frucht iſt zur Färberei

sehr gelobt (Pl. IX. 62. Hor. S. II. 6. 102. Diosc. IV. 46), noch mehr aber das an derselben entstehende mückenähnliche Thierchen, das davonfliegt, sobald es beim Reifen derselben ans Tageslicht kommt. In neuerer Zeit wird die Frucht geerntet, ehe die Thierchen sich bewegen können, um sie zum Wollfärben zu benutzen (Paus. X. 36. Pl. XXII. 2). So erlangt man die scharlachrothen Gewande (*coccinea indumenta*, Lampr. in Alex. 42. c. lucernae, Mart. XIV. 131. c. vestes, Mart. IV. 28), welche die römischen Rothröcke (*coccinati*, Suet. Dom. 4. Mart. I. 97) prangend tragen. Bisweilen wird Purpur zugesetzt (Vitruv. VII. 14).

III. Die Ziege.

(*Genus caprinum.*)

Du hast, o Landmann, deine Aufmerksamkeit nicht einzig auf Acker, Feld und Vieh, sondern auch auf den Himmel, den Mond, den Stand der Sonne in den zwölf Zeichen (Virg. G. I. 252), auf die Stellung der Planeten und die Zeichen der Sterne zu richten, weil von dem Einflusse der Himmelskörper das Wachsthum deiner Saaten, die Gesundheit und das Gedeihen deiner Heerden abhängt. Sie sind es, welche auf Regen, Reif, Schnee, Wind, Wärme, Hitze, Thau, Kälte (Pl. II. 39) wirken. Vor Al-lem gebührt es auf den Orion

— — — Und des Arthur's Erscheinung
Sammt dem Gestirn der Widder zu schauen,

Virg. G. I. 204.

welches letztere, ein rauhes Gestirn (Pl. XVIII. 69), zu manchen Zeiten die Bitterung verändert (Pl. II. 39). Du kennst das Gestirn des Widders, welcher in Aegypten am zweiten (Col. XL 2) oder fünfundzwanzigsten April seinen Frühaufgang (Pl. XVIII. 66. 1), am neunundzwanzigsten September seinen Spätaufgang hält (Pl. XVIII. 74), und der Stern erster Größe, in der linken Schulter des Fuhrmannes, nicht weit von den Wid-der, die am achten Mai aufgehende Capella (Ziege), die, wenn sie den achten October ihren Spätaufgang hält, Regen und Unwetter bringt (Pl. XVIII. 66. Ovid. Fast. V. 113. Theocr. VII. 53) und dem Weinstocke von so verderblichem Einflusse ist, daß die Phylaster sich zur Abwendung desselben bewo-gen fanden, das Bild einer ehernen Ziege auf dem Markte zu Phylus aufzustellen, dasselbe mit Gold zu schmücken und

ihm göttliche Ehre zu erweisen (Paus. II. 13). — Wie kommt es denn aber, daß die Ziege an den Himmel versetzt worden ist? — Wisse, daß der neugeborne Jupiter von der Rhea der Themis, von der Themis der Nymphe Amalthea übergeben wurde, welche auf Kreta den jungen Himmelskönig durch eine Ziege, die Tochter der Sonne, säugen ließ, nach anderer Sage aber selbst eine Ziege, Aega, gewesen sein und die Nahrung besorgt haben soll (Callim. H. in Jov. 46. Apollod. L. 1. 6). Diese Ziege brach einst an einem Baume eins ihrer Hörner ab; die Nymphe brachte dasselbe mit Obst und grünen Kräutern gefüllt dem Jupiter, der es aus Dankbarkeit unter die Sterne versetzte (Ovid. Fast. V. 120). Dieß war die Veranlassung zu dem berühmten Horn des Ueberflusses (cornu copiae), welches in der Dichtkunst und Plastik der Griechen und Römer häufig als Symbol aller Fülle, des Segens und Gedeihens erscheint. Nach anderer Erzählung versetzte er die ihn ernährende Ziege unter die Sterne, nach wieder einer Andern brach er der Ziege Amalthea selbst ein Horn ab, gab dasselbe den Töchtern des Königs Melissens, und verlieh ihm eine solche Segenskraft, daß es sich, ausgegossen immer von selbst füllte (Apollod. L. 1. 6.: II. 7. 5), die Ziege aber machte er unsterblich, indem er ihr unter den Sternen einen Platz anwies (Arat. Phaenom. 156), nahm das Fell dieser Ziege (*αλυσ*) als Kleid oder zur Bekleidung seines Schildes (Aegis), dessen er sich im Kampfe gegen die Titanen bediente. Wenn er donnern will, rührt er es an und nahm damit zugleich den ehrenden Beinamen „Ziegenträger“ (Aegisführer, *αλυστροχος*) an (Hom. II. XV. 308. 318. 229: XVII. 598. Diod. Sic. V. 70). Mag diese Sage auch noch so wunderbar klingen, so deutet sie doch sicherlich auf das hohe Ansehn, welches die Ziege schon in der ältesten Zeit unter den Griechen genoß (Varr. II. 1).

Die Zucht der Ziegen ist in Italien schwerlich so stark, wie in Griechenland, besonders in dessen trockenen und sonst weniger fruchtbaren Landschaften (Plutarch. Quaest. gr. 10). In den Wäldern der gewundenen Berghöhen Arkadiens, Lakoniens und Böotiens weiden außer Rindern und grobwolligen Schafen, zahlreiche Ziegenheerden, welche hier die trefflichsten Kräuter und Sprossen (Virg. G. II. 43) und ein mildes, ihnen sehr gut zusa- gendes Klima finden, ihrerseits auch die Bewohner in den Stand setzen, durch ihren Ertrag die wichtigsten Lebensbedürfnisse zu be-

friedtgen. So war es hier von jeher und darum hat die Ziege in der Sagen Geschichte dieses Volkes eine so bedeutende Stelle. Ziegenhirten waren es, welche den kaum geborenen Sohn des Thyestes, Aegisthus, den seine Mutter Pelopia ausgesetzt hatte auffanden und mit der Milch einer Ziege (*aiξ*, *aiyos*) ernährten; den Herakliden Caranus zeigten in unbekannter Vorzeit Ziegen den Weg nach Odeffa auf Grund eines Orakelspruches. Er bemächtigte sich mit seiner argivischen Colonie der Stadt, welche er zum Sitze seiner Herrschaft erwählte und in Anerkennung dieser Dienstleistung „Ziegenstadt“ (Aegea) nannte. Daher führte die Stadt auch eine Ziege auf ihren Münzen (Justin. VII. 1. 7. Vellej. I. 6. 5), die macedonischen Könige wählten sie zu ihrer Grabstätte (Diod. S. XIX. 52), zierten ihre Helme, wie viele Abbildungen erweisen, mit Bockhörnern und trugen am Kopfe oder an der Stirne Ammonshörner, die Sinnbilder Macedoniens, des rechten Ziegenlandes. Welt wichtiger aber ist für die Religion geworden, daß es eine Ziege war, welche, indem sie in den Schlund der delphischen Orakelstätte gerieth, in Verzuckungen fiel und dadurch Veranlassung zur Entdeckung des Plages wurde (Diod. S. XVI. 26. Plutarch. de def. or. 42), ohne dessen rathenden Gott kein bedeutendes Unternehmen weder von Privaten noch Staaten begonnen werden konnte (Xenoph. Anab. III. 1. 4). Mit Beziehung auf diesen wunderbaren Ursprung tragen die delphischen Münzen das Bild der Ziege; eine solche wird auch in Delphi als vorbereitendes Opfer geschlachtet.

Man erzählt, daß Dionysos den Böotiern selbst gerathen habe, anstatt der bisher ihm geopfertem Knaben eine Ziege als Sühnopfer jährlich zu bringen (Paus. Boeot. 8); somit würde diese Thierart die Menschenopfer der rohen Zeiten ersetzt haben. Gewiß hat in Griechenland die Ziege eine höhere religiöse Bedeutung als in Italien, — die höchste in Lacedämonien. Die Bewohner des Landes sind die einzigen unter den Griechen, welche sie der Juno, wie sie dieselbe nennen, der Ziegenesserin (*aiγoπαγος*) und zwar darum opfern, weil sie derselben von Herkules, dem sie im Kampfe mit Hippoloon und dessen Söhnen beigestanden hatte, aus Dankbarkeit und in Ermangelung anderer Opferrhiere dargebracht war (Paus. III. 15). Hohe Wichtigkeit und vielen Bedarf hat hier namentlich der Cultus des Pan. Er, in Italien und Sicilien der Beschützer und Segensherr der wilden

und zahmen Heerden und der Mehrer ihrer Fruchtbarkeit (Ovid. Fast. II. 271), wird mit einer Ziege, einem Boß oder Böckchen geehrt (Catull. XX. 15. Theocr. I. 4); seine Priester, sonst nackt, bedecken sich an den Supercallien, seinem Feste (*καρεια*), den 15. Febr., mit Ziegenfellen und schlagen die ihnen begegnenden, sich selbst ihren Schlägen anbietenden Frauen, mit aus Ziegenhäuten geschnittenen Riemen, welche die magische Kraft besitzen sollen, Leibesfruchtbarkeit zu erwecken oder die diesem Vieh im hohen Grade eigenthümliche Brünstigkeit, wodurch es nach Eucians Zeugnisse, außer Rügen, auch zu Opfern für die Venus geeignet wird (Plaut. Poen. II. 1), auf sie überzutragen; hier aber ist der Gott nicht bloß Gott der Hirten und Heerden, sondern, nach einer sich auch unter den Aftadiern vorfindlichen Vorstellung, der Erreger plötzlicher, ohne sichtbare Ursache sich unter einer Masse von Menschen oder Thieren, namentlich unter Kriegsheeren, ausbreitender Schrecken (*panicus terror*, *καρεια*, *καρικός φόβος*), wie man dieselben bisweilen bei weidenden Heerden bemerkt. Einen solchen Schrecken erregte Pan unter den Persern in der Schlacht bei Marathon und verhalf so durch seine Macht den Athenern zum Siege (Herod. VI. 109). Vor der Schlacht gelobten die Griechen auf Vorschlag des Kallimachos oder Kallimachos dem schreckbaren Nachtgott so viele Stiere zu opfern, wie Feinde erschlagen werden würden (Ael. v. h. V. 2. 15); als aber nachher eine der Anzahl der erschlagenen Perser — es sollen 64,000 Mann gewesen sein — gleichkommende Anzahl Stiere nicht aufzutreiben war, beschloßen die Sieger, entweder eben so viele Ziegen wie Stiere geopfert waren, oder was das Richtigere scheint, ihrer jährlich 3—500 Stück zur Erfüllung des Opfers dem siegverleihenden Pan darzubringen. Man kann nach derselben auf die Ziegenmenge dieses Landstriches einen Rückschluß machen! — Noch zu Xenophons Zeit wurde die letztangegebene Anzahl geopfert. Bei Lucian (*Δις κατ'η.* 10) begrüßt ihn Mercur als „Kriegshelden der Athener“ und er versichert, daß ihm in Athen jährlich 2—3 Mal ein auserlesener, unverschnittener Boß, der eine tüchtige Ausdünstung um sich verbreitet, geopfert werde. Als schreckbarer Kriegsgott stand er in der Vorzeit dem Zeus, mit dem er auf dem kretischen Ida erzogen worden war, gegen Typhon (Apollod. I. 6) und die Titanen bei (Hygin. Astr. II. 28) und bewährte sich noch, als in späteren Zeiten die Gallier

Roger steht, Bilder aus der röm. Landwirthsch. II. 13

unter Brennus einfielen, als Helfer der Griechen. Ueber Nacht nämlich sendete er Botschaft über die Barbaren, daß sie sich in zwei Theile trennten, einander nicht erkannten, ihre Sprache nicht verstanden, nicht einmal die Form ihrer Schilde bemerkten und ein furchtbares gegenseitiges Gemetzel anfangen, in welchem 10,000 Mann umkamen (Paus. X. 23. 5).

So ziemlich alle zahmen Thiere können auch wild vorkommen. So giebt es z. B. wilde Pferde, Rinder, Schweine und Schafe; man kennt die wilden Hunde in Indien und weiß, daß sich in den Hochländern Asiens (Xenoph. Cyrop. I. 5) die wilde Ziege noch findet (Aristot. h. a. I. 1. part. an. I. 3. 4). Der wilden Ziegen giebt es aber mehrere, nicht sämmtlich mit sichern Namen zu belegenden Arten, deren vorzügliche medicinische Kräfte die Aerzte rühmen (Pl. XXVIII. 42. 5). Die Naturkundigen berichten von denselben manches Merkwürdige. So stellte Alkmaeon, ein Pythagoräer aus Kroton, der sich als Arzt und Philosoph Ansehen erwarb, die Behauptung auf, daß die wilden Ziegen durch die Ohren athmeten (Arist. h. a. I. 11. 1); Archelaus schreibt dasselbe (Varr. II. 3. Pl. VIII. 76). Vielleicht trägt diese Eigenthümlichkeit bei, ihren Odem wärmer und ihre Begattung hitziger als bei den Schafen zu machen. Andere erzählen, daß bei ihnen ein schmaler Gang für den Athem durch die Mitte der Zähne und Hörner gerade ins Herz und in die Lungen führe,

Und wenn Einer umstreicht mit Wachs die Hörner der Bödgais,
Sperret er ab die Wege des Lebens, die Bahnen des Athems.

Oppian. Cynog. II. 341.

Die elterliche und kindliche Liebe soll bei keinem Thiergeschlechte so groß sein, als bei den wilden Ziegen;

Wunderbar pfl eget die Mutter die zarten, noch hilflosen Kinder,
Und es pfl egen die Kinder die greisende Mutter im Alter.
So wie Menschenkinder die Eltern, gefesselt von Banden
Schmählichen Alters, belastet am Fuße, geschwächt in Gliedern,
Zitternden Leibes, sich dunkelnder Augen, in jeglicher Liebe
Sorglich pfl egend, vergelten die drückende Last der Erziehung,
Also hegen die Kinder der Waisen die Alten, die theuern,
In der Schwäche des Alters, wenn traurige Fessel den Leib hält;
Futter reichen sie dar, thaufench, gepfl acht in der Blüthe
Mit der Schneide des Zahns und tragen auf äußerster Spitze
Her von dem Flusse Getränk, entschöpft dem bündeln Gewässer;
Auch mit seichender Jung' beledet gänzlich den Leib sie.

Hast du gefangen im schlingenden Stricke die Mutter allein erst,
 Launst du auch greifen sobald mit der Hand die zärtlichen Lämmer,
 Meinen mügest du auch, sie wolle verschrecken die Kinder,
 Demen sie bittend von fern entgegenruft im Geblöle:
 Fliehet hinweg mir, theuere Kinder, vererblichen Jägern,
 Und macht nicht gefangen die elende Mutter, noch kindlos.

Oppian. Cynog. II. 343.

In den wasserlosen Gegenden Afrikas giebt's eine Art, welche nach Maßgabe der dortigen klimatischen Verhältnisse den Durst lange ertragen muß, aber auch als Mittel gegen den Durst dient. Die gätulischen Hirten finden in ihrem Körper Blasen, welche, angefüllt mit dem heilsamsten Saft, sie in den Stand setzen, ohne Quellwasser lange auszuhalten (Pl. X. 94).

In diesem Erdtheile findet man wieder eine Art, deren Hörner nach dem Kopfe zu stehen (Pl. VIII. 79).

Nicht viel größer als unsere Schaf und zottigen Ziegen,
 Aber eiligen Fußes im Lauf und tapfer zum Kampfe,
 An dem Haupte gewaffnet mit krummgebundenen Hörnern.

Opp. Cynog. II. 327.

Ob die wilde Ziege Homers (II. III. 24) Gems oder Steinbock sei, läßt sich nicht feststellen. Die Erstere hat Hörner, die wie Haken nach hinten gebogen sind (Pl. XI. 45); Talg und Milch gemischt, ist heilsam gegen Schwindsucht (Pl. XXVIII. 67).

In Aegypten und Libyen lebt die wilde Ziege, Onyx, in großer Menge, deren große, scharfe Hörner gute Vertheidigungswaffen abgeben (Diod. S. III. 27). Der Onyx hat die Sonderbarkeit, daß er sich dem Hundstern, sobald er aufgeht, zuwendet, ihn ansieht und ihn durch Niesen begrüßt (Pl. II. 40). Die Römer halten dieses Thier in ihren Thiergärten, in denen es sich jedoch nur vier Jahre hält, worauf es abmagert (Col. IX. 1. 17). Der Onyx ist ein gräßliches Thier, von weißer Farbe wie Frühlingsmilch; die Backen sind schwärzlich, die Hörner schwarz, spizig, härter als Erz, Eisen und Kiesel, giftig und hohl. Sein Sinn ist kühn und grausam; er fürchtet weder den bellenden Hund, noch das grunzende Schwein, noch den heiseren Stier, eben so wenig die traurige Stimme des Panthers oder das entsetzliche Brüllen des Löwen; selbst vor den Menschen scheut er sich nicht und man hat mehrere Fälle, daß er sogar die Jäger erstochen hat. Sieht der Onyx die Hauer des Ebers, die Zähne des Löwen

den mordsüchtigen Bär, so senkt er sein Haupt, wartet den Angriff ab und durchbohrt den Feind mit Leichtigkeit; das Blut fließt in Strömen, aber der Onyx kann sich von der Leiche des erlegten Gegners nicht wieder losmachen und stirbt mit ihm (Oppian. venat. II. 445).

Die Dama hat nach vorn gekrümmte Hörner (Pl. XI. 45); sie kommt in unsern Thiergärten vor (Col. IX. 1. 7). Gordian brachte deren 200 und Probus 1000 Stück zu den Jagdspielen nach Rom (Capitol. Gord. 3. Vopisc. Prob. 6).

Der Katoblepas oder Katoblepon in Libyen und im westlichen Aethiopien, um die Quellen des Nil, ist ein wildes Thier, kleinen Körpers, schwacher Betne; es hat hohe, struppige Augenbrauen, wilde, mit Blut unterlaufene Augen, die immer zur Erde gerichtet sind. Sein Kopf ist unsörmlich groß und weil er zu schwer ist, immer zur Erde gesenkt, wodurch er das Ansehen des Stieres erhält. Die Gesenktheit seines Blickes und Kopfes ist ein wahres Glück für Alle, denn der Mensch, der dem Thiere ins Auge sieht, bleibt auf der Stelle todt (Pl. VIII. 82). Im Zustande der Boshaftigkeit geht ein giftiger Hauch aus seinem Schlunde, welcher Thiere und Menschen unter Krämpfen tödtet. Seine Nahrung besteht aus giftigen Wurzeln (Ael. VII. 5).

Der Strepsiceros, in Africa Abdag genannt, hat aufwärts gerichtete, schraubenförmig gewundene Hörner, die am Ende glatt und spizig sind (Pl. XI. 45).

Die Dorcas in Libyen ist sehr schnell, wird aber doch von dem libyschen Pferde eingeholt; man fängt sie in Netzen (Ael. XIV. 14).

Die Kemas, rasch, schnell wie der Sturmwind, geht mit ihren geraden, schönen Hörnern auf den Jäger los, schwimmt gut und lebt von Wasserpflanzen (Ael. XIV. 14).

Die wilde Ziege (*αγριος αιξ*, Gems? Steinbock?) hält sich auf Klippen auf (Hesiod. Scut. 405) und hat sechzehn Faust hohe, zur Jägerei brauchbare Hörner, welche dazu oft verzert werden.

Schnell entblößt er den Bogen, geschminkt von des äppigen Steinbocks
Schönen Sehnen, denn er selbst die Brust von unten getroffen,
Als er dem Felsen entsprang; am gewählten Ort ihn erwartend.
Zielt und durchschöß er die Brust, daß rächlings am Fels er hinabsank;
Sechzehn Hand breit ragten empor am Haupte die Hörner.

Solche schnitz' und verband der hornarbeitende Künstler,
Blättete Alles genau und beschlug's mit goldenem Rande.

Hom. II. IV. 105.

In Samothrace giebt es eine Art wilde Ziegen, welche die Römer Rota (rota) nennen (Varr. II. 1. 5).

In Griechenland findet man wilde Ziegen in Argos (Paus. II. 23) und auf dem Taygetus, auf welche, wie auf die dort vorhandenen Schweine, Hirsche und Bären Jagden gemacht werden (Paus. III. 20). Cicero (de nat. II. 50) gedenket einer Art auf Ereta, die, wenn sie von Giftspießen getroffen, eine Pflanze, Dictamnus, auffuchen, fressen und dadurch bewirken, daß das Geschöß ihrem Körper entfällt (Ael. v. h. I. 10).

Die kleine Insel Capraria (Capraia, *Αγρίλον*) im tyrrhenischen Meere, zwischen Populonium und der Nordspitze Corsica's (Varr. II. 3*), wie Capra, der berühmte Aufenthalt des Tiberius, die ägäischen Inseln, dem Vorgebirge Lilybäum gegenüber, wahrscheinlich auch Capraia in Bruttium und Capra auf der istrischen Halbinsel, sollen von den Ziegen den bezeichnenden Namen erhalten haben.

Wilde Ziegen kommen in Italien auf den Gebirgen von Sticellum und Tetrica vor; sie springen, wie Cato in seinen Uransängen schreibt, von 60 Fuß hohen Felsen herab (Varr. II. 1. 5: II. 5).

Wenn Plinius (VIII. 83) die Bemerkung macht, daß es in Afrika keine Ziegen gebe, so können wir uns schon nach dem bisher Gesagten des Zweifels an der Richtigkeit um so weniger enthalten, als Aristoteles sagt (VIII. 28), daß in Libyen keine wilden Ziegen vorkämen und die Sage geht, daß Hercules die Ziegen aus Afrika zu uns gebracht habe (Varr. III. 1). Man weiß auch, daß die Aegypter, welche das Heiligthum des Mendes haben oder dem mendesischen Kreise angehören, wie die Thebaner zwar Schafe und keine Ziegen opfern, aber die Böcke heilig halten und einen derselben an dem Jahresfeste des Zeus schlachten, abziehen, mit der Haut des widderköpfigen Gottes umhängen und ihn dann in einer heiligen Gruft begraben (Herod. II. 42).

*) Jetzt giebt es auf der nicht beständig bewohnten Insel Tavolara bei Sardinien viele wilde Ziegen. Cetti berichtet, daß dort im vorigen Jahr. Jagden gehalten wurden, auf denen bei 500 Stück erlegt wurden.

Wo die Ziege zuerst gezähmt worden sei, wer sagt es? In den Hochländern Asiens ist's vielleicht geschehen. In Indien sollen sie nach Aestas, wie auch die Schafe, größer als bei uns sein (Ael. IV. 32). Gewiß ist sie eines der nützlichsten Thiere, deren Ertrag an Milch, Käse und Fleisch von starkem Zuwachs hoch geschätzt wird. (Florent. Geop. XVIII. 9). Bei eben nicht schwerer Pflege geben sie

— — Milch in gesegneter Fülle;

Denn je voller geschäumt vom geleereten Euter das Kübel,
Desto fröhlicher strömt aus gezogenen Brüsten der Reichthum.

Virg. G. III. 308.

Die Milch ist sehr nahrhaft, gesund und, weil die Ziege viel bitteres und anziehendes Laub genießet, zu jeder Jahreszeit, besonders im Frühlinge, schmackhaft, namentlich mit Honig gemischt.

In Italien pflegt man zwei Arten, dünn- oder kurzhaarige und zottige, mit und ohne Hörner (Col. praef.). Die Zoddelliegen, von vorzüglicher Güte auf den grasreichen, durch Sage und Geschichte bekannten, mit zahlreichen Kleinviehheerden besetzten Angern Numidiens und Libyens (Herod. IV. 155: 172. Polyb. XII. 3), erlangen in den Gegenden von Cinyphs (im heutigen Tripolis) die größte Vollendung. Die italischen Gutsherren halten die Böcke wegen ihrer langen Bärte (Mart. VII. 95.) und Zoddeln hoch und ließen schon in früherer Zeit dergleichen von dorthier zur Veredlung des einheimischen, wie es scheint, meist kurzhaarigen Viehes (Theocr. III. 5) und auch Scherer (Mart. VIII. 51) kommen (Virg. G. III. 306. Mart. VII. 95. 14); auch von den sicilischen Hirten werden diese langgezoddelten, gewöhnlich weißen, sog. libyschen Böcke, ungeachtet ihrer Stöckigkeit, hochgehalten (Theocr. III. 5), sie nutzen durch Kämmen ihr Haar und sind stolz auf dieselben (Long. IV. 10). Vielleicht war es eine libysche oder durch libyschen Vater veredelte Ziege, welche Manassas, Gais- und Schaffirt zugleich, wegen ihres gekräuselten Haares und ihrer Zuthullichkeit rühmt (Theocr. IX. 18).

Ein sehr schöner, großer Schlag findet sich auch auf der Insel Madia (Melos), woher wir ebenfalls Zuchtböcke zur Kreuzung kommen lassen. Diese Art scheint eine Verwandtschaft mit denen Kleinasien zu haben, wo die Ziegen, wie Schafe und Ka-

ninchen vorzüglich langes, weiches und feines Haar haben. Die von Phrygien, Cilicien und Lycien sind wegen

— Bart's und greisenden Sinn's und niederwallender Gotten

Virg. G. III. 212.

weithin gerühmt; sie werden in ihrem Vaterlande (Varr. II. 11. 11. Aristot. VIII. 28), wie auch um die Syrten (Pl. VIII. 78) und in Celtiberien jährlich gerupft oder geschoren (Aristot. VIII. 28). Aus ihrem Haare bereitet man grobe Tücher, die sog. cilicische Zeuge (cilicia, cilicina), die am besten aus Tarsus kommen und nach ihren Erfindern benannt sind. Man braucht sie zur Bekleidung für das Landvolk, die Soldaten (Herodot. VII. 92), die Einsiedler (Paulin. in ob. Cels. 451. Sulpic. vit. Mart. 1. 7), zu Reisemänteln und Kleidungsstücken der Trauernden (Apoc. 6. 12), für welche sie wegen ihrer dunkeln Farbe wohl passen. Außerdem wird das geschorene Ziegenhaar noch zu Decken der Zelte (2. Mos. 26. 7) und Hütten (2. Sam. 7. 2), zu Schirmen gegen Wind und Wetter (Veget. IV. 6. Ulpian. XII. 17. Dig.) zu Säcken, Segeln, Schiffsseilen, zu Matrasen (Sulpic. Sev. ep. 1), zu Mänteln der Soldaten und Matrosen, zu Sklavensitteln (Paulin. ep. 7), zu Schäferüberwürfen (Long. II. 2. IV. 2. 3), zu Schafdecken, zu Seilen und Schnüren an die Ballisten und Katapulten, zu Bändern an die Sägen, zu Schirmen an die Kriegsmaschinen gegen Pfeile und Brandfackeln, zur Verhängung der Belagerungsthürme (Joseph. b. j. III. 7. 30), zu Lappen, zum Poliren der Waffen, vornämlich zu Stoffen verarbeitet, die gegen Feuchtigkeit ausdauern sollen. So verwendet insbesondere der Italer (Sil. III. 274) diese Haare

Für des Lagers Gebrauch und zur Hül' armseligen Schiffers.

Virg. G. III. 313.

Die Hirten flechten sie über Winter (Long. III. 3), wie die Bauern zu Röcken und Kitteln (tunica cilicia). Martial kennt auch Rappen aus Ziegenhaar, die Glaze zu bedecken (Perücke!), und Socken (udones, Ulpian, XXV. 4), namentlich aus Barthaar.

Aus dem Barte des sinkenden Bodas gemacht, nicht aus Wollhaar,
Rauch im cynipphischen Hül' da verbergen den Fuß.

Mart. XIV. 138.

Die vorhin genannten Länder eignen sich wegen ihrer Waldhöhen vorzüglich für diese Zucht; die Ziege liebt bergiges, steinigtes Land

Und schroff hängende Felsen, allwo Tamariskengebüsch steht,

Theocr. V. 101.

oder Bergwälder, wie Ithaka hat (Hom. II. II. 632. Od. I. 186), weit mehr als Ebenen (Varr. II. 1. 3). Darum ist sie so zahlreich auf den felsigen Inseln Naxos (Athen. XII. p. 540), Samos und Ithaka (Hom. Od. IV. 608), von der es heißt:

Ziegen und Rinder in Reug' ernährt es; rings ist Geshölz hier
Jeglicher Art und zur Trank' darin unverflegende Bäche,

Hom. Od. XIII. 246.

ingeleichen auf dem wilden Gebirge des arkadischen Lycäus, des thessalischen Pelion (Pl. XXV. 53), des böotischen Rithäron (Eurip. Phoen. 808), des euböischen Telethrius und in den Berglanden des italischen Galliens, wo die Sprossen des dichtverwachsenen Buschwerkes und kleiner Bäume, wie Arbutus, Alaternus, Brombeeren, Dornen, Wildobstbäume, Thymus (Hor. Od. I. 17. 6) liebliches Futter gewähren (Col. VII. 6). Wie die Gemsen, klettern die Ziegen auf die steilsten Höhen und die rauhesten Felsen. Während das langsame Schaf das Gras der fruchtbaren Ebenen gemächlich abweidet und dem Hirten gestattet, sein Lied zu flöten, muß der Ziegenhirt seinen Heerden rufend und springend weithin folgen, denn

Sieh', die Gaisen erklimmen Steinwänd' und abschüssige Felsen
Und die Euter geschwellt bringen dem Böckchen sie dann! —

Ovid. Rom. 179.

Unbekümmert um den Hüter gehen sie hier ihrer Nahrung nach, schützen sich Nüchlich vor Gefahren, die sie auf Anhöhen selbst auskundschaften, und erweisen in Umgehung derselben waghalsige Schnelligkeit und fest berechnete Geschicklichkeit (Virg. G. III. 316); die Wahrnehmung Nucianns giebt dafür einen Beleg. Er sah zwei sich auf einem schmalen Stege begegnende Ziegen; keine konnte neben der andern vorbei, keine zurück, und herabzuspringen war wegen des reißenden Stromes nicht möglich. In dieser Bedrängniß legte sich die Eine nieder und ließ die Andere über sich weggehen (Pl. VIII. 76).

Die Ziegen heißen vorzugsweise „Ragethiere“ (caprae, Varr. II. 3) wegen ihrer üblen Reigung, an Gebüsch, Sträuchern, Bäumen und Saaten zu „nagen“ (carpere). Die Schafe fressen auf der Weide anhaltend und bleibend, die Ziegen aber gehen schnell weiter, suchen nur die Spitzen (Arist. VIII. 10), schälen

die Stämme, naschen von der Seite und verstümmeln alle Pflanzen von oben. In den Gesetzen über die Colonien ist darum bestimmt: Niemand soll Ziegen weiden, wo junge Bäume oder Sträucher stehen (Varr. I. 2. 17); bei den Verpachtungen pflegt man vorweg zu bedingen, daß der Pächter dieses den Pflanzungen schädliche Vieh (Virg. II. 198) nicht auf Ländereien weide, die mit Weinstöcken oder anderen Bäumen um- oder durchpflanzte sind (Varr. II. 8). Am verderblichsten sind sie der Rebe und dem Delbaum, der unfruchtbar wird, wenn ihn eine Ziege nur beleckt oder in den ersten Sprößlingen verbeißet (Pl. XV. 8). Gern gehen sie auch an den Oleaster:

Bärtigen Ziegen behaget so sehr zu naschen den Delstrauch,
Als ob Ambrosia sich und Nektar darüber ergöffe,
Da doch nirgend ein Blatt so bitter dem Menschen hervorgrünt.

Lucr. VI. 971.

In dieser Schädlichkeit liegt die Ursache, daß die Sternkundigen die Ziege zwar an den Himmel versetzten, ihr aber eine Stelle innerhalb der zwölf Zeichen des Thierkreises versagten (Varr. II. 8) und daß Ziegenböcke dem Rebenerfinder, Bacchus, geopfert werden, um so die Schuld zu büßen, welche sie dem Weinstocke verursachen (Varr. II. 17).

— — — — — Das erste der Opfer
Fiel, wie billig, dem ich das Schwein, weil Saaten mit krummem
Rüssel heraus es wühlt und die Hoffnung des Jahres vernichtet;
So auch der Bod, der Reben benagt an des rächenden Bacchus
Altar, ward er erwürgt und beide bezahlen die Schuld nur.

Ovid. M. XV. 111.

Andere Grundsätze sind im Cultus der Minerva geltend. Dieser Göttin opfert man kein Ziegenvieh, weil es derselben wegen des Schadens, den es an Delbäumen anrichtet, verhaßt ist (Pl. VIII. 76). Nur einmal im Jahre wird ihr auf der Burg zu Athen eine Ziege geopfert, außerdem darf sich keine dort sehen lassen (Varr. I. 2. 18).

In Arabien sind sie am begierigsten nach Spezerestauden, als ob sie den Werth derselben kennen, vorzüglich aber nach dem Ladanum (*cistus ladaniferus*, L.); sie nagen dessen zarte, von süßem Saft geschwellte Zweige ab und wischen die dann abfallenden Safttropfen in ihren häßlichen Bart, in welchem sie sich durch den auffallenden Staub zu kleinen Kügelchen formen,

die von der Sonne getrocknet werden. Daher kommt es, daß sich im Ladanum häufig Ziegenhaare finden. Das Ladanum von Cypern, welches neuerdings das ächte heißt, ist ebenfalls ein durch die Raschhaftigkeit dieses Viehes erzeugtes Produkt. Wenn sie nämlich des Morgens, wo über der Insel gewöhnlich Nebel liegt, Epheublüthe fressen, setzt sich an den Kinnbärten eine Feuchtigkeit an, mit der sich, sobald der Nebel gefallen, der Erdstaub vermischt. Dieser klebrige Haarschmutz wird sodann mit Rämmen abgenommen und kommt als Ladanum zu uns (Pl. XII. 37).

Bei Begründung und Haltung einer Heerde richte Jeder sein Augenmerk auf geeignete Zuchtthiere, deren wesentliche Kennzeichen nachfolgen (Varro III. 3). — Der gute Boß (*capra s. hircus*) stamme von einer Mutter, welche jährlich zwei Junge bringt (Varr. II. 3); er sei sichtlich ausgezeichnet durch großen Körper, dicke Keulen, platte Nase, vollen und kurzen Hals und Nacken, lange Gurgel, eingelebte, lange (Pl. VIII. 76), schlaffe und schwer bewegliche Ohren, die bei der syrischen Rasse eine Spanne und vier Fingerbreiten lang sind (Arist. VIII. 28. 8), durch kleinen Kopf, dichtes, glänzendes und recht langes Haar (Varr. II. 3. Col. VII. 6), welches in Italien (Varr. II. 1) zugleich mit der Wolle geschoren wird (Calpurn. V. 68). Zwei unter dem Kinn herabhängende Fleischglöckchen (*verruculae s. mammulae*, Col. VII. 6), lassen auf edle Art (Pl. VIII. 76) und Fruchtbarkeit schließen (Varr. II. 3). Behangene Vorderseite hält man recht hoch (Pl. VIII. 76). Der ganze Leib muß dicht und lang gezoddelst sein, wie der des Hirten bei Theocrit (III. 4) und der des Lykidas (Theocr. VII. 15). Ein Solcher wird sich eignen zum Opfer für Priapus, ihm werde er gelobt!

Ja, ich schlachte die Hircin, den zottlichen Boß und das Lämmlein,
Das ich im Stalle erzog. Gütig vernehm' es der Gott.

Theocr. ep. V. 16.

Böden und Gassen hängt unter dem Kinn ein Zopf Haare, der s. g. Boßsbart (*barba hircina*); deswegen heißt das Ziegenvieh auch Bartvieh (*p. barbigerus*, Lucret. V. 898). Bei dem Boße tritt er sehr bald und stärker als bei der Ziege ein; bei der Schur werden die Barthaare von denen der übrigen Körpertheile allein gethan (Calpurn. V. 68). Den stärksten Bart haben die einnpbischen Böde; in Arabien schmeißt aus demselben das zu vielen Salben und zu Räucherungen dienliche Ladanum, wie

das Harz aus dem Holze (Herod. III. 112). Der Bart macht die Hürde des Bodens aus; im Vertrauen auf denselben geht er der Heerde voran; seine natürliche Festigkeit legt sich, wenn man denselben streichelt; er wird demüthig, wenn man ihn abschneidet und läuft im Gefühle der Schmach zu keiner andern Heerde (Ael. VII. 26. Pl. XXVIII. 56). Der schöne bartige Bod ist auch ein erwünschtes Opfer des Priapus (Catull. XIX. 15) und die Freude der Knaben, wenn sie ihn im Gespanne mit purpurnen Zügeln leiten.

Wahrlich, o Bod, es legten die Knaben die purpurten Zügel
Auf und den Knieern fest um den bezotteten Mund,
Kostwettkämpfe zu spielen umher um des Gottes Behausung,
Daß die Erfreneten Du künftiglich tragest dahin.

Anyte 4.

Jeder Bod weiß sich gleichsam Etwas auf seinen Bart und ist stolz auf denselben.

Sieh hier Bromios Bod, den gehörneten, wie er so trotzig,
Wie so stolz er herab blickt auf den zottigen Bart;
Darum brühet er sich, weil rosigte Hände der Mais
Oft ihm das struppige Kinn auf dem Gebirge gefaßt.

Anyte 9.

Kaßt Jemand Einen am Barte, so fluchen die andern Alle und gaffen wie die Fliegen, wenn eine ein gewisses Kraut säuet (Pl. VIII. 76. Arist. IX. 4).

Columella (VII. 6) verlangt schwarzes Glanzhaar. Die schwarze Haarfarbe gilt bei anderm Vieh als das Zeichen der Kraft, indessen sind die weißen, die zahlreich in Macedonien vorkommen, geachtet (Theocr. VIII. 40: III. 5), und zu fröhlichen Opfern zu brauchen: So im Gelübde:

— Den Altar wird der weißliche Bod, der gehörnete, färben
Welcher des Terpentins äußerste Spitzen benagt.

Theocr. ep. I. 5.

Auch zur Kleidung der Hirten lassen sich die Weißfelle benutzen. Ein Solches trägt Lykidas, nach Landesitte, um seine Schulter und

— — Erscheinet ganz wie ein Gaidhirt
Denn er hatte des rauhen und bichtgezobbesten Bodens
Weißliches Fell um die Schulter von frischem Labe noch riechend.

Theocr. VII. 14.

Weisse Böcke müssen aber öfters gebadet werden als dunkle, weil sie, durch den im Rigel der Bollust ausgesprühten Samen ihr Gesicht schwärzen (Arist. VI. 29. 4).

Die italischen und sicilischen Hirten weiden Ziegen mit und ohne Hörner (Theocr. I. 4. VI. 145. Virg. Moret. 22). In Libyen werden die gehörnten Widder sogleich mit Hörnern geboren und zwar nicht nur die Männchen, wie Homer (Od. IV. 85) angiebt, sondern auch die Andern; im Pontus aber, in der Gegend des Scythienlandes, fallen sie in Folge der Kälte hornlos und sind darum im Ansehn (Arist. VIII. 25: 28) den Schafmüttern ähnlich. Die Hörner der Ziegen sind wie die der verschnittenen Schaf- und Ziegenböcke, insgemein schwächer (Pl. XI. 45). Ob ungehörnte oder gehörnte Ziegen (p. mutilum s. cornutum) gezüchtet werden sollen, ist zweifelhaft. Die stumpfhörnigen rühmt, wegen ihrer Ergiebigkeit an Milch, der Hirt, der damit nach Hirtenweise ein Geschenk machen will:

Dir sei die Gals geschenkt, die stumpfgehörnte, zum Lehrseld
Welche bis über den Rand stets voll die Gelse mit Milch füllt.

Theocr. VIII. 86.

Audere sehen mit Verachtung auf das des Stirnschmuckes entbehrende Vieh:

Schmählich das tollige Vieh und schmählich das graslose Blachfeld,
Schmählich der Strauch ohne Blatt und das Haupt ohne Haar.

Ovid. A. a. III. 249.

Als Herdanführer und zur Fortzüchtung gestattet Columella (VII. 6) nur tollige oder hornverkümmelte Böcke. Die Hirten theilen großen Theiles diese Ansicht, denn, sagen sie, die Hornträger sind wegen der ihnen im höchsten Grade eigenthümlichen Muthwilligkeit und Ausgelassenheit kaum zu beaufsichtigen (Pl. VIII. 76), wegen ihrer Stöckigkeit und Leppigkeit trächtigen Müttern höchst schädlich und so kampflustig unter sich, daß ihre aneinander klappenden Hörner abspringen (Long. I. 12. 25). Die aus fremden Landen eingeführten sind am kampfsüchtigsten (Arist. VIII. 28); sie gehen wohl gar auf den Hirten, wenigstens wenn er ihnen unbekannt ist. Daher die Warnung:

— Über den Rammbod
Schene mit weißlichen Zotten, den Lihyer, oder er knist dich; —

Theocr. III. 5.

Deswegen beraubt man Böcke und auch Ziegen (Theocr. VIII. 85) ihrer Kopfsier, wenn schon Gehörnete als dem Pan wohlgefällige Opfer (Theocr. I. 5) gelten; in Gegenden, wo es viele Unwetter giebt, halten sie sich, weil der Kopf gleichsam mit einem Dache verwahrt ist, besser als die Kolben, die zumeist für heitere Gegenden passen (Col. VII. 2). Sie haben ferner den Vorzug eines viel dichteren, zum Scheren oder Kupsen wohlgeeigneten Haares (pili, Varr. II. 1. 11), das mit zunehmenden Jahren (Pl. XI. 94) und nach Kreuzungen mit der Rasse aus Ancyra in Nordphrygien (i. Angora — angorische Ziegen! —) stärker wird und unter dem Namen Ziegenwolle (*lana caprina*, Hor. ep. I. 18. 5) bekannt ist.

In Griechenland wird auf hochgehörntes Ziegenvieh seit Alters (Diod. S. fragm. F. 13) großer Werth gelegt. Man erzählt, daß die Hafenstadt von Megira, bei Homer Hypereſta, ihren jetzigen Namen demselben verdanke. Die Bewohner der Stadt wurden nämlich einmal von den Sicyoniern mit einem Einfälle bedroht, glaubten sich aber denselben nicht gewachsen; sie brachten daher alle Ziegen im Lande zusammen, banden ihnen Fackeln an die Hörner, welche sie mit Eintritt der Nacht anzündeten. Die Sicyonier, dadurch auf die Vermuthung gebracht, es seien Hülfstruppen zu den Megiraten gestoßen, von denen das Feuerzeichen herrühre, zogen wieder in ihre Heimath zurück, die Hypereſter aber gaben ihrer Stadt den jetzigen Namen und errichteten der Artemis Agrotera, durch deren Hülfe sie auf jene List gekommen zu sein vermeinten, an der Stelle, wo die schönste Ziege an der Spitze des Juges sich niedergelassen hatte, einen Tempel (Paus. VII. 26).

Den Bock guter Art kennzeichnet ein großer, tief abhängender Hodensack und Sprunglust. Der Geschlechtstrieb erwacht bei Allen sehr früh; die schallhaften Böckchen und Böcke dienen im Cultus, gleich den Ziegen, wegen ihrer zungungslustigen Natur, als Opfer der Venus, der Vorsteherin der Zeugungen (Plaut. Poenul. II. 1. Virg. Aen. I. 419). Ihre Salacität ist so groß, daß sie schon im zartesten Alter (Ovid. M. XIII. 791) selbst noch am Euter versuchen, sogar mit der Mutter Blutschande voreilig zu treiben (Col. VII. 6). Ihre maßlose, schon im Blicke sich ausdrückende Wollust (Virg. Ecl. III. 8), die sie zu Versuchen mit eigenen Töchtern (Ovid. M. X. 828), Stutenmädchen und zur

Begattung mit Schafen treibt, ist sprichwörtlich (*senex hircosus*, Plant. in Mero. III. 3. 14) und erschöpft ihre Kraft vor der Zeit. Der Bock in einem Alter von sieben Monaten schon zur Fortzeugung tauglich, ist im fünften Jahre dazu nicht mehr geeignet und ehe er das sechste vollendet, zum Greise gealtert (Col. VII. 6). In der gedachten Petulanz liegt der Grund, daß der Flamen Dialis eine Ziege so wenig wie einen Hund anrühren oder nur nennen darf. Die Theffalter halten auch die Ziegenmilch für stimulirend (Pl. XXV. 11. 42); die Ueppigkeit der Böcke scheint auf die sie stets umgebenden Ziegenhirten überzugehen. Wie in Deutschland die Schneider wegen ihrer Jagdstaftigkeit bekannt und aus unbekannter Ursache „Böcke“ genannt sind, so müssen bei uns die Ziegenhirten nicht selten den Vorwurf unmännlicher Ueppigkeit und bockähnlicher Weisheit hören. So spricht Priapos zu dem in Liebe vergehenden Daphnis:

Ruhhirt wirst Du genannt; doch ein Weishirt scheinst Du jezo!
Sieht die mederaden Ziegen der Weishirt brünstig geliebt,
Schmachkend zerfließt sein Auge, daß nicht er selber ein Bock ward.

Theocr. I. 86.

Die Weisheit ist die Ursache, daß die Gatten und Männer der Heerde (Mart. III. 93. Ovid. A. a. I. 522. Hor. Od. I. 17. 8. S. I. 2. 27) so widerlich riechen. „Böcken“ oder „wie ein Bock stinken“ (*hircuitallire*, *olens hircum*, Hor. S. I. 4. 92) sagt man von Menschen, deren Ausdünstung den Odem verfehen möchte und eine Schmach, wenn's von Einem heißt:

— — — Die Felle der Böcke
Riechen bei dir flüchtwar noch schlimmer als selber du riechst.

Theocr. V. 51.

Der Geruch theilt sich sogar, hauptsächlich in der Begattungszeit (Aristot. VI. 29), dem Fleische mit (Mart. III. 24. 6); es wird schlecht und nimmt einen widerlichen Geschmack an, der jedoch vergeht, wenn man ihnen am Schlachttag erst Gerstenbrot fressen und zerlassenen Laster trinken läßt (Pl. XXVIII. 81). Schade nur, daß dieß so schwierig ist, denn die Böcke, wie sie in ihrer Klugheit sehr gut wissen, daß der Speichel des Menschen den Thieren schädlich ist, so auch und vorher, wenn sie geschlachtet werden sollen; darum rühren sie dann kein Futter an (Ael. VII. 26). Dessen ungeachtet verschmäht das gemeine Volk solches Fleisch nicht. Bei Lucian (*Λίς κάρνυ*. 10) sagt Pan: „Zu mir,

der ich den gewaltigen Sturm der Barbaren zurückgeschlagen habe, kommt man jährlich 2—3 Mal, mit einen außerlesenen, unverschnittenen Boß, der eine tüchtige Ausdünstung verbreitet, zu opfern. Das Fleisch verschmauset man dann."

Der üble Geruch verliert sich durch die Castration, ein Geschäft, mit dem sich herumziehende Tuscier besonders zu befassen scheinen (Mart. III. 24). In Folge derselben tritt eine Veränderung der ganzen Körpergestalt ein. Die Böcke werden, wie alle Thiere, langschäftiger (Aristot. IX. 50), aber muthloser, die Hörner schwächer, aber die Hörnerknoten, das erwünschte Kennzeichen zur Beurtheilung des Alters beim Ankaufe, vergehen nicht (Pl. XI. 45).

Auf eine Heerde von 100 Ziegen rechnen Manche eine gleich große Anzahl Böcke, Andere erst Einen auf zehn, funfzehn oder zwanzig Mütter (Varr. II. 3). Bei Longus (IV. 10) erhält der Hirt auf 50 Ziegen 2 Böcke.

Die Ziege hat, wie das weibliche Schwein und Schaf, weniger Zähne als der Boß (Aristot. II. 3), sonst wesentlich dieselben Merkmale der Güte. Die Zuchtziege (Col. VII. 6) stamme von fruchtbarer Mutter, weil Fruchtbarkeit forterbt (Col. III. 10); sie trage am Halse zwei Hängeglöbchen (*mammulae pensiles*), ein recht großes, milchreiches Euter mit zwei Strichen (Pl. XI. 95), daß es auch der Nachbar lobt (Hor. S. I. 1. 110), sie gebe viele fette Milch (Col. VII. 6), nähre die Lämmer gut, halte sie fleischig (Geop. XVIII. 9). Man kauft lieber große als kleine (Varr. II. 1), kurz solche Ziegen, wie sie der Hirt rühmt:

Eine Ziege bekämft du mit Zwillingen, dreimal zu messen.

Die zwei Böcklein nährend, zugleich zwei Gelten dir vollmischet.

Theocr. I. 26.

Dieß gründet sich auf Aristoteles (VI. 10) und Columella, nach denen die gute Ziege häufig zwei (Theocr. III. 35. V. 84. VIII. 45), manchmal drei, in seltenen Fällen sogar vier Lämmer bringt (Pl. VIII. 75); die gute Fütterung trägt zu Doppelwürfen zwar viel bei, doch auch die Gegend; in mancher Gegend sind nach der Versicherung des Hirten Zwillingesgebärerinnen gewöhnlich (Theocr. VIII. 45). Sie melkt der Hirt gern (Theocr. VI. 84) und auf solche muß der Hausvater halten; denn

Hier ist häufiger Nach, hier Milch in gesegneter Fülle.

Virg. G. III. 308.

Die Eigenschaften der Milchfülle und Doppelgeburten besitzen zumest die Abkömmlinge von Zwillingmüttern und die folgenden Ziegen (Col. VII. 6: 8. Theocr. VIII. 84. Arist. VI. 19). Unangenehm ist, wenn zwei Mütter drei Böcke werfen (Col. VII. 6).

Die röthlichen Ziegen sollen die besten zum medicinischen Gebrauch (Pl. XXVIII. 47), die schwarzen die zuchttauglichsten sein; weiße sind aber dazu nicht verachtet (Theocr. III. 34. VIII. 49), nur müssen sie zur Erhaltung oder Wiederherstellung ihres Haarglanzes, vielleicht auch zur Vertilgung der Jucken, welche sie, wie die Schafe und Hunde, belästigen (Aristot. V. 21), von Zeit zu Zeit, bei warmem Wetter, in ein Flußbad gebracht werden. Dieß scheint ihnen selbst angenehm zu sein und daher die Verheißung:

Meine gehörnten Ziegen, o freut euch! Morgen, ja morgen
 Hab' ich euch alle gesamt in dem sprudelnden Born Sybaritis!
 Theocr. V. 145.

Wer zu einer guten Art Ziegen kommen will, muß Selbstanzucht treiben, starke Lämmer von guten Müttern und von Zwillingen das stärkste wählen. Bei Neubegründung einer Heerde dürfte es zweckmäßiger sein, einen ganzen Stamm als Einzelne aus vielen Heerden anzukaufen. Letzteres ist zwar leichter als jenes, zumal in Unteritalien, wohin aus den griechischen Emporien, die bedeutenden Schwein- und Ziegenhandel treiben, und aus Seestädten des ligurischen Meeres ganze Schaaren zusammengekaufter Ziegen gebracht werden; abzusehen aber von andern Nachtheilen, hält sich so zusammengebrachtes und einander unbekanntes Vieh nicht wohl zu einander, es zertheilt sich gruppen- oder familienweise, die fremden Böcke werden von den einheimischen stoßend, am Aergsten in der Begattungszeit, verfolgt. Aus Asien oder Afrika eingeführte Böcke sind auch, wie alle Thiere in diesen Erdtheilen, bössartiger als die Unsrigen (Arist. h. a. VIII. 28) und gehen sogar auf den Menschen (Theocr. III. 5).

Um und vor der Zeit der Begattung treten bei Schafen und Ziegen monatliche Reinigungen ein, die nach derselben Anfangs mit wenigem, später mit vielem Blutabgange wiederkehren. Der Geschlechtstrieb regt sich am stärksten im Frühlinge (Calpurn. V. 22); weil aber die Würfe dann in die heißen Tage fallen, ziehen Viele den Herbst zur Voehung vor, damit die Lämmer in kühlerer Zeit, wo es auch junges Gessproß und Laub giebt, bei

dem sie sehr gut gedeihen sollen. Schädlich jedoch ist es, die Böcke in kalten Wintertagen zuzulassen, weil dann, bei der großen Empfindlichkeit des Ziegenviehes gegen Kälte, häufig Fehlwürfe entstehen (Col. VII. 6).

Schafe und Ziegen, obschon im ersten Jahre forzeugungsfähig (Aristot. V. 14), dürfen vor Vollendung desselben nicht begattet werden; werden Jährlinge (*annicula*) zu Rüttern, muß man ihnen das Lamm sogleich wegnehmen, damit sie nicht säugend entkräften. Junge Ziegen dürfen nicht früher als gegen Ende des zweiten Lebensjahres, besser erst im dritten (Pl. VIII. 76), namentlich wenn die Lämmer zur Zucht verbleiben sollen (Col. VII. 6), besprungen werden. Zweijährigen können sie einige Zeit, bis zum Verkauf an die Händler belassen werden. Ueber drei Jahre sollte man auch nicht warten, denn ihre Fruchtbarkeit nimmt in Folge der häufigen Geburten frühzeitig ab (Col. VII. 6) und hört mit dem achten Jahre gänzlich auf. Bei uns erreichen die Ziegen kein höheres Alter, in Aethiopien aber von 10—11 Jahren (Arist. VI. 19. Pl. VIII. 75).

Die Milch tritt bei den Ziegen erst nach der Geburt ein; sie zu gewinnen, lassen die Bewohner des thessalischen Deta nicht Eine belegen; sie reiben das Guter derjenigen, welche sie nicht tauglich halten, stark mit Messeln und der dadurch entstehende Schmerz bewirkt die Absonderung der Milch, die zuerst blutig, dann eitrig, zuletzt aber wirkliche Milch und in demselben Maße wie bei Lammziegen abgesondert wird (Aristot. III. 20. 3). Der Deutsche auch macht seine Ziegen in ähnlicher Weise „klopfe-mell“.

Die Ziegen läßt man in der Regel im November empfangen, damit sie im März, wenn die Knospen der Gebüsche Rüttern und Jungen sich entfalten, gebären (Virg. G. II. 517), oft aber auch im Frühjahr oder im Sommer, wo dann die Lämmer im Herbst fallen (Virg. Ecl. I. 14. III. 34. VII. 9). Mit Herbstende muß die Zeugung, zu welcher stets, weil dieses Vieh heißes Wetter eben so wenig wie kaltes verträgt, mildes Wetter zu wählen ist (Col. VII. 6), vollbracht sein.

Die Ziegen vertragen zu keiner Zeit allzunährhaftes Futter. Schlagflüsse, welche oft ganze Heerden und gerade die bestens Genährten wegraffen, entstehen davon (Col. VII. 6). Für sichere Empfängniß ist Fetttheit der Böcke (Arist. III. 18. V. 14) und

der Mütter besonders nachtheilig und sie dürfen namentlich in höherem Alter, wo die Anlage, fett zu werden, stärker hervortritt, nur mäßig gefüttert werden. Ohne diese Vorsicht

Trägt plattmaßige Saie zwar den schumpigen Herrn,

Ovid. A. a. II. 486.

sie bleibt aber unbefruchtet (PL VIII. 76). In mittlerem Stande belegt erfolgt die Empfängniß sehr leicht, meist bei dem ersten Sprunge, es wäre denn, daß gleich darauf Regen einfiel (Arist. VI. 19) oder der Sprung bei Tage (?) erfolgt wäre (PL VIII. 76).

Nach vollendeter Begattung werden Männchen und Weibchen getrennt, jene in's Feld, diese in Ställe gebracht, wo sie, wie die Widder, reichlicheres Futter, sonderlich Gerste, zur Stärkung erhalten. Trächtige Ziegen werden, wie trächtiges Rind- und Schafvieh, leicht wohlbeleibt; sie fressen auch mehr als die leeren, dürfen aber nicht zu viele Eicheln erhalten (Aristot. VI. 18. Col. VII. 6), die Fehlwürfe erzeugen.

Die Zeit der Trächtigkeit dauert vier (Varr. II. 3) bis fünf Monate (Varr. II. 2. PL VIII. 76. Aristot. VI. 19). Die kurze Trachtzeit macht möglich, daß Manche jährlich zwei Mal werfen (Virg. E. I. 10. III. 34. VII. 9. G. II. 150) und also vom dritten bis zum achten Jahre zwei Lämmer aufgenommen, vierundzwanzig Junge liefern kann. So ist's wenigstens, Gesundheit und unverkümmerte Nahrung vorausgesetzt (Aristot. VI. 19), in warmen Gegenden, namentlich bei den Ungehörnten, die im siebenten Monat nach der ersten Empfängniß gewöhnlich sich zu begatten wieder anfangen. Fällt in der Zeit der Trächtigkeit kaltes Wetter an, verlammen Alle leicht (PL VIII. 76).

Es währt lange, ehe ein Menschenkindchen Vater und Mutter kennen lernt; aber gleich nach der Geburt (Ael. V. 25)

Kennt das meckernde Böckchen die wohlgehörnete Mutter,
Und das wollige Schaf das stuhige Lämmchen.

Lucret. II. 368.

Drei Monate behalten die Lämmer (hoedulae, Hor. Od. I. 17. 8), diese niedlichen, allerliebsten Dingerchen, welche die Hirten bis zum Küssen lieb haben und deren muthwillige, drollige Sprünge die Hirtenkinder nachmachen (Long. I. 8), das Guter, dann werden sie von den Müttern, die sich wieder begatten, gesondert, und wo sie unter der Altheerde zur Weide gehen, zur

Abwehr von dem Mutterenten, um das Lamm mit einer Stachelbinde (capistrum) versehen.

Mancher wehrt von den Müttern sofort die gesonderten Böcklein,
Und umheftet die Schwaun' von vorn mit gestachelter Binde.

Virg. G. III. 396.

Bei starken Zuchten werden besondere Lämmerheerden gebildet, die von dem Gebieter oder dem Althirten einem Jünglinge oder vom Vater, wie von Nylon (Calpurn. V. 5), dem Sohne, anvertraut (Theocr. VIII. 63), zugezählt und allabendlich überzählt werden (Virg. Ecl. III. 33); während dem hütet Jener die Altheerde selbst. So erziehen die Hirten ihre Kinder für ihren Stand und machen sie dazu durch frühe Gewöhnung tauglicher wie die, welche denselben später wählen. Diese Nachfolge im väterlichen Berufe erscheint mir als hoher Vorzug dieser armen Menschen, so daß ich wohl ausrufen möchte:

— — O wie glücklich der Mann, den Kinder gesegnet,
Spät in dem ärmlichen Hans langsames Alter besälet!
Er führt selber die Schaf', der Sohn die Lämmer zur Weide,
Und dem Ermüdeten wärmt Wasser zum Trabe das Weib.

Tibull. I. 10. 39.

Die Stärksten, von einer dreijährigen Mutter stammenden und die als Zwillinge gebornen Lämmer wähle Jeder zur Zucht; einzeln Gaborene rühmt Demofritus wegen der ihnen beizohnenden Heilkräfte (Pl. XXVIII. 42. 5). Die, welche nicht gehen bleiben sollen, werden zu Opfern für die den Hirtengesang befördernden Nusen (Theocr. V. 80), für die Nymphen und andere Feld- und Heerdengötter ausgezeichnet, verschenkt, verkauft oder verspeist (Pl. VIII. 76). In allen Fällen bedürfen Zicklein, um fröhlich heranzuwachsen und anzufleischen, gute Pflege und Nahrung. Fette Böckchen sind eine nicht unbeliebte Speise des Hirten (Theocr. I. 6) und des italischen Landmannes, welche er Gästen selbst an Festtagen vorzusetzen, sich nicht zu scheuen braucht (Hor. S. II. 2. 121). Der griechische Bauer genießt im Frühlinge zur Stärkung für die Sommerarbeit

Fleisch vom Erstling' der Gais und dazu rothsunkeluben Rothwein

Hesiod. op. 592.

mit demselben Wohlgefallen, wie der Morgenländer (1. Mos. 27. 9. 16), dem nur verboten war, sie vom Enter weg zu kochen, oder der Gutschmecker in Rom, der die Milch- und Gaislammchen be-

sonders als zarte Delicateſſe rühmt (Apic. VIII. 6) und namentlich auf tiburtiniſche einladet:

Aus tiburtiniſcher Flur wird eins der fettesten Böcklein
Kommen, so zart, wie Leins in der Heerd', unkundig des Krantes,
Wagt es noch nicht zu benagen Geſproß der niederen Weide;
Milch hat mehr es, als Blut.

Juven. XI. 65.

So lange die Lämmchen an der Mutter ſtehen, können ſie milchſett werden; ihrer lüſternen, naſchhaften Weiſe wird durch Zugaben von Blüthenbüſcheln der Ulme, Sproſſen des Kaſtig und der Weide (Nemes. I. 16. Juven. XI. 65), von Eytifus, Eiblich, Epheu und Arbutus, mit welchem auf dem Helikon auch die Alten gefüttert werden (Paus. IX. 28) und von anderem zarten Laube (Col. VII. 6. Pall. XII. 13), wie es der Hirt bei Theocrit (XI. 73) anrät und bei Virgil (Ecl. II. 30) thut, entſprochen. Den Winterlämmern, denen die Weide fehlt (Long. I. 21), gebührt ganz beſonders nahrhaftes Futter, wozu ſich außer den getrockneten Blättern der Ulme, Eſche (Col. V. 6), des Kaſtig, auch Eytifus (Theocr. V. 127), Epheu (Virg. G. III. 307), Negelos, die Sproſſen des immer grünenden Arbutus eignen. Dabei

Aber verſchleuß auch nicht immer das Heu in der Strenge des Winters.

Virg. G. III. 321.

So wachſen ſie kräftig heran und können, wenn in der Mitte des Februar oder gegen Ende des römischen Jahres

— — — Der kalte

Waffermann abſinkt und des Späthjahrs Ende beſucht,

Virg. G. III. 304.

oder wenn die Plejaden aufgehen und Pales geſühnt iſt, die Ställe mit der Weide vertauſchen (Virg. G. III. 322. Varr. II. 2. 10. Hor. Od. I. 4). Der erſtauswandernden „Zicklein grauliche ſchaar mit munter hinſchlenderndem Hüter“ gewährt einen fröhlichen Anblick, den Meleager in ſeinem ſchönen Frühlingsegemälde nicht vermiſſen läßt.

Die Angabe des gelehrten Ariſtoteles (VIII. 10), die Lämmer ſeien geſunder als die Ziegen, die Ziegen aber kräftiger als die (Schaf-) Lämmer, iſt mit Einſchränkung aufzunehmen, denn das Ziegenvieh fiebert beſtändig, iſt nie ganz geſund und gegen Hitze, Kälte und Regen ſehr empfindlich. Ungeſunde Weide können ſie nicht vertragen; darum preiſet Horaz die günſtige Lage

seines anmuthvollen Landgutes in der Nähe des Eucettis im
Sabinerlande, wo der schnellwandelnde Faunus

Abwehrt Sommergluth von Ziegen-
Heerden mit und auch die Regentwinde.
Gefahrlos suchen schweifend im sichern Wald
Erdbeeren auf durch's Dickicht, und Thymian
Die Weibchen meines verben Gaisbods.
Weber vor grünlichen Schlangen heben
Die Zicklein, noch vor Wölfen, dem Mars geweiht,
Sobald das Thal, o Tyndaris, widerhallt
Und Ustilas, des sanftgesenkten,
Glattes Gestein von Schalmecientönen.

Hor. Od. I. 17. 9.

In Berücksichtigung ihrer schwächlichen Natur dürfen die er-
sten Triftzüge nicht weit gehen, denn

Nimmer verlässlich ist Treu' des Lenzes; bald heiterer Stürme
Lächelt er an, bald führt er in nächtlich dunkeler Wolke
Regen herauf und entreißt die Lämmchen, die armen, im Gießbach.
Calpurn. V. 48.

Der Ausbruch beginnt eine Stunde nach Aufgang der Sonne,
Säume dann nicht nach Aufgang der Sonn' den Schafen die Auen,
Dickichte Ziegen zu geben, so bald sie über den Bergwaß
Lenkte die Bahn und erwärmte die erste Stunde der Tageszeit.
Calpurn. V. 29.

Im Fortschritte des Sommers geht's vor Anbruch des Tages
fort, zum Genuße des vom Morgenthau versüßten, nachfrischen
Grases (Virg. G. III. 326. Nemes. I. 8);

— — Wenn längerer Tag die durstende Stie daherbringt,
Und nicht häufig der Himmel dem wachsenden Gotte sich ändert,
Jeho vertrau' die Heerden dem Wald, setzt fernere Kräuter
Such; doch wand're das Vieh vor Tag aus; feuchternde Kälhlung
Macht dann süßer die Kost.

Calpurn. V. 50.

Die Milch ist nie so schwachhaft als im März und April,
wo die jugendlich ausgesproßten Spizen der Gräser, Kräuter,
Bäume und Sträucher im Milchsaft von dem Zahne des Vie-
hes gleichsam geschoren werden. Am liebsten gehet es an La-
brusla (Virg. Cul. 51), Thymus (Hor. Od. I. 17. 5), Eytissus,
Aegilus, Rastiz, Melisse, Cistus (Theocr. V. 128), an Erlen und
andere Busch- und Baumspizen (Arist. VIII. 10), vor allem an
Weiden (Virg. Cul. 54), wegen der ihnen eigenthümlichen Bitter-

keit; die Rinden der Bäume und Stämme schälet es gern ab. Brombeeren und Dornen sind nicht schädlich, eben so wenig Schierling (Lucret. IV. 644). Ja,

Bärtige Ziegen sieht man oft sich müssen von Schierling,
Trotzdem, daß er dem Menschen ein heftiges, tödliches Gift wird.

Lucret. V. 897.

Rhododaphne aber (Pl. XVI. 32) und Negalesthran (Ziegentod, Azalea pontica, L.) ist tödlich.

Wenn Orthagoras in seinen indischen Erzählungen angiebt, daß die Ziegen in dem Dorfe Kopytha mit getrockneten Fischen gefüttert würden (Ael. XVI. 35), so dürfte er unter Römern schwerlich Glauben finden.

Die Ziegen halten sich auf der Weide nie recht zusammen; die üble Neigung, sich zu zerstreuen, wird dadurch noch gefördert, daß man sie in buschige, hügelige und felsige Gegenden treiben muß, wo sie sich, vielleicht in Folge ihrer zwei nur in der Oberkinnlade befindlichen Vorderzähne (Pl. XI. 61) zwar besser befinden und nähren, als auf Ackerlande der Ebene (Col. VII. 6), aber auch mehr vereinzeln (Varr. II. 3). In den Gebüschern bleiben die Weibchen hinter den eifrigern Böcken zurück; diese gehen hierher, jene dorthin, kundschaften nach Gefahren, suchen nach Futter, entspringen den Hunden, verstecken sich vor Feinden; auch die Lämmer folgen den Müttern bergauf und bergab, bis diese ihre Zelt ersehen;

Eingedenk dann lehren sie selbst und führen die Jüdlein
Heim, mit strotzendem Euter sich kaum aufstützend zur Schwelle.

Virg. G. III. 316.

Diese Unflätigkeit (Long. I. 17) macht das Geschäft der Hirten äußerst schwierig, besonders in Heerden, die von Schafen und Ziegen gemischt sind. Bald müssen sie durch Dornengebüsch, bald über Abhänge, bald Einzelnen, bald Vielen vorangehen oder nachhelfen, hier die abseits Laufenden locken, dort die Eiltigen einhalten, die Springer schenken, dennoch aber — der Reter gebietet — die Heerde langsam treiben und gelassen behandeln. Man wird zugeben, daß die Erfüllung der letzten Anforderung für den guten Zustand und die Milchergiebigkeit von höchster Wichtigkeit (Col. VII. 8), aber schwer ist. Wer durch eigenen Anblick weidender Ziegenherden sich von der Schwierigkeit ihrer

Hütting nicht überzeugt hat, nehme folgende Schilderung ihres Verhaltens zur Hand:

Schon im rothigen Licht verschauelt Aurora das Dunkel,
Als ein Hirt aus den Ställen zur frühlichen Weide die Ziegen
Vorwärts trieb und des hohen Gebirg's Felsgipfel hinan kam,
Wo heßstimmerndes Gras die gebreiteten Hügel gepolstert.
Jezo im Wald und Gebüsch und jezt im Thale zerstreuet,
Bergen sie sich; jezt hurtig nach jeglicher Seite sich wendend,
Schlüpfen sie weit zum schroffen Geflüß' des verödeten Felsens;
Abgemäht wird grünes Gras mit nippenber Schwanze,
Nach der hängende Zweig des Erdbeerbaumes gerüpfet,
Sterig die Frucht auch geloset der Waldbreb' unter Gesträuchen.
Diese mit rupfendem Biß' entrafft hersehwebende Sprossen,
Bald der biegsamen Weid und bald der Erle, die aufschießt;
Diese durchwühl't des Gehäudes nach saftige Ruten; und jene
Ragt hochher von dem Vord, vorstehendem hübenben Wasser.

Virg. Cul. 43.

Die Hirten würden so mannichfaltige Anstrengungen nicht aushalten, wären sie nicht von Jugend daran gewöhnt, und wären sie nicht starke, kräftige, rüstige Leute, eben so gewandt, den Ziegen auf die Felsen nach zu klettern (Ovid. Her. XVI. 55) wie unter Gestrüppen sich durchzuwinden. Hunde helfen ihnen weniger als den Schäfern, sie erleichtern sich aber die Schwierigkeiten, indem sie Leitböcke halten, jeder einzelnen Ziege einen bestimmten Namen beilegen (Theocr. V. 146) und alle gewöhnen, ihrem Pfiffe, Zurufe oder dem Töne ihres Hornes zu folgen (Lodg. IV. 10).

Mit der vierten Tagesstunde führt der Hirt sein Vieh zur Tränke (Virg. G. III. 327), sodann wieder zur Weide, unter Mittag zur Lagerung im Schatten eines Laubes, Felsens oder Baumes (Virg. G. III. 331. Hor. Od. I. 17. 4. Virg. Cul. 106. Calpurn. V. 2), bis sich die Lust gekühlt und die erquickliche Abendweide begonnen hat. Diese ist nie zu lange auszudehnen, denn die Ziegen ruhen und schlafen gern, lieber als die Schafe, und kommen zur Zeit, ermüdet; von selbst, als ob sie zur Ruhe gebracht sein wollten. Wie die Schafe lagern sie, familienweise, mit einander zugewendetem Gesichte, doch nur bis zum Untergange der Sonne, nach welchem sie sich, wie die Hirten behaupten, nicht mehr ansehen können und darum auch das Gesicht von einander abwenden (Pl. VII. 76. Aristot. IX. 3). In der Nacht sollen sie gleich gut wie am Tage sehen; dieser Eigenthümlichkeit

sich theilhaftig zu machen, essen die Insciosen Leute (Insciosi), nach griechischem Ausdruck die Nyktalopen (Blödsichtige), d. i. Solche, welche in Folge eines, besonders schwarzen Augen eigenen Fehlers, nur bei Tage sehen, um auch in der Dämmerung sehen zu lernen, Ziegenleber in herbem Wein gekocht (Pl. VIII. 76), sie trinken Bockblut, oder lassen den Dampf gekochten Ziegenfleisches an die Augen ziehen oder bähnen die Augen mit Ziegenleber. Man glaubt überhaupt, daß aus Ziegenstoffen bereite Medicin den Augen dienlich sei; Ziegengalle mit Honig dient gegen Dunkelung der Augen, Ziegenmist und Honig gegen Augenflüsse, Ziegenmark wider Augenschmerz, Ziegengalle, Honig und Kohlsaft als Salbe gegen Augenlider, wenn man zuvor die Haare ausgerupft hat (Pl. XXVIII. 47).

Weil die Luftverhältnisse in Italien mit seinen gelinden Wintern und großen Theiles feuchten Sommern sehr wechseln, bald frühlingss-, bald herbstartig sind (Pl. II. 51.) und viele Gewitter vorkommen, so müssen die Hirten sehr bedacht sein, alle Viehheerden, insonderlich die Ziegen, zu schützen. Letztere scheinen ein Gefühl dafür zu haben, daß ihnen die Kälte schädlich, die Kälte tödtlich sei und suchen daher selbst (Paus. II. 23)

— — — — Schutz vor dem Sturm unten am Borberg,
Wenn er kalt herwehend den Schnee und den schaurigen Hagel
Bringt; sie aber, obschon nach den Weideplätzen begierig,
Sehen sich nicht, weggehend, dem Sturm' aus, sondern sie bleiben,
Bis er verbraust, beisammen im Obdach felsiger Schluchten,
Weidend in Haufen umher in dem Dickicht unter dem Schutze
Schattiger Zweige, so lang bis das Wetter vertobt ist.

Quint. Smyrn. VII. 133.

Die Zärtlichkeit der Ziegen begründet die Forderung, daß die freien Sommerställe schaurig, südlich, oder südöstlich angelegt und mit Reißig oder Laub ausgestreut werden müssen (Varr. II. 3). Schlimm ist's, wenn über Nacht ein Unwetter kommt! — Die Hirten sollen die Hürden bei Nacht bewachen, damit nicht der Wolf unter der Heerde wüthe, oder der Dieb, vielleicht gar der treulose Nachbar sich ein Stück stehle (Mart. VI. 19). Wegen ihrer Frostigkeit (Virg. G. III. 319) werden die bedeckten Winterställe gegen den Winter-Sonnenaufgang oder Süden (Virg. G. III. 303) angelegt, warm gehalten (Varr. II. 3) und, sofern nicht eine natürliche Felsunterlage vorhanden (Col. VII. 6), mit Feldsteinen oder gebrannten Steinen ausgepflastert, damit Roth und

Wist täglich weggeschafft und ein trockenes Lager gewährt werde. Man streut den Ziegen weniger als den Schafen, man streut aber

— — — — — Damit nicht Kälte des Eises

Schade dem gärtlichen Vieh, durch Räub' und entstellende Krankheit.

Dieselben Materialien, wie bei den Schafen, werden dazu genommen, am gewöhnlichsten weiches Laub. Darum rühmt der Hirt, daß seine Ziegen

Wandeln auf Mastiglaub und der Erdbeerbaum ist ihr Lager.

Theocr. V. 128.

Auf Weiden (Hor. Od. I. 17. 7) und in den Ställen find die Schlangen, besonders die grünlichen, sehr gefährlich. Der Hirt räuchere darum mit Ziegenhorn, Ziegenhaaren (Pl. VIII. 50), Hirschhorn, oder er führe einen Hirschzahn bei sich, oder er salbe sich mit dem Mark oder Talg eines Hirsches oder Hirschsalbes, denn den Schlangen ist nicht bloß der Hirsch und sein Odem, sondern jedes seiner Glieder eben so sehr zuwider, wie das Blut oder Gehirn des wilden Schweines (Pl. XXVIII. 42).

In dem von vielen Bergen und Gewässern durchschnittenen, ziegenreichen gallischen Itallen hält man, in Gemäßheit der unruhigen, beweglichen Natur dieses Viehes, lieber mehrere als große Heerden, denn diese lassen sich schwerer leiten und sind verheerenden Krankheiten stärker unterworfen. Zählen sie 50, höchstens 100 Häupter (Long. II. 10), wie sie im salentinischen und casnatischen Gebiete vorkommen, sind sie stark genug (Varr. II. 3). Die Erfahrungen des Ritters Gaberlus mögen zum Beweise dienen, wie nachtheilig große Heerden sein können. Er hatte in der Nähe der Stadt ein Landgut von tausend Juger; von einem Hirten, der täglich zehn Ziegen zur Stadt trieb, hörte er, daß ihm täglich jede einen Denar (etwa 3 Sgr. 9 Pf.) einbringe. In Hoffnung auf einen verhältnißmäßig eben so großen Abwurf, kaufte er auf der Stelle tausend Ziegen; seine Hoffnung aber täuschte, denn in kurzer Zeit verlor er sie alle durch Krankheit (Varr. II. 3). Kommt solch' ein Unfall vor, darf zum Ankauf einer neuen Heerde nicht eher geschritten werden, bis die Jahreszeit vorüber ist, welche die Krankheit hervorgerufen hat (Col. VII. 7). Am schlimmsten sind die Pestausbrüche auf den fernen Sommerweiden; den Hirten bleibt nichts übrig, als die Leichname

— — — — Gabichten hört, scharfklauigen, scharfes Geßißes,
Die auf farennder Klippe mit Lärm und Geschrei sich bekämpfen,
Wenn sie die Gais des Gebirges erreifert

Hes. Scut. 400.

zu überlassen und die Felle dem Eigner zu erhalten. Sie machen einen nicht unbedeutenden Gegenstand des Verbrauches und Handels jezt noch aus. Wie nämlich die Athener jezt noch auf Ziegenfellen schlafen (Arist. nub. 10), und die leibeigenen Bauern des ältesten Griechenlands (Diod. S. IV. 49: Pausan. II. 23), oder die rohen Einwohner des libyschen Gebirges, der Scheidegrenze von Aegypten (Nicaeten. I. 1. 2), oder die Wäntler und Sardiner durchgängig, die Lycier sogar im Kriege (Herod. VII. 93) sich damit bekleideten, so benugen sie die niedern Volksklassen in Italien und ohne alle Bereitung zu demselben Zwecke. Als heilischer Hirt trägt Lykidas ein Boafell über die Schulter (Theocr. VII. 15) und den armen Moretus

Umhüllet der Balg der gezobbelten Ziege.

Virg. Mor. 22.

In Griechenland hat sich die alte Tracht ebenfalls erhalten; darum heißen in den Trauerspielen alle an Vätersitte festhaltenden Leute „Fellmänner (*δερματισταί*)“, in den Lustspielen so alle Landleute (Varr. II. 11. 11). Die Kleidung der Priester des Pan besteht aus dem Felle eines geopfertem Gaisthieres; und er verschmähet es so wenig, daß die Hirten dasselbe ihrem Schutzgotte als Weihgeschenk an einem seiner Lieblingsbäume, manchmal unter besonderer Inschrift, aufhängen.

Telefon hat dir, o Pan, Gaiswandelsüber, Ziegenbeklafter,
Hier ein Fell auf der Flur an die Platane gespannt.

Leonid. Taront. 34.

Außerdem bedarf das häusliche und gewerbliche Leben in Italien sehr viele Ziegenfelle. Bauern und Hirten ruhen auf denselben über Nacht; der Schmidt läßt damit seine Blasebälge beschlagen (Hor. S. I. 2. 19); sie dienen zu Schläuchen (Hor. S. I. 4. 19) u. s. w.

Was soll ich endlich über den Gesundheitszustand der Ziegen sagen? Nichts, als was ich schon sagte: Sie sind nie gesund. Archelaus hat dies behauptet (Pl. VIII. 76) und Varro nach ihm. Deswegen habe der Meister schriftlich aufgezeichnete Recepte, damit er sich bei gewissen Krankheiten, besonders bei Wunden durch Verletzungen in dornigem Gebüsch und Hornstämmen

pfen (Varr. II. 3) zurechtfinden. Bei manchen Unfällen kommt ihnen ihre schon gedachte Klugheit zu statten. So heilt die Ziege ihre mit Blut unterlaufenen Augen dadurch, daß sie sich eine Binse hineinstößt und das Blut herauslaufen läßt; der Bod thut dasselbe an einem Dornstrauche (Pl. VIII. 76).

Häufig fallen die Ziegen bei der größten Munterkeit und besten Leibesbeschaffenheit plötzlich, in ganzen Herden, nieder, meistens in Folge allzureichlicher Ernährung. Tritt dies bei einem oder bei zwei Stücken ein, muß der Meister Allen Blut entziehen, die Tagesweide verkürzen und volle vier Mittagsstunden in dem Gehege halten. Werden sie von Schläffheit befallen, gebe er Rohr als Futter und einen Trank von Klar gestoßenen Weißdornwurzeln mit Regenwasser. Schlägt dieses Mittel nicht an, ist das Vieh zu verkaufen, wo nicht, abzuschlachten und das Fleisch einzufalzen. Bei Wassersucht hat der Hirt unter dem Vorderbuge einen leichten Schnitt in die Haut zu machen und die entstandene Wunde nach Abtrocknung des schädlichen Wassers mit flüssigem Pech zu heilen. Schwellen nach dem Lamm die Geburtsheile an, gieße er einen Sextar Roskochsaft (defrutum), in dessen Ermangelung guten Wein, ein und luge Wachsöl (oorotum) auf (Col. VII. 7).

IV. Der Hund.

(*Genus caninum.*)

Der Hund (*canis*) gehört, weil er nicht mit Grasfutter ernährt wird, nach Ansicht der Rechtsgelehrten, zwar nicht zu dem landwirthschaftlichen Kleinvieh, aber zu dem halblauten Villenzubehör (*instrumentum semivocale*); demgemäß wiesen ihm Barro (L. 21) und Columella in ihren Wirthschaftsbüchern eine Stelle zu und wir dürfen ihn unsern landwirthschaftlichen Bildern um so unbedenklicher einreihen, als er nicht bloß zum Vergnügen, sondern hauptsächlich zum Nutzen und Vortheile des Menschen geschaffen ist.

Es ist schwer, die vielfachen guten Eigenschaften dieses mit so vortrefflichen Anlagen ausgestatteten Haushieres erschöpfend aufzuführen, welches, das Pferd etwa ausgenommen (Pl. VIII. 61), wie kein Anderes, seinen Herrn kennet, liebet und schmeichelt, ihm Wacht hält im Hause und Hofe, ihn auf Wegen und Jagden begleitet und von Haß gegen jeden Fremden erfüllt ist. Die fast unglaubliche Spürhaftigkeit, die Jagd-Gewandtheit, der Muth gegen die stärksten Raubthiere zogen den Hund schon in den frühesten Zeiten und fast überall in die Nähe der Menschen (Cic. nat. II. 63). Es dürfte nur wenige Länder geben, wo man ihn nicht kennet, oder, wie in Delos und den heiligen Inseln (Xenoph. verat. 5), nicht duldet und nur wenige Völker welche, wie einige morgenländische, seine Beißigkeit, Gefräßigkeit (Jes. 56. 11), Unverschämtheit, Unreinlichkeit, Unzüchtigkeit, Kargheit und Eierigkeit öfterer als seine Klugheit, Gelehrigkeit, Wachsamkeit, Schmeichelfhaftigkeit, Anhänglichkeit und Muthigkeit

(Arist. h. a. I. 1) erwähnen und über seine Vorzüge stellen. So namentlich die Juden, welche ihn verachten (Eccles. 9. 4), öfters mit dem Schweine zusammenstellen (Jes. 66. 3. Matth. 7. 6. Hor. ep. I. 2. 26: II. 2. 75) und selten anders, als zur Bewachung der Heerden und Häuser (Job. 30. 1. Jes. 56. 10), zum Vergnügen erst in spätern Zeiten (Job. 5. 16. Matth. 15. 27) halten. Wir lassen dahin gestellt, ob die Ursache der Abneigung in der Wildheit und Bössartigkeit der asiatischen Rassen (Ps. 22. 17. 21), die sich nicht leicht an Herren gewöhnen, hungrig des Nachts die Wälder, bei Tage die Felder durchstreifen, gesträubigt sind (Jes. 56. 11), gefallenes und zerrissenes Vieh zur Nahrung sich machen, auch menschliche Leichname herumschleifen, verzehren und Anlaß zu der Redensart gegeben haben, — „die Hunde werden dein Blut lecken, dein Fleisch fressen“ zur Bezeichnung des gewaltsamen oder schmachvollen Todes dessen, dem kein christliches Begräbniß zu Theil wird (1. Reg. 14. 11: 16. 4: 21. 19: 22. 38. 2. Reg. 9. 10. 36. Ps. 59. 7. 15. Jer. 15. 3), oder sonst wo liegt.

Die ältesten und berühmtesten Völker dagegen, die Griechen, die Äthier in Samaria, am meisten die Aegyptier zeichneten den Hund aus. Letzteren ist er nicht bloß Haus- und Heerdenwächter, sie halten ihn so werth, daß sie ihn auf Denk- und Grabmälern abbilden, sich von den im Süden wohnenden Völkern, neben lebendigen Löwen und Schakalen, Hunde als Tribut geben lassen, den Tod eines Haushundes als den großen Trauerfall im Hause ansehen, bei welchem die Hausgenossen Leib und Kopf bescheren; den Leichnam begraben sie in heiligen Gräbern, Jeder in seiner Stadt (Herod. II. 66—67). Sie rühmen vom Hunde, daß er der Leibwächter des Osiris und der Isis gewesen oder der den Osiris suchenden Isis vorausgeeilt sei, durch sein Heulen seine Bereitwilligkeit mitzusuchen ausgedrückt und Thiere wie Menschen, die ihr gefährlich hätten werden können, abgehalten habe. Aus Rücksicht auf diese den Landesgöttheiten erwiesenen Dienste, stellen sie den Anubis, den Gott, bei dem sie schwören, mit einem Hundskopfe dar, lassen Hunde die Procession am Isisfeste eröffnen und unterhalten das alte Gesetz, daß auch die Wölfe, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Hunden, göttlich verehrt werden (Diod. S. I. 87. 88). Der Hund ist ihnen heilig; einen District im Lande benannten sie nach ihm, vielleicht mit Rücksicht

darauf, daß der Nil das Land zu bewässern anfängt, wenn der Hundstern am Himmel aufgeht (Ael. X. 45). — In Syrien, dessen starke Hunde zur Hirschjagd (Lucr. III. 750) und zum Kriege (Ael. VIII. 38) vorzüglich geeignet sind, hält das Volk für das beste Begräbniß von Leichen, wenn sie von Hunden zerissen werden. Jeder ernährt, nach Maßgabe seines Vermögens, deren eine Anzahl, welche ihn nach seinem Tode einst zerfleischen sollen (Plutarch. an vitios. 3. Cic. Tus. I. 45); denen, die dazu nicht Vermögen genug haben, werden sie eben so auf öffentliche Kosten gehalten, wie das römische Volk seit langen Jahren mehrere auf dem Capitol aus anderer Absicht unterhielt (Cic. pr. Rosa. 20).

So weit zurück und so weithin Nachrichten gehen, tritt zwischen Hund und Menschen eine diesem wie jenem von der Natur eingepflanzte Zuneigung vor. Er erscheint auch im Morgenlande als Hüter und Wächter an der Thür des Reichen (Luc. XVI. 21), wie an der Hütte des armen Mannes (Tob. VI. 1: XI. 9); er macht ein Zubehör der Burgen der griechischen Herrscher der ältesten Zeit (Hom. Od. XIV. 29) und der Palast-Höfe ägyptischer Könige aus (Theocr. XV. 43) und bewacht die erhabene Schwelle Eranders (Virg. Aen. VIII. 461); er vertheidigt Leben und Eigenthum auf den Kriegswagen der Cimbern (Pl. VIII. 61), auf den Erhöften der Güterbesitzer (Lucian. Luc. 18) und um die Laubhütten der Hirten in Apulien und Bruttium; er folgt den Wanderern am Wasser des Tigris (Tob. VI. 1) und den reichen Römern auf die Prachtwägen bei Tibur. Gelehrte (Arrian. venat. 5) und Heldenjünglinge ziehen ihn auf, wie Odysseus seinen Argos; Achilles ernährte ihrer neun (Hom. II. XXIII. 171) und überall darf er dem Tische des Reichen und des Sklaven (Phaedr. III. 7. 22) sich nahen. Er theilt die Kost des stolzeften Geblütes (Hom. Od. XVII. 309. Matth. XV. 27), und ist doch auch zufrieden, wenn er sich nur von den abfallenden Brotsamen seines Tisches sättigen kann.

Bei andern Hausthieren fragt der Geblüte nach dem Ertrage ihrer Haltung nicht, aber bei dem Hunde. Der Römer, der ihn nicht selbst füttern und erziehen mag, bringt ihn zeitweilig in fremde Kost und Lehre (Mart. XI. 70. 1), nimmt ihn später erst zum Vergnügen an, schmückt ihn mit einem Halsbunde, das seinen Namen trägt (Morcelli de stil. inscript. lat. II. 2. 3),

führt ihn an Reitknechten, begrüßt ihn zärtlich (*catulus, catula, catella*), läßt ihn unter oder in seinem Bette schlafen (Prop. IV. 3. 55. Lucian. *philop.* 27. Mart. I. 110), sich von ihm auf Reisen und Jagdabenteuern begleiten und schützen. Die Liebhaberei geht in die höchsten Stände. Alexander hatte in seinem Gefolge einen selbstaufgezogenen Hund, Peritas, den er sehr liebte; als ihm in Indien das Thier verloren ging, wurde der König so tief ergriffen, daß er zu dessen Andenken eine gleichnamige Stadt erbaute (Plutarch. Alex. 81). Der Kaiser Nero gestattete dem Prätor Aulus Fabricius, Hunde zum Ziehen der Wagen abzurichten und sie statt der Pferde auf die circensische Rennbahn zu bringen (Dio Cass. LXL 6). Heliogabal hielt ihrer eine namhafte Anzahl, darunter vier von ausgezeichnete Größe, die er vor seinen Wagen spannte; mit diesem Gespann fuhr er in den Räumen des kaiserlichen Palastes und als Privatmann auf solten Landgütern und fütterte sie mit Gänselebern (Lamprid. Heliog. 21. 28). Der Kaiser Hadrian, der große Jagdliebhaber, war auch ein großer Freund von Hunden und ließ ihnen, wie seinen Pferden, Denkmale*), gewiß nicht ohne Grabchriften**), setzen (Spart.

*) Man gedenket dabei an Friedrich II., der, wie in mancher anderer Beziehung, auch in der Liebhaberei zu Hunden dem Cäsar ähnlich war. Der König hatte stets 3—4 Windspiele um sich, wovon das eine der Günstling, die anderen dessen Gesellschafter waren. Der Günstling lag stets neben ihm, auch in seinem Bette und bekam das Futter aus seiner Hand. Er liebte die Hunde, weil er behauptete, sie hingen ihm mehr an als die Menschen und ohne Nebenabsichten; Vögel und Altmene leben mit ihm in der Geschichte. Alle hatten ihre Gräber auf der Terrasse von Sanssouci; in einer trübten Stunde wollte sich der König selbst unter sie begraben lassen. Als die vom Feinde gefangene Altmene wieder zurückkam, sprang sie auf den Tisch, wo der König gerade schrieb, und legte die Vorderpfoten zärtlich um seinen Hals; Vögel nahm ihm zweimal die Feder aus der Hand, als er zu lange in die Nacht hinein geschrieben hatte. König Heinrich III. wendete jährlich 100,000 Goldgulden auf Exponer Hündchen, deren er immer einige in einem Korbe am Halse hängen hatte, selbst in Audienzen und in der Kirche. Karl II. ging nie ohne Hunde in den Staatsrath und sein Nachfolger Jakob rief in einem Sturme: „Rüber, rettet mir nur meine Hunde und Marlborough.“ Katharina I. rettete einst einen Verbrecher, gegen den der Zar ungemein erbittert war, indem sie seinem Hunde, Ellette, eine Wittschrift an das Halsband steckte, und Peter vergieß lachend.

**) Ziemlich im classischen Geiste ist gehalten die nachstehende „Grabchrift“ von Haug:

Zierlich wechelndes Hündchen, so mußte des finsternen Gattes
Herrlicher Ruf auch dich ziehen hinauf in die Nacht!

Adr. 20). Wie den homerischen Helden dieses ihr Lieblingsthier bei deren Leiche geopfert wurde (Hom. II. XXIII. 171), so ehren es viele Römer im Tode durch Denkmale, deren Inschriften den Namen, das Vaterland (Theophr. charact. 23), die Abstammung, die Eigenschaft und Todesart angeben. Hunderte solcher Grabmale (*κυνοσσημα*) mit den Abbildungen der Hunde findet man in Gärten und Weinbergen, auf Aeckern, in Feldern und Wäldern. Bemerkenswerth ist insbesondre die Liebe zu kleinen Hunden unter den Städtern (Mart. VII. 87); nicht bloß Männer unterhalten sie, mehr vielleicht Knaben und Jünglinge, Mädchen und Frauen der vornehmsten Familien. Aemilius Paulus ließ seine Söhne nicht allein in den griechischen Künsten und Wissenschaften, Grammatik, Philosophie und Rhetorik unterrichten, sondern er hielt ihnen auch Hundemeister und Lehrer der Jägerei (Plutarch. Aemil. P. 7). In Athen ist das Gemach des streng abgeschlossenen weiblichen Geschlechtes immer von Sklaven, oft auch von Hunden, selbst Molossern, bewacht (Hor. Od. III. 16. 2); die Klage desselben lautet:

Des Bußens wegen versiegeln auch die Männer jetzt
das Fraungemach und legen Schloß und Riegel vor,
Uns abzusperren und Molossendoggen gar.

Aristoph. Thesmoph. 423.

Liegt der stumme Wächter nicht vor der Thüre, macht er die einzige Gesellschaft des eingeschlossenen Weibes aus (Eurip. Hippol. 633); in Rom aber ist der Hund der freie Freund und Geselle des weiblichen Geschlechtes. Cornelia, die Tochter des Aemilius Paulus, hielt ein Lieblingshündchen, welches Persa hieß. Man erzählt, daß Aemilius nach dem Auftrage, gegen den Macedonier Persens ins Feld zu ziehen, zu Hause von seiner ihm entgegen eilenden Tochter empfangen worden sei; sie erzählte

Oftmals hast du im Schatten die grasenden Heerden bewacht,
Ruhig im Busche dabei lauschten Hirtin und Hirt.
Aber nahte sich mit stürmenden Tritten ein Fremdling,
Wachte dein warnender Ruf leise die Träumenden auf.
Treuer Wächter der Liebe! so fahr' in Frieden hinunter,
Und das Schicksal der Nacht, Cerberus, schrecke dich nicht.
In Ebyssus Hainen, von frommen Hirten bewohnt,
Sei dir ein Schattenvoll weidender Lämmchen bescheert.
Und wenn mich und das Mädchen hinab ein freundlicher Gott einst
führt, aus Myrthengebüsch, helle du webend uns an.

dem Vater betrübten Gesichtes, ihr Hündchen sei gestorben. Remilius, vielleicht durch den Klang des Namens veranlaßt, nahm die Erzählung anders auf, als das Mädchen dachte; denn er erkannte darin eine glückliche Vorbedeutung und zog voll Hoffnung auf einen glänzenden Triumph in den Krieg (Valer. Max. I. 5). Einer vornehmen Römerin steht es nach unsern Sitten wohl an, sich zu Vergnügen und Kurzweil ein Schooßhündchen (*catellus, catella*), gewöhnlich von der Kallteferasse, zu halten, ihm im Hause jede Bequemlichkeit, Pflege und Zärtlichkeit zu erweisen, es zu haben (Mart. I. 110), zu lieben (Mart. I. 84), das Lager mit ihm zu theilen (Propert. IV. 3. 55) und der Aufsicht einer Sklavin anzuvertrauen. Geht die Gebieterin aus, trägt diese das lebenswürdige Geschöpf in der Stadt nach (Athen. XII. 3); ist das Wetter rauh, wird es, wie der geliebte Knabe des Trimalchio (Petron. 64), mit einem grünen (*fascia prasina*) oder einem anders gefärbten Tuche eingewickelt; die Matrone nimmt es im Reisewagen (*rheda*) mit auf das Landgut und giebt ihm die zärtlichsten (Lucian. de merced. conduct. 34), von der Beschaffenheit der Haare, der Gestalt, der Augen (Propert. IV. 3. 55), dem Geburtsorte, der Größe entlehnte oder allgemein lieblosende Namen; um nichts würde sie das Hündchen hergeben, nicht verschenken, nicht verkaufen; im Wochenlager pflegt sie es selbst und sorgt für die Jungen wohl mehr als für die eigenen Kinder. Der Dominus selbst hält das Hündchen der Domina lieb und werth, denn es umbesetzt und umspringt ihn ja, wenn er kommt, es stellt sich ungebehrdig gegen den Fremden und Klienten und ist so gelehrig! Wehe dir, Sabina, wenn du meine Kurrhina auf das Pfötchen getreten hättest, sagte Lullia drohend zu der sich ihrem Ruhepolster auf Befehl nahenden Sklavin! — Auch Männer erfreuen sich ihrer Schooßhündchen. Man erzählt, daß Theodoros, ein geschickter Rusler, ein Kallteferchen gehalten habe, welches von solcher Anhänglichkeit war, daß es sogar in den Sarg seines todtten Herrn sprang und sich mit dessen Leiche begraben ließ (Ael. VII. 40).

Die Liebe der Menschen zu dem Hunde hat mancherlei Ursachen. Zumeist erwerben die guten Eigenschaften desselben unsere Liebe; die Zahl derselben ist so groß, daß ich zweifelhaft bin,

Was ich rühm' vom Hunde zuerst; waghalsig die Kühnheit;
Scharf die Witterung; Stärk' zu verfolgen das eilige Jagdthier;
Jezzo spürt er's auf in die Lüste gehaltener Nase,
Und jetzt sucht er die Fähr', die Schnauz' zur Erde gesenket;
Bald verräth er das Wild durch Gebell' und rufet anschlagend
Her den Gebieter, und will es entfliehn bereiteten Waffen,
Sehet nach ihm der Hund quer über Felder und Hügel.

Ovid. Halient. 75.

Hervorstechend sind die Ueberlegsamkeit, Gelehrigkeit, Ab-
richtungsfähigkeit und andere geistige Fähigkeiten des Hundes.
Dafür vorliegende, zweifelloste Beweise will ich, als Augenzeuge,
um Einen vermehren (Plutarch. de solert. anim. p. 978). Ein
Tausendkünstler im Theater des Marcellus zu Rom zeigte einen
merkwürdig abgerichteten Hund, der allerlei Kunststücke aus-
führte, zuletzt Gift bekommen, davon betäubt werden und sterben
sollte. Er nahm das Brot mit dem vorgeblich darin verborge-
nen Gifte, fraß es auf, fing alsbald an zu zittern und zu wan-
ken, den Kopf, als ob er ihm zu schwer würde, zu senken, legte
sich endlich nieder, ließ sich hin und her schleppen, tragen, ohne
sich zu rühren, und streckte sich, ganz wie ein Todter; sodann
rührte er sich wieder, erst schwach, später stärker, that, als ob er
aus tiefem Schlafe erwacht wäre, hob den Kopf, sah sich um
und ging freundlich wedelnd zu dem, der ihn rief. Alle Zu-
schauer, darunter auch der alte Herr, Kaiser Vespasianus, waren
davon gerührt. — Für die kluge Anhänglichkeit an seinen Herrn
bürgt folgender Zug. Ich habe, schreibt Arrian (de venat. 5),
eine selbstaufgezogene Hündin, die immer wohlgemuth, eifrig in
ihrem Berufe, auch schnellfüßig ist, daß sie es zuweilen mit vier
Hasen aufnimmt. Dabei ist sie sanft und hat mich und meinen
Jagdgefährten, Magillus, über Alles lieb; von freien Stücken
verläßt sie uns niemals. Gehe ich aus, geht meine Hündin
mit; sie läuft voraus, steht sich aber oft um, ob ich etwa einen
andern Weg einschlage. Ist einer von uns krank, geht sie nicht
von seiner Seite; waren wir einmal kurze Zeit weg, so springt
sie, wenn wir wiederkommen, an uns empor und begrüßt uns
mit freudigem Gebelle. Sigen wir bei der Mahlzeit, stößt sie
uns abwechselnd an die Füße und erinnert uns, daß sie auch
ihren Antheil haben möchte. Ueberhaupt giebt sie uns alle ihre
Wünsche zu verstehen. Einmal hat sie auch die Peitsche kosten
müssen; seitdem duckt sie sich gleich, sobald man nur die Peitsche

nennst, kommt schmeichelnd herbei, springt an Einem in die Höhe und hört nicht auf zu lieblosen, bis man wieder freundlich thut. So viele herrliche Eigenthümlichkeiten veranlassen mich den Namen auch zu nennen, damit die Nachwelt erfahre, was für eine vortreffliche Hündin Artian besessen hat. Sie heißt Horme, ist wunderschön, wunderflug, ja sie ist göttlich.

Ein oft erwähntes Zeichen von Kluger, überlegter Vorsicht findet man darin, daß die Hunde in Aegypten nur laufend das Wasser des Nil lecken, damit sie nicht eine Beute der Krokodile werden, wenn es aber wahr sein sollte, daß 200 Hunde einen König der Garamanten aus der Verbannung geholt und dessen Feinde in die Flucht geschlagen haben (Pl. VIII. 61), so würde dieß ihre Fähigkeit, sich unter einander für gemeinschaftliche Zwecke zu verständigen, zugleich auch ihren mit Ueberlegung gepaarten Muth darthun. Die Jäger machen über denselben, auf der Jagd, wenn sie die Fährte suchen und das Wild verfolgen, zuerst durch Zeichen mit dem Schwanz, dann mit der Schnauze angeben, stellen, oder ihren Herrn gleichsam zu Hülfe rufen, außerordentliche Erfahrungen. Ihr Muth und ihre Unererschrockenheit dabei ist oft unglaublich. Ateslas erzählt, das Volk der Eynamolgen (Hundemesser), in einer Gegend, welche zur Herbstzeit von Schwärmen wilder, unbändiger Rinder heimgesucht werde, halte sich gewaltige Hunde, welche dieselben niedermürsen und todt bissen. Das Fleisch der Rinder gehe für die Menschen und Hunde reichliche Nahrung; die Letzteren würden in der Zeit, wo die wilden Wanderheerden ausbleiben, auf andere Thiere verwendet, die Hündinnen gemelkt und die Milch würde dort genossen wie bei uns die Milch der Schafe und Ziegen (Ael. XVI. 31). Die italischen Hirten und Jagdliebhaber wissen für den kühnen Muth, besonders der s. g. Wolfsjäger (Theocr. V. 106) oder Bärenbekämpfer, die mit außerordentlichen Preisen bezahlt werden, die merkwürdigsten Thatfachen anzuführen. Schwerlich aber hat irgendwo der Hund, welchen Alexander, als er nach Indien zog, von dem König von Albanien zum Geschenke erhielt, seines Gleichen; er gefiel gleich Anfangs dem Macedonier wegen seiner ungeheuren Größe. Bald ließ er ihn, zuerst auf Bären, dann auf Eber und Antilopen losgehen; aber Verachtung im Blick, blieb er ruhig liegen, wie dieß große Hunde kleineren Thieren gegenüber bisweilen zu thun pflegen. Alexander, betros-

fen über die vermeintliche Schlaffheit, ließ ihn tödten. Als der albanische König dieß durchs Gerücht erfahren hatte, schickte er ihm einen zweiten, mit der Bitte, er möge denselben nicht auf kleine Thiere, sondern auf Löwen und Elephanten versuchen, denn diese Klasse besaße sich nicht mit so kleinem Gespöce. Nur zwei Hunde dieser Klasse habe er gehabt und auch den zweiten nun verschenkt, wenn Alexander auch diesen tödten lasse, habe er weiter Keinen. Alexander, ohne sich lange zu bedenken, ließ nun einen Löwen los; — der Hund machte denselben auf der Stelle und vor seinen Augen nieder. Als sodann ein Elephant vorgeführt wurde, stellte sich ein Schauspiel dar, welches dem Könige zum höchsten Vergnügen gereichte. Der Hund, die Haare über den ganzen Körper aufsträubend, fing entseztlich zu bellen an, erhob sich, sprang auf den Gegner, bald von der linken bald von der rechten Seite, drängte ihn, wich zurück, benutzte jede Blöße, sicherte aber sich selbst vor jedem Angriff und brachte es so weit, daß der Elephant, schwindelig vom steten Herumdrehen, niederstürzte; bei seinem Falle erdröhnte die Erde*) (Pl. VIII. 61).

Mehrere Völker bringen den Göttern Hunde zum Opfer (Plutarch. solert. an. 6. 2); wir wissen selbst, daß die Lupercl an den vielleicht durch die wandrischen Arkadier nach Italien gebrachten, gewiß sehr alten Lupercalien dieß thun (Plutarch. Rom. 21), die Lacedämonier fassen aber dabei ihren bis zur Todesverachtung gehenden Muth hauptsächlich ins Auge. Weil sie glauben, daß dem streitbarsten unter den Göttern das streitbarste unter den zahmen Thieren besonders angenehm sei (Paus. III. 14. 9), opfern sie dem Enyalus (Mars) einen jungen Hund. Aus derselben Rücksicht wird er auch zu Kriegsdiensten benutzt. Die Cimbrer führten ihrer viele bei sich und Kastabalaner und Kolophonier halten dazu ganze Meuten, welche stets die erste Schlachtreihe bilden, wo sie, obschon ohne Sold dienend, ihre treuesten Hülfstruppen sind (Pl. VIII. 68). Auch die Hyrkanier und Milester nehmen sie mit in die Schlacht, wo sie ihnen so tapfern Beistand leisten, wie den Cimbern nach der Niederlage

*) Mit Wahrscheinlichkeit nimmt man an, daß sich das Bild dieses königlichen Hundes bis auf unsere Zeit erhalten habe; der Erzabguß eines Kollers von Lysippus mag diesen Hund zum Ideal gehabt haben, nach welchem in Italien viele Abbildungen gemacht und von welchen Gypsabdrücke genommen worden sind. Volz, Culturgesch. 1852, S. 77.

auf der raudischen Ebene, deren auf Wagen befindlichen Hütten und Zelte diese treuen Kämpfer gegen die andringenden Römer vertheidigten (Pl. VIII. 61).

Wir sind bereit anzunehmen, daß die asiatischen Hunde die muthvollsten und stärksten unter Allen sind; der Hund des Kambyses sei zunächst dafür angeführt (Herod. III. 32). Mag auch der Löwe das stärkste und furchtbarste Raubthier sein und vor nicht Jemandem umkehren (Prov. 30. 30), die Hunde jenes Erdtheiles fürchten ihn nicht und werden von den Hirten zu Kämpfen mit ihm noch angefeuert. Die darstellende Kunst der Griechen hat diese furchtbaren Kämpfe hin und wieder aufgenommen; auch auf dem göttlich schönen Schilde des Achilles konntest Du sehen, wie

Bier aus Gold gefertigte Hirten folgen den Kindern,
Welche waren begleitet von neun schnellfüßigen Hunden.
Zween entseßliche Löwen, gestürzt in die vordersten Kinder,
Faßten den dumpfaufbrummenden Stier; und mit lautem Gebrüll nun
Schleiften sie fort ihn: hoch Hund' und Jünglinge folgten ihm schleunig.
Weib', nachdem sie zerrissen das Fell des gewaltigen Stieres,
Schürften ein das Geweid' und das schwärzliche Blut und vergebens
Scheuchten die Hirten daher und bekten die eifigen Hunde;
Sie dort suchten zurück, mit Gebiß zu fassen die Löwen,
Standen genäht, und bellten sie an und mieden sie dennoch.

Hom. II. XVIII. 577.

In Eufanien (Ovid. Halieut. 57) und in den Alpen geben sie tapfer auf Bären, in Apulien auf die noch unter Augustus dort zahlreichen (Hor. Od. I. 33. 8), die Weideheerden, Winterställe und Horden überfallenden Wölfe (Col. VII. 12), scheuchen dieselben, stellen sich zur Wehre, kämpfen mit ihnen auf Leben und Tod; wo sie den Zahn nicht in das Fleisch ihrer Gegner einschlagen können, springen sie von der Seite, anbellend, gleichsam Hülfe rufend. Unter dem Schutze dieser Wächter

Droht der nächtliche Dieb dem Geheg' und der stürmende Raubwolf
Nimmer.

Virg. G. III. 405.

Die Wachsamkeit und die Treue hat den Hund seit den ältesten Zeiten zum Attribut der wachenden und schützenden Hausgötter (Lares) gemacht;

Jeder bewahret das Haus, getreu ist Jeder dem Hausherrn;
Kreuzweg' liebet der Gott, Kreuzweg' liebet der Hund;

Diebe verschreckt der Hatz und die Reut' zum Dienste Diana's;
Laren durchwachen die Nacht, Hunde durchwachen die Nacht.

Ovid. Fast. V. 139.

Darum sind sie das gewöhnliche Opfer der Hausgötter, die Symbole der Wachsamkeit und Treue. So erscheint der Hund auf Münzen und in dem durch reichen Metallschmuck gezierten Hause des Königs Alkinoos sah man schon, wie

Jegliche Seit' umstanden die goldnen und silbernen Hunde,
Welche Hephästos selbst mit hohem Verstande gebildet,
Um des edelgesinnten Alkinoos Wohnung zu hüten;
Drohend standen sie dort, unsterblich, nimmer veraltend.

Hom. Od. VII. 26.

In der That giebt es keinen unbestechlichen Wächter, keinen sicherern Nachthüter (Col. VII. 12) der Herden, Häuser, Villengehöfte, selbst der Tempel. Wer in einer einsamen Gegend, oder auch an Straßen lebt und wirtschaftet, kann wegen der häufigen Räuber und Raubthiere Hunde nicht entbehren. Theils gehen sie hier frei umher, manchmal in großer Anzahl (Varr. L. 21. Lucian. Luc. 18), theils liegen sie an der Kette (c. catenarius), an dem Eingange in das Gehöfte, an der Thür der Ställe oder des Herrenhauses (c. ostiarius). Um nicht unvorsichtig eintretende Fremde der Gefahr auszusetzen, daß sie von diesen großen, unbändigen Bulldoggen zerrissen werden, steht man an den Eingängen Tafeln mit der humanen Warnung: Acht vor dem Hunde! (cave canem!), oder das aufgehängte Bild eines gemalten Hundes (Becker's Gallus. S. 176). Der Eigener kann sich um so sicherer wissen, als sein Wächter einen kurzen, tiefen (Lucret. V. 862), von Träumen unterbrochenen Schlaf (Pl. X. 98), einen sehr scharfen Geruch (Pl. VIII. 61. Ovid. Met. VII. 806) und ein feines Gehör hat, das durch kein Leisetreten getäuscht, durch kein Schleichen betrogen werden kann (Senec. ir. III. 27). Der Hund ist das einzige Thier, welches Bekannte und Unbekannte unterscheidet,

Beides sowohl an des Leibes Geruch, wie am Tritte der Füße;

Theocr. XXV. 68.

er hört auf seinen Namen, versteht die Sprache des Hauses, erkennt seine Hausgenossen an der Stimme, seinen Herrn schon aus der Ferne (Pl. VIII. 61). Kommt er an,

Glüpft er sanft aufkurrend zur Seit' und wedelt gar freundlich.

Theocr. XXV. 72.

Jeder Fremde ist ihm verdächtig und sein Feind, wäre er auch statthaken und herrlichen Antlitzes, wie Hercules und Darius, als sie nach Sparta kamen (Paus. III. 15), oder wollte er dem Gebieter, oder den Göttern des Tempels, vor dem er Wache hält, Gabe und Opfer bringen (Cic. pr. Rosc. 20); nur bei Scipio Africanus machten die Capitolhunde zur Verwunderung der Tempelwärter eine Ausnahme (Gell. VII. 1). Sonst

Mit lautem Gebell murrstürzet er daher und dorthin

Theocr. XXV. 69.

jeden ankommenden Fremden, dem es nicht immer, wie einst der göttlichen Kraft des Sohnes des Amphitryon, welcher

— — — Mit Steinen, die vom Boden er aufhob,

Schwenkte hinweg die Hund' zu entfliehn aus ihm rauheren Tone

Drohte er allen zugleich und jähnte bald das Gebell,

Theocr. XXV. 70.

gelingt, zu beruhigen; die Hunde sind um so unändiger, wenn der Ankommende etwa verdächtig ausseht, und scheinen sogar eine besondere Fähigkeit zu besitzen, Diebe und Taugenichtse zu erkennen und bei deren Verrathen mit einer Ueberlegung zu Werke zu gehen *). Vorgeworfenes Futter besänftigt sie nicht (Seneca. ir. III. 27). Einst zur Nachtzeit, wo die Tempelwärter schliefen, kam ein Dieb in den Tempel des Aesculap zu Athen und nahm eine Anzahl Kostbarkeiten mit; der Hund, der einzige Wächter, verfolgte den Tempelräuber, der umsonst mit Steinen nach ihm warf, dann das dazu schon mitgebrachte Brot und den Kuchen darbot; er hörte nicht auf zu bellen, stellte sich an die Hausthür und bellte dem Diebe nach, so oft er ausging. Als die Athener die Schätze bald vermiften, erkannte sie der Tempelhund, verhafteten den Dieb und preßten ihm das Geständniß seines Verbrechens ab, ließen ihn nach dem Gesetze bestrafen, den Hund hingegen aber fortan auf Staatskosten hegen und pflegen (Ael. VII. 13). Man hat Beispiele, daß Hunde Diebe abgelauert und abgestraft haben. So wurde der Sklav des Cypolis, Ephtaltes, der seinem Herrn einige Komödien entwendet hatte, von

*) Im Tempel des Vulkan auf dem Aetna gab es Hunde, welche inständig Rechtthaffene liebten, Schelnern aber und Schurken nach den Beinen führen. — Die Deutschen sagen, am dem Benehmen der Hunde und Mägde könne der in ein Haus Eintretende wahrnehmen, ob er gern oder ungern gesehen werde.

dessen Hunden zerrissen (Ael. VII. 29). Ihr Erkenntnißvermögen bethätigt sich namentlich bei den Hofhunden, welche mit lautem, vernehmlichen Rufe das Raubthier, unter dem Consulate des Pautius und Fabius Quintus die Bölse (Liv. III. 29), ferner jedes fremde, oder seinen Stall zur Unzeit verlassende oder versagte Räume aufsuchende Vieh (Lucian. Luc. 18) anzeigen und verrathen. Ihre Wachsamkeit nimmt zu, wenn sie der Hundeweister bei Tage einsperrt und des Nachts losläßt (Cat. 124. Varr. I. 21). Je seltener sie mit Menschen zusammenkommen, um so anfälliger und bössartiger werden sie, und je länger sie einem Gegner gegenüber stehen, um so mehr nimmt die ihnen, wie allen Thieren mit vielem und fettem Blute, angeborne Jornmüthigkeit (Pl. XI. 90) zu. Ihre anfällige Bosheit legt sich, wenn man sich ihrem Herrn oder wohlbekannten Hausgenossen anschließt, wenn man sich auf die Erde niederseht oder sie mit Namen ruft. Es besitzt auch kein Hund den an, der ein Hundehertz bei sich trägt, oder den abgeschnittenen Schwanz eines Wiefels, welches danach wieder freigelassen wurde, in den Schub unter die große Zebe gelegt hat (Pl. XXIX. 32); auch vor dem verstimmen sie, welcher die Pflanze „Taubenkrant“ (peristereos) an oder bei sich trägt (Pl. XXV. 78).

Gut und Geld, Kleider und Schätze, selbst Menschen können schwerlich in bessere Obhut, als in die dieses strengen Wächters gesetzt werden. Wir beziehen uns anher der bekannten Sage von dem am Berge Tithaeion in Epidaurien ausgelegten Kinde der Tochter des Phlegias und des Apollo, welches ein Hund bewachte (Paus. II. 26), zum Beweise auf folgende Erzählung: Ein Handelsmann reisete nach Troas; in seiner Begleitung hatte er einen Hund und einen Sklaven, der sein Geld trug. Unterwegs ging Letzterer auf kurze Zeit bei Seite, legte das Geld ab, vergaß es aber und es blieb liegen. Der Hund, der auch dabei war, legte sich inzwischen auf das Geld und wartete ruhig, während der Herr und Sklav nach Troas wanderten. Hier erst, als nicht bezahlt werden konnte, merkten sie den verlorenen Schatz; sie gingen zurück, suchten und fanden das Geld an der vermuteten Stelle und bei ihm den wachenden Hund, der aus Mangel an Futter schon halbtodt war. Als er seinen Herrn kommen sah, legte sich der Treue von dem Gelde weg und — starb als-

bald *) (Ael. VII. 29). Siehe, hier bestätigt sich das Wort des Dichters:

Ja, fürwahr, es schufen die waltenden Götter dem Menschen
Dies vortreffliche Thier zur Gesellschaft! — Wie es doch aufmerkt!
Wär' ihm doch auch im Herzen so viel des Verstandes geworden
Einzusehn, wenn zürnen und wenn nicht zürnen es sollte,
Nicht Wank' eines der Thiere mit ihm wetteifern um Vorrang.

Theocr. XXV. 78.

Der schönste Zug beim Hunde ist die bei jeder Gelegenheit hervortretende Liebe und Anhänglichkeit an die Person seines Herrn; dartin übertrifft er jeden andern seiner Mitklaven. Er ist sein treuer und treuester Begleiter, hält sich Tag und Nacht zu ihm (Col. VII. 12), steht ihm in Gefahren zur Seite, setzt sein Leben für ihn ein, weicht im Tode nicht von ihm, wacht noch um seine Leiche, kämpfet für die entgeistete Hülle, sollte es ihm auch das Leben kosten. Volcatius, ein Mann edlen Geschlechtes, der dem Cassellius das bürgerliche Recht lehrte, wurde einmal auf der Rückkehr von seinem Landgute in der Abenddämmerung von Straßenräubern überfallen; er saß auf einem Zelter; seine Hülfe war nahe, — nur sein Hund und der war es, der ihn vertheidigte; der Senator Cilius, der zu Placentia ebenfalls von einer bewaffneten Bande überfallen wurde, empfing nicht eher eine Wunde, bis sein Hund erschlagen war (Pl. VIII. 61). — Bei dem Einfalle der Perser wollten die Athener nach Salamis segeln; als sie in die Schiffe einsteigen wollten, folgten ihnen ihre Hunde mit kläglichem Geschrei, der des Xantippos, des Vaters des Perikles, stürzte sich sogar in das Meer, schwamm neben dem Kriegsschiffe bis nach Salamis und — fiel dort todt nieder. Noch jetzt wird an dem Vorgebirge das dem treuen Thiere aufgerichtete Denkmal gezeigt (Plutarch. Cat. 5. Themist. 10).

In diesen in der Geschichte ausgezeichneten Beispielen von Hundetreue mag noch folgende Erzählung kommen. Der Cäsar Liberius ließ den Sejanus, seinen vormaligen Freund, Rathgeber

*) Während er ist noch die Geschichte jenes Reisenden zu Pferde, der seinen Mantelsack verlor; der Hund bemerkte es, bellte, sprang dem Pferde in die Zügel und sein Herr schloß ihn, als sei er wüthend, nieder; noch einmal blickte er rückwärts nach seinem treuen Pudel, nun erst vermistete er sein Felleisen, ritt zurück, fand den Hund beim Felleisen, der ihm noch einmal die Hand leckte, und starb.

und Obersten seiner Leibgarde, bekanntlich im Gefängnisse ermorden, den Leichnam dann in die Tiber werfen; Alle hatten sich dem gefallenen Wünstlinge abgewendet, nur nicht sein treuer Hund; der folgte ihm in den Kerker*) und stürzte ihm zuletzt in den Strom nach (Dio Cass. 58). Eben so erhebend und rührend sind folgende in den Jahrbüchern des römischen Volkes aufgezeichnete Beispiele. In den bürgerlichen Kriegen war ein gezeigter wissiger Calvus getödtet worden; seine Feinde, welche noch die mißhandeln und den Kopf abschneiden wollten, konnten nicht eher ankommen, bis sie den Hund, der sie verteidigte, erlegt hatten (Ael. VII. 10. — Als Titius Sabinus nebst seinen Erlaosen wegen des an Nero, dem Sohne des Germanicus, begangenen Mordes zum Tode verurtheilt war, ließ sich der Hund eines dieser Unglücklichen nicht von dem Gefängnisse wegstreiben und wich auch später nicht von der Leiche des ermordeten Herrn; er heulte kläglich, als sie auf die Straße geworfen wurde; das Stück Fleisch, welches Jemand aus der Menge ihm hinwarf, trug er an den Mund der Leiche, der er, als sie in die Tiber geworfen wurde, nachschwamm und die er über dem Strome zu erhalten suchte. Viel Volk stand am Ufer und bewunderte die heldenmüthige Hundetreue. Der Hund des Lyciers, Jason, fraß, nachdem sein Herr getödtet worden war, keinen Bissen, sondern hungerte sich zu Tode (Pl. VIII. 61).

Daß Hunde die Grabstätten ihrer Herren auffuchen und nicht verlassen, ist bekannt; daß Erigone durch Hülfе ihres Hundes, Mara, den Leichnam ihres erschlagenen Vaters, Icarus, gefunden habe (Hygin Fab. 130), ist vielleicht mehr als Sage, denn man weiß zuverlässig, daß, als Darius, der letzte König von Persien, im Kampfe gegen Alexander verwundet und gestorben war, Alle die Leiche verließen, — nur sein Hund nicht (Ael. nat. an. VI. 25). Ich frage: Welcher Diener hat seinen Gebieter so lieb? — Welcher ist ihm so treu**)? Keiner (Col. VII. 12)! Der Hund des Lyfsmachus, den Paris, aus der Zeit des Ptolemäus Philadelphus, Hyrcanus nennt, hielt, als sein königlicher Herr

*) Der Hund der unglücklichen Marie Antoinette war nicht von der Guillotinerie hinwegzubringen und noch 1795 vorhanden, bekannt unter dem Namen: le chien de la Reine.

***) Gerhart, erzählt der „lachende Philosoph“ (VI. S. 278), fand ich in dem lieblichen Bade Niederan vor dem Denkmale eines Hundes, das der ant-

auf der Ebene Koros in Phrygien nach tapferer Gegenwehr durch den Wurfspeer des Herakleoten Kalakon gefallen war, an dem Leichname gegen Vögel und Raubthiere Todtenwache, bis der Pharsalier, Thorax, den schon Vermessenden an dem treuen Wächter erkannte, und als das Bebein später verbrannt wurde, stürzte er sich freiwillig in die Flammen (Ael. VI. 25. Pl. VIII. 61. Plut. Terrestr. an aquat. etc. 14). Eben so folgten die eretrischen Hunde des Mentor (Ael. VII. 38. Plin. VIII. 61), der des Königs Piero und des griechischen Schauspielers Polus, ihren Gebietern in die Flammen des Scheiterhaufens. Naturgetreu ist's, wenn im Grabliede auf Adonis

Um den Jüngling winseln umher die getreulichen Hunde,
Bion, I. 18.

und wenn ein römischer Dichter (Senec. Hippolyt. 1308) die Hunde voll Betrübniß die Glieder ihres verunglückten Herrn suchen läßt.

Der Hund hat ein gutes Gedächtniß, er merkt nicht bloß seinen Namen, seine Heimath, sondern auch Dinge, die man ihm anlernt; Beleidigungen vergißt er eben so wenig, wie erlittene Strafen. Seine scharfe Spürkraft kommt ihm unterwegs oder verirrt zu Statton. Am stärksten erweist sich dieses Vermögen in Bezug auf seinen Gebieter. Als Beleg mag der Hund Argos (Hurtig) dienen, den Odysseus, als Jüngling, ehe er zur heiligen Troja schiffte, zwar anferzogen, aber nicht gebraucht hatte. In seiner Abwesenheit

— — — — Fährten ihn Jünglinge
Immer auf wilde Biegen und flüchtige Hasen und Rehe
Aber anicht, da der Herr entfernt war, lag er verachtet
Auf der gethürmeten Höhe des Mistes der Mäuler und Rinder,
Welcher geschichtet am Thore des Hof's lag, daß ihn Odysseus
Knechte schafften von bannen, die Aechter des Königs zu bändigen;
Hier lag Argos, der Hund, vom Ungezieser zerfressen.

Hom. Odys. XVII. 292

gewanderte Bruder des ausgewanderten General Kellermann, den Alles verlassen hatte, der Hund aber erst im Tode, setzen ließ mit der Inschrift:

Als einst die Irene sich aus dieser Welt verloren,
Hat sie zu ihrem Eig' des Hundes Herz erkoren.

Die, welche unlängst das Ehrenprädikat „getreu“ ansuchten, „wohl getreu die Eigenschaft und das Beiwort der Hunde sei,“ hätten hier ein monumentales Zeugniß für ihre Ansicht annehmen können.

Ungeachtet zwanzig langer Jahre hatte er ihn nicht vergessen! Es ist eine der schönsten Stellen Homer's, wo er den Hund beschreibt, der den Heimkehrenden, wegen inzwischen blöd gewordener Augen, zuerst in der Nähe wiedererkennt, Freude und Anhänglichkeit bezeugt; er

Wobette zwar mit dem Schwanz' und senkte die Ohren herunter;

Aber er war zu schwach, sich seinem Gebieter zu nähern;

Und Obpfand sah es und trocknete heimlich die Thränen.

Hom. Od. XVII. 301.

Auch für Unthaten, welche am Gebieter verübt worden sind, hat der Hund ein gutes Gedächtniß, und Mancher gab schon Veranlassung zur Entdeckung solcher Verbrechen. — Pyrrhus fand auf einem Marsche mit seinem Heere einen Hund, welcher den Leichnam eines Gemordeten bewachte. Nach näherer Erfundigung erfuhr der König, daß derselbe schon seit drei Tagen, und ohne einen Bissen zu fressen, zur Seite seines erschlagenen Herrn verweile; er befahl, die Leiche zu begraben und den Hund mitzunehmen. Wenige Tage später bei einer Rüstung zog das Heer an dem Könige vorüber; der Hund saß nicht weit von ihm und ganz ruhig. Sobald er die Mörder, die sich unter den Soldaten befanden, bemerkte, schlug er laut an, stürzte sich wüthend auf sie los und sah sich dabei oft nach dem Könige um, der durch dieses Verhalten Verdacht schöpfte und Befehl gab, die Angeheulenen zu ergreifen; nachdem noch andere Beweise hinzugekommen waren, gestanden die Schuldigen und wurden für ihre Unthat bestraft*) (Plutarch de solert. p. 869. Pl. VIII. 61).

Beachtenswerth ist die Liebe der Hündinnen zu ihren Jungen; sie nähren sie fleißig, wärmen, schützen und vertheidigen sie;

*) Man erinnert sich hierbei an den Hund von Aubry de Montibier, des französischen Ritters zur Zeit König Karl V., welcher der Sage nach von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, menschlins getödtet wurde. Der Mord wurde dadurch entdeckt, daß der Hund Aubry's, der bei dem Morde gegenwärtig gewesen, sich stets feindselig gegen den Mörder betrug und ihn anfiel, so oft er ihn erblickte. Der König befahl, daß Macaire mit einer Keule bewaffnet, mit dem anlägerischen Hunde kämpfen und seine Sache ordnungsmäßig ausmachen sollte; der Hund siegte. Dieß hat zu dem Drama: Der Hund des Aubry oder der Walb bei Bondy, Anlaß gegeben, das, weil ein dressirter Hund die Bühne betrat, vielen Unwillen erregte, von vielen Theatern ausgeschlossen wurde und als es nach dem Vorgange in Berlin (1816) auch in Weimar zur Aufführung kommen sollte, sah sich Göthe bestimmt, die Inten-

ſie ſpielen mit ihnen, laſſen ſich von ihnen beißen, züchtigen ſie auch. Die Griechen machten ſie daher zum Symbol der treueſten Mutterliebe auf Grabdenkmalen. So Antipatros aus Sidon in der Grabſchrift auf

Myro.

Bundre dich nicht, daß Geißeln du ſiehſt auf dem Male der Myro,
 Gule und Bogen und Sans neben dem ſüchtigen Hund;
 Daß allkräftig das Sans ſie gelenkt, dieß melbet der Bogen,
 Daß ſie der Kinder Geſchlecht ſorglich gepflegt der Hund;
 Aber die Geißel bezeichnet dir nicht die verderbliche Herrin,
 Sondern die erakte, die ſtets nach der Gerechtigkeit ſtraft.
 Wache des Hauſes verkläret die Sans; daß ſonder Ermäßigung
 Pallas Dienſt ſie gelibt, zeigt die Gule dir an.
 Solcher Geſchäft' erfreut' ich im Leben mich! — Ihrer gedenkend
 Hat ſymboliſch den Stein Biton, der Gatte, geſchmückt.

Daß ein Thier mit ſo vielen guten Eigenſchaften der Slav des Menſchen wurde, iſt nicht zu verwundern. Wir haben den Hunden vergeſſen, daß ſie unter den Gefahren des Capitoles ſchwiegen, ſehen uns über ihre Unarten hinweg und erweiſen ihnen die größten Zärtlichkeiten. Caſar tadelte dies und fragte, als er einen Mann ſah, der nach der Sitte der Barbaren ein Hündchen im Buſen umhertrug und liebkoſete, ob die Weiber ſeines Volkes keine Kinder bekämen? — Recht fürſtliche Worte gegen den Unſinn, der die Liebe und Zärtlichkeit, die der Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt, an Thiere verſchwendet (Plutarch. Pericl. 1)! Wenn man aber treuen Hunden Thränen im Tode nachweint oder Grabmale und Grabſchriften *) ſetzt, ſo haben wir die

bautur des Theaters niederzulegen, worauf die Tagesblätter die Verſe aus Schillers Gedicht an Göthe:

Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
 Und ſiegt die Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

in dieſer Parodie anwenden:

Dem Hundestall ſoll wie die Bühne gleichen,
 Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

*) Eine der ſchönſten Leiſtungen deutſcher Poeſie iſt Götting's
 Klage

eines Schiffbrüchigen auf einer wüſten Inſel über den Tod ſeines Hundes.

Sammer! meinen Freund hab' ich verloren,
 Keinen einzigen auf dieſer Welt!
 Da! da liegt er nun mit hingestreckten Ohren,
 Der mir oft noch Muth ins Herz gebellt,

Griechen zu Vorgängern. Es sei gestattet, der Grabchrift des
Tymnes hier eine Stelle zu geben,

Auf einen Hund.

Melitas Insel entstammt, liegt unter dem Hügel Eumelos'
Treuester Wächter, der Hund, so wie der Marmor besagt;
Tauros ward er im Leben benannt; jetzt wohnt er im Hades
Und sein Bellen erfüllt schweigend die Pfade der Nacht.

Table Niemand diese Anhänglichkeit freier Römer und den
Ausdruck ihres Schmerzes; wissen wir doch, daß

Und mir Trost hat zugewebelt!
Hal da liegt mein Lehtes in der Welt!

Damals, als auf einer kleinen Erklammer
Mich die Fluth an diese Welle trieb,
Sprang er aus dem Bracke, schwamm mir immer
Hintennach, und sah nur, wo ich blieb;
Legte mich am Ufer trocken!
Welcher Mensch hat seinen Freund so lieb?

Hüt' und Schutze, die am Ufer schwammen,
Holt' er unermüdet aus der See,
Trug zum Feuer Keiser, Holz zusammen,
Fing mir alle Tag' ein junges Reh;
Vögel, die ihn noch nicht kannten,
Fascht' er listig in dem hohen Klee.

Dann, so lagen wir bei unserm Feuer,
Aßen mit einander; süßer Ruh,
Caro, guter Caro, mein Getreuer!
Pfl egten wir zusammen, ich und du,
Aber, welcher Kokus-Wipfel
Säufest mir nun wieder Schummer zu? —

Wachen werd' ich, mich zu Tode wachen,
Und das will ich, bester Caro, gern,
Wenn nicht früher eines Tigers Rachen
Schon erwürgt deinen alten Herrn;
O! er sollt' ihn nicht erwürgen,
Wäreß bu, mein Tapftrer, mir nicht fern.

Aber, trennen sollen wir uns, trennen?
Niemals wieder in der bessern Welt,
Als zwei Wesen, bess'rer Art, uns kennen?
War dein Geist nur Stoff, der auch zerfällt?
Nein, auch er bleibt unverloren,
Weil die Treue dort erst Lohn erhält.

Auch kesseln im Schlachtengetümmel gefallene Koffe
Parther und Thränen vergießen Molosser den Hunden, den treuen.

Stat. Sylo. II. 618.

Je näher der Hund den Menschen zu allen Zeiten gestanden und je schärfer er beobachtet worden ist, um so weniger konnten seine Unflitten und Widrigkeiten übersehen werden. Sie sind vielleicht mehr als die anderer Hausthiere, namentlich von den Juden, ins Licht gestellt. In ihren heiligen Büchern treten selten die guten, häufiger die übeln Eigenschaften derselben hervor. „Hund“ gilt bei ihnen als Bezeichnung alles Unreinen und Profanen, Gemeinen und Niedrigen, Verworfenen und Unverschämten (1. Sam. 17. 43. 24. 15: 2. Sam. 9. 8. 2: 2. Reg. 8. 13. Sir. 13. 22. Apoc. 22. 15); er ist das Bild eines gemeinen, schlechten, in der spätern Zeit eines heidnischen Menschen (Matth. 15. 26), und dient, wegen seiner offenen Geilheit, als Abzeichen des *scortum virile* (5. Mos. 23. 19). „Hundskopf“ ist einer der beleidigendsten Schimpfnamen (2. Sam. 16. 9: 3. 8).

Bei Homer auch kommt der Hund selten von der guten Seite, öfters als Schimpfname (*κύων*) vor. So schimpfet der Ziegenhirt Melanthios den Eumelos (Od. XVII. 248); Achilles den Agamemnon und Peisandros heißt die schlachtbegierigen, treulosen Troer „schändliche Hunde“ (Il. XIII. 620)*). Das Thier dient dem Dichter als Bild der Schmähsucht, Dreistigkeit, Habsucht und Unverschämtheit (Il. IX. 373). Die Athener brauchten noch später „Hündin“ (Bege, *κύων*), zur Bezeichnung einer schlechten Dirne (Aristoph. Lysist. 363. Pax 755) und wenn sie ein Verhalten oder eine Sitte voll slavischen Geistes darstellen wollen, so nennen sie dasselbe „Hündigung“ (*κύωνισμός*). Es scheint uns dies darum auch auffallend, weil der Hund schwerlich bei einem andern Volke solche Verachtung fand, wie unter den Griechen. Rhadamanthus, der gerechte König von Areta, soll statt bei den Göttern, bei dem Widder, der Gans und dem

*) Gerade so, wie die Türken die Christen, und der britische Pöbel den Franzosen oder Ausländer: French dog (Französischer Hund). Bei den Germanen war das Hundetragen eine Schande; bei den Deutschen war zur Zeit das Hundeführen ein einträglicher Posten, aber der Schimpfname „Hundsfott“, mag er nun von Hunnus stult, oder von „Hund“ und dem alten „Föben“ erklären, herkommen, oder den Hund noch näher angehen, ist stets infamirend geblieben.

Hunde haben schwören lassen und Sokrates noch sich dieser Sitte angeschlossen haben (Schol. ad Aristoph. nub. 521). Die Hundeliebhaberei fesselte ihre angesehensten Männer; man erzählt, daß Alcibiades einen Hund von seltener Schönheit und Größe für 70 Minen (1688 Thlr.) kaufte, dessen prächtige Ruthe er zum großen Leidwesen seiner Freunde verstaute (Plutarch. Alcib. 9).

Auch in Rom ist das Wort „Hund“ ein Schimpfwort (— canaille —). Physisch oder sittlich unreine (Plaut. Most. I. 1. 40), verkleinerungs- (Hor. ep. VI. 1. Suet. Vesp. 13), schmähs- und zankfüchtige, verrätherische (Senec. ad. Marc. 22), niederträchtige und schlechte Menschen heißt man „Hunde“ und bezeichnet so selbst nichtsnutzige Dinge. Ein schlechtes Essen heißt „Hundeeßen“ (prandium caninum, Gell. XIII. 29).

Das Geschlecht der Hunde ist ohne Zweifel einer genauern Darstellung werth (Pl. VIII. 61). Ehe ich jedoch dieselbe gebe, sei bemerkt, daß unser Hund vielleicht von dem wilden stammt, dessen Aristoteles (I. 1) gedenket. Im Laufe der Zeiten und unter den Einwirkungen der Menschen und Länder haben sich aber so viele Rassen gebildet, wie es Länder giebt;

Tausend Heimathen der Hund' und Sitten entleitet dem Ursprung
Sind einem Jeden zu Theil.

Grak. 164.

Die nennenswerthesten sind:

I. Asiatische Rassen. Voran stellen wir

1) Die Indischen. Indien, das Land der Wunder, hat große Pflanzen, große Thiere (Herod. III. 106), sonderlich große Hunde, denen die anderer Länder sich nicht vergleichen lassen (Pl. VII. 2). Man sagt, daß sie von Tigern und Hunden erzeugt werden (Diod. S. XVII. 92. Arist. VIII. 28. Ael. h. a. VIII. 1. 1). Sie sind zu jeder Jagd, sonderlich zur Schweinsjagd (Xenoph. cyneg. 10. Philostr. I. 28), nach angeborener Anlage (Ctes. Ind. 3. Arist. VIII. 27. Ael. IV. 19. VIII. 1), die besten und so voll Ruthe, daß sie die größten Feinde der Löwen sind und dort auch im Kriege gebraucht werden. Xerxes führte ihrer eine große Anzahl nach Europa (Herod. VII. 187). Vor Menschen fürchten sie sich nicht; Ouesikritus erzählt, daß die Einwohner von Baktrien alte, schwache und franke Personen lebendig ihren Hunden vorwerfen, die, geflissentlich dazu gehalten, in der Landessprache „Todtengräber“ heißen (Strab. XI. 10). Was sie mit

ihren Zähnen gepackt, lassen sie nicht eher los, bis ihnen Wasser in die Nasenlöcher gegossen wird, verdrehen dabei die Augen und lassen sie vortreten. Ein indischer Hund hielt einst einen Löwen und Stier in seinen Fängen; der Stier starb, ehe er loskam (Strab. XV. 2). Die Indier züchten sie mit großem Fleiße und die Könige lieben sie. Vier ansehnliche Dörfer auf der babylonischen Ebene fütterten für die Könige Hunde und waren dafür frei von allen Abgaben (Herod. I. 192). Für ihre Betigkeit, Stärke und große Anzahl spricht die Erzählung, daß Alexander von dem Könige Sopythes 150 Hunde als Geschenk erhielt; zwei derselben ließ er auf einen Löwen los und als diese besiegt waren, noch zwei Andere. Als der Kampf gleich stand, ließ Sopythes einen Hund am Schenkel packen und wegziehen und befahl, für den Fall, daß er sich nicht wegziehen lasse, ihm den Fuß abzuschneiden. Alexander der den Löwenhund schonen wollte, mochte dies nicht zugeben und gestattete es erst, als ihm Sopythes für den Einen vier Andere versprach. Der Hund stand nicht ab vom Bisse und ließ sich wirklich im langsamen Schritte den Schenkel abnehmen (Strab. XV. 1. Curt. I. 1. 33).

2) Die Lydischen, seit Alters bekannt (Herod. I. 36), sind, sonderlich die aus der durch ihren Dianatempel berühmten Stadt Maguesta, den Waidmannsleuten sehr erwünscht (Oppian. I. 373); auch in Italien werden sie als Sauriden gehalten. Wir haben eine, die Eigenthümlichkeiten dieser Rasse andeutende,

Grabscrift auf eine lydische Hündin.

Anferndrht inmitten der Reister des Amphitheater,
Jagdhündin, im Walde scharf, sanftmüthig daheim,
Allergetreueste Lybia nannte Dexter, der Herr, mich,
Und nicht hätt' er getauscht um mich Erigone's Hund,
Nicht auch den bithaischen Stamms dem Cephalus folgend
Als ein leuchtend Gestirn flog zu der Göttin des Lichts.
Nicht entnahm mich die Länge der Zeit, nicht nutzloses Alter,
Wie dem bulgarischen Hund war von dem Schicksal bestimmt;
Ich erlag dem blühenden Jauer des schäumenden Eber,
Dir, Calydonier, gleich; dir, Erymanthier, gleich.
Schweig Mäg', ob schon schnell zu den Schatten des Hades geraubt ich,
Konnte nicht kommen mein Lob ehrenvollern Geschicks.

Mart. XI. 70.

Vielleicht gehörten dieser Rasse die Hunde an, mit deren Hülfe der Lydier Alyattes die Cimmerier aus Asien vertrieb (Pomeroy, Bilder aus der röm. Landwirthsch. II. 16

lycen. stratag. VII. 2), wahrscheinlich auch die Kriegshunde der Kolophonier und Kastabalenfer.

3) Die Karischen zählen zu den guten Jagdhunden (Oppian. Cyneg. I. 371). Die Karier bringen heut noch, wie die ältesten Römer und die Spartaner, dem Mars Hunde als Opfer (Arnob. IV. 25). Daher der sprichwörtliche Ausdruck: karisches Opfer (*carica victima*), von einem Essen, das Niemand genießen mag.

4) Die Kretischen oder Gnosischen sind sehr hurtig, ausdauernd im Laufe, zum Bergklettern geschickt (Aelian. an. III. 2), wegen scharfen Geruches gute Fährtenpürer (Arrian. venat. 3. Grat. Cyneg. 211. Ovid. M. III. 208), langgezobdelt, lauten Gebelless (Claudian. Stilic. III. 300), dem Leitselle folgsam (Lucan. IV. 441); die Hündinnen wegen ihrer Bedächtigkeit zur Saujagd ganz besonders tauglich (Xenoph. Cyneg. 10. Philostr. I. 28. Oppian. Halieut. IV. 276. Cyneg. I. 373), werden zu dem Ende auch mit Spartanern gepaart:

Vom kretischen Vater erzeugt, doch lakonischer Mutter
Labros und Agriodas und hellen Gebelless Sylaktor.

Ovid. M. III. 223.

Die Stadt Gydou liefert bis in fremde Erdtheile berühmte Hirtenhunde (Sil. II. 443). Reine Kreter sind indeß schon gut zur Jagd (Oppian. Cyneg. I. 373), die Hündinnen zur Hirschjagd. Ein unbekannter griechischer Dichter sagt daher:

Schnell wie ein Geier verfolgte die kretische Hündin die Hirschspur.

5) Die Cyprischen sollen schnelle und gute Jagdhunde sein (Ovid. M. III. 220).

6) Die Samischen wurden durch König Polykrates, welcher griechische Hunde einführen ließ, veredelt (Athen. XII. 560).

II. Afrikanische Rassen.

1) Die Aegyptischen. Die Aegypter brachten den Hund schon in den ältesten Zeiten zur Jagd und zur Heerde; noch später galten

Alle am sanbigen Ufer des Nil als Wächter der Heerden.

Opp Cyneg. I. 374.

Auf den Denkmälern aus alter Zeit findet man mancherlei Arten (Wind- und Dachshunde 2c.) abgebildet; im Allgemeinen sollen die ägyptischen Hunde kleiner als die hellenischen sein (Arist. VIII. 28).

2) Canaria, eine der glückseligen Inseln der Westseite Afri-
ka's, hat ihren Namen von der Renge der überaus großen Hunde,
deren zwei Juba zugeführt wurden (Pl. VI. 37).

III. Europäische Rassen. Wir stellen billig

1) Die griechischen voran, deren Vortrefflichkeit weithin be-
kannt ist. Der Hund ist das Lieblingsthier der Griechen und
nimmt eine angesehene Stelle in ihrem Cultus ein; an den
Sühnefesten wird ein junger Hund herumgetragen (*περιχίλαξις*-
μος, Plutarch. Quaest. 68. Rom. 21), an den Lupercalien
des alten Artemis-Dienstes ein Hund geopfert und aus den
Gingenweiden desselben geweissagt, eine Wissenschaft, welche vor
ihrem wahrscheinlichen Erfinder, Thrasybulus, bei keinem Volke
üblich war (Paus. VI. 8. 2). Die alten griechischen Könige
schon hielten ihn auf ihren Burgen, brauchten ihn auf ihren
Jagden, und ihre Lieblingshunde kamen zu ihren Todtenopfern;
die Armen aßen, was auch Festus von den alten Römern und
Justinus (XIX. 1) von den Karthagern erzählt, wie jetzt noch
das afrikanische Bergvolk der Hundesser (*canarii*), sein Fleisch
(Aristoph. Eq. 1399); die Hirten und Bauern verwendeten sein
Hell (*κίρρη*), wie das von Füchsen (Virg. Aen. VII. 688) zu
Rühen, Rappen, Hüten (*galerus*, *galea*), Helmen und dergl.
(Hom. Od. XXIV. 230), und der älteste ihrer Dichter hat ihm
in Argos*) das älteste und ein unvergängliches Denkmal gesetzt.
Andere Dichter verherrlichten den Hund in Liedern, die Gelehr-
ten bearbeiteten seine Naturgeschichte, lehrten die Kunst seiner
Erziehung, Abrichtung und Verwendung, die Gesetzgeber nahmen
auf ihn Rücksicht (Plutarch. Sol. 24) und manches mit Inschrift
und Bild bezeichnete Grabmal giebt dem Vorübergehenden an,
was er im Leben seinem Gebieter war. Darf es bei dieser all-
gemeinen Werthschätzung befremden, wenn, selbst im höhern Tone
der Rede, der königliche Mann, der Etwas sucht, dem Hunde
verglichen wird? (Soph. Aj. 8. Aeschyl. Eumen. 126. Suppl.
758.) —

Alle asiatischen Thiere sind wilder und unhändiger, als die
europäischen, diese aber muthiger (Arist. VIII. 28); die griechi-

*) Argos lebt in der Geschichte, wie der Hund Berejillo, den die Spanier
auf die armen Indianer losließen und in den Gehalt von 1½ Soldaten ver-
setzten — Jeder aus besonderer Ursache. — Zur graufigen Erwähnung kam
neuerdings der Quadenhund „Magenta's“.

ſchen Hunde haben, wie ſich ſchon aus Homer ſchließen läßt, den Vorzug größerer Anhänglichkeit an den Herrn, ſie ſind lehrhafter, bildſamer und anſtelliger, — ſicherlich nicht allein in Folge von beſſern Naturgaben, ſondern der Rückwirkung des Volkes, unter dem ſie leben, ſeines Charakters und ſeiner Beſchäftigung*) (Plutarch. Rom. 18). Ich führe zum Beweiſe die Epiroten an; ſie ſind das muthigſte Volk und gleichmäßig ſind auch ihre Hunde die muthigſten (Ael. III. 2. XII. 20). Vielleicht läßt ſich dadurch auch die Erſcheinung erklären, daß die Peſt in Athen und zu Homers Zeit (II. I. 50) zu gleicher Zeit Menſchen und Hunde befiel und wegraffte (Thucyd. II. 50).

Wir führen folgende Arten an:

a. Die Epiroten (Virg. G. III. 345) oder die Koloffier von Koloffus hinter dem Pindus an der weſtlichen Grenze Nord-

*) Dieſe ſehr zutreffende Bemerkung findet ihre Beſtätigung im Hauſe und unter den Völkern. Nach dem Ausſehen und Verhalten des Haushundes läßt ſich einiger Mißſchluß auf das Hauſe, den Hausherrn, den Hausgeiſt machen. Reichenbach (Naturfreund I. S. 134. Leipz. 1884) ſagt: Klima, Lebensart und Beſchäftigung haben den Hund, der ſich noch mehr als andere Thiere mit Leib und Seele dem Menſchen anſchloſſen hat, zu dem gemacht, was er gerade iſt. Selbſtſtändiger als alle andern Thiere, ſagt er auch das geiſtige Bild von dem, was ihn täglich und ſtündlich beſchäftigt, tiefer auf und verähnlicht ſeinen Körper dieſem Bilde, ſo weit dieſe ſeine Organisation erlaubt. Der Bullenbeißer, der wohl von den Hültern der Wäſſelheerden abſtammt und beſſen Urſtamm Strabo ſchon in Tibet kannte, verräth ſchon durch ſeine plumpe Figur und ſein breites Rindsmant die Beſchäftigung, welche ſeine Phantaſie im Wachen und Schlafen erfüllt. Die Windhunde bil deten ſich wohl durch die Jagd auf ſchnellflüchtiges Wild, wodurch ihr Körper geſtreckt, ihre Phyſiognomie der des Hirsch und der Antilope verähnlicht wurde. Der breite Behang der Jagdhunde ſchreibt ſich vielleicht aus einer frühern Laufbahn dieſer Thiere her, die ſie in Arabien als Hültern der Schafe durchlebten, welche dort mit dieſem langen und breiten Behange geziert ſind und keine Wolle, ſondern glattes Haar, wie die Jagdhunde haben. Eben ſo hat der Sauſänger einige Ähnlichkeit mit dem Schweine, der engliſche Fuchshund mit dem Fuchs erhalten. — Hamilton hat nachgewieſen, daß die hängenden Ohren Folge und Kennzeichen einer durch Generationen fortgeſetzten Unterwerfung und völligen Verknechtung ſind. Je mehr nämlich eine Hunderaſſe, wie beim Pommer und Schäferhunde der Fall, von ihrem urſprünglichen Freiheitsſinn übrig behalten hat, deſto mehr ſteht und ſpißt ſie die Ohren, je vollſtändiger aber dem Menſchen die Unterwerfung gelungen (Pubel, Plünerhund), deſto ſchlaffer hängen die Ohren. Die Griechen wußten Jahrhunderte lang nichts von Hunden mit hängenden Ohren. S. Correſpondenz-Bl. des Würt. landw. Vereins 1848. B. II. S. 2.

griechenlands, sollen von dem Hunde stammen, welchen Vulkan aus Erz bildete, dann belebte und dem Jupiter schenkte; dieser schenkte das prächtige Thier der Europa, Europa dem Minos, Minos dem Prokris und Prokris dem Cephäus (Pollux onomast. V. 89). Sie sind vorherrschend gelbröthlicher Farbe (Oppian. Cyneg. I. 375), großen, starken Körperbaues, guter Lernhaftigkeit, scharfen Geruches, schnell (Mart. pect. 33. 2) und hitzig auf's Bild (Virg. G. III. 405). Sie haben ein großes Maul, schlappige Lefzen, hartes Gebiß und eine weit hin schallende Stimme; obschon gegen Andre bissig, haben sie ihre Jungen lieb und belecken sie oft (Lucret. V. 1075. Lucan. IV. 440). Wegen ihrer Gewandtheit (Mart. I. 33), Betügligkeit und Wachsamkeit werden sie zur Jagd (Mart. XII. 1. 1. Senec. Hippolyt. 32. Virg. Cul. 330. Arist. h. a. IX. 1. Claudian. Stilic. II. 215) und zum Wächthalten, von den Hirten (Varr. II. 9) zu beiderlei Zwecken (Hor. ep. 6. 5), in den Städten auch in den Häusern der Reichen gehalten (Hor. Sat. II. 6. 114).

b. Die berühmten Lakonischen oder Spartanischen, weit hin versandten (Virg. G. III. 345) und bis nach Asien Geschickten (Theophr. charact. 21) sind von mäßiger Größe (Aristot. V. 2), schwächlicher Gestalt (Claud. Stilic. III. 300), großer Stärke (Ovid. Met. III. 219), hohem Ruthe, scharfem Geruche (Ovid. M. III. 207), großer Schnelligkeit. Vermöge ihres gewaltigen Gebisses können sie Knochen leicht zermalmen (Aristot. gen. an. II.); ihre ausgezeichnete Spürkraft ist fast sprichwörtlich; darum wird der alle Spuren des Ajax verfolgende Odysseus ihnen verglichen (Sophocl. Aj. 7). Die spartanischen und molossischen Hündinnen sollen nach Aristoteles folgsamer sein als die Hunde. Die Hirten des heerdenreichen Taygetus, des lakonischen Waldgebirges auf der mittelften Südspitze des Peloponnes, die attischen (Aristot. h. a. IX. 1), die apulischen und kalabrischen brauchen sie als Heerdenhunde, — höhern Ruhm haben sie unter den Jägern, denn sie sind zu jeder Jagd, besonders zur Sauhage (Xenoph. venat. 10), zu brauchen. Die Jäger rühmen, daß sie das Bild aufspüren und verfolgend im Auge behalten, ohne zu bellen (Arrian. II. 29). Sie lassen sich zugleich als Hirten- und als Jagdhunde verwenden (Virg. G. III. 44. Varr. II. 9). Die besten zu letzterem Zwecke (Virg. G. III. 405) kommen aus Amyklä, der alten Königsstadt, der Heimath des Kastor und

Pollux; weil man, vielleicht nach ihrer vorherrschend gelblichen Farbe glaubt, daß sie von Füchsen (*αλοπύς*) und Hunden erzeugt würden, heißen sie auch Fuchshunde (*Alopeciden*). Solche meint Horaz:

Denn gleich dem Moloß und gleich dem salben Sparterhund,
Der treuen Hut des Waidenden
Jag' ich einher, gespißt das Ohr, durch tiefen Schnee,
Was auch voraussetzt, des raschen Wild's.

Hor. ep. 6. 5.

c. Die Lokrischen sind anerkannte Sauriden (*Xenoph. venat. 10*). Darauf deutet eine Grabchrift von Anyte auf eine an Schlangenbissen gestorbene Hündin dieses Ganes:

Also verdarbst du, Mära, am vielfach wurzelnden Strauche,
Lokrerin, schnellste der laut lärmenden Hündinnen du,
Weil dir also hinein in das Gieß des beweglichen Fußes
Nicht zu verzeihenbes Gift legte der schillernde Wurm.

d. Die Arkadischen, ganz vorzüglich zum Treiben des Viehes, doch auch zur Jagd tauglich, und, wenn man der Mythe Glauben beimessen könnte, als solche hochberühmt in uralter Zeit;

— — — geschwinde denn flürmende Winde,
Pamphagus, Dorceus auch und Oribasus, alle Arkader,
Nebrophonous voll Stärk' und der gräßliche Eheron mit Pälaps,
Pterelos auch, im Lauf, und Agre, trefflich an Spürkraft,
Und Hyläus, jüngst vom wüthigen Eber gehauen.

Ovid. M. III. 209.

Die besten kommen von Tegea, dem berühmten Tempelorte der Artemis und des Pan (*Oppian Cyneg. I. 372*). Weil man annimmt, daß sie durch Begattung von Löwen und Hunden entstanden sind, werden sie von Pollux „Löwenmischlinge“ (*λεοντομυγες*) genannt.

e. Die Sicyonier, mit schwächtiger Weiche (*Ovid. M. III. 216*), scheinen den Windspielen zugegehören.

f. Die Argolischen, gute Jagdhunde (*Opp. Cyneg. I. 372*).

g. Die Aetolischen sind listig und verschlagen.

h. Die Amorger, von Amorgo, einer der sporadischen Inseln, werden unter den Jagdhunden aufgeführt (*Oppian. Cyneg. I. 374*).

2) Die italischen Rassen: Dazu gehören

a. Die Umbrischen, unter den einheimischen die besten; wegen ihrer Spürnase (*Sonec. Thyest. 497*) und Schnellfüßigkeit

taugen sie zur Hirschjagd (Virg. Aen. XII. 753), sind aber auch zum Bewachen und Treiben der Heerden (Varr. II. 9) gut zu brauchen.

b. Die Aufontischen oder Tuscischen hochberühmt (Oppian. Cyneg. 371. 396), verschlagen, schnell und Trotz ihrer langen Haare zur Jagd tauglich.

Auch der tuscische Hund schafft nicht ein geringes Vergnügen
Oftmals, sei ihm auch ein dichtbezottelter Körper
Und das Beglieder unähnlich den Arten hurtiges Laufs;
Sei's, er bringet dir dar erfreuliche Gaben der Beute,
Denn er stößt die Fähr' auch auf im Dufte der Wiese
Und er zeigt auch an der Faser verborgenes Lager.

Nemesian. Cyneg. 231.

c. Die Salentiner aus dem weiderethen Calabrien, gute Hirtenhunde (Varr. II. 9).

3) Nordländische Rassen:

a. Die Gallischen oder Celtischen erwähnt Xenophon noch gar nicht, später erst werden sie als gute Jagdhunde (Oppian. I. 373), besonders als Hasenfänger (Mart. III. 47) gerühmt; große Schnauzen sind ihnen eigenthümlich (Catull. XLIII. 9). Gratinus gedenkt ihrer und versichert:

Großer Ruhm erhebt die mancherlei Celten.

Grat. cynog. 156.

Vielleicht meinte er die flambritischen und belgischen *), die wie die gallischen durch ihre Schnelligkeit bekannt sind. Die schnellsten Gallier sind die sog. Vertagen (vertagi, -gae), wahrscheinlich Windspiele; an ihnen ist Alles schön; der Körper, die Augen, die Farbe, die Einrichtung der Beine; sie apportiren gut.

Nicht sch, wenn dem Gebieter macht Jagd das hitzige Windspiel;
Unverlezt vom Zahn werde der Haß dir gebracht.

Mart. XIV. 198.

Ob diese oder eine andere Art es war, welche die Gallier nach Strabo im Kriege brauchten, läßt sich nicht bestimmen; sie geben sich aber viel mit der Haltung der Hunde ab, ihre Ver-

*) D'Aussy (histoire de la vie privée des Français 1782) glaubt, daß die gewaltigen Hunde, welche Karl der Gr. dem Kalifen Harun al Raschid zum Gegengeschenke machte und die, als sie nach Asien kamen, die Bewunderung des Kalifen erregten, als sie den Löwen bei einer Löwenjagd furchtlos angriffen und so lange festhielten, bis er erlegt war, Nachkommen der belgischen Hunde gewesen seien.

tagen schätzten die Römer und in der spätern Zeit werden die aus dem Gebiete der Segustaner und aus Gratianopolis (Grenoble) erwähnt; mit starken Zoddeln, sonst unschön. Arrian sagt: Die besten sehen am schlechtesten aus. — Die gallischen Hunde sind gewandt, kampfluftig, bissig; sie haben den Fehler, daß sie auf der Suche helfen (Catull. 43. 9. Grat. 157). Ihre Stimme ist schwach und heulend und wenn sie die Spur eines Wildes haben, verfolgen sie dasselbe nicht muthig, sondern mit Geheul. Es läßt sich daher das bei den Baktriern gewöhnliche Spruchwort einigermassen auf sie anwenden: Ein furchtsamer Hund bellt weit heftiger, als daß er beißt (Curt. VII. 4. 13). Abgerichtet lassen sie sich zum Schutze der Heerden, wegen ihrer Schnelligkeit zur Jagd auf freiem Felde, sonderlich der Hasen (Mart. III. 47. 16) brauchen.

Wenn der gallische Hund auf eb'nem Gefilde den Kammeler
Blickt, braucht jener die Fäust' zur Deut' und dieser zur Rettung,
Der, Einholendem gleich, hofft jetzt und jetzt ihn zu packen,
Und schon streift er die Fähr', vorangestreckt die Schwanz;
Zurmer ist zweifelhaft jetzt, ob sie er gefasset und reißt sich
Aus den Fängern heraus und verläßt den packenden Rachen.

Ovid. M I 534.

b. Die Britannischen sind großen Schlages, lebhaft und stark genug, die starken Hälse der Bullen zu brechen (Claud. Stilic. III. 301). Die Bullenbeißer (Bulldoggen), in Rom erst seit der Eroberung Britanniens bekannt, haben hier so vielen Beifall gefunden, daß man sie, wie in Athen die Molosser (Aristoph. Thesmophor. 416), zur Bewachung der Häuser hält; im Kampfe mit wilden Thieren verheerlichen sie die Spiele.

Hierher gehören auch die Agassäer, eine tüchtige Spürart, nicht nur auf Vierfüßler, sondern auch auf Geflügel. Der Gestalt nach gleichen sie den ledern Tischhunden; der Rücken ist fleischlos; sie haben große Zoddeln, stark gezahnte Füße, schwerfällige Augen, dicke, giftige Zähne (Opp. I. 467. Nemes. 124).

c. Die Pannonischen, sind groß und stark, scharf und bissig, nicht nur zur Jagd (Oppian. Cyneg. I. 171), sondern auch zu Krieg und Kampf brauchbar (Nemes. 126).

d. Die Iberischen gelten als gute Jagdhunde (Oppian. I. 371. 397).

e. Die Thracischen sind ebenfalls gut auf der Jagd (Oppian. I. 372. 396).

f. Die Dardanischen, aus dem oberen Noëthen, sind als gute Hirtenhunde (Sil. II. 443) weithin bekannt.

Die Hunde theilt man in Jagd-, Hof- und Hirtenhunde. Nicht bloß der Gebrauch, sondern die Natur begründet diese Eintheilung, denn manche Art eignet sich besser als die andere für diesen oder jenen Zweck (Varr. II. 9. Col. VII. 12). In „landwirthschaftlichen Bildern“ könnte ich den Jagdhund (genus venaticum) völlig übergehen, weil die Jagd nicht zur Landwirthschaft gehört, weil der Jagdhund dem Landmanne nichts nützt und ihm die Jagd zur Rässigkeit in seinen Geschäften Veranlassung giebt (Col. VII. 12.); dennoch aber nehme ich ihn auf, weil auch auf dem Lande sich Jagdliebhaber finden und meine Abhandlung in die Hände der Hirten kommen könnte, die neben ihrem eigentlichen Berufe von der durch ganz Italien gestenden Jagdfreiheit Gebrauch machen (Virg. G. IV. 435: III. 410), einiger Andeutungen bedürfen. Bauern und Hirten brauchen den Jagdhund

Zu verfolgen im Lauf die schlichternen Fiel des Waldes,
Und zu erjagen die Gams, zu erjagen den flüchtigen Kammeler;
Oft aus Waldmorästen hervorgetriebene Hauer
Schenkt er mit lautem Gebell in die Flucht und durch die Gebirgsgehöhn
Drängt er ins Reich mit Geschrei den übergewaltigen Kronhirsch.

Virg. G. III. 410.

Nächst dem Jäger ist der Hund dem Hirten am Nöthigsten, die Hirten haben die meisten Kenntnisse seiner Natur und seit den ältesten Zeiten sich mit Haltung und Zucht desselben zur Wacht und Jagd abgegeben. Schon Homer erzählt:

— — Hier große Hunde, wie reißende Thiere, bewachten
Stets das Geheiß, erzogen vom Mäuner beherrschenden Sanhirt.

Hom. Od. XIV. 29.

In Italien ist er der Heerdenhüter, ihr beständiger Gefährte, ihr Schutz bei Tag und Nacht; von den Vorzügen des Seinen rühmt Jeder gern und spricht etwa zum Andern:

„Nein ist der Hund, der die Heerde bewacht und die Wölfe erschürzet.“

Theocr. V. 106.

Solch' Einer ist das beste Geschenk, das sie sich gegenseitig machen und werthvollen Kaufpreises, wenn er taugt,

— — — Daß jegliches Wild er verfolge.

Theocr. V. 107.

Auf die Regel, welche Hesiod seinem Landmanne giebt:

Auch scharfzählige Hunde gepflegt, nicht spare des Brotes,
Daß kein tagdurchschlafender Mann dir die Güter entwende,

Hesiod. op. 604.

verweisen wir den Willenbesitzer und rathen ihm, sich dieses lebendige Willenzubehör nicht anzukaufen, sondern, von den besten Eltern gezeugt, selbst aufzuziehen. Thut er das, wird der catonischen Vorschrift entsprochen: „Was der Landwirth selbst erzeugen kann, soll er nicht kaufen“ und eine größere Anhänglichkeit sowohl des Herrn an den Hund, als des Hundes an seinen Herrn begründet, als wenn er einzelne, schon abgerichtete von Bekannten erhält oder aus den Kuppeln auswählt, welche Händler herumführen. Bei Beobachtung jener bekannten manilischen handelsrechtlichen Bestimmungen wird der Käufer dennoch öfters betrogen. Die Hunde gewöhnen sich schwer zum neuen Gebieter, selbst wenn er ihnen, wie Salserna in seinem Buche „der Ackerbauer“ rieth, gekochte Frösche zu fressen giebt. Gekaufte Hunde sind auch bisweilen zu dem bestimmten Zwecke untauglich, und öfters laufen sie nach dem vorigen Wohnorte und Herrn zurück. Publius Aufidius Pontianus aus Amiternum kaufte einmal in dem äußersten Umbrien Schafsheerden mit den Hunden; die nicht mitgekauften Hirten mußten sie in die Wälder von Metapontum (j. Torre di mare) und auf den Handelsplatz (emporium) von Heraklea (j. Policoro) am Siris in Lucanien bringen. Kaum waren die Hirten nach Hause gelehrt, so liefen die Hunde, war's Sehnsucht nach der Heimath, war's Liebe zu den Herren, freiwillig nach Umbrien, trotz der mehrtägigen Entfernung und der erfolgten Fütterung, zurück (Varr. II. 9). Muß man indeß kaufen, ersehe man Solche von ganz gleicher Rasse; Hirtenhunde entnehme man nur von Hirten, nie von Jägern oder Fleischern; Fleischerhunde eignen sich nicht, Weidevieh zu treiben, und Jagdhunde wollen lieber Hasen und Hirschen nachsetzen, als Schafe begleiten. Gleichartige Hunde vertragen sich auch unter einander am besten (Varr. II. 9).

Wer Hunde aufziehen, abrichten und gedeihlich pflegen will, muß Kenntnisse ihrer Natur besitzen. Dieselben zu vermitteln, ist die Absicht nachfolgender, auf Gewährsmänner sich stützender Grundsätze.

Der Hund, in Gestalt, Farbe und Lebensweise von großer Aehnlichkeit mit dem Wolfe (Diodor. S. I. 88), hat an den Vorder- und Hinterfüßen, wie der Löwe und Luchs, fünf Zehen, von denen einer am Fußgelenke herabhängt (Pl. XI. 99), Sohlen (pedes) und krumme Nägel (Pl. XI. 101), sägeförmige (dentes serrati), durch das ganze Maul stehende, kammweise in einander greifende und darum sich weniger abreibende Zähne, welche er mit auf die Welt bringt (Pl. XI. 69), nur die sog. Hundszähne (d. canini) fallen, wie bei dem Löwen, aus (Pl. XI. 63). Die Zähne sind von weißer Farbe und daher heißen die Hunde: Weißzähne (Hom. II. XI. 292). Alle Thiere mit Sägezähnen sind sehr beißig (Pl. XI. 64); die Hunde machen durch eine Menge Bisse und Wunden mürbe, was sie nicht auf einmal zerkleinern können (Pl. XI. 61). Der Schwanz ist, wie bei den Füchsen, stark behaart, im Gefühle der Kraft geringelt, bei Entrüstung steif, bei Freude, Liebe und Schmeichelei bewegt; die schlechtere Art steckt ihn unter den Bauch (Pl. XI. 111). —

Der Bauch des Hundes ist enggebaut und darum kann er nicht ohne starkes und schmerzliches Drängen ausleeren (Pl. XI. 79). Der Unterleib (venter) dem des Menschen ähnlich (Aristot. h. a. I. 16); weil er sich nach unten verengt, werden die Speisen, mit denen er gefüllt ist, wieder nach oben gedrängt, während sie bei andern Geschöpfen, mit einem geräumigern Unterleibe, hinabstufen. Bei Hunden und Menschen ist dieses nicht immer möglich und deswegen entleeren sie sich durch Brechen nach oben. Dieß in Anbetracht genommen, dürfte die Ansicht, daß die Menschen das Erbrechen von den Hunden gelernt haben, einigen Zweifel unterstellt werden. Diese thun es gewöhnlich dann, wenn sie zu viel und zu gierig gefressen haben, um sich zu erleichtern, jene hingegen, aber viel öfterer, nach dem Genuße und zur Abführung unverdaulicher Speisen; zur Erleichterung des Magens nach aufgehobener Tafel, zur Beförderung der Verdauung in der Sommerzeit oder im Alter, wo Verdauungsschwäche eintritt, zur Vorbereitung auf Gastmähle durch besondere Brechmittel (emetica), welche kein vornehmer Römer verabscheut (Cic. ad Div. VIII. 1. ext. ad Att. XIII. 52. pr. Deiot. 7. Cels. I. 3. Suet. Vitell. 13), mag es auch den Augen und besonders den Zähnen schädlich sein und leicht zu einer Erkältung des Magens führen.

Bei den Hunden liegt das Ekelhafteste darin, daß sie den Auswurf wieder fressen; daher denn die morgenländische, sprüchwörtliche Redensart: „Der Hund frist wieder, was er gespien,“ zur Bezeichnung eines unflätigen oder eines solchen Menschen, der anerkannte Thorheit und unterlassenes Unrecht von Neuem begeht (Prov. XXVI. 11. 2. Petr. II. 22).

Die Indier paaren Hunde und Tiger*); die Hündinnen werden während der Laufzeit in Wäldern angebunden; die Nachkommenschaft der ersten und zweiten Zeugung soll zu wild sein und darum erziehen sie erst die der dritten, welche wie die, welche von Schakals stammen, nach Gratians Angabe, durch Kampflust sich auszeichnen. Die Aethiopier gatten Wölfe und Hunde; die aus diesen Paarungen entstehenden Jungen, Crocotten (*crocottae*) genannt, sind wilden Charakters, die Alles, auch die größten Knochen (Diod. S. III. 35) mit ihren Zähnen zermalmen und was sie verschlingen, sogleich verdauen (Pl. VIII. 30). Auch die Gallier lassen Hündinnen von Wölfen belegen und die Wolfsheerden haben dann jedes Mal einen Hund zum Anführer (Pl. VIII. 61). Dasselbe geschieht in Aegypten (Diod. S. I. 88), in Cyrene (Aristot. h. a. VIII. 28), vielleicht auch in Sypern und Griechenland, dessen Hirten die wilden, lautbellenden, unbändigen Wolfshunde (*Lycista*, *Lycisce*), welche die Gallier im Kriege brauchen, und die schon in alter Sage (Ovid. M. III. 214. 220) vorkommen, nicht unbekannt sind (Virg. Ecl. III. 18).

Die Hundezüchter haben die Erfahrung, daß es nicht gerathen sei, fremde Hunde einem Stamme einzumischen, weil die verwandten Blutes (*cognati*) einander am besten beistehen (Varr. II. 9). Derselben gemäß soll Jeder bei der Aufzucht und Paarung auf einerlei Rasse, dann auf die besten Eltern halten, weil die Nachkommenschaft stets auf die Alten zurückschlägt (Virg. Ecl. I. 23) und dem Verlangen der Jäger und Landleute nach reinem Blute (Geop. XIX. 1) am besten entsprochen wird. Will man indessen Mischlinge ziehen, so müssen die edlen Eltern ein-

*) Vielleicht sind die Thiere, welche die Griechen und Römer (Arist. h. a. VIII. 27. 8. Ael. VIII. 1) für Bastarde von Hunden und Tigern oder Löwen hielten, Jagbleoparden (Jeparden, Jagdtiger) eine große Katzenart, die dadurch dem Hunde ähnelt, daß sie eine runde Pupille hat, die Krallen nicht zurückschlägt, zahm wird und dann zur Jagd gebraucht werden kann. Ihr Vaterland ist Mittelsafrika und Südwest-Asien.

ander ähnlich und verwandt sein, so daß Arkadier und Eleer, Pannonier und Kreter, Karier und Thracier, Tyrhener und Lacedämonier gegattet werden können;

Auch zur iberischen Braut führ' hin den sarmatischen Buhlen;
Solche Mischung ist gut; doch werbe die edelste Stammart
Nimmer gemischt, und Männer des Weibwerks rühmen vor Allen
Solche.

Oppian, Cyneg. I. 393.

Die Hündin wird zweimal läufig (catulire), wirft auch zweimal, nämlich im Frühjahr und im Sommer. Bei heran-
nahegender Begattungszeit meldet sich sieben Tage hindurch der Monatsfluß, bei welchem ein zu verschiedenen medizinischen Zwe-
cken dienliches Goblüt abgeht (Pl. XXIX. 32); zugleich findet eine Anschwellung der Schaam statt, während welcher sie jedoch die Belegung nicht zuläßt, sondern erst in den nachfolgenden sie-
ben Tagen. Demnach dauert die Laufzeit (catulitio) vierzehn, bei Manchen sechzehn Tage. Die Reinigung bei dem Wurfe erfolgt zugleich mit den geworfenen Jungen; sie ist dick und schleimig, wird aber allmählich dünner (Arist. VI. 20). In der Laufzeit werden die Hündinnen bisweilen unbändig und fast ra-
send vor Wollust (Aurel. Vict. epit. 32); man muß sie alsdann im Auge haben und abwarten bis sie sich vom Blute gereinigt haben, weil sonst der männliche Same nicht bei ihnen verbleibt (Arrian. ven. 27).

Nach zuverlässigen Beobachtungen regt sich der Begattungs-
trieb des männlichen Hundes, des Hengstes und Ebers am stärk-
sten früh Morgens; die Hündin schmeichelt erst Nachmittags. Jener läuft dieser Stunden lang nach; sie wird in Einer Be-
gehung befruchtet (uno coitu completur), wie sich daraus ergibt, daß auch nach heimlich erfolgter Belegung Empfängniß eintritt (Pl. X. 83. Arist. VI. 20).

Die Milch stellt sich gewöhnlich fünf, bei Einigen vier, bei Andern sieben Tage vor dem Wurfe ein und ist gleich nach dem-
selben brauchbar (Arist. VI. 20). In der ersten Zeit der Träch-
tigkeit lassen sich die Hündinnen bei der Heerde und Jagd brau-
chen, später werden sie zu schwer, zu träge und verlangen Scho-
nung; Anstrengung ist selbst den Jungen schädlich (Xenoph. ven. 7). Nach dem Volksglauben wird es als ein böses Vor-
zeichen angesehen, wenn Jemandem, der eine Reise antreten will-

eine hochträchtige Hündin über den Weg läuft (Hor. Od. III. 27. 4).

Die Zeit der Trächtigkeit dauert nach Varro drei Monate, nach Plinius und Xenophon sechzig Tage oder den sechsten Theil des Jahres; die lakonischen tragen einen oder zwei Tage länger oder einen weniger. Einige sind den fünften Theil des Jahres oder 72 Tage trächtig (Arist. VI. 20); die Jungen aber bleiben dann 14 Tage und die von solchen, welche ein ganzes Vierteljahr tragen, siebzehn Tage blind.

Die lakonischen Hündinnen bekommen schon 30 Tage nach der Begattung Milch, die zuerst dick ist, aber mit der Zeit dünner wird. Die gewöhnlichste und beste Wurfszeit ist um die Sonnenwende. Wie alle Thiere mit vielen Jungen bringen die Hundeweibchen mehrere (Cic. nat. II. 51), nie mehr als zwölf, gewöhnlich fünf oder sechs Junge zur Welt, — die lakonischen werfen meist acht. Selten wird nur Ein Junges geboren; kommt dieß vor, oder fallen nur Männchen, oder nur Weibchen, so gilt dieß eben so für ein Wunderzeichen (portentum), wie wenn ein Hund oder Ochs spricht (Pl. VII. 63. X. 83).

Der erste Wurf vom Jahre ist der beste und darum das Frühjahr die erfolgreichste Begattungszeit (Oppian. Halient. 378. Varr. II. 9); der Geschlechtstrieb regt sich da am stärksten und die Jungen fallen in die wärmeren Tage, unter deren Günst sie wohl gedeihen:

Ja, im Frühling zumeist beschicket Werke der Liebe
Alles; Gewiß und Hund' und verderbliches Schlangengezücht,
Auch die Vögel der Luft und die Fisch' des Meeresgewässer;
Ja, im Frühlinge naht die giftgeschwängerte Otter
Sich dem Bette des Satten am Ufer der salzigen Meerfluth,
Auch das ganze Meer tost wieder von Liebe im Frühling,
Und sich gattende Fisch' beschwimmen den kräuselnden Spiegel;
Und es steuert der Tauber hin zu der Täubin im Frühling
Und es bereitet sich zu der Hengst den Stuten der Welde,
Und es wenden sich zu die Stier' wißwanbeladen Kindern,
Und krummhornige Widder begeben die Schafe im Frühling,
Und gluthsprühende Eber bebeden die Bächen im Frühling
Und es bespringen die Böcke die langgezobdesten Ziegen
Und auch den sterblichen Menschen ist größere Liebe im Frühling,
Denn im Frühling schwillt auf Cythere, die Alles beherrscht.

Oppian. Cynog. I. 377.

Die Männchen belegen und die Weibchen lassen sich belegen, so lange sie leben; die Lakonischen sind für die Liebeswerke tauglicher, wenn sie arbeiten, als wenn sie nichts thun (Arist. VI. 20). Andere, welche im Frühjahr begattet werden sollen, dürfen über Winter weder durch Jagd, noch in sonstigen Diensten allzusehr angestrengt werden, weil dann die Jungen besser ausfallen (Arrian. venat. 27).

Hunde und Hündinnen, die sich begatten sollen, steckt man zusammen ein, zur Sicherung des reinen Blutes und der Empfängniß; die Jäger wenigstens behaupten, daß die Weibchen, welche nicht im Verborgenen, sondern frei und öffentlich belegt werden, nicht zukommen (Arrian. 28. Grat. cyneg. 280). Bei gewöhnlichen Arten läßt sich dieß bezweifeln, denn man sieht oft genug Hunde auf Kreuz- und Scheidewegen (compita, triviae), welche sie nach Ovid ganz besonders lieben, inmitten der Begattung, bei welcher sie wider ihren Willen zusammenhängen (Ovid. a. am. II. 484. Lucret. IV. 1199), wie Löwen, Hasen und Füchse (Arist. V. 2. IV. 33) und sich den Rücken lehren*) (Pl. X. 83). Wegen jener dort häufigen Zusammenkünfte, werden von den Kolophonern Hunde, besonders die schwarzen der Enodia (Paus. III. 14. 8) und von den Griechen, obwohl unter ihnen Hundesopfer nicht gewöhnlich sind, der Hekate, der Göttin der Scheidewege (*ἡροδιγῆα, ἐνοδία, ἡροδίς, Trivia*), deren dreihauptiges Bild daselbst aufgestellt wird, geheiligt und geopfert (Callim. H. in Dian. 38. Ovid. Fast. I. 141).

Wenn die Stunden Lucina's herannahen, machen die Hündinnen sich im Hundestalle (tugurium, Phaedr. I. 19) ein Bett; besser ist's, ihnen zu helfen und dasselbe aus Spreu und andern weichen Stoffen zu bereiten, damit sie weich liegen und die Hündchen besser wachsen (Varr. II. 9. Oppian. I. 377). Die Nachgeburt ist heilkräftig und befördert, sofern sie die Erde nicht berührt hat (Pl. XXX. 43), die Entbindung der Frauen.

Das erste Junge ist stets männlichen, das zweite weiblichen Geschlechtes und so geht es im Wechsel bis auf das letzte. Alle kommen, wie bei dem Wolfe, Panther, Schakal und Thos blind auf die Welt (Arist. VI. 35). Der Augenschluß dauert verschie-

*) Nach den Rabbinen kommen die Gassenlandale der Hunde daher, daß sie sich in der Arche Noah's nicht scheuten, ihre Lust zu befriedigen.

den, am längsten bei denen von einer Mutter, die zu früh empfangen hat (Pl. X. 83) oder nicht reichlich nährt; er verliert sich nie vor dem siebenten, nie nach dem ein und zwanzigsten, regelmäßig mit dem zwanzigsten Tage (Varr. II. 9). Einige behaupten, einzeln geborne Hündchen würden schon am neunten, Zwillinge am zehnten Tage sehend und es verspäte sich der Durchbruch des Auges mit jedem hinzukommenden Jungen um Einen Tag, dasjenige aber sei das beste eines Wurfs, welches zuletzt sehend oder zuerst von der Mutter ins Nest getragen werde.

Weibliche Hunde von der ersten Hecke sollen Gaune sehen können (Pl. VIII. 62). Zur Zucht muß man Erstlingshunde nicht liegen lassen, denn eine junge Mutter (*tiruncula*) nährt nie recht gut; sie wird durch die Erziehung ihrer Kinder im körperlichen Wachsthum behindert (Col. VII. 12), wenn sie zu bald warf. Fallen zu viele Junge, sind gleich nach dem Wurf diejenigen auszuwählen, welche man behalten will, die Uebrigen zu tödten. Je weniger stark die Familie ist, um so besser und schöner gedeihen sie, weil die Mütter Milch genug haben (Varr. II. 9). Beim Begnehen ist Vorsicht nöthig, weil die Hündinnen, die eben geworfen haben, am bössartigsten sind (Arist. VI. 18).

Die Hündinnen säugen an Brüsten, die bei ihnen, wie bei allen Thieren mit vielen Rippen und die viele Junge werfen, in einer Doppelreihe dem Bauche entlang sitzen (Pl. XI. 95). Sie werden dabei, wie alle Thiere, etwas magerer (Arist. VIII. 6) und müssen durch Futterzugaben gestärkt werden. Will man eine Art dauerhaft rein erhalten, darf man den Jungen (*catulus*) niemals die Brüste einer fremden Ernährerin anweisen, weil Milch und Odem der edlen oder unedlen Mutter auf Körper und Geist der Kinder förderlich oder schädlich wirkt. Jagdhunde, welche von Hofhunden aufgemilcht wurden, werden träg und unbeholfen. Eben so schädlich ist's, sie an Schafen oder Ziegen saugen zu lassen; in Nothfällen mache man eine Hirschkuh, Rehhuh, Bölskuh oder eine gezähmte Löwin zu ihrer Säugamme; dadurch wird auf Schnelligkeit und Charakter gewirkt (Opp. I. 436). Pollux rath, ihnen die Milch wilder Thiere neben der Muttermilch zu geben. Geht einer durch die Geburt erschöpften Hof- oder Hirtenhündin die Milch, gebe man den Jungen 4 Wochen lang Ziegenmilch (Col. VII. 12), die nach Plinius (XXVIII. 33) besonders nahrhaft ist und darum Veranlassung zu der Fabel gab, daß Ju-

piter damit genährt worden sei. Die Milch der Hunde ist, wie die der Hasen, und Schweine, dicker als die aller übrigen Thiere, und wie die derjenigen, welche mehr als vier Saugwarzen haben (Aristot. VI. 20), zu medicinischen Zwecken (Pl. XI. 96), namentlich zur Stillung von Leibschmerz (Pl. XXIX. 39) oder zur Zeitigung der Leibesfrucht der Frauen (Pl. XXX. 43), zur Verspeisung nur für die allerärmste Menschenclasse taugbar, denn

— — — — — Wer milt,

Ward ihm die erstwerfende Gaß die häßliche Hündin? —

Theocr. V. 20.

In den Stall, in welchem säugende Hündinnen liegen, zu gehen, ist gefährlich. Der Hundewärter (custos) darf sich aber nicht fürchten; er muß ihnen Futter, lieber Gerstenbrot als Weizenbrot, bringen, weil es besser nährt und stärker auf die Milch wirkt (Varr. II. 9).

Die Alten hielten junge, säugende Hunde für eine sehr reine Speise und bedienten sich derselben zum Opfer zur Versöhnung der Götter. Der Mana Genita, der Vorsteherin der Schwangerschaften und Geburten, wird, um sich dieselbe zur Erhaltung der Angehörigen des Hauses geneigt zu machen, ein junger Hund geopfert und bei dem Antrittschmause der Priester (aditalia epula) wird zu Ehren der Götter ein junger Hund aufgesetzt (Plutarch. Quaest. rom. 52. Pl. XXIX. 14). In der Medicin macht man nicht selten Anwendung von denselben; werden sie bei Schmerzen der edlen Eingeweide (praecordia) auf die empfindliche Stelle aufgelegt, gehet die Krankheit auf ihren Körper über; davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man sie später öffnet und mit Wein begießt, denn man findet jedesmal den Theil der Eingeweide, an denen der Mensch litt, erkrankt. Besonders dienstsam erweisen sich die Reliquien zur Linderung von Magenschmerz; weil aber die Krankheit auf sie übergeht, erkranken sie selbst und müssen sterben. Die Religion gebietet, daß ein solches Thier begraben werde (Pl. XXIX. 14).

Nicht allzulange dauert's, so führt die Hündin ihre Jungen aus dem Stalle (Phaedr. I. 19. 6); sie müssen zwei Monate säugen, dann entwöhnt und zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet werden (Varr. II. 9). Vierzig Tage nach der Geburt wird ihnen hin und wieder der Schwanz verknüpft (castrare) und zwar dergestalt, daß der Nerv, der durch die Wirbel des Rückgrates

Mager steht, Bilder aus der röm. Landwirthsch. II.

17

bis zur Schwanzspitze läuft, mit einer Zange gefaßt, etwas herausgezogen und dann losgetrennt wird. Man thut dies, um das abscheuliche Wachsthum dieses Körpertheiles in die Länge zu verhindern, nach Angabe der Hirten auch, um der Tollheit vorzubeugen. Ganz darf der Schwanz nicht weggenommen werden, denn er gehört zur vollendeten Schönheit und Gestalt des Hundes. Dies ist so allgemein anerkannt, daß man von Sachen oder Personen, denen im Aeußeren etwas Nothwendiges fehlt, zu sagen pflegt: „Sie sehen aus, wie ein Hund ohne Schwanz (Ut canis sine coda).“ — Auch unter den Griechen herrscht die Sitte, den Hunden den Schwanz gewaltsam zu kürzen.

Plato schreibt vor, junge Thiere männlichen Geschlechtes bei abnehmendem Monde (Pl. XVIII. 75) zu entmannen (castrare). Die Hirten thun es, weil die Hunde alsdann die Heerde nicht so oft verlassen; doch aber rathen Einige davon ab, weil die Verschnittenen muthloser zum Angriff oder Kampf werden (Varr. II. 9).

In der ersten Jugend gleich wird jedes Hündchen mit einem Namen belegt, entweder, wie Pektors Pferde, von Zeichnung, Farbe der Haare oder Augen, z. B. Glaucis (Prop. IV. 3. 55), oder von Gestalt, Größe, Abstammung, Eigenthümlichkeit, oder von der Bestimmung, die man ihm anweist. Hof-, Hirten- und Jagdhunde sollen nach der Regel einen kurzen, wo möglich zweisylbligen und klangvollen Namen, der sich leicht aussprechen und fernhin wohl verstehen läßt (Col. VII. 12. Xenoph. venat. 7), erhalten. Daher der Rath des Erfahrenen:

Leg' auch Namen du bei, so lange noch jährlieh die Hündlein!
Eilig sei Jeder und kurz, daß hör' er eiligen Anruf.

Oppian. Cyneg. I. 444.

Wir schlagen Folgende als geeignet vor. Psyche, Thymos, Porpag, Styrag, Tauros, Labes (Aristoph. nub. 837), Eulas, Lonche, Lochos, Phrura, Phylax, Taxis, Riphon, Phonax, Phlegon, Alce, Truchon, Phleus, Medas, Portchon, Sperchon, Orge, Bremon, Hybris, Thallon, Rhome, Anthens, Geba, Gethens, Chara, Leuson, Auga, Polys, Bia, Stichon, Spude, Bryas, Denas, Sterchos, Erange, Canon, Torbas, Ethenon, Aether, Aktis, Anchon, Kons, Gnome, Stilbou, Forme (Xenoph. ven. 7), Orthros (Quint. Smyrn. VI. 252). Wer berühmte, in die Sagen Geschichte zurückreichende Namen wünscht, kann in die

Liste der altäonischen greifen und wählen: Dorceus, Theron, Agre, Kape, Labon, Dromas, Stifia, Tigris, Alce, Keulon, La-
lon, Thous, Lachne, Labros, Lälaps (Ovid. III. 210. VII. 771.
Pollux); wer mehrsyblige nicht scheut, nenne seinen Hund Pam-
phagus, Drilasus, Lampuros (Theocr. VIII. 64), Pterelas, Pö-
menis, Harpyia, Canace, Lyciska, Agriodas, Harpalos, Rela-
neus, Hylaktor &c. Aus der lateinischen Sprache eignen sich die
Namen: Celer, Lupa, Cerva, Tigris (Col. VII. 12) *). Indes-
sen greift man zu den letzteren selten, theils weil die Hundearten
Griechenlands an sich berühmt sind, theils weil wir viele von
dorthier durch den Handel beziehen, die schon einen Namen ha-
ben, theils weil es zum Tone vornehmer italischer Landwirth-
gehört, die Hunde, auch die auf den eigenen Willen erzeugten,
ungleichen Pferde und Weine mit fremdländischen Namen zu be-
legen.

Säugenden Hündchen gebührt einige Wochen nach der Ge-
burt neben der Muttermilch eine Zugabe an Futter; ihre Lager-
stellen (cubilia) werden in Regentagen mit Laub oder Heu ge-
streut, damit sie sich nicht beschmutzen, auch nicht erkälten. In
den ersten sechs Monaten werden die Wirthschaftshunde nur mit
der Mutter vor den Stall gelassen, wo sie frei mit ihr Spiel
und Kurzweil in frischer Luft treiben und nach und nach ge-
wöhnt, daß sie sich anbinden lassen. Zuerst wählt man ein leicht-
tes Band und wenn sie dasselbe abzunagen versuchen, erhalten
sie Strafe durch den Stoß oder die Peitsche. Eine solche Hunde-
peitsche ist ein gutes Mittel gegen die Bräune der Menschen,
wenn man sie drei Mal um den Hals windet (Pl. XXX. 12).

Wie die alten hat der Voigt auch die jungen Hunde bei
Tage einzusperrern oder an Ketten (Phaedr. III. 7. 16) zu legen,
mit der Dämmerung und die Nacht über los zu lassen, um sie
munterer zu machen (Col. VII. 12). Wo dann mehrere sind, ist's
gut, dieselben von Zeit zu Zeit auf einen bestimmten Platz zu

*) Ich weiß kein Beispiel, daß das klassische Alterthum den Namen eines
eigenen oder fremden Gottes oder Helben auf seine Hunde übertragen hätte,
wiewohl unter dem Volke vorkömmt, das den Grundsatz im Munde führt:
Man soll den Menschen nicht dem Vieh vergleichen, aber seine Fleischerhunde
Relac, Davoust ruft, seine Hirtenhunde mit bekannten Familiennamen belegt
und seinen Stubenhündchen sogar Namen aus der Geschichte der christlichen
Kirche oder der Heiligen zu geben, sich nicht scheut.

föhren, sie aufeinander zu hegen und sich beißen zu lassen. Dadurch wächst Muth und Tauglichkeit zu Kämpfen; doch dürfen sie dabei sich nicht zu sehr anstrengen, weil sie sonst leicht muthlos und träge werden (Varr. II. 9). Manche glauben bemerkt zu haben, daß durch diese Hezereien und Beißereien ihre natürliche Grausamkeit geschärft und so gesteigert werde, daß sie sogar ihre Geleiter und Hausgenossen anfallen; darum stehen sie davon ab.

Jagdhunde werden öfters zu kundigen Leuten in's Futter in Unterricht und Erziehung gethan (Mart. XI. 70. 1). Bis zu einem Jahre erhalten sie Milch oder eine andere der künftigen Bestimmung entsprechende Nahrung. Zuviel und schweres Futter macht krumme Beine, die Eingeweide leidend und verursacht allerlei Krankheiten (Xenoph. venat. 7). Das erste Anlernen erfolgt im Hofe (Senec. clem. I. 16. Hor. ep. I. 2. 65); der Jäger kann die weiblichen mit acht, die männlichen aber zwei Monate später an langen Riemen mit sich nehmen und lehren,

— — — — In den Werken des Waibganges
Jeho gehörnete Ziegen und jezt Rehböde verfolgend,
Daß sie gestreuten Lauf's um ein Weniges nur von dem Rücken
Rennen. Apoll. Rh. II. 278.

Zu Jagdhunden wählt man die weißen, wegen ihrer schlechten Dauer im Winter, nicht gern (Oppian. Cyneg. I. 430), desto lieber für den Heerdendienst, weil sie sich, wie die gemischter Farbe, in der Früh- und Abenddämmerung von den anschleichenden Wölfen am leichtesten unterscheiden und den Hirten einigermaßen sichern, daß er nicht den Hund statt des Wolfes im Kampfe erlegt (Theocr. VIII. 24. Col. VII. 12. Varr. II. 9).

Die Reife zur Begattung tritt bei den Männchen mit den 6.—8. Monate, bei den Weibchen später ein; bei diesen giebt sie sich durch Anschwellung der Zitzen an den Warzen, die auch härter werden, bei den Männchen dadurch zu erkennen, daß sie beim Harnen das Bein aufheben (Arist. V. 14. VI. 20). Dieser Beweis der vollen Kraft (Pl. X. 83) erscheint jedoch manchmal vor, manchmal nach dem sechsten Monate. Es kann zweifelhaft sein, ob man Hunde in einem Alter, wo sie noch nicht ausgewachsen, zur Begattung zulassen soll, denn es besteht die Annahme, daß sich kein Thier gut fortpflanze, bevor es nicht ausgewachsen ist. Rasseelgenthümlichkeit wirkt auf die Entscheidung der Frage,

denn manche Rasse empfängt und zengt früher als die andere. Am Entsprechendsten wird den Hündinnen der Liebesgenuß nach vollendetem ersten Jahre gestattet, weil sonst Körper und Kraft zu sehr mitgenommen und der Muth schlaff wird (Pl. X. 83). Beide Geschlechter bleiben fortpflanzungsfähig so lange sie leben, die männlichen gewöhnlich nur bis zum zehnten, die weiblichen nur bis zum neunten Jahre und sind von da ab selten noch zu brauchen, die Nachkommen von alten Eltern leiden an angeborener Trägheit (Col. VII. 12); indessen hat man Beispiele, daß Hunde und Hündinnen im 18. – 20. Jahre belegten und zeugungsfähig waren (Arist. V. 14).

Das Alter der Hunde erkennt man an den Zähnen; im vierten Monate wechseln sie die s. g. Hundszähne, die unten breit und oben spitzig zulaufen (Arist. II. 3). Die Zähne sind in der Jugend weiß und scharf, im Alter werden sie scharf und stumpf. Gesicht und Gehör nimmt, wie bei Argos, ab, sie werden grau und elend. Der lakonische männliche Hund lebt zehn, der weibliche zwölf Jahre, die übrigen Arten erreichen gewöhnlich im Alter von 14–15, Manche auch von 20 Jahren, weswegen die Dichtung Homers, der den Hund des Odysseus im zwanzigsten Jahre sterben läßt, dem natürlichen Lebensziele zu entsprechen scheint (Arist. VI. 20).

Der Hirtenhund (*c. pastoralis*) braucht nicht so dünnleibig und schnell, wie der Jagdhund, aber auch nicht so wohlbeleibt und schwerfällig zu sein, wie der Wächter der Villa, doch sei er stark, auf dem Zeuge und wacker zum Beißen und Kämpfen mit Wölfen, zum Laufen, Nachsehen und Einholen der unbändigen Räuber, und zum Abnehmen ihrer Beute. Ein langer und gestreckter Körperbau ist der Bestimmung desselben angemessener als kurzer und gedrungenener (Col. VII. 12). Dabei sei seine Gestalt schön und groß, die Augen schwarz oder schwärzgelb, die Nasenlöcher geschlossen, die Lippen schwärzlich oder röthlich, nach oben nicht aufgeworfen, nach unten nicht schlappend; das Kinn sei etwas eingedrückt mit zwei aus demselben zur rechten und linken hervorstehenden Zähnen, deren obere mehr gerade als schief stehen müssen; das Gebiß sei scharf und von der Lippe bedeckt; der Kopf groß, groß und schlapp das Ohr, Nacken und Hals dick, der Zwischenraum der Gelenke lang, Schenkelbau gerade und lieber etwas auswärts als einwärts gekrümmt; der Fuß groß und erhaben,

daß er sich beim Gehen ausbreitet, die Zehen gespalten und die Nägel hart und krumm; die Fußsohle nicht haarig und nicht zu hart, sondern geschwellt und weich; der Leib an den äußersten Hüften etwas eingedrückt, der Rückgrat weder hervorstehend noch gebogen, der Schwanz dick, das Gebell stark, der Rachen weit; die Hündin soll große Euter mit gleichen Warzen haben (Varr. II. 9).

Zu junge und zu alte Hirtenhunde sind gleicher Weise untauglich; jene sind zu läppisch, diese zu träge, beide aber nicht im Stande, sich oder die Heerde gegen die wilden Thiere zu vertheidigen. Ein guter Hirtenhund ist wachsam, spürig, gehorrig, nicht träge oder verschlafen (Theocr. VIII. 65), nicht zu heftig oder bellhaft; er muß sich durch gewohnten Zuruf schnell besänftigen lassen (Long. I. 21), kein Thier beißen, von der Heerde verschonen, zerfleischen oder gar fressen. Ein schlechter Hund ist's, wenn der Hirt von einem Stüde sagen muß: „Aus dem Rachen, nicht des Wolfes (*ἐκ λύκου στοματός*), sondern des Hundes errettet.“

Damit die Hirtenhunde von Wölfen oder Bären nicht so leicht Genickfänge erhalten, legt man ihnen Halsbänder (*collaria*) an. Die Stachelhalsbänder (*maelium*) von festem Leder mit Kopfnägeln geben den besten Schutz gegen die Bisse der Wildthiere; hat sich nur eins daran verwundet, so geht es so wenig wieder an, daß auch andere Hunde vor ihm sicher sind. Das weiche Fell, mit dem sie ausgefüttert werden, hindert, daß der Hals nicht wund gerieben werden kann (Varr. II. 9).

Der Hirt, der, wie erforderlich, Hunde von guter Art (*seminium*) haben will, geht bei der eigenen Aufzucht am sichersten; das Anlernen ist eine leichte Sache; selbstgezogene Hunde gewöhnen sich ihm am besten an. Will oder muß er sich aber einen Hund kaufen, so suche er sich entweder einen ganz rohen und ungewöhnten oder einen solchen, der gelehrt ist, der Heerde zu folgen. Um ihn an sich zu gewöhnen, kann er ihm, was Cäsar vor-schreibt, einen gekochten Frosch vorwerfen.

Die Art und Weise des Hundehandels ist verschieden; Einige kaufen sie stückweise (*in singula capita*), Andere eine Hündin unter der Bedingung, daß die Jungen der Mutter folgen, Andere rechnen, wie bei Schafen, zwei Junge für einen Al-ten. Nicht selten kommt es vor, daß eine schon zusammen-

gewöhnliche Kuppel oder Hunde mit der Heerde sammt den Hirten (Varr. II. 9) gekauft werden. — Gesundheit und Eigenthum wird eben so gewährt, wie bei anderem Vieh.

Alle Viehhirten führen Hunde bei sich, nirgends aber sind sie so nöthig, wie bei Kleinvieh. Unter einer Schweineheerde giebt es stets einige ältere oder jüngere Sauen, Eber und Borchschweine, welche sich ihrer wilden, kühnen Natur gemäß gegen Wölfe eben so vertheidigen, wie sie in ihrer Wuth die Hunde auf den Fäßen mit ihren Sauern zerreißen (Ovid. rom. 422); die Maulthiere rotten sich in Heerden zusammen und schlagen den andringenden Gegner mit ihren Hufen todt; Ochsen und Kühe stellen die Hinterleiber zusammen und halten mit den Hörnern die Bürger leicht ab (Varr. II. 9). Das Schaf aber und die Ziege ist völlig wehrlos und ein guter Hund ihren Hirten noch nöthiger, als den Wächtern der Felder und Weinberge zur Abwehr schädlicher Thiere. Diesen Heerden muß er zur Seite gehen und er thut dies besser, als ein Mensch könnte. In Anerkennung seiner Wichtigkeit schließen ihn die Hirten an den Basilien in ihr Gebet ein (Ovid. Fast. IV. 783). Gewöhnlich rechnet man auf jeden Hirten einen Hund, wo aber viele Raubthiere vorkommen, oder die Heerden auf entlegenen Waldweiden Trift oder Nachtung haben, müssen ihrer Mehrere vorhanden sein, da man weiß, daß die Wölfe sogar an den besuchten Heerstraßen, selbst auf der appischen bis Lanuvium (Hor. Od. III. 273) sich sehen lassen, sogar in Rom, auf der heiligen Straße und dem Forum eindringen (Dio Cass. XLIV. 19). Für eine auf Willenländerei weidende Heerde sind zwei ausreichend; sie reizen sich gegenseitig und sind thätiger als die Einzelnen; erkrankt einer, so ist doch die Heerde nicht ohne Schutz. Am liebsten nimmt man einen Hund und eine Hündin (Varr. II. 9.)

Der Hofhund (c. villaticus), zur Bewachung der Villen und der anstoßenden Gebäude und Ställe bestimmt, verleiht Sicherheit dem einsamen Leben auf dem Lande (Xenoph. oec. 6). Er muß recht großen Körpers sein und eine durchdringende, ungeheuerliche Stimme haben, daß, mag er sich sehen oder hören lassen, alles Räubergefindel erschrecke und selbst eingestekt, sein Lärmen den Lauerer flüchtig mache (Col. VII. 2). Die Griechen verlangen, daß der Jagdhund nicht einfarbig, weder roth noch schwarz, noch weiß sein solle; Einfarbigkeit hält man für das Zeichen ei-

ner unveredelten Gattung und für eine Eigenthümlichkeit der wilden. Xenophon (venat. 4) sagt daher: Die rothen und die schwarzen müssen um den Vorderkopf weißes, die weißen aber rothes und am Ende der Schenkel, an den Lenden und unter dem Schwanze rothes, nicht zu langes Haar haben; die Römer dagegen verlangen einfarbige, am besten schwarze Hoshunde, denn diese erschrecken den Dieb, der bei Tage kommt, durch ihren bloßen Anblick, und in der Nacht kann er ihnen, wegen seiner nächtlichen Farbe sicherer aufkommen (Col. V. 12). Der schwarze Hund hat auch eine geheimnißvolle, magische Kraft und darum wird die Galle als Amulet für's ganze Haus und wider Giftmischerei, wenn man damit räuchert (Pl. XXX. 24), gebraucht.

Man halte lieber wenige schöne und muntere Hoshunde, als viele (Varr. I. 21). Ihr Körper muß stark und gedrungen, nicht sehr lang, aber auch nicht sehr kurz und der stumpfnasige, nervigte Kopf von solcher Größe sein, daß er als der verhältnißmäßig größte Körpertheil erscheint. Die Ohren, die beim Jagdhunde dünn, klein und wenig behaart sein sollen, müssen lang, gesenkt sein und nach vorn fallen, die Augen etwas vorliegen und in schwarzem oder gründunkeln Feuerlichte funkeln. Die Brust sei breit, weit, zottig, nicht ohne Fleisch, das Bug breit, der Schenkel dick und grobhaarig, der Schwanz nicht allzu lang; die Zehen seien kurz. Solche Gestalten nennen die Griechen „Drachen“ (*Drakoi*). Ein guter Hoshund ist im Verhalten weder zu sanft, daß er es mit dem Diebe gar gut meint, aber auch nicht zu unbändig, daß er wohl gar die Hausgenossen, seine Mitsclaven, anfällt. Ohne zu schmeicheln, muß er streng sein, bisweilen im Zorne seine Mitsclaven anblicken und auf Fremde losbrechen. Sein Aussehen sei munter und sein Gebiß gut. Hält er Wacht, darf er nicht schlafen, auch nicht umherlaufen, vielmehr stets emsig sein, sich umsehen und nicht unvorsichtig ins Zeug gehen. Er schlage an, wenn er etwas Verdächtiges sicher wahrgenommen, und halte sich ruhig, wo er nicht sicher gesehen oder gehört hat. Weil er seinen Dienst nur in der Nähe, um die Gehege und innerhalb der Gebäude zu verrichten hat, kommt Größe und Schnelligkeit weniger, wie bei dem Jagdhunde in Betracht, er muß aber den Fremden mit scharfem Geruche wittern, durch Gebell schrecken, stellen und wenn er Niene macht, nahe zu kommen, gewaltsam angehen (Col. VII. 12).

Hirten- und Hofhunde erhalten wesentlich keinerlei Futter (cibaria); außer den Brocken Brot und den Abfällen der Knochen, welche ihnen bei Tische der Gebieter und der Sklave und außer dem Brei (pulmentarium), den ihnen jedes Glied der Hausgenossenschaft zukommen läßt (Phaedr. III. 7. 23), erhalten sie Hundenbrod (caricae, panis canicaceus, Nonn. II. 150. Lucil. 27. 42) aus Abgängen der Mühlen (p. acerosus, Nonn. I. 6), des Mahlgutes (Kleie) oder geringer Körner, besonders der Hirse. Man nennt es auch Kleienbrod (cantabrum, apluda, Juven. V. 11. Phaedr. IV. 17. 4. Gell. XI. 7). Aus Gerste wird's gebacken für die, welche auf ausgedehnten Tristfeldern Dienst haben (Col. VII. 12), aus Weizen oder Dinkel, wenn die Flur ohne Weide und mit Gemüse bestanden ist (Varr. II. 9). Das Gerstenbrod oder statt dessen der Gerstenbrei wird mit Molke (serum) angemacht, denn Molke, sagt Plinius und Dioskorides bestätigt's, ist äußerst nahrhaft, nicht bloß für Hunde (Virg. G. III. 404), sondern auch für Menschen, weshalb sie auch der homerische Fliegenhirt Melanthios dem abgemagerten Odysseus zubachte:

Könnst' er mit Molke getränkt noch Fleisch auf die Fenden gewinnen!
Hom. Od. XVII. 226.

Varro will das bereite Brod mit Milch und in dem Falle, daß die Strapazen des Hutedienstes nicht groß sind, mit der Brühe gekochter Bohnen angefeuchtet wissen; letztere sollen sie in laulichtem, ja nicht heißem Zustande genießen, weil sie sonst toll werden (Col. VII. 12). Suppe (jus) von Knochen, am besten von zerstoßenen, giebt Kraft; ganze Knochen machen die Zähne fester, das Maul, welches sie dabei aufsperrten müssen, größer und das Mark kräftiger; sie können sie zermalmen, weil ihr Kopf nur aus einem Knochen besteht (Arist. III.) und die Zähne hart und spitzig sind.

Jagdhunde sollen durch Fleisch an Geruchssinn verlieren; Hirtenhunden ist es möglichst zu versagen, weil die Erfahrung lehrt, daß sie dadurch fleischgierig und grausam werden. Wenn sie todte Schafe fressen, leitet sie der Wohlgeschmack bald auf lebendige, wohl gar auf Menschen, wie die Hunde des Aistion*) (Varr. II. 9).

*) Hunde werden grausam, wenn sie frisches Fleisch oder Blut, besonders Menschenfleisch, fressen. Im Jahre 1812 waren die auf den Schlachtfeldern in Rußland gereizten Wölfe wüthender denn je.

Das Futter werde zur Erhaltung der Dienstkraft und zur Belebung des Kampfmuthes in reichlichem Maße, zur vollen Sättigung gegeben. Bei länglicher Fütterung treibt sie der Hunger zu jagen, die Heerde zu verlassen oder in die Stüchen zu schleichen, wo sie den Köchen Käse, Knochen und Fleischstücke frech öffentlich oder im Geheimen entwenden (Lucian. Luc. 39. Aristoph. Vesp. 837).

Bei Tage erhalten Hirtenhunde ihr Futter, wo die Heerde weidet, des Abends in der Nähe der Heege (Varr. II. 9), wo möglich, um gegenseitiges Beißen (Apoll. Rhod. III. 1058) zu verhüten, Jeder für sich. Manchem gereicht es zum Vergnügen, den Hunden die zugeworfenen Stücke Brot oder Fleisch mit offenem Rachen auffchnappen zu lassen; was sie fangen, verschlingen sie gleich ganz und gieren stets nach mehr. So werden sie Sinnbilder von Menschen, die haben und immer mehr haben wollen (Senec. ep. 72. Lucret. II. 17).

Der Jagdhunde (c. venaticus) giebt es zweierlei Arten, Castorische und Fuchshunde. Jene haben ihren Namen von Castor, weil er, der Waidmann aus der Mythengeit, diese Art vorzüglich hielt, diese, weil sie von Hunden und Füchsen abstam-

In Paris trieben sich nach den Gräuelfcenen der ersten Revolution die herrenlosen Hunde der flüchtigen oder gemordeten Aristokraten zu Tausenden umher und stillten ihren Durst an den Strömen von Blut in den Gassen von Paris, welches, der Purpur der neuen Volksfreiheit, in Strömen floss. Der Geruch des frischen Blutes und die graufige Nahrung der Guillotine machte die Hunde wilder und bluthürstiger; wer das Glück gehabt hatte, dem Mordbeil zu entgehen, mußte fürchten, als Opfer der scharfen Zähne der wilden Hundstheere zu fallen. Da diese Thiere keinen Unterschied zwischen Aristokraten und Republikanern machten, sondern beide in gleicher Wuth anstelen, sahen sich die Sansculotten genöthigt, diese neuen Feinde der Republik zu vernichten. Die Champs-Musée's wurden daher von den Soldaten umzingelt, die Hunde bis in die Rue- und auf den Place-Royal getrieben, wo man sie mit Flintenschüssen erlegte, so daß an diesem einzigen Tage mehr als 3000 Hundeleichen auf den Straßen umherlagen, welche dort 3 Tage liegen blieben, bis Gasparin diese Leichenbestattung zu einer republil. Ceremonie erhob. Er ließ die Staatskarossen der geflüchteten und gemordeten Aristokraten aus den Remisen hervorholen und legte die Hundeleichen in die vergoldeten Wappenkutschen des alten Frankreichs. Sechs große Karossen des Königs eröffneten den Zug und hinter den glänzenden Spiegelsscheiben sah man die Köpfe, Schwänze, Leiber und Beine der unglücklichen Hunde in wilder Unordnung auf einander gehäuft (Mém. de la marquise de Crequin. VII., S. 10).

men; im Laufe der Zeit hat sich beider Natur vermischt (Xenoph. ven. 3). Nach den Anforderungen der Jagdliebhaber sollen die Hunde, welche ihnen dienen, gestreckten, starken Körper, großen, leichten, nervigen, unterhalb der großen, breiten und eingeschnittenen Stirne, flechfigen Kopf, mit hervorstechenden, schwarzen, glänzenden Augen, stumpfe Nasen, kleine, dünne und hinten wenig behaarte Ohren, sägeförmig gerichtete Zähne und ein großes Maul haben. Der Hals sei lang, gelenkig, beweglich, die Brust breit, nicht ohne Fleisch und stark, mit von den Schultern nur wenig abstehenden Schulterblättern und kleinen, geraden, runden, festen Vorderläufen, die etwas kürzer als die Hinterläufe sein müssen; die Gelenke seien gerade, die Seiten nicht durchaus tief, sondern schräg zulaufend, die Lenden fleischig, weder zu lang noch zu kurz, weder zu weich noch zu hart, die Dünne weder zu groß noch zu klein, die Hüftgelenke abgerundet, hinten fleischig, oben nicht geschlossen, innen aber zusammengezogen, die Weichen selbst und nach unten schwächig; sie müssen einen geraden, langen, spitzigen Schwanz, derbe Oberschenkel, lange, bewegliche, feste Unterschenkel und etwas magere, bewegliche Füße, munteres Aussehen, gutes Gebiß, gleichmäßigen Bau haben (Xenoph. ven. 4) und wo möglich von Fuchs- oder Weizenfarbe sein; solchen geht Schnelligkeit und Stärke nicht ab (Opp. I. 433).

Solch' auch sind geschickt zum langgestreckten Jagdlauf,
Wie des Reh's und Hirsches so auch schnellflüßiger Hasen.

Oppian. Cyneg. I. 412.

Schlechter und häufiger sind die Kleineren, weil sie ihren Dienst bei der Jagd nicht thun können, die Krummaßigen, weil ihnen das Gebiß abgeht und sie den Hasen nicht fest halten, die Blauäugigen und Blinzelnenden, weil sie schlechte Augen haben und üblen Ansehens sind, die Stelken und Schwachen, weil sie mit der Jagd schwer zu Stande kommen, die Dünn- und Schlechtbehaarten, denn sie können die Anstrengungen nicht ertragen, die Hochbeinigen und unverhältnißmäßig Gebauten, weil sie der Spur schwer folgen, die Ruthlosen, weil sie ihren Beruf verlassen und sich aus der Sonne in den Schatten entfernen. Hunde mit schlechten Nasen und Füßen taugen nichts, weil sie den Hasen selten riechen und den Laufdienst nicht versehen können, weil ihnen die Füße wehe thun. Diese sammt denen, welche auf der Fährte bellend schwärmen, die Spuren unvorsichtig zertreten, Kreise ma-

hen, den Hasen vorbeilassen, zittern, wenn sie ihn sehen, ohne loszugehen, die sich häufig umsehen, die Lager Spuren nicht kennen, anfangs eifrig, hernach matt verfolgen, sich verlaufen, das Bild verfehlen, auf der Fährte anschlagen, wenn sie ein Geräusch hören, ihren Dienst stehen lassen, nur scheinbar revieren und Scheln für Wahrheit ausgeben oder andere Fehler der Natur oder Dressur besitzen, können auch den eifrigsten Liebhaber der Jagd dieselbe verleiden (Xenoph. ven. 3).

Die Hunde leiden an drei Krankheiten, Wuth, Bräune und Fußgicht. Die Wuth (rabies) ist die Schlimmste, sie zieht die Tollheit nach, welcher stets der Tod folgt. Ein toller Hund trägt innerlich ein Gift, er steht traurig aus und muß todtgeschlagen werden (Senec. ir. I. 1. 15), denn er beißt, was ihm in den Weg kommt, und jedes von ihm gebissene Thier muß in Folge der darauf ausbrechenden Wuth sterben. Aristoteles (VIII. 22) sagt wiederholt, daß ein toller Hund den Menschen nicht beiße und auf ihn seine Krankheit auch nicht übertrage, wir wissen aber, daß er seinen eigenen Herrn nicht einmal verschonet (Paus. IX. 2), daß, wer von einem tollen Hunde gebissen wird, in eine tödtliche Wasserscheu verfällt (Pl. VIII. 63), gegen welche nur dem geholfen werden kann, der von dem Quell Alkyon in Arkadien trinkt (Paus. VIII. 19). Man versichert, daß die Hundswuth sich auch bei den Menschen einstelle und daß Gebissene Andere wieder beißen (Lucian. philop. 40). Jenes Gift ist von so furchtbarer Heftigkeit, daß es schon schädlich wirkt, wenn Jemand, namentlich bei offenen Schäden, auf den Harn eines tollen Hundes tritt; Pferdemist mit Essig erwärmt und in einer Fliege aufgelegt, soll dagegen helfen (Pl. XXIX. 32).

Ueber die Entstehung dieser Krankheit haben Aerzte und Naturkundige weitläufige Untersuchungen angestellt. M. Artorius, Freund und Arzt des Kaiser Augustus, ein angesehener Mann in Rom, Schüler des Asklepiades, schrieb ein besonderes Buch über die Hundswuth, deren Sitz er in dem Magen des Hundes nachzuweisen suchte. Die Schäfer und Hirten suchen sie in einem vom Rücken auslaufenden Nerv in der Schwanzspitze, Andere in dem s. g. Tollwurm, ein wurmförmiges Gewächs in der Zunge der Hunde (Pl. XXIX. 32), nach Andern in den Einwirkungen des Sirius,

Welcher in dunkler Nacht vor allen Gestirnen hervorstrahlt,
Und Orions Hund von sterblichen Menschen genannt wird,
Einer zwar der glänzendsten Sterne, doch ist er ein böses
Zeichen und bringet Hitze den mühebeladenen Menschen.

Hom. II. XXII. 30.

Ihm wird daher zur Sühne ein Opfer von röthlichen
Hunden (Catularia, Rutilae) gebracht; denn es ist satksam be-
kannt, daß in der Zeit, wo er aufsteht, die Hundswuth sich
am häufigsten einstellt (Pl. II. 40. VIII. 63). Als fernere Ur-
sache giebt man den Genuß des unheilbar giftigen, weiblichen
Monatsblutes (Pl. VII. 13), heißer Suppe (Col. VII. 12).

In Italien herrschte bis auf unsere Zeit die Ansicht, daß
die in Folge des Bisses entstehende Scheu vor Wasser und jeg-
licher Flüssigkeit unheilbar sei (Pl. XXV. 6); man nehme daher
mehr Bedacht, dem Unheil vorzubeugen als dasselbe heilen zu wollen.
Zu dem Ende mengte man in den 30 Tagen des flammenden
Hundsternes Hühnermist unter das Futter des Hundes, schnitt
ihm im Alter von 40 Tagen die äußerste Spitze des Schwanzes
ab (Pl. VIII. 63), gab ihm die Milch eines von einem Knaben
genesenen Weibes zu trinken, schnitt ihm das unter der Zunge
befindliche Würmchen, welches die Griechen Lytta (Tollwurm)
nennen, aus und trug es drei Mal um ein Feuer (Pl. XXVIII. 21).

Ist die Krankheit eingetreten, hilft den Hunden Rießwurz
(Pl. VIII. 63).

Wer von einem Hunde gebissen worden ist, beneßt Brot
mit dem aus der Wunde fließenden Blute und giebt es dem
Hunde zu fressen, worauf die Wunde bald heilt (Phaedr. II. 3).
Gegen die Folgen des Tollhundsbisses aber giebt es viele Mittel,
von denen wir folgende anführen:

1) Die Asche eines Hundekopfes, welcher in einem neuen
irdenen, mit Thon verstrichenen Gefäße im Ofen gegläht wurde,
auf die Wunde gelegt oder ins Getränk oder unter die Speise
gethan.

2) Eine Wade vom Hundeaase auf die Wunde binden.

3) Unten am Trinkbecher das monatliche Geblüt einer Hün-
din anbringen.

4) Verbrannte Haare aus dem Hundeschwanz in die Wunde
stecken.

5) Den schleimigen Speichel, der sich unter der Zunge eines wüthendes Hundes befindet, ins Getränk thun.

6) Die Leber eines Hundes, der in der Wuth biß, eingeben, oder, wo es möglich, roh kauen oder auf irgend eine Art kochen oder nur die davon abgekochte Brühe brauchen.

7) Den Zungenwurm, Eytta, eingeben.

8) Das gesalzene oder gekochte Fleisch eines Hundes, der wüthend gewesen, essen.

9) Die Leber auf der Stelle getödteter junger Hunde, die mit dem, welcher biß, gleichen Geschlechtes, roh genossen.

10) Hühnermist, doch nur der röthliche, mit Essig aufgelegt.

11) Der abgeschnittene Schwanz einer Spitzmaus, die man nachher wieder laufen läßt.

12) Den Klotz aus einem Schwalbenneste mit Essig aufgelegt oder die Asche einer verbrannten jungen Schwalbe.

13) Die in der Frühjahrshäutung abgelegte Haut einer Schlange mit einem männlichen Krebs (Pl. XXIX. 32).

Einige schneiden auch die Bißwunden bis auf die lebenden Theile aus, legen Kalbfleisch auf und geben dem Gebissenen die Brühe von gekochten oder altes mit Kalk gestoßenes Schmalz zu trinken. Man empfiehlt auch Dachs-, Kukul- und Schwalbendreck zu kochen und einzunehmen, oder Umschläge von Ziegenmist mit Wein. Wird Bockleber aufgelegt, soll der Kranke von der Wasserscheu nicht einmal angefochten werden (Pl. XXVIII. 43).

Als magisches Heilmittel lassen Pais und Salpe das monatliche Blut eines Weibes in die Wolle eines schwarzen Widderd wickeln und in einem verschlossenen Armbande tragen; Dioscoridus, der Thebaner, nimmt bloß ein Lämmchen oder Faden von dem Zeuge, das damit beschmutzt ist, und läßt Beides am Armbande tragen (Pl. XXVIII. 23).

In dem Pflanzenreiche finden sich mehrere dagegen wirksame Mittel, namentlich die Plantago innerlich und äußerlich angewendet oder Bettonika mit lauterm Wein (Pl. XXV. 77); man kennt aber nur eine Pflanze, welche ganz zuverlässig ist, nämlich die Wurzel der Baldrose auch Hundrose (cynorhodon) genannt (Pl. VIII. 63. XXV. 77); dieselbe ist erst ganz neuerlich von der Mutter eines Prätorianer, wie durch ein Orakel, entdeckt worden. Während er auf der Wache stand, hatte sie folgenden Traum. Sie schickte die Wurzel des genannten wilden Rosenstrauches,

der ihr den Tag zuvor im Gebüsch ins Auge gefallen war, an ihren Sohn im Heere, damals in Lacetanien, der nächsten Provinz Hispaniens. Zufällig war er eben von einem Hunde gebissen; schon trat die Wasserscheu ein, als ein Brief von seiner Mutter einlief, in dem sie ihn bat, daß er doch thun möchte, was ihr die Gottheit im Traume eingegeben hatte. Er that es, wurde wieder hergestellt und nachher hat Jeder dasselbe Mittel versucht. Man sieht hier, von welcher Wichtigkeit die Kenntniß der Pflanzen ist (Pl. XXV. 6)! Celsus (de medicina V. 26) rath folgendes Heilverfahren: Nach erfolgtem Bisse muß das Gift mit Schröpfköpfen herausgezogen, die Wunde dann gebrannt oder, sofern die Stelle dazu nicht geeignet sein sollte, mit Aetzmitteln behandelt werden. Man kann auch den frisch Gebissenen in ein Schwitzbad bringen und ihn so lange schwitzen lassen, als er's aushält, wobei die Wunde offen zu erhalten ist, damit das Gift leichter ausfließt. Nachher wird er tüchtig mit starkem Wein getränkt und die Kur drei Tage fortgesetzt. — Wendet man nicht gleich die richtigen Mittel an, so tritt die Wasserscheu ein, jene erbärmliche Krankheit, in welcher der Patient zugleich von Durst und von Angst vor Wasser gequält, nur wenig Hoffnung auf Genesung hegen kann. Das Einzige, was sich noch thun läßt, besteht darin, daß man ihn unversehends in einen Teich wirft, und ein Mal über das Andre untertaucht, damit er selbst wider Willen trinken muß; dann aber legt man ihn, damit er nicht durch Erkältung und Schrecken verloren geht, sogleich in eine mit warmem Del gefüllte Wanne.

Die Hunde haben durch mancherlei Ungeziefer zu leiden. Zuweilen erzeugt sich auf ihnen ein Thier, welches den Kopf in das Blut steckt, davon anschwillt, und endlich, weil ihm der After fehlt, plagt (Pl. XI. 40); häufiger sind die Flöhe, gegen welche sich Einreibungen von gleichviel gemörserterem Kümmel (cuminum) und Kiebwurz mit Wasser, der Saft der Pflanze Chamäleon (Pl. XXII. 21), ingleichen der Schlangengurke (cucumis anguineus) oder alte Delhese über den ganzen Leib sich bewährt haben (Col. VII. 13). — Sie leiden auch noch, namentlich im Sommer, durch ein fliegendes Ungeziefer (musca), welches ihnen die Ohren, die sie mit ihrem Bisse nicht vertheidigen können, zersticht (Pl. XI. 40), wodurch sie schwären und oft ganz verloren gehen (Col. XII. 13). Geriekene bittere Nüsse sind

dagegen diensam; haben die Geschwüre schon einen hohen Grad erreicht, sind Einträufelungen von flüssigem Pech mit Schweinefett zu empfehlen; die Zedern (ricini) fallen ab, während die Geschwüre größer werden, wenn man sie mit den Fingern abläset. Die Hundszecke ist das scheußlichste aller Thiere; Rigobius erzählt in seinen Schriften die Nachricht, daß die Hunde einen ganzen Tag vor dem Anblicke des Menschen fliehen, der eine solche von einer Sau abgenommen hat. Die Magier aber legen ihr eine große Kraft bei und versichern, daß, wer sie von dem linken Ohre eines Hundes nimmt und an sich bindet, alle Schmerzen stille. Sie gilt ihnen auch in bedenklichen Krankheiten als Mittel, zu erfahren, ob Leben oder Tod erfolgen wird. Wenn nämlich der Darniederliegende demjenigen, der die Zecke in das Zimmer trägt, sich zu den Füßen gestellt, nach dem Befinden erkundigt, Antwort giebt, so soll gewisse Hoffnung der Genesung vorhanden sein, wenn er nicht antwortet, soll er sicher sterben. Die Magier bedingen, daß die Zecke von dem linken Ohre des Hundes genommen und von schwarzer Farbe sein müsse (Pl. XXX. 24).

Gegen die Räude hilft Pechöl (pissinum, Pl. XV. 7. XXIII. 50), oder man reibe Eytisus und Sesam zu gleichen Theilen, mische dazu flüssiges Pech und bestreiche die kranken Theile. Dieß hilft auch gegen die Krätze der Menschen (Col. VII. 13).

Register.

Abend 151.
 —ferru 56. S. Gesperus.
 Achilles Schiff 52. 229.
 Ackerbau Begr. VIII.
 Actäon 163.
 Adlerlaß 99. 102. 174.
 Adler 158.
 Admetus 21. 22.
 admissura 119.
 Aegypten 5. 90. Rindb.
 4. 20. 24. Weibe 181.
 Bolle 91. 108. Schafe
 88. 90. Ziegen 196.
 Hunde 226. 242. 253.
 Aegisthus 192.
 Aefaros 24.
 Aesculap Tempel 231.
 Aethiopien Schafe 93.
 Hunde 251.
 Aetolien Hunde 246.
 Aetna Hunde 231.
 Aequimethum 121.
 Afrika Vieh 142. Schafe
 119. Ziegen 196. 197.
 208. Hunde 242.
 Agassäer Hunde 248.
 agna 122.
 agnus 122. —chordus
 122. subrum. 123.
 agnile 123.
 agolum 161.
 Ahab 90.
 Albaner Berg 9. 26.
 —Berg 227.
 Albion VIII.
 Alburnus 55.
 albus 114.

Alciades Hund 240.
 Alexander 9. 22. 227.
 241.
 Alakmen 211.
 Alkinoos 229.
 Alopeciden 246.
 Alpen Rind 18. 27. 62.
 —Joch 74. —Weibe 50.
 —Wisch 27. Raubthie-
 re 229.
 Alter des Rindb. 41. der
 Hunde 261.
 alumen 174.
 Alpatres 241.
 Alpheus 268.
 Amasia 52.
 Amalthea 191.
 Ambarvalien 7. 122.
 Amorgor Hunde 246.
 Ampflä 245.
 Ampytas 93. 94.
 Anchra 94. 205.
 Andes 52.
 Antoninsfeuer 175.
 apex 177.
 Aphroditum 119.
 Apollo dient 21. erfin-
 det b. Hölle 23. arbeit.
 165. hält 4. 54. 56.
 96. 121. lycius 56.
 —Rinder 58. geboren
 96. Rind 232.
 Apulien trocken 147. heiß
 132. Rindb. 25. Scha-
 fe 100. 182. 233. 229.
 Arabien Rindb. 29. 31.
 Schafe 90. 91. 92. 234.

be 91. 130. Hirten 140.
 Zenge 91. Ziege 201.
 202.
 Argos 197. 235. 261.
 Arius 111.
 Aristäus VII.
 Arabien Vieh. 22. 96.
 98. 191. Wisch 27.
 Hunde 246. 253.
 Atlas 180.
 Armenien Schafe 93.
 Artemis 65. 205. 249.
 S. Diana.
 Asien Thiere 206. 243.
 Hunde 229. —Weiden
 180.
 asilus 54.
 Astepiades 3. 263.
 Assyrien Zenge 91.
 Athen Pest 244. Geran-
 de 97.
 Atlas 154.
 Atchum 182.
 Attila Schafe 95. 97. 178.
 Aubry Hund 237.
 Auerock 16.
 Augeias 6. 82. 62. 53.
 88.
 Augila 181.
 Augustus 182. 187.
 144.
 Ausmisten 83.
 Babylonien Hunde 241.
 Zenge 91. 187.
 Bab d. Hirten —Schafe
 106. 169. 172 —Zie-
 gen 208. 204.

Bacchus Opf. 121. 122.
201.
Bär 167. 197. 227. 229.
Bäthen 98.
Baftra 131.
Bafan 93.
Baf 123.
Bapen 12.
Baum — pflanz. 84.
Becher 125.
Begattung b. Kinde. 48.
— Schafe 117. — Hunde
253. 260. — Ziegen 208.
Belgien Hunde 248.
Schafe 104.
Belinthus 16.
Beschreiben 159.
beta 102.
Bienen Urpr. 8. lieb.
Ruf 144.
Biech 51. 127.
bilis 176.
Binse 149. 161. 165.
Bison 16.
Bläße des Kinde. 84.
Bleichsucht 176.
Blide, schädliche 159.
Blut der Kämmer 129.
Blutkraut 81. — lähme
80.
Bohlen in Ställen 107.
Bohne 27. 47. 51. 61.
105. 265.
Bolus 176.
Bonafus 16.
Bog — Opfer 89. 193.
weiß 114. 274. gut 115.
Alter 116. geflütt. 116.
zur Zucht 109. unter
Schafen Abrah. 108.
Schaf. 114. Ziegenb.
120. — Laig 79. 80.
81. finkt 15. 120. 193.
206. heilig 197. Bart
202. angepannt 203.
Böotien Name 6. Vieh
23. 84. 191.
Boreas 137.
Boryphenes 97.
bos 1. 35. lucan. 25.
bovile 82.
bovinari 72.
Bubalus 18.
Bubastis 9.
Bubona 8.
bubuleus 75.
bucardia 10. Buche.
bucophalia 10.
Bucephalus 10.

buceta 58.
buculus 44.
buglossus 10.
βυγλον 3.
Bulle 36. 58. 87. gute
44. Anzahl 45. brün-
stig 48. trög 47. ge-
flütt. 47.
βουλις 76.
bumannia 10.
βουαις 10.
Buphonien 8.
buphonum 77.
Buprasios 9.
Buprestis 125.
Bustis 9.
Butos 9.
Butter 81. 179.
Brachvieh 117.
Brombeere 105.
Brundusium 100.
Brunnen 112. 147.
Brunst b. Thiere 46. 254.
Brutium 6. Kinde. 24.
46. Schafe 132. Wei-
de 24.
Calabrien Schafe 100.
Schlangen 107.
calamus 145.
Callaigien 99.
callis 132.
camelopardalis 92.
Campanien Boden 24.
Kinde. 24. Schafe 132.
cansille 240.
Canaria 243.
canarii 243.
candidus 114.
canis sine coda 258.
Cannstun 100. Kleidung
113.
cantio 160.
capella 190.
caper 200.
Capitol bewacht 231.
Capua 162.
Caprafa 197.
Caprea 197.
caricae 265.
caritor 181.
carinen 160.
carminatio 181.
casa 57. 140.
Casta 79.
Castor 266.
Castreung b. Käfer 65.
Döfen 68. Kämmer

129. 152. Ziegenb. 207.
Hunde 267.
catularia 269.
catuliro 253.
cave canem 230.
Ceber 106.
Chamäleon 66. 271.
Charadrius 49.
chlamys 95.
chorion 121.
Cestiberien 99. 199.
Cephisos 111.
Ceres, ländl. Gotth. 7.
Stier heil 7. 10. Opf.
122. 177.
Ceron 111.
Cavae 27.
Cilicien 199.
Cimbren 228.
Circus 83. 40. 108.
Cithar 144.
Clazomene 94. 112.
Clitumnus 25.
Closter 181. 183.
coreus 188.
Cobrus 83.
cohors 142.
Colophon Hunde 228.
242. 255.
Colossä 94.
colostratio 121.
colostrum 62. 121. 127.
colus 188.
compita 255.
consiligo 158. 174.
Constantin 161.
consul design. 85.
Corbuba 99.
coriago 29.
corona 84.
cornu 79.
Cos 184.
cucumis 271.
Cunila 86.
Cureten 87.
Cybele 118.
Cydon 242.
cyminum 271.
Cynamolgen 227.
Cyniler 97. 104.
cynorhodon 270.
Cypern 121. 122. Hun-
de 242. 253.
Cyprius 105. 123. 126.
168.
Dächer der Hirtenhütten
140.
Dalmatien Wolle 103.

Dama 196.
damalio 41.
Damastus 91.
daps 75.
Daris 284.
Darins 284.
David 88. 90. 162.
Decken d. Schafe 97. 105.
137. 172.
Delphi 192.
Demeter 5. 7. S. Ceres.
Denkmale, d. Hunde 233.
234. 237.
Diana 26. 58.
Diktamnus 197.
Diebe entdeckt 231. häng-
fig 57. Tempel- 231.
Diogenes 97.
Dolomium 103.
Domitian 8.
Donner, schädlich 120.
Dorlas 196.
Dornen, schädlich 108. 137.
dorsualia 36.
Drachenhunde 264.
Eber 263. latyb. 21. 241.
erymanthischer 241.
Edessa 192.
Eide 84. 106.
Eichel 84.
Elatum 112.
elephantiasis 66.
Eliester 6.
Altern, Ehrentame für
Bieh 16.
emotica 261.
Emporien 8. 208.
Enobia 255.
Empalus 228.
Epicharmus 110.
Epirus Kinde. 20. Schafe
97. Hunde 241.
Erbsen 51.
Erebus 113.
Erflinge 256.
Erve 47. 61. 66. 83. 123.
Erpionion 78.
Erythea 6.
Erythra 94. 83.
Eise 84. 85. 106.
Esel 4. 6. 124. 139. 167.
Etrurien Bieh. 25. 26.
Boll 1. 185.
Euböa 98.
Euganna 101. 104.
Eumeniden 82.
Eunuchen 182.
Europa 10. 28. 83. 84.
85. 87. 110. 245.

Eurythens 6.
Enter der Kuh 40. Ziege
207. Hunde 262.
Farbe, natürliche 99. 112.
113. verschiedene 181.
schwarze 82. 102. 112.
203.
Färben d. Wolle 91. 185.
— reine 186.
Färben begattet 48.
Falerii 26. 82.
Farrenkraut 77. 141. 167.
Faunus 122. 145.
favissae 75.
Fehlwürfe 159.
Feige 51. 66. 84. 86. 106.
milch 158.
Feistigkeit, schädlich 116.
Felle der Schafe abgelief.
153. schlechte 153. S.
Faut.
Fellhaft 29.
Fest latinisch. 9. 26. win-
terlich 122. — trant.
Fettweide 65. 99. 102.
122.
Feuer gesund 82. heil-
ges 134. 175. durch
Reiben 159.
Abula 161.
Finger 160.
Fiscellum 197.
Flachs 91.
Flamen 177. 206.
Flans 93. 103.
Fleisch, Hunden schädlich
265.
Fliegen an d. Milch 166.
— weibel 14.
Flocci 171.
Flöhe 271.
Flöte erfund. 23. der Sit-
ten 144. — rohr 145.
Frosch gefocht 262.
Flöhe wund 81. lahm 106.
futilia 75.
Futterkorb 84.
Gades 99.
Gabilonitis 94.
Galatien 93. 178. 188.
galea 243.
galerus 149. 243.
Galefus 99. 100. 101.
112.
Gallien Kinde. 26. Schaf-
fe 98. Flause u. Zeuge
98. 103. 185. 186.
Hunde 258.
Ganges 181.

Gans 240. ihr Fett 178.
Garamanten 227.
Garganus 62.
Gehege in d. Bergwei-
sen 56. 166.
Geld in der Hand 159.
Genna 27.
Genster 27.
Germanien Boll 4. Kinde-
vieh 4. 16. 18. 29. Win-
ter 130.
Gerste 47. 51. 61. 66.
83. 84. 86. 105. 126.
— brot 206. 265.
Geryon 6. 21. 51.
Gesundheitspulver 185.
— trant 86.
Gewande ciltische 199. coi-
sche 184. gallische 101.
gobbige 93. 101. feine
93. der Soldaten 199.
der Schiffer 199. der
Banera 199. 112. jeri-
sche 91.
Gewitter 120.
Gilead 140. 142.
glebarii 66.
Gläser des Weidevie-
hes 56. Fleisch — 202.
207.
Gold steht 90.
Gordian 92. 196.
Gortyna 85.
Grabchriften der Hunde
237.
Gras hansencht 124. 147.
Griechenland Kinde. 20.
23. 48. 95. Hunde 238.
239. 240. 243. Ziegen
197. 206.
Grünfutter 83.
Hahnenfchrei 56.
Halsband 262.
Hals 94.
Hamen 121. 255.
Hammeln 129. 152.
Handel mit Kinde. 20.
27. 44. Schafen 91.
93. 98. 106. 115. 128.
Ziegen 108. 208. Hun-
den 259. 262. Tausch-
handel 4.
Handtücher 101.
Hartzgebirge 16.
Hafenspieß 162. 163.
Hausfrau arbeitet 95.
181. 184.
Haut der Kinder 8. 19.
29. Schafe u. Ziegen
186.

94. 153. 198. 197.
 Hund 243.
 Herden Größe 90. 118.
 153. 154.
 Helix 84. 255.
 Helix 84.
 helioscopium 147.
 heliotropium 147.
 Helix 188.
 Hercules 6. 7. 11. 14.
 51. 58. 122. 231.
 Herms 95. 122. 158.
 Herms 131.
 Herms 131.
 Herms 56. 151. 158.
 Her 83. 84. 105. 168.
 Her 235.
 Her 6. 88.
 Herms 84.
 Her 197. — Her 42.
 Her 60. 61. 83. 135.
 255.
 Her Schriftst. 157.
 haben botan. Kunst-
 stoffe 157. Kuppig 165.
 müssen ersehen 153.
 Herms 153. wachen
 150. jagen 150. 163.
 janten 147. ruben 149.
 übermachten 57. gehn
 voran 58. 143. 151.
 jähren b. Bieh 58. 157.
 171. jähren 62. 127.
 188. 153. 166. jagen,
 jähren, jähren 62. 144.
 148. 150. weinen 135.
 beten 143. 146. 148.
 jähren 162. 165. lo-
 den 143. 151. fuh ge-
 fährlich 162. 163. ha-
 ben Bessen 163. j. jäh-
 re 143. jähren 94.
 102. 164. 199. 208.
 — Bettelgänge 147.
 — offen 157.
 Herms 121. 127.
 157. 232.
 Herms 138. 161.
 Herms 98. 102.
 Herms 176.
 Herms 49. 108. 116. 205.
 Herms 58.
 Herms 80.
 Herms 41.
 Herms 41.
 Herms 151.
 Herms b. Döfen 4. 30.
 groß 14. Herms 15.
 18. 31. Herms 18.

lang 29. vergoffet 81.
 Her 89. der Jagen
 195. 204. der Päm-
 mer 30. 180. Götter
 10. 15. Bied 108. 207.
 Herms 146.
 hospitia 140.
 Herms 58. — Her 77.
 — Her 86. — Her 159.
 — Her 267.
 Herms 142. 143. 151.
 G. Herms.
 Herms der Herms 2. 57.
 140. 145. der Herms-
 ins 140.
 Herms 87. 229. 156.
 260. Herms 239.
 Herms bei 269. toll
 178. 265. 266. Herms
 259. 260. 264.
 Herms 260. Herms
 240. Herms 260. 268.
 267. Herms 239. Herms
 261. Herms 261.
 263. Herms 168. 227.
 251. Herms 243. 257.
 Herms 266. Herms
 263. Herms 264. Herms
 225. 235. Herms 272.
 Herms 225. Herms
 268. Herms 268. Herms
 240. Herms 225.
 225. Herms 225.
 238. 257. Herms
 226. Herms 228. Herms
 228. 229. 235. 242.
 257. Herms 228.
 Herms 231. Herms b.
 Herms 232. Herms
 231. 259. Herms
 231. Herms 235.
 Herms 237. — Herms
 158. 241. Herms 245.
 268. Herms 241. 246.
 Herms 251. 252. Herms
 253. Herms 254.
 Herms 254. Herms 255.
 Herms 257.
 Herms 231.
 Herms 265.
 Herms 240.
 Herms G. Herms.
 Herms 58.
 Herms 228.
 Herms der Herms 163.
 — Herms 163.
 Herms 208.
 Herms 98.

Herms 180.
 Herms 85.
 Herms 59. 158. 164.
 Herms 14. 14.
 Herms 91. Herms 240.
 252. Herms 198.
 Herms 30.
 Herms 27. 72. 73.
 Herms d.
 Herms 91.
 Herms 188.
 Herms 2.
 Herms 108.
 Herms Herms G. Herms G.
 23. Herms 50. 52. 100.
 180. Herms 151.
 Herms 181. Herms 100.
 Herms 108. Herms
 197.
 Herms 52. 200.
 Herms 98.
 Herms 243.
 Herms 79.
 Herms VII.
 Herms 35. 125. Herms.
 26. Herms 192.
 Herms latin. 26. Herms.
 75. Herms 43. Herms
 Herms 198.
 256. Herms 121.
 Herms 127. 161.
 Herms 9. 41.
 Herms 108. 157.
 Herms 62. 118.
 Herms der Herms 181.
 Herms b. Herms 88.
 Herms 125.
 Herms 237.
 Herms 90. 98. 94.
 Herms 15. Herms
 94. Herms 243. 258.
 Herms 242.
 Herms 198.
 Herms 140.
 Herms 205.
 Herms 198.
 Herms 52.
 Herms 47. 83. 85. 88.
 Herms 66. 105. 163. 265.
 Herms d.
 Herms 88. 138.
 Herms 108. 204.
 Herms 99.
 Herms 108.
 Herms 81. 117.
 Herms 85. Herms 243.
 Herms 197.
 Herms 82.

Strammstab 162.
Stab nützlich 8. angep.
 8. 85. 40. 50. 61.
 heil. 4. geschloßet 4.
 5. 9. 85. symbat. 1.
 5. gepf. 5. 7. 82. 193.
 weiß 1. 83. schwarz
 82. 85. roth 83. 40.
 zurucht 40. Stimme
 40. 46. gefüllt 47. 61.
 trüchig 49 55. 61. ge-
 weidet 56. wirft 59.
 gelte 59. gemolken 63.
 heit b. Rath 63. ge-
 gen Rache 263.
Stellene 96.
Styrus 239.
Styrus 184.
lactoria 126.
Tabanum 201.
Thuniervieh 123.
Isaas 104.
Tahurheit 81.
Tästrugonen 55.
Talomen 186. 191. 192.
Tamm — jeit 119. Hör-
 mer 80. 118. Farbe
 120. schwach 121. Opf.
 121. 184. zwei Milt-
 ter 105. 121. 122.
 weiß 121. fett 93. 122.
 123. zu Weiffagungen
 122. gefond. 123. 128.
 angelegt 123. fäugel
 105. 128. weidet 123.
 128. 138. krank 124.
 gut 128. gehammelt
 129.
Tammfleisch 129.
lanaria 126. 184.
hana succida 81. ca-
 prina 205.
Tandwirthsch. Begr. IX.
lanipendus 182.
Laobicia 94. 112.
Laren 121. 139. 184. 139.
 140. 239.
Laser 206.
Laserphintus 137.
Latum 26. Rindv. 26.
 Schafe 101.
Lathyrus 24.
Lanz 61. 77. 83. 84. 168.
 frisch 85. 123. trocken
 105. für Ziegen 200.
Laurentum 101.
Leichwelle 117.
Leit — sch 48. 48.
 — Bod 195.

Leontium 11. 102.
Liburnien 108. 163.
Libyen Panner 80. 118.
 Rindv. 51. 130. 139.
 Ziegen 195. 197. 198.
 204.
Ligurien Rindvieh 26.
 Schafe 102.
Lipe 84.
Löwe 229. 241.
Lotris Fumbe 246.
Lora 84.
Larbeer 84. 85.
Lotus 126. — esser 30.
Lucuria 100.
Lustgift 137.
Lusthonig 143.
Lusitanien Rindvieh 26.
 82. Schafe 132. 84.
 ren 229.
Lusitochsen 85.
Lungenkrankheit 158. 174.
Lupercalium 177. 198.
 228.
Lupine 61. 66. 72. 84.
 147. 172.
Lusitanien 100. 102.
Luzerne 61. 85. 99. 105.
 128. 168.
Lycine 199.
Lycista 262.
Lydien Fumbe 241.
 Schafe 95.
Lysanien 93.
Lysiles 98.
Lysimachia 71.
Lytia 269. 270.
Macchomien 192. 203.
Macbia 197.
Magnesia 241.
Maier und — in 76. 77.
 105. 166. 171. 154.
 VI.
Manalus 151.
magister VI. S. Pinter-
 weiser.
Mandelbaum 159.
Manilus 43.
Manus 52. 140.
mapalo 140.
Marathon 193.
Maris 181. — Antoin.
 234.
Mars 26. 228.
Marsen 158.
Marsbium 86. 81. 88.
Marsilien 101.
Marsung des Rindv. 51.
Marians 26. 82.

Mandesttreiber 118.
Mant — rose 124.
 — grub 188. — farb
 82.
Mantier 263.
Mebien 90. 184.
Meerlating 81.
Meerzwiebel 81. 86.
Megaris 97.
Melampodium 158.
Melampus 158.
Melas 24. 111.
Meilen der Rufe 62.
 165. Fumbe 227.
 Schafe 127.
Meislibel 166.
Memphis 4.
Mendefier 154. 197.
 mentigo 124.
Mehger 121. 128.
Messien Rind 70.
 Rindvieh 8.
Messin 26.
Misch der Rufe 124. 26.
 Speise 89. 124. 181.
 medicinisch 27. 125.
 verkauft 126. fett 99.
 124. gute 27. 52.
 — Probe 125. — für
 27. — Opfer 60. 125.
 — futter 51. 123. 126.
 gesund 158. küfig 128.
 und Wein 125. frische
 148. — Mutter 123.
 der Schafe 89. 124.
 129. — Trüchiger 188.
 Pferde 166. Fumbe
 227. 253. 257. Zie-
 gen 198. — gefäße
 118. — handel 125.
Milefier 228.
Milet 94. 96. 178.
Millefolium 81.
Minerva 122. 184. 201.
Mistel 48.
Mittag 147. 149.
Mineis 4.
Moab 89.
Molle 265.
Monapos 17.
Mond 160. Opfer 7.
 abnehmend 65. 168.
 17. 258.
Morgenzeit 76. 142. 146.
mulcta 12. 132.
mulctralia 166.
Musli Nacht 146.
Musmo 102.
Mutina 101. 103.

Ränzen 11, 90, 230.
 Rabal 170.
 Rabun 92.
 Nacht kalt 190.
 Name der Römer 9.
 Italiens 6. der Thiere
 56. Hund 224, 225,
 234, 238, 241, 246,
 258.
 Rausilea 181.
 Razos 200.
 Relea 111.
 Releus 6, 21.
 Reptum 88.
 Rero 113.
 Rießwurz 158, 173, 269.
 Nordwind 117.
 novalia 108.
 Rumibien 51, 198.
 Rymphen 122, 125, 143,
 145, 147, 169, 177.
 Ochsen — Mauren 14.
 Walb — 14. Endel —
 15. wilb 18, 37, 40.
 gepf. 33, 35.
 Ochsenknecht 75, 82.
 ocymum 85.
 Oelbaum 201.
 Oelshamm 86, 173.
 oestrus 54.
 oesypus 179.
 Oeta III.
 Olive — Holz 162.
 Onyx 196.
 Opfer verschied. 88, 11.
 Dank — 24, 25, 33,
 88. — — Ritz 60,
 120. — Wein 75. —
 Schmans 75. — Samm
 121. — binde 111, 113.
 — unblut. 125, 177.
 — Ziegen 192, 201,
 203. tarisches 242.
 Hund — 269.
 Opferbinde 173.
 Ophion 102.
 opisthotonos 69.
 Ortsnamen Ursp. 16.
 ovilia 166.
 ovis apica 117. mina
 117. delicul. 117. re-
 jicula 114. fera 92.
 delicat. 104. pellit.
 105. lactool. 110.
 Päonien 17.
 Pabus 101.
 palare 11.
 palatinus mons 11.
 palcaria 28.

Pales 60, 114, 126.
 Palilien 60, 123, 129,
 134, 263.
 Pallas 144. S. Minerva.
 Pan 110, 128, 144, 145,
 246, 151. — kultus
 23, 192. Opfer 63,
 121, 122, 125, 193,
 205. Reibung 161.
 panicus terror 193.
 Paphlagonien 94.
 parentalia 113.
 Parma 100, 101, 108.
 pascua 53, 181.
 pastio III.
 Patavium 101.
 peculatus 157.
 peculium 90, 133, 155.
 pecunia 12, 90, 135.
 pecus X.
 pecten 181.
 pedum 161.
 Peitsche der S. 259.
 pensum 182.
 Persephone 7.
 Petra 90.
 pharmaceutria 108.
 Phasis 27.
 Phigalia 177.
 Phönicië 8, 90.
 Phrygien 8. Rind. 15.
 Schafe 92, 94. Ziege
 199, 205.
 Pfeifen der Ochsenknechte
 82. — der Hirten 162.
 Pachtel — 163. —
 Rohr — 145.
 Pferd 167.
 Pflug — 1. erfunden 9.
 leicht 72.
 Pinus 143.
 Piscenna 101, 108.
 pituita 176.
 plantago 270.
 Polentia 102.
 Polystrates 21, 94, 242.
 πολυμηλος 88.
 pomoerium 1.
 Pontus 94, 204.
 porta 1.
 portentum 49, 254.
 Poseidon 83.
 Priapus 122, 125, 202.
 Probus 92, 196.
 Proserpina 82, 85.
 Purpur 185. tyrischer
 94, 95.
 Pylos 88, 89, 96.

Pyrrhus III. Viehflü-
 ter 21, 97. — Hund
 236.
 Quasillarius 182.
 Quellen 144.
 quisquilas 182.
 Ransen für Vieh 82.
 Räuber 163, 261.
 Räube 66, 75, 106, 108,
 158, 167, 172, 272.
 Reate 53.
 Regen 138.
 Reis 82, 138.
 Reinigung der Hunde
 253. Ziegen 209.
 Rhodamantus 239.
 Rhododendron 187.
 Rindern Zeit 45. Art
 49.
 Rindfleisch 3, 8, 9.
 Rindvieh 1. Etre 1, 11,
 14. Nutzen 3, 5. ge-
 opf. 1, 2, 5, 7, 14,
 31, 35. verschluckt 4.
 Vaterl. 13, 19. — wilb
 14, 16. jährt 81. be-
 graben 4. abgebildet 5.
 geschlachtet 8. geschlachtet
 8, 13. Statt Geld 11.
 ernährt 16. milchreich
 27. roth 82. weiß 81.
 83, 84, 85, 86. schwarz
 82, 83. streift. 88, 58.
 Alter 41. Borgehül
 63. folgt 146.
 Rufe 142.
 Rosine 51.
 Röschen Ränge 12.
 rubia 188.
 Sabiner Vieh. 25. 89.
 sacrum popolare 113.
 saga 106.
 Salacia 100.
 salacitus 115, 205.
 Salamis 233.
 Salbe 172. — lung der
 Schafe 106.
 Salentiner Hund 248.
 Salz 83, 86, 163, 152.
 heißt 159.
 Salzkrant 126.
 Samos 95, 242.
 Saubir 188.
 Sapa 78.
 Sardes 95, 185.
 Sardinien Schafe 102.
 Sermaten 103. Hund
 253.
 sarmenta 81.

Satura 101.
Schaf bamm 152. nützl. 5, 89. geopf. 16, 82, 88, 96, 113, 120. weiß 110, 114, 120. fein 91, 93, 94, 104, 108, 115. Alter 117. roth 94, 108. wirft 119, 121. säuft 119, 151. furchtsam 120. träch-
 tig 120. wie zu wei-
 den 120. geschlachtet
 118, 177. schwach 180,
 142, 144. bei Gemit-
 tern 143. gezogen 143.
 gezähmt 87. Charakter
 87, 153, 169. wüß 92.
 Arten 102. Preis 86.
 98. fett 66, 99, 102.
 schwächlich 94. Schlaf
 153. gesellig 153. ge-
 loppelt 153.
Schaf lunge 180.
Schaff penzel 180.
Schaff herer 172.
Schaff muth 67, 179.
Schaff hur 169.
Schäfer — Stand 87.
 — Zahl 154.
Schar lach 189.
Sclaven — Krieg 163.
 — gekauft 11. Eigen-
 thum 90, 133. reich
 155.
Schlangen 106, 168.
 — Haut 86. — biß 159.
Schnee 32.
Schneider 206.
Schwalbe 183.
Schwanz d. Hund 240,
 251, 257. Kinder 29.
 Kälber 65. Schafe 92,
 98, 136, 117.
Schwefel 81, 135, 174.
Schwein 9, 66, 77,
 80, 122, 124, 181,
 146, 174, 148,
 263.
Schwind sucht 27, 195.
Scutana 101.
Scythien 88.
Sejanus 238.
septa 55, 56, 122, 140.
Serpyll 126.
serum 265.
Servius Tullius 13.
Setabis 99.
Severus 9.
severum 80.

Sichel 85.
Sicilien Rindvieh 20.
 Schafe 102.
Sicyon Hunde 248.
Sila 38, 132.
Silanus 55.
Silphium 186.
Sirius 181, 138, 195,
 155.
Soden 199.
sordes 181.
Spargut 90, 133, 153,
 155.
Spart 81, 161.
Sparta Hunde 245, 254,
 255, 261.
Spartakus 162.
Spiele große 23. decen-
 nische 36. taurische 39.
 bubetische 9. Jagd—
 92.
Spinbel 183.
Spinnen 98.
Spinn lieber 182.
Spinn meister 182.
Spinn mädchen 182.
Stachel für Stiere 76.
Stänb chen 145, 150.
Stall, bedeckte und un-
 bedeckte 54, 55, 61,
 63, 70, 82, 94, 106,
 138, 166, 131. der
 Hund 255, 257.
Starr sucht 168.
Stech palme 162.
Stier weiß 1, 23, 25,
 26. roth 24, 26. ge-
 opfert 2, 7, 32, 122.
 nützlich 2, 7. starr 2,
 39. bricht 2. pflügt
 74, 166. spricht 4.
 ominös 4. Sternbild
 10. geehrt 10. auf der
 Junge 11. arbeitet 28,
 42. kämpft 39, 48, 58.
 wüß 45. gewöhnt 67.
 trozig 78. gestütert
 75. frant 77. schmu-
 hig 80. lahm 80. ge-
 füttert 84.
Streptoceros 196.
Streu 61, 63, 77, 107,
 167, 259.
Stroh 83, 105, 106.
strathium 134.
Subs 103.
submovere 114.
subraminare 114.
Südwind 117.

Syrien Rindvieh 14.
 Schafe 91, 92.
Spring 56, 144.
Tabanus 54.
Talaffio 176.
Tanz der Hirten 153.
Tarent 52, 100, 108,
 132, 186. Schafe 99,
 107, 139, 154, 168,
 169, 178.
Tarsus 199.
Tauben frau 232.
taurilia 39.
taurus 86. Geblüge 9.
Tagetus 197, 245.
Tegea 246.
Tellus 7, 113.
Tempel bewacht 229.
Terminalien 122.
textrinum 182.
therioma 175.
Thau 102, 142.
Thessalien Rindv. 22,
 39, 40. Schafe 96,
 Reiter 40. Zauberer
 106.
Thracien Rindv. 24.
Thyestes 6, 88, 192.
Thymus 101.
Tiberius 171, 172, 197,
 233.
Tibie 144.
Tibur 101.
Timaeus 103.
Tityrus 115.
Todten fest 118.
Todten gräber 240.
tomentum 103.
tonsor 172.
tonsura 169.
Torone 59.
Tränke des Viehes 49,
 58, 81, 119, 138, 147,
 151. — Rinnen 58,
 147. — Stellen 147.
 — Tübel 151.
Triballier 159.
Tribut an Vieh 10, 90.
Trift Anfang 51, 188,
 186, 146. — wege 132.
 — gelb 132.
Triptolemus 7, 180.
Troglodyten 16, 118.
Troja 94, 112, 232.
Tuba 56.
tugurium 57, 140, 255.
Umsier 207. Wahrjager
 115. Zauberer 160.
 Hund 248.

tympana 8.
 Tyrus 91, 94, 96.
 Ume 51, 66, 88, 84,
 85, 168.
 Umbrer 102.
 Umbrien Vieh 24. Weibe
 25. Hunde 248.
 Ur 16, 18.
 Urmum 106.
 Urin 173, 176.
 vacca 9.
 Vaccinus 9.
 Vafnes 9.
 Venus Opfer 121, 198,
 205.
 Verona 101.
 vervex 152.
 Vespasianus 226.
 Vieh fremdes 48. — pucht
 Bedeutung 6. Begriff
 VII.
 vinacea 84, 168.
 vinalis 121, 122.
 Viper 185.
 vitta, 118.
 vitulus 6, 9, 41.
 volsellae 171.
 volturna 169.
 Vulkan 245.
 Vulkanalien 65.
 Kultur 52.
 Wachholder 85, 106, 162.
 Wäsche der Schaf 169.
 Wahrfager 115.
 Weid 188.
 Wasser Einfl. auf Farbe
 28, 94, 101, 111, 119.
 Geschlecht 49, 116,
 Gesundheit 58, 106,
 119. nährt 81, 125.
 reines 81. salziges 169.
 Waldriften 182, 189,
 164.
 Weber 188.

Welschiff 185.
 Weibstuhl 185.
 Weiber der Gärten 168.
 Weide — zeit 138. Som-
 mer — 27, 82. off.
 53. abgebrannt 53.
 große 100. — Regeln
 136. — gang der Och-
 sen 82. — Ruder 163.
 Winter — 51, 130,
 183, 138.
 Wein 27, 51, 61, 78,
 79, 83, 86, 125, 172,
 259. — und Wasser
 125. — ferne 84, 85.
 — berg 263.
 Weiß 34.
 Weizen 78, 83, 125.
 — brot 265.
 Wermuth 66, 79.
 West 139.
 Bettgefänge 144.
 Wiede 83, 85, 168.
 Wibber Sternbild 10.
 Schmir bei dem W.
 240.
 Wiese 52, 53, 136.
 Wind Einfl. 117.
 Winter schädlich 50. ital.
 100, 130. — beschäfti-
 gungen 165, 199.
 Wisent 16.
 Woden 183.
 Wolle S. Schaf — arbeit
 94, 176, 181. Indu-
 strie 90. weiß 99. len-
 tonische 101. verkauft
 104. Preis 104. barich
 108, 161. Farbe 112.
 185. geschoren 170.
 symbol. 176. Opfer
 177. medicinisch 177.
 gewaschen 181.
 Wolllarbeit 94, 176, 181.

Wollbinde 78, 112.
 Wolltrant 126, 184.
 Wollmädchen 182.
 Wolf 58, 142, 150, 165,
 166, 229, 232, 256,
 263.
 Xanthus 112.
 Yfop 126.
 Zählung der Thiere 87.
 b. Ochf. 71.
 Zahlen gerade und un-
 gerade 154.
 Zähne — Wechfel 41.
 — Schafe 129. der
 Hunde 251.
 Zauberei 114.
 Zaubersprüche 159.
 Zeden 71, 172, 208, 272.
 Zeichnung der Kinder
 64. Schafe 184, 157.
 Zeit berechnet 77, 146.
 Zelle der Knechte 76.
 Ziege 190. Nahrung 124.
 heilig 155. folgt 57.
 junge 122. Wegweiser
 96. wils 194, 196.
 brünstig 194, 205.
 Arten 198. weiden
 200. schädlich 201.
 gefchert 202, 205. Flug
 200. wirft 207. Farbe
 208. Sternbild 201.
 Ziegenhaar 199, 206.
 Ziegenhirt 94, 153, 200.
 Ziegenmelker 166.
 Ziegenmilch 206, 256.
 Zoster 175.
 Zucht der Kinder 48.
 Schafe 114. der Hunde
 252, 262. Ziegen 202,
 208.
 Zwillinge 69, 116, 120,
 129, 207.

Bilder
aus der römischen Landwirthschaft.

Bilder

aus der römischen Landwirthschaft.

für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in Gr.-Erich und Hitzl, Edwartzb. Consistorialrath in Sonderhausen.

Drittes Heft.

Sonderhausen, 1860.

Druck und Verlag von Fr. Aug. Eupel.

Die

Ziehzucht der Römer.



Zweite Abtheilung:

Das Pferd, der Esel, der Halbesel, das Schwein.

Für

Archäologen und wissenschaftlich gebildete Landwirthe

nach

den Quellen bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Adolph Friedrich Magerstedt,

Pfarrer in St. Ulrich und Hülftl. Schwarzb. Conßocialrath in Sondershausen.

Sondershausen, 1860.

Druck und Verlag von Fr. Aug. Enpel.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Das Pferd (Equus)	1
1. Das Pferd und der Mensch	1
2. Das Pferd und das Land	40
I. Afrikanische Rassen	41
II. Asiatische Rassen	49
III. Europäische Rassen	62
3. Das Pferd und dessen Wesen	78
4. Das Pferd und dessen Aufzucht (educatio)	96
5. Das Pferd und seine Behandlung	118
II. Der Esel (Asinus)	139
III. Der Halbesel (Mulus, Hinnus)	169
IV. Das Schwein	175
Anmerkungen zum ersten Bilde	207

Die

Viehzucht der Römer.

I. Das Pferd

(*Equus*).

1. Das Pferd und der Mensch.

Seitdem der Glanz des Ritterstandes (*splendor equestris ordinis*) erblichen, Helme und Schilde, Speere und Lanzen, Garnische und Schienen und die sonstigen Insignien der streitbaren Edeln, wie Erinnerungszeichen an ein untergegangenes Alter und Geschlecht voll Kraft, in Kammern, den Burgen fast allerorts fern, zur Bewunderung für schwächere Nachkommen gesammelt stehen, hat das Roß, das Zubehör der Genossen desselben, den besten Theil seiner alten Ehre, seiner Bedeutung für die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse verloren und es macht seine Geschichte mehr; schon seit Jahrhunderten ist es der Würde verlustig, das auszeichnende Thier der edelsten Geschlechter des Volkes zu sein, ihnen in Fehden zu dienen, Ruhm und Beifall ihnen zu verdienen. Die Sprache der Dichter nennt, kennt und feiert noch Kasse, sonst spricht unser Geschlecht meist von Pferden, den nothwendigen Helfern im Kriege und in der Wirthschaft, welche in Kummer, Kette und meist sehr dürftigem Geschirre, ohne stolzes Gefühl des ihnen angeborenen Adels, Mist- und Erntewagen des Bauers oder Hofbesizers ziehen, Frachtgüter der Kaufleute auf Handelsplätze schaffen, unter Knechts Händen Ackerfelder bearbeiten, das festgesetzte Raß Futter an der Stallkrippe verzehren, aber zeitlebens ausgeschlossen sind, auf Jagden, in Wettrennen, in Spielen Ehren zu erwerben oder — ihr Geschlecht in offenen Gestüten fortzupflanzen, und seit das Dampfroß die lebendigen Kräfte entbehrlicher, als vordem der Ragerseht, *Bilder aus der röm. Landwirtschaft. III.*

Fall, gemacht, auch wenn sie in Marställen stehen, seltener herangezogen werden, Herren, Fürsten und Herzöge von einem Hoflager zum andern zu bringen. Die Ehrendienste in den Burgen der Ritter, deren Brautfahrten und bei den Krönungen der Kaiser sind dem Roße entfallen; es trägt nicht mehr Knappen und Reißige in Schlachten, die Turnierhöfe sind geschlossen und selbst in Griechenland und Italien kann es in keiner Rennbahn dem ritterlichen, kühnen Jünglinge oder Kanne Palmen erwerben. Vor eben nicht langen Jahren schien es der Acht oder Nichtacht in noch größerer Weise verfallen zu sollen und Viele meinten, der fliegende Dampfswagen werde seine Zucht vermindern und seine Preise herabdrücken; das Gegentheil ist zwar erfolgt, haben denn aber die Schienenstraßen demselben höhere Bedeutung gegeben? — Der Verbrauch der Pferde; auch ihrer Kräfte, ist unleugbar stärker und öfterer Gelegenheit geworden, sie im Stande der Herabwürdigung zu erblicken. Die elenden Gestalten, die dort, wo die Bahnzüge auslaufen oder nur anhalten, bei Tage und bei Nacht, in Sommergluth und Winterkälte, vor Lohnwagen stehen, harren, hungern, hungern, Aufkommende und Abziehende fortschaffen, sie wären in Rom dem Censor, Veranlassung zu Maßnahmen geworden, oder die Cigner hätten selbst an deren Stelle Maulthiere gestellt. Seit große Weidenfelder in Ackerfelder verwandelt worden, sind auch die freien Zuchtungen beschränkt; im Hofsprunge werden die Jungen erzeugt, im Stalle — wenn's hoch kommt im Hohlengarten — erzogen, genährt, vom Stalle aus gewöhnt und ihre Werthe nicht anders als nach gewöhnlicher Dienstfähigkeit bemessen. Wo sind denn die Fürsten und Herren, die noch ein Leibroß haben, welches sie jeder Zeit und nur zu Ehrendiensten brauchen, das ihre Schlachten mitgemacht und das aus Dankbarkeit von ihnen oder ihren Kindern im Alter im Herrschaftsstalle ernährt und hinter der Helddenleiche im Trauergewande hergeführt wird? — Im Alterthum, selbst unter den späteren Juden, stand das Roß in höherm Ansehn als in der Neuzeit; wo die römische oder griechische Geschichte von Felden, Rittern, Feldherren und Königen rühmt, erzählt sie auch von deren Rossen. Hier wie dort war es das Ehrenthier der Götter und Heroen (Xen. eq. 12), das namhafte Siegesthier edler Väter und Vorfäter, der Ruhm der Stämme und Geschlechter; der Helddenmann erzieht's, das Hel-

denweib pflegt's, das Gesetz schützt's, das Dichterlied feiert's; seine Ehrennamen sind: Preisträger (*ἀθλοφόρος*), Kranzbringer (*στεφανοφόρος*), Wettringer (*ἀγωνιστής*), Kraftringer (*ἀθλητής*), Schlachtkrieger (Hom. II. XXII. 22. Plat. Leg. VI. 764. e. Dio Cass. LXV. 5). Es dampft nicht im Pfluge, denn es befördert, seinem Adel gemäß, nicht die Gewächse des Feldes, es genießt aber, ein Freigeborner, das Getreide des Saatlandes und die Futterkräuter des Brach- und Wiesenackers, welche Stier und Kuh, Esel und Maulesel im Slavendienste erarbeiten müssen (Varr. praef. II.). Das durch zwiefachen Adel, des Geschlechtes und Verdienstes (*nobilitas generis et honorum*), ausgezeichnete, zum Bilderrechte (*jus imaginum*) fast zulässige Thier verrichtet auch sonst, so wenig wie der freie Mann, nicht andere niedere Arbeiten; den genannten unedlern Arten (*ignobile pecus*) fallen dieselben zu, seltener selbst dem Gaul (eq. vulgaris s. caballus). Wohl muß dieser das Gemüse der Gärtner zur Stadt (Hor. Ep. I. 18, 36) fahren, den Mist des Bauers auf das Feld schaffen, die Mühle des Villenbesizers treiben, Früchte tragen und andere schlechte Dienste des Hofes und der Wirthschaft verrichten, unter denen er so entartet, daß er seiner und seiner edlen Geschlechts- genossen uneingedenk (Veget. IV. 6) endlich

Sich sehnet, im Pfluge zu gehen.

Hor. Ep. I. 14, 43.

Wir Römer betrachten das Rosß nicht als Wirthschaftsthier; darum wird nicht einmal des Pferdes, auch nicht des Pferde- knechtes (*caballarius*) in den von Rechtslehrern gestellten Ver- zeichnissen der zur Bewirthschaftung der Güter erforderlichen Hülf- sbede (*instrumenta*) gedacht. Varro, Columella, Virgil und Palladius hätten dasselbe ganz übergehen oder, wie Cato, nur beiläufig erwähnen können, wäre nicht die Anzucht, Behandlung und Ernährung von dem Ertrage der Acker und Wiesen als ehrenvolle Sache des Villenbesizers ihnen erschienen.

Die Bestimmung des Edelrosses läßt sich in Griechenland und Italien als eine dreifache, für den Krieg, die Rennbahn und das Reiten, angeben; der Esel und der Maulesel er- setzen es in keiner dieser Beziehungen völlig (Veget. IV. 6. Varr. II. 7). Das Kriegssosß (eq. castrensis) steht auf der äußersten Spitze der Abtheilungen unserer Heere, trägt unsere Feldherren und den besten Theil der Heeresdiener, hilft die

Schlachten entscheiden, die Feinde verfolgen, die Besiegten retten und siegreich heimziehende Oberbefehlshaber verherrlichen. Das Rennpferd (eq. circensis s. curulis) erwirbt mit Schwelß unblutige Palmen und Lorbeeren dem, welchen es

— Freut, Staub auf der olymp'schen Bahn
Aufzuwirbeln und ihn macht das mit glühendem
Kob' umflogene Ziel und der gepriesene
Krauz den Göttern, den Welt beherrschenden Mächten, gleich.

Hor. Od. I 1, 3.

Der Name dessen, der Siege errang, wird verherrlicht in Liedern und Jubellängen, aufgezeichnet in den Verzeichnissen derer, welche siegten, und unter Denksprüchen eingeschrieben auf Denksäulen, selbst in Olympia, neben den Denksäulen seiner Gebieter (Paus. VI 8). Das Reitpferd (eq. sellaris) ist die Freude des Knaben, die Ehre des Jünglings, der Ruhm des Mannes, der Stolz des Reichen, die Zier des Ritters, der Verlaß des Jägers, die Hülfe des Reisenden.

Der Ursprung zeichnet das Roß hoch aus; griechische und römische Sage (Stat. Theb. VI. 308) erhebt dasselbe über die Kreise gewöhnlicher Zeugungen und macht den Poseidon zum Rosseschöpfer, die Schöpferthat aber verlegt sie nach dem weidereichen Thessalien, dessen Einwohner erzählen: Er, der Felsen-spalt' r (πετραίος), habe die Berge durchbrochen, das schöne Thal ihres Landes geschaffen (Herod. VII. 129. Philostr. II. 14) und die Erde mit göttlichem Zeugungsamen berührt, der dann das Edelroß entsprossen sei. Nach einer andern Sage schuf der Ross-gott das Roß durch einen Schlag seines Dreizackes an den Felsen, zähmte es selbst oder ließ es durch die Lapithen, die wilden Bergholden, zähmen. Arkadien und Böotien erweisen ihm, dem „Rosseschöpfer, Rosspfleger, Rossbändiger“ (ἵππιος) große Ehre, und andere Stämme bauten Tempel, „Felsenherrscher“,

— — Dir, dem die Erde das erste
Brausenbe Roß hinströmte, durchbebt vom gewaltigen Dreizack,
Neptunus!

Virg. G. I. 15.

Am meisten war derselbe verherrlicht in Thessalien, denn

Hier zuerst aus Gellipp, vom Schlage des spitzen Meerstabs,
Sprang das thessalische Roß, unseliger Kriege Verkünder,
Stampfend empor; hier läuft es zuerst den Stahl und die Bügel
Und beschäumte das neue Gebiß des lapithischen Zähmers.

Virg. G. I. 15.

Nach wieder anderen, die griechische Welt mehr noch verherrlichender Sage, warben Athene und Poseidon, unter Theilnahme ihrer olympischen Genossen, um das Land der Hellenen im Wettstreit oder um die Obwaltung der neubauten Athenä (Schol. ad. Stat. Theb. XII. 632);

Zwölf der Himmlischen ruhn auf ragenden Eichen; voll hehrer
Würde mitten darin auch Jupiter; Jeden der Götter
Zeichnet die eigne Gestalt;

Ovid. Met. VI. 75.

In der Versammlung fällten sie den Entscheid, daß diejenige Gottheit das Land oder die Stadt erhalten solle, welche das für die Menschen beste Geschenk hervorbringen werde. Das Dasein derselben theilt sich zwischen Krieg und Frieden; — Athene warf ihren Speer und wo er niederfiel, sproßte der Delbaum, das Sinnbild des Friedens, Neptun aber schlug mit dem Dreizack die Erde und hervorsprang das Sinnbild des Krieges, das Roß, welches den Namen Skypphos erhielt. Athene's Geschenk wurde zwar für das heilsamste erkannt, die Stadt erhielt auch von ihr den Namen, die Einwohner aber Theßallens, kriegerisch gesinnt, wie sie stets waren, feierten die Schöpferthat des um ihr Land verdienten Gottes noch in später Zeit (Schol. ad Pindar. Pyth. IV. 246) und ehrten Poseidon als Roßgott und Obeschutz der Pferdezuucht (Aristoph. Nub. 84).

Wie die Edlen unter den Menschen, schätzen, ehren und brauchen auch die Olympier das Roß. Jede nur irgend entfernte Reise vollenden sie mit Rossespannen, welche, wo nicht untergeordnete göttliche Wesen mitthelfen, selbst in das Joch zu schreiten und zu entjochen, sich Zeus so wenig wie Poseidon scheuet (Hom. II. XIII. 35). Als der Herrscher der Welt seinen Weg zu dem Ida antritt,

— — — Schirrt er in's Joch erhabne Rösse
Stürmenben Fluges, umwallt von goldenen Mähnen die Schulter;
Selbst dann hält er in Gold sich den Leib und faßt die Geißel,
Schön aus Golde gewirkt, und trat in den Sessel des Wagens;
Treibend schwang er die Geißel und rasch hinstiegen die Rösse
Zwischen der Erd' einher und dem Sternengewölbe des Himmels;
Schnell den Ida erreicht er, den quelligen Nährer des Wilbes.

Hom. II. VIII. 41.

Rossespannt fährt gewöhnlich auch die Gemahlin des Welt-

Schlachten entscheiden, die Feinde verfolgen, die Besiegten retten und siegreich heimziehende Oberbefehlshaber verherrlichen. Das Rennpferd (eq. circensis s. carulis) erwirbt mit Schweiß unblutige Palmen und Lorbeeren dem, welchen es

— Freut, Staub auf der olymp'schen Bahn
Aufzuwirbeln und ihn macht das mit glühendem
Stab' umflogene Ziel und der gepriesene
Kranz den Göttern, den Welt beherrschenden Mächten, gleich.

Hor. Od. I. 1, 3.

Der Name dessen, der Siege errang, wird verherrlicht in Liedern und Jubelklängen, aufgezeichnet in den Verzeichnissen derer, welche siegten, und unter Denksprüchen eingeschrieben auf Denksäulen, selbst in Olympia, neben den Denksäulen seiner Gebieter (Paus. VI. 8). Das Reitpferd (eq. sellaris) ist die Freude des Knaben, die Ehre des Jünglings, der Ruhm des Mannes, der Stolz des Reichen, die Zier des Ritters, der Verlaß des Jägers, die Hülfe des Reisenden.

Der Ursprung zeichnet das Roß hoch aus; griechische und römische Sage (Stat. Theb. VI. 803) erhebt dasselbe über die Kreise gewöhnlicher Zeugungen und macht den Poseidon zum Roßeschöpfer, die Schöpferthat aber verlegt sie nach dem weidereichem Thessalien, dessen Einwohner erzählen: Er, der Felsen-spalt' (πετραίος), habe die Berge durchbrochen, das schöne Thal ihres Landes geschaffen (Herod. VII. 129. Philostr. II. 14) und die Erde mit göttlichem Zeugungsamen berührt, der dann das Edelroß entsprossen sei. Nach einer andern Sage schuf der Roßgott das Roß durch einen Schlag seines Dreizades an den Felsen, zähmte es selbst oder ließ es durch die Lapithen, die wilden Berghelden, zähmen. Arkadien und Böotien erweisen ihm, dem „Roßschöpfer, Roßpfleger, Roßbändiger“ (ἵππιος) große Ehre, und andere Stämme bauten Tempel, „Felsenherrscher“,

— — Dir, dem die Erde das erste
Brausende Roß hinsträumte, durchhebt vom gewaltigen Dreizad,
Neptunus! Virg. G. I. 15.

Am meisten war derselbe verherrlicht in Thessalien, denn

Hier zuerst aus Gelläpp, vom Schlage des spitzen Meerstabs,
Sprang das thessalische Roß, unseliger Kriege Bekämpfer,
Stampfend empor; hier läut' es zuerst den Stahl und die Bügel
Und beschäumte das neue Gebiß des lapithischen Zähmers.
Virg. G. I. 15.

Nach wieder anderem, die griechische Welt mehr noch verherrlichender Sage, warben Athene und Poseidon, unter Theilnahme ihrer olympischen Genossen, um das Land der Hellenen im Wettstreit oder um die Obwaltung der neuerbauten Athenä (Schol. ad. Stat. Theb. XII. 632);

Zwölf der Himmlischen ruhn auf ragenden Eichen; voll hehrer
Würde mitten darin auch Jupiter; Jeden der Götter
Zeichnet die eigne Gestalt;

Ovid. Met. VI. 75.

In der Versammlung fällten sie den Entscheid, daß diejenige Gottheit das Land oder die Stadt erhalten solle, welche das für die Menschen beste Geschenk hervorbringen werde. Das Dasein derselben theilt sich zwischen Krieg und Frieden; — Athene warf ihren Speer und wo er niederfiel, sproßte der Delbaum, das Sinnbild des Friedens, Neptun aber schlug mit dem Dreizack die Erde und hervorsprang das Sinnbild des Krieges, das Roß, welches den Namen Skophios erhielt. Athene's Geschenk wurde zwar für das heilsamste erkannt, die Stadt erhielt auch von ihr den Namen, die Einwohner aber Theffallens, kriegerisch gesinnt, wie sie stets waren, feierten die Schöpferthat des um ihr Land verdienten Gottes noch in später Zeit (Schol. ad Pindar. Pyth. IV. 248) und ehrten Poseidon als Roßgott und Obeschuß der Pferdezuucht (Aristoph. Nub. 84).

Wie die Edlen unter den Menschen, schätzen, ehren und brauchen auch die Olympier das Roß. Jede nur irgend entfernte Reise vollenden sie mit Rossespannen, welche, wo nicht untergeordnete göttliche Wesen mithelfen, selbst in das Joch zu schirren und zu entjochen, sich Zeus so wenig wie Poseidon scheuet (Hom. II. XIII. 35). Als der Herrscher der Welt seinen Weg zu dem Ida antritt,

— — — Schirrt er in's Joch erhabne Rösse
Stärmenben Fluges, umwallt von goldenen Mähnen die Schulter;
Selbst dann hält er in Gold sich den Leib und faßt die Geißel,
Schön aus Golde gewirkt, und trat in den Sessel des Wagens;
Treibend schwang er die Geißel und rasch hinstiegen die Rösse
Zwischen der Erd' einher und dem Sternengewölbe des Himmels;
Schnell den Ida erreicht er, den quelligen Nährer des Wildes.

Hom. II. VIII. 41.

Rossespannt fährt gewöhnlich auch die Gemahlin des Welt-

herrschers; als sie ihm am Ida zu Fuß und im Schutze sich naht, fragt er sie verwundert:

Here, wohin dein Weg, da du hieher kam'st vom Olympus? —

Auch nicht hast du ein Ross und ein schnelles Geschirr zu besteigen! —

Hom. II. XIV. 206.

Den weiten Weg zu den Aethiopen, am Ostende der Erde, konnten die Olympier schwerlich mit größerer Bürde und Schnelligkeit als zu Wagen zurücklegen (Hom. Od. I. 22. II. I. 423, XXIII. 206), dessen sich auch Aides bedient, um mit Hermes die entführte Proserpina zurückzuführen (Hom. Hymn. in Cer. 375).

Die Gothen lassen den Wagen der Sonne von Gallihusta, den Eber mit goldenen Borsten, die von solchem Glanze sind, daß sich auch die dichteste Finsterniß in den hellsten Tag verflücht, gezogen werden. Edler, würdiger und freundlicher ist die Vorstellung der Hellenen, welchen der Sonnengott als „Tummler der Rosse“ (ἐλάσσιππος) erscheint; sie legen ihm zur Vollendung seiner Tagewege einen Wagen bei (Orph. H. in Sol. 19. Hom. in Merc. 69, in Car. 88), der von prächtigen, feuerschnaubenden (Pind. OL VII. 130), geflügelten (Hom. H. in Cer. 62. Ovid. Met. II. 48, 169), von ihm selbst gelenkten Rossen gezogen wird, die als Zweigespann, Lampe und Phaëton (Mart. VIII. 21), als Viergespann, Chronos, Aëthon, Astrapé und Bronte oder Pyronis, Eous, Aëthon und Phlegon (Isidor. Orig. XVIII. 34. Ovid. M. II. 153. Callim. H. in Del. 169. Hygin. Fab. 18, 3) heißen, die Morgenröthe mit einem Zwei- oder Viergespann zur Vorläuferin haben (Virg. Aen. VI. 535. Hom. Od. XXIII. 246) und von den Horen, den Pfortnerinnen des Himmels (Hes. Op. 901. Orph. Arg. 42), und den Dienerinnen des Wagens der Himmelsgöttin, geschirrt, gespannt und geläset werden.

— — — — Schängemähnete Rosse

Binden diese auch fest, zu ambrosischen Stricken geführt,

Stellen darauf den Wagen empor an schimmernde Bänke.

Hom. II. VIII. 483.

Alle Rosse, mit denen die Olympier über die Wolken oder im Himmel hinjagen, sind vortrefflicher, als die der Menschen; besonders zeichnet sie Schnelligkeit aus. Sie sind schneller als der Wind oder so schnell wie der Wind (Hom. Hymn. in Aphrod. 218) und sicherlich ausgezeichnet, als die Halbgött-

Nähen, welche Boreas, als Roß, mit den Stuten des Erichthonius erzeugte:

Boreas selber gelockt von den Reizen der weiblichen Stuten,
Sattete sich, in ein Roß mit bittakter Wähne gehüllet,
Und groß' junge unruhige Füllen gebaren sie seiner Befruchtung.
Diese, so oft sie sprangen auf nahrungssprossender Erde,
Ueber die Spitzen des Palmus hinflogen sie, ohn' ihn zu finden;
Aber so oft sie sprangen auf weitem Rücken des Meeres,
Oben einher auf der Fläche der Wallungen flogen sie schwebend.

Hom. II. XX. 223.

Von vielleicht noch größerer göttlicher Schnelligkeit dürften die unsterblichen Rosse, Xanthos und Ballos, gewesen sein, welche Poseidon dem Pelens am Hochzeitfeste geschenkt (Eurip. Rhes. 187. Hephaest. 6. Apollod. III. 13, 5), dieser aber dem Achilles in den trojanischen Krieg gesendet hatte,

— — — Die rasch hinflogen, wie Winde,
Welche dem Zephyros einst gebor die Harpye, Podarge,
Welchenb auf grüner Au' an Oceanos strömenden Wassern.

Hom. II. XVI. 149.

Schnell wandelt Pelios, — der schnellste unter den Göttern; Rosse, die schnellsten unter den Gangthieren der Erde, sind ihm darum vorzugsweise unter Persern und Scythen (Herod. I. 216), Massageten und Germanen (Dias Sage c. 107), Hellenen und andern Völkern (Paus. III. 20, 5. Xenoph. Anab. IV. 5. Apoll. I. 31. Justin. I. 10, 5) gewidmet. Wenn er, was auch Zeus und mancher andere Gott thut, sich beläßt, Halbgöttern oder Heroen, das Eine oder das Andere seiner Lieblinge zu schenken (Athen. XI. p. 470), haben sie die Schnelligkeit derselben zu rühmen. So sah man in den Schaaren der Kolcher,

— — — Auf dem pferischen Sitze des Wagens
Strahlend Aetes, durch Rosse verherrlicht, die ihm geschenkt
Pelios; denn sie entflohen schnell, wie die Hauche des Windes.

Apoll. Rh. IV. 219.

Ambrosia ist ihre Nahrung und die Stallung derselben, mit herrlichen Krippen versehen, liegt im Westen, wo täglich die Sonne am Abend in Dunkel versinket (Hymn. in Merc. 3, 68).

Unter hesperischem Pol dort weiden die Sonnengespanne,
Die statt Grazes ernährt Ambrosia, welches die Glieder,
Müde des Tagwerks, stärkt und wieder belebet zur Arbeit.

Ovid. Met. IV. 214.

Die Rosse der langsam wandelnden Luna (Eurip. Phoen. 182. Virg. Aen. X. 215), ein Zweigespann (Hom. Hymn. 32, 9), sind langsamer, von weniger strahlender Farbe, als die des Helios, aber blendend weiß (Ovid. Fast. III. 110, IV. 374. Rom. 258), wie entsprechend das Zwei- oder Viergespann der Nacht (Virg. Aen. V. 751. Tibull. III. 4, 17. Val. Flacc. III. 211), dessen Lenker der Gott des Schlummers ist (Stat. Theb. II. 59, XII. 307), dunkelfarbig beschrieben wird.

Rosse gehören zum Staatshaushalte der Götter; sie bedürfen, lieben, pflegen dieselben und lassen sich, wie Artemis,

— — In tiefem Graße Miletums,

Hom. Hymn. in Dian. 3.

sogar herab, die ihrer Lieblinge auf Erden besonders zu pflegen. Könige, Fürsten und Edle thun wie die Götter selbst, wenn sie Rosse in ihrem Palaste halten, sich gegenseitig zum verbindlichen Geschenke machen (Hom. II. XXIII. 295), als Preise aussetzen (Virg. Aen. V. 310) und besonderer Sorgfalt unterstellen, oder wenn griechische Heldentöchter das Ross, welches den siegreichen Vater unverfehrt aus der männermordenden Feldschlacht zurückbrachte, warten; herrlich ist's, wenn Helden sich das selbst die Olympier ehrende Beiwort „Rosseshändiger“ beilegen dürfen (Hom. II. IV. 326, 351).

Alles Ausgezeichnete und Herrliche pflegt der Mensch den Göttern als Gabe und Opfer zu bringen. Die Sarmaten und Scythen opfern ihren Landesgotttheiten das Ross, das wichtigste ihrer Thiere; die Magier bringen die weißen zum günstigen Zeichen dar. Die Griechen, wie hoch sie es auch stellen, verwenden es jedoch selten zu diesem Zwecke; in Athen und Lacedämon wenigstens wurden nur bei großen öffentlichen Feierlichkeiten Pferde geopfert. Wenn die Myster vor dem Beginn entscheidender Schlachten dem Ares ein Rossopfer brachten (Flor. IV. 12), so beruhet dieses auf der kriegerischen Bedeutung des Rosses, welches alle Kriege gemacht hat. Ohne Ross läßt sich keine That der Hellenen vor Troas denken, kein Kampf um Theben, kein Uebergang Hannibals über die Alpen, kein Feld, kein Kampf, kein Sieg, kein Triumph, keine Wanderung der Germanen, keine Heldenzeit, keine Geschichte. Es gebührt dem Schlachtengotte (Mars) und ist sein Lieblingsthier; wenn nicht zur Abwehr der Kriegsnoth von den Getreidevölkern, wird aus

angezogenem Grunde dem Gotte jährlich im October das Handpferd von dem fliegenden Zweigespanne unter besondern Feierlichkeiten geopfert (Fest. s. v. equus). Man läßt mit dem abgehauenen Schwanze in die Burg (regia), läßt das Blut theils auf den Herd träufeln, theils in dem geheimsten Behältnisse des Tempels der Vesta aufbewahren, um es nebst der Asche der an den Firdicallen verbrannten Rälber an den Pallsten zur Feuerreinigung zu verwenden. Bedeutsam wurde darum auch den römischen Legionen das Bild des Pferdes bis auf Marins vorausgetragen (Pl. X. 5).

Angeborener Muth, körperliche Kraft und Schnelligkeit machten das Pferd zu einem lebendigen Kriegswerkzeuge, auf welches sich die Kriegsvölker verlassen (Ps. 20, 8) und durch welches sie alle, namentlich aber Griechen und Römer, auf ihren weltgeschichtlichen Standpunkt gebracht worden sind. Bezeichnend wird es in den Büchern der Juden für „Krieg“ genannt; so lange es ihnen fehlte oder sie dessen Gebrauch tadelten (Ps. 33, 17; 76, 7; 147, 10. Sprüchw. 21, 31. Jos. 38, 4. Sagg. 2, 22), konnten sie kein kriegerisches Volk sein, was sie auch nach dem Gesetze nicht werden sollten, aber auch nur in anderer Weise als ihre näheren oder ferneren Nachbarn eine Bedeutung erlangen. Der Friede und die Versöhnung, nicht der Krieg und die Spaltung war ihre Aufgabe; nicht Lorbeeren, sondern Palmen sollten sie in die Geschichte hineinlegen. Darum wird ein künftiger König derselben vor der Krönung gewarnt, „damit er das Volk nicht wieder um der Menge der Rosse willen, in Aegypten führe“ (5. Mos. 17, 16), und die Mahnung ergeht an Alle, das Vertrauen nicht, wie die Helden, „deren Land voll Rosse ist“ (Jes. 2, 7), auf Rosse und Kriegswagen (Ps. 147, 10; 20, 8. Jes. 30, 16. Rich. 5, 9), sondern auf den Herrn Jehaoth zu setzen. Nicht das Maulthier, nicht das Kameel, nicht der Elephant ist für den Krieg mit gleichem Erfolge zu brauchen oder abzurichten, denn es geht ihnen außer der Stillschkeit der Haltung, die Gehärdtheit des feurigen Muthes im Gewühle der Schlacht und auch das dem Rosse angeborne Vorgefühl der Schlacht (Pl. VIII. 64. Plutarch. Lyourg. 22. Virg. G. III. 83. Lucan. IV. 750) gänzlich ab. Während der Schlachten vorhergehenden Berathungen und Zurüstungen im Lager und unter dem Ernste der dadurch hervorgerufenen

Stimmung wartet es den Entscheid der Männer in Gelassenheit ab (Hom. II. VIII. 565); bald aber weilt das Raffeln der Linnfetten, das Gellir der Waffen, der Anblick der Harnische seinen Feuermuth, daß es der Furcht spottet und

— — Wenn der Kriegstrommeter den Schlachtruf
Gab aus tönendem Erz, wie Kampflust da in ihm aufwacht! —

Ovid. M. III. 704.

Es stampfet den Boden mit Kraft, zieht den Geharnischten entgegen, spottet der Furcht, fliehet nicht vor dem Schwerte, wenn gleich wider dasselbe klingen der Röcher und glänzet beides Spieß und Lanze! — Es zittert und tobet und scharrt und ach-tet nicht der Trommete Hall. Wenn die Trommete fast klingen, spricht es Hui; es riechet den Streit von ferne (Hiob 39, 19) und wiehert ihm voll Freude entgegen (Ael. VI. 10. Seneca. de ir. II. 2). Die Griechen wählten in dem Schlachtrosse den herrlichsten Gegenstand für Gemälde, seit Zeuxis für Gebilde in Erz und Rarmor und feierten es mit Recht in Liedern, die von Geschlecht zu Geschlecht widerklingen.

Die Stimme des Pferdes, ausgezeichnet vor der aller Thiere (Spart. in Got. 5), ist „wie eines Königs Nachtgebot“ (Shakespeare). Wenn der Kampf oder das Kampfspiel beginnt, ist sein Wiehern vergleichbar einem fröhlichen Lachen und klingt ganz anders, als

Wenn der tapfere Hengst zuwiehert dem Anblick der Ehre;

Ovid. Amor. 634.

dann erhebt sie sich in jubilirender Höhe und rollt stark und immer stärker schwellend tonabwärts. Den Göttern gefällt sie wohl; Saturnus nahm sie an und geschenkt von der kommenden Gattin,

Stülte er Pelions Höhn im Entflicke mit heilem Gewieher.

— Virg. G. III. 94.

Die Empfindungen der Seele auch drückt das Pferd vollständiger aus, als jedes andere Thier. Der Löwe giebt seinen Zorn durch die Bewegungen seines Schweifes und das Funkeln der Augen zu erkennen; dem Pferde ist Zorn fremd, nach Xenophon wenigstens vertritt bei ihm Stizigkeit die Stelle des Zornes; sie drückt sich aus in der Ungeduld beim Stehen, in dem Bekämpfen des kurzgehaltenen Zügels (Virg. Aen. XI. 600), in dem Fener der Augen, den Bewegungen der Ohren und in

dem Preße der Nase, der schrecklich ist (Hiob 39, 19). An ihm lebt, regt und bewegt sich Alles; gehalten, strebt's zu laufen (Geop. XVI. 8), es zerstampfet mit dem Hufe den Grund, fordert durch Gewieher heraus und beschäumt das Maul mit weißem oder röthlichem Schaume. Ein erhebender Anblick ist's, wenn

— — — Nach Kampf und Getümmel verlangend
Schläget der Wieherer stampfend den Grund aus und hebt von oben
Jugendlich stolz mit gespitztem Ohr auch bey Nacken nach oben,
Apolh. Ph. III. 1269.

oder wenn es,

— — — So ein Seiten fern halle der Wassen,
Unstet stampfet und reget das Ohr und erhebt an den Gliedern,
Brausend auch rollt aus der Nase der Dampf des gesammelten Feuers.
Virg. G. III. 84.

Im Circus steht man

Kenner, wenn noch nicht geöffnet die Pforten der Schranken,
Klopfen bald mit dem Fuß an und bald mit der Stirn.
Ovid. Trist. V. 9, 20.

Je länger der Reiter säumt, um so mehr

Stampfet das Roß und knirscht muthvoll am beschäumten Bügel,
Virg. Aen. IV. 138.

bis endlich die Ungeduld auf das Höchste steigt,

Und das Roß hochauf sich bäumet und schläget die Fäuste
Mit den Hufen.
Virg. Aen. X. 890.

Das Gefühl des Lenkers wird bewegt und gehoben, wenn der Schall des wildverlangenden Gewiehers aus dem hochaufgeworfenen Halse an ihn herandrängt und die Bewegungen der Füße die Entscheidung näher zu rücken scheinen; sein Muth schwillt auf und in Hoffnung, daß sein Kriegsgroß (eq. bellator) als Sieggroß (eq. victor) lehren werde.

— — — Hebet er selbst die geschwungene Lanze mit Droßen
Ein in die Ferne, er denket des Kampfes
Juven. VII. 127.

und trägt endlich Tod und Verderben in feindliche Schlachtreihen. Auf Schlachtfeldern kann man noch lange Pferdestimmen hören; auf der Ebene von Marathon lassen sich länger als 400 Jahre jede Nacht wiehernde Pferde und kämpfende Männer vernehmen, nur darf sich, um den Zorn der Dämonen nicht zu erregen, Niemand in der Absicht, die geisterhaften Stimmen zu hören, hinstellen (Paus. I. 32).

Der Muth des Rosses wird nicht leicht, kaum durch das

Alter gebrochen. Drestes vergleicht daher in einem rührenden Bilde den greifen Erzieher, der seine Seele zum Werke der Sühne bestimmt, dem königlichen Thiere,

— — das, ob auch wohlbetagt,
Nicht bebt im Drang' der Schlacht
Und hoch aufrecht das muth'ge Ohr.

Sophocl. Electr. 25.

Der Geschlechtstrieb setzt alle Geschöpfe in Aufregung und sie zeigen sich in der Brunst sichtbar lebendiger aufgeregter und wilder als sonst. Das Brunstfeuer durchglühet die Pferde gewaltig; wenn die Hengste eine Stute nur riechen, werden manche wie rasend; kein Stall ist dann zu fest, kein Berg zu hoch, keine Weide zu entlegen; sie werfen die Reiter ab, verfolgen sie (Aristot. VI. 18), zersprengen die Halfter, beißen sich untereinander, schütteln ungeduldig die Mähne; Feuer sprühen die Augen, es dampfen die Rüstern, es verlangt die Stimme. Ich sah schon den wildbrünstigen Hengst

— — — In dem offenen Blachfeld
Fliegen dem Ost' und West' voran,

Virg. Aen. XII. 334.

an breiten und wohlbekannten Strömen stehen bleiben, ohne Furcht auch die Fluthen durchschwimmen; ich hörte ihn wiedernd Fragen an die Rüste thun und bemerkte, wie sich das weibliche Heerdvieh des ansprengenden schönen Gatten erfreute (Clandian. Nupt. Honor. 293), welches die Wollust nicht minder stark fesselt; bleibt sie unbefriedigt, verfallen die Stuten in den eigenthümlichen Zustand der Roßstoltheit (*ἰππομανία*). Den Morgenländern ist daher der Hengst das Bild des maßlosen, wüthenden menschlichen Geschlechtstriebes (Jer. 5, 8; 8, 6. Ezech. 23, 20) und der Grieche nennt den Mann, der die Lust ungescheut walten läßt (Aristoph. Ran. 429), „Hengst“ oder „Bescheller“ (*ἵππος*, *ἰπποστάρης*, *ἰπποσίβιος*), das Weib aber, das in Wollust glühet und brauset (Aristot. VI. 18), „Stute“, (*ἡ ἵππος*, *equa*), „Roßbrünstige“ (*ἰππομανίς*) und deren Zustand „Roßstoltheit“ (*ἰππομανία*). Bei aller Gewalt des Triebes aber zeigt der Hengst, ingleichen die Stute, eine gewisse Hochfönnigkeit (*magnanimitas*), die man überhaupt den Pferden mit Recht anrühmt (Virg. A. III. 704. Ovid. art. I. 20). Unglaublich, aber aufzeichnungswerth ist folgender, sich auf die Zeugnisse der sichersten Gewährsmänner stützender, fast stiltliche Zug (Arist. IX. 47. Ael. H. a. IV. 7. An-

ing. Caryst. 59. Pl. VIII. 41. Varr. II. 7). Ein König der
 Echthen hatte durch verheerende Krankheit seine trefflichen Pferde
 bis auf Eine Stute mit einem säugenden Hengstfüllen verloren,
 das er erzog und später zur Erhaltung des edlen Stammes zur
 Fortzucht benutzte. In Ermangelung anderer Stuten ließ er
 dasselbe der eigenen Mutter zuführen, — Beide aber versagten
 die Begattung. Der Sprungmeister verband nun dem Hengst
 die Augen, salbte das Füllen und der Mutter ganzen Körper
 mit duftiger Salbe und nöthigte beide betrüglisch zur Begattung.
 Als der Hengst abstieg und beide ihre Blutschande erkannten,
 blickten sie sich verächtlich an; die unglückliche Mutter betrach-
 tete den Sohn nicht mehr als Sohn und der plötzlich unglück-
 liche Gatte die Mutter nicht mehr als Mutter; sie knirschten
 in schäumendem Zorn, rissen sich los, bäumten sich, wieherten
 heß auf, als ob sie die fessigen Götter beschwören, und Rache
 über den verderblichen Kuppler herabrufen wollten und rannten
 endlich in zügelloser Hast ihre Köpfe wider Felsen, an denen
 sich beide selbst den Tod gaben (Oppian. I. 240). Nach ande-
 rer Erzählung stürzte sich das Mutterpferd von einem Felsen
 (Arist. IX. 47), der Hengst aber fiel den Sprungmeister an
 und biß ihn todt (Varr. II. 7). Wie dem sei, —

Alte Sage verherrlicht so die Ehre der Rosse!

Opp. cyneg. I. 270.

An der Wahrheit dieser Erzählung läßt sich um so weniger
 zweifeln, als man weiß, daß auch Kameele nicht ihre Mütter besteigen
 (Arist. IX. 47) und der Begattungstrieb des Pferdes schwächer
 ist als seine Ehrliche und sein Stolz. Stuten lassen in ihrer
 Lüsterheit nach und werden niedergeschlagen, wenn sie geschoren
 werden (Arist. VI. 18, 6), Hengste, wenn sie die Röhre, die
 sie in der Nähe des Weibes (Cland. Napt. Honor. 298) im
 Vollgefühl ihrer Kraft (Senec. ep. 124) zu schütteln pflegen,
 hergeben mußten (Pl. X. 83).

Das Roß trägt das Bewußtsein höheren Ranges, schöner
 Gestalt und edlerer Bestimmung sichtbar zur Schau. In der
 Haltung seines Hauptes, in dem Wurf seiner Füße und in dem
 Glanze seiner klug vorstehenden Augen drückt sich ein Selbstge-
 fühl von Würde aus, welche es anerkannt wissen will. Es hält
 auf Ehre (Pl. VIII. 85), so daß kein Thier ehrliebender ist; die
 muthigsten sind die ehrgeizigsten (Xen. 9). Aehnlich dem Pfau,

ist es für Leib und Schmuck empfänglich (Xen. 3); auf diese und keine andere Weise gelang es dem Könige Alexander, den unruhigen, schenen und wilden Bucephalus, an dessen Brauchbarmachung alle Stallmeister Philipps verzweifeln, zu bändigen. Hoch trägt sich's bei feierlichen Gelegenheiten und Aufzügen, stolz schreitet es im Metallschmuck um Stirn und Brust (Liv. XXX. 17, XXXII. 52. Virg. Aen. V. 310), unter seidnen, purpurnen, mit Gold oder Silber durchstickten Decken, vor Ehren- und Staatswagen, in Siegeszügen und in gehobener Haltung.

— — — An Siege gewöhnt mit dem Wagen
Sprengt es einher behend und gestreckt durch das Gefilde.
Hom. II. XXII. 22.

Das Bettroß namentlich weiß, wozu es ersehen ist, und es will, daß Jeder seine Ehre fasse, seinen Werth anerkenne;

— — — Abneht es die Palm' und erstreuet des Sieg's sich.
Wenn es errungen den Kranz der sieben Bahnen des Circus,
Merkest du wohl, wie stolzer und höher, als sonst, der Sieger
Träget das Haupt und wie er buhlend wirbet um Volksgunst,
Oder, wenn ihm zieret den stattlichen Rücken die Bente der Lenkhand? —
Wie es schreitet geschwellten Muthes! Wie zierlich der Beimgang! —
Wie der Schlag des Trottes nur leise berührt den Boden,
Wenn es trägt daheim die Würde lösslicher Siegsbeute!

Ovid. Hal. 65.

Zum Ehrgeiz gesellt sich bei Einzelnen ehrsuchtige Eifersucht. Man hat Pferde gesehen, welche auf der Rennbahn den schnelleren Wettrenner mit den Zähnen zurückhielten, schlugen, bissen, und andere, die sich durch Unfälle nicht um die Ehrenpalme bringen ließen. Aura, die Stute des Pheidolas aus Korinth, verlor einst gleich bei Beginn des Rennens zu Olympia den Reiter, setzte aber dessen ungeachtet den Wettlauf in regelrechter Ordnung fort, umbog das Ziel, beschleunigte noch, als sie das Zeichen der Trommete hörte, ihren Lauf, erreichte zuerst die Kampftrichter und hielt an, sobald sie sich als Siegerin erkannte. Pheidolas wurde demnach als Sieger ausgerufen und empfing die Erlaubniß, das Bild seiner Stute dort aufzustellen (Paus. VI. 13). Wir selbst wissen, daß bei den von dem göttlichen Claudius veranstalteten Säcular-Spielen der Kunstfahrer Albatos Corax zwischen den Schranken vom Wagen herabstürzte, daß aber dennoch seine Pferde den Vorsprung behielten. Als sie den ersten Platz eingenommen, stellten sie sich denen, die vor-

en, wollten, in den Weg, sprangten aus allen Kräften und thaten gegen ihre Rebenhühler, was sie unter der Lenkung des erfahrensten Wagenlenkers nur hätten thun können, bis sie nach zurückgelegtem, gesetzmäßigen Laufe am Ziele stehen blieben. Hier wurden sie von einer gewissen Scham befallen, weil sie die Geschicklichkeit des Menschen von Pferden übertroffen sahen (Pl. VIII. 64).

Stolz ist's, daß das Roß sich nicht mit dem Esel gattet; erst wenn die Kähne geschoren, läßt es sich dazu bei, was auch bei denen geschieht, welche Feinden abgebeutet, zu Ehrtrümpfen auferstehen wurden; diese gehen dann eben so gebeugt (Plutarch. Nic. 27), wie die, welche ehrlos geringe Arbeiten versehen müssen. Stolzgefühl ist's, daß sich Edelrosse nicht von Jedem bestiegen lassen und sich anders in stättlicher, anders in gewöhnlicher Anschirung verhalten. Cäsars Leibpferd vertrug nur Cäsar (Suet. Caes. 61. Pl. VIII. 64) und der Bucephalus, den, wie man sagt, Alexander von dem forluthischen Könige Demaratus erhalten und in allen Schlachten geritten hatte, kniete, als ob er Menschenflut verstände, in Schmuck und Decke jedes Mal vor seinem königlichen Herrn nieder, ließ sich aber, außer im gewöhnlichen Reitzzeuge, von keinem Andern, als vom Könige, besteigen.

Die Rosse des Sol sollen unzügelhaft geworden sein, als sie Phöbus, der Unerfahrene, in die Hand nahm (Ovid. M. II. 167). Wir zweifeln nicht an der Wahrheit, denn auch die edlen menschlichen Rosse erweisen sich eigenwillig, sogar unbändig, wenn sie ungeschickten Lenkern untergeben oder zu einem ihrer oder ihrer Gebieter unwürdigem Gebrauche verwendet werden sollen. Philarchus erzählt von dem Rosse des gefallenen Antiochus, daß es, als es Cantaratus aus Galatien zum Ehrtrümpe besteigen wollte, dergestalt in Aufregung gekommen sei, daß es die Zügel saßte, jede Lenkung versagte und sich in einen Abgrund stürzte, wo es mit seinem Reiter zugleich umkam (Pl. VIII. 64). Von dem kühnen Bändiger aber läßt es sich leicht am leichtesten Baume lenken; Tadel beschämt es, Schläge und Mißhandlungen machen es schüchtern und stöckisch (Senec. Clem. I. 16, 24). Wer durch Stab und Stachel, durch lange, erschöpfende Ritte oder sonstige Gewalt seine Willenskraft brechen oder die verlorenen Gleichmuth meint einzwingen zu können, wird erfahren, daß es

dann Widerstand leistet, in Zorn oder Angst geräth und, wie ein aufgebrachtter Mensch dem Gegner, seinem Reiter oft unheilbaren Schaden zufügt (Xen. 10). Schon bei der Bändigung hat der Reitsknecht jede gewaltsame Behandlung zu unterlassen, jedes Ungeßüm zu vermeiden und sich stets zu erinnern des Wahrwortes:

Erst mit der Zeit gehorcht dem geschmeidigen Zügel das Kühne
Ross und erträgt das harte Gebiß mit gedultigem Mante.

Fret von Knechtsfurcht und edlen Sinnes verlangt das Pferd sanfte Behandlung (Senec. Clem. I. 16). Klatschet der Pfleger den Hals vertraulich, durchkämmt er die Mähne mit den Fingern, streicht er den Rücken, läßt sich der Renner zum Kampfe vorbereiten; milde An- und Zureden besänftigt seine Unruhe, ein Zuruf führt die Besinnung zurück und gute Worte heben den Muth und Ehrgeiz;

Heurig eilet von selber das Ross zu den Ehren der Palme,
Aber ermahnet durch's Wort, geht es thätiger drauf.

Ovid. Pont. II. 11, 21.

Ehrgeiz treibt das Ross Erwartungen, die man von ihm hegt, zu erfüllen und Leistungen zu genügen, zu denen es ausersehen wurde (Ovid. Art. I. 829). Ansprache vor wichtigen Ereignissen (Virg. Aen. X. 860. Hom. II. VIII. 184) und Beifall nach vollbrachtem Dienste versteht es und wohlgefällig ist Allen, wenn fleißige Wagenlenker umstehen und

— — — — — Klopfen mit hohler
Hand die klatschende Brust und klammern die wallenden Hälse.

Virg. Aen. XII. 86.

Oft zeigt es Eigenfinn und will nicht oder nicht in gewünschter Weise gehen. Automedon, der tapfere Sohn des Diomedes, ermahnte die Seinen erst mit schmeichelnden Worten, dann mit Drohungen (II. XVII. 481); so ist es der Natur entsprechend.

Die Natur gab dem Pferde eine feine Erregbarkeit der Sinne. Sein feines, spitzes Ohr, das jeden Laut, jedes Geräusch faßt, besonders aber empfänglich ist für den Schlag der Hufstritte und das Knarren der Wagen, richtet sich, sobald es etwas Ungewöhnliches merkt, geschärft in die Höhe und senkt sich im Zustande der Schwäche. Sein dunkelstrahlendes Auge bewährt sich auch in der Dämmerheit der Nacht. Feiner ist vielleicht der Sinn des Geruches; alles, was übel riecht, ist ihm zuwider, wohl aber freut es sich des Duftes der Salben und

liebt gefalbt zu werden. Es fühlt Druck und Wink seines Gebieters und merkt bei der Stärke seines Gedächtnisses den Namen, in welchem es angeredet wird, Wort und Juruf seines Lenkers, unterscheidet den Ton seiner Stimme, begreift den Schlag seiner Hand, steht und eilt auf sein Gebot. Seine Heimath und den Weg, auch wenn es ihn nur einmal gegangen, findet es sicherer wieder, als der Mensch, es vergißt aber auch die Stelle nicht, wo ihm einmal ein Unfall begegnete; die Verlichkeit ruft sein Erinnerungsvermögen wach (Senec. ep. 124). Für die Eindrücke der Musik ist es empfänglicher als andere uns bekannte Thiere. Jeder Schlachtenmann weiß zu erzählen, wie es das Geräusch der Häume und Schilde, das Getöse der Trompeten und Zinken versteht und nach demselben seinen Gang einrichtet; die Thatsache, daß einst die ganze Reiterrei des sybaritischen Kriegsheeres sich taktmäßig nach einer gewissen Melodie bewegte, welche ihre Feinde, die Crotoner, in einer Schlacht spielten, thut seine musikalische Anlage dar (Pl. VIII. 64. Athen. XII. p. 520). Die ihm eigenthümliche wunderbare Intelligenz und Anlage macht es anständig, gelehrt (Pl. VIII. 64), zu Jagd, Krieg und gymnastischen Künsten brauchbar. Wozu ist es nicht abgerichtet und verwendet worden! — Die berittenen Schützen, Circusreiter und Stallmeister machen von seiner Gelehrigkeit unzählige Erfahrungen und selbst Barbaren verstehen dieselbe zu benutzen. Die Iberier richten ihre Reitsperde ab, daß sie, wenn sie bestiegen werden sollen, niederstürzen (Strab. III. 4), und das sarmatische Jagdvolk der Thyren gewöhnt seine Jagdspferde, daß sie sich, um ungesehen zu bleiben, auf den Bauch legen, gleich nach dem Schusse des auf dem Baume lauernden Schützen sich bestiegen lassen und mit dem in Bereitschaft gehaltenen Hunde das Wild verfolgen. Die Massageten schulen die Thyren zu, daß sie stehen bleiben, wenn der Reiter abfällt, damit er wieder aufsteigen kann (Ael. v. h. XII. 38). Anderwärts werden sie gewöhnt, daß sie den Feind ihres Herrn von selbst angreifen. Artabius, Feldherr der Perser, hatte ein so angelerntes Pferd, daß es sich gegen Gewappnete auf die Hinterbeine stellte und mit Gebiß und Füßen Jeden niedermachte, auf den es angesprengt wurde (Herod. V. 11).

Das Pferd ist mehr scheu als wild und greift außer Vertheidigung und Racheiferung kein anderes Thier an; zwischen

Ragerkebt, Bilder aus der röm. Landwirtschaft. III. 2

ihm und dem Kameele besteht eine angeborene Feindschaft und dabei zeigt es sich scheu und furchtsam; es entsezt sich vor demselben, bäumt sich, reißet aus, ist nicht gegen die mit Mannschaft besetzten Kameele zu bringen, es wendet ihm den Rücken und oft stürzen ganze Reiter-schaaren mit geschüchterten Pferden über einander her (Pl. VIII. 26. Xen. Cyr. VII. 1). Aus Rücksicht auf diese gegenseitige Abneigung (Aristot. VL 18, 3) stellen die Reiter in Schlachtordnung die Kameele stets hinter den Pferden auf, damit diese nicht scheu werden (Herod. VII. 88). Eben so scheu ist das Pferd, wenn ihm etwas Unerwartetes oder Unbekanntes plötzlich vorkommt, wenn es durch stilles Volksgetümmel gehen soll und

— — — — — Wenn etwa der Wagen zerbrochen;
Dann entspringen erschreckt mit verwildertem Geiste die Stuten.
Hom. II. XXII. 468.

Auf der Rennbahn zu Elis ist eine Stelle, wo Pferde oft scheu werden, und an derselben ein runder Altar des Taragtypos — des Rosscheumachers — errichtet, welchen Pausanias (VI. 20) für einen Beinamen des Poseidon hält. Desto muthiger ist es, wenn es zur Gegenwehr gezwungen wird, dann vertheidigt es sein Leben auf eine fast überlegte Weise. Die Hirten erzählen, daß wenn die Heerden auf der Weide von Wölfen angefallen werden, sich die Einzelnen, namentlich die Hengste, mit den Köpfen zusammenstellen, Stuten und Fohlen in die Mitte nehmen und die Hinterhufe zu Schlagkeulen gegen die Bürger machen.

Das edle Pferd ist seinem Wärter und Gebieter ergeben; Liebe und Hofsamkeit gegen denselben zeichnet es aus. Von ihm oder dessen ihm bekannten Angehörigen (Hom. II. VIII. 186) nimmt es am liebsten sein Futter, unterwirft sich am willigsten seiner, manches keines Andern Behandlung; es folgt am zuverlässigsten seiner Stimme, geht seinem Locken nach, vergißt dankbar seine Pflege (II. VIII. 187), erschreckt vor seinem scheltenden Zurufe (Hom. II. XXIII. 417, 446) und vertraut sich seiner Führung. Daher die besondre, aber bei jedem großen Ereignisse wohl zu berücksichtigende Mahnung:

Leute du selbst, Kineas, dein Rossegespann mit den Zügeln!
Unter deinen gewohnten Händen werden sie besser
Zieh den krummen Wagen, wenn wieder verfolgt der Lybier,

Denn sonst möchten sie scheu abirren vom Lauf und dem Schlachtfeld,
Uns unwillig ertragen, des Eigens Stimme vermissend.

Hom. II. V. 231.

Wir halten auf die Tugend gehorsamer Herrenliebe vielleicht weniger, als die Morgenländer, welche in dem seltenen Falle, daß sie verletzt wird (Virg. A. XII. 534), die Rache bis zur Grausamkeit steigern. Einst lief dem Pharnuches, beim Auszuge aus Sardes ein Hund über den Weg und seinem Pferde zwischen die Beine; dasselbe wurde scheu, bäumte sich, Pharnuches stürzte herab, spie Blut und wurde schwindstüchtig, — er gab aber den Befehl, das Pferd an die Stelle, wo es ihn abgesetzt, zu führen und ihm die Beine abzuhanen (Herod. VII. 89). Wagenlenker und Reiter erproben häufig die Liebe und Treue ihrer Pferde, und zahlreiche Beispiele von außerordentlichen Diensten, die sie in Schlachten und auf Wegen leisten, lassen sich beibringen. Man kennt Pferde, welche ihren Herrn vor Gefahren warnten, stehen blieben, wenn er fiel, in Nothen Hülfe wieherten und ihn nicht bloß durch ihre Schnelligkeit, sondern auch durch Sätze, Sprünge und Ausschläge vor Feinden schützten. Unbekannt ist der schnelle und muthige Schimmel, auf welchem Sulla gegen das Heer der Lusiner und Samniter unter Pontius Telesinus nach Rom eilte und der durch einen Sprung der Reiter seines Lebens wurde! — Wer hat nicht gehört von der Stute des klüchtigen Darins, die ihn, wie man sagt, aus Sehnsucht nach ihrem Füllen, unaufhaltsam davon trug und so ihn vor der Gefangenschaft Alexanders rettete (Arrian. II. 11)? — Manche sind in der Liebe gegen ihre Herren wahrhaft eifersüchtig und wollen der ausschließliche Gegenstand deren Beachtung sein. Das Urbild der Rosse und Rossestugend, der Bucephalus, gestattete nie (Arrian. Anab. V. 19), auch nicht unter den Wunden, die er bei der Belagerung von Theben erhalten, daß Alexander ein anderes bestieg; nur wenn das Roß plötzlich und tödtlich verwundet wird, wie etwa das Nestor,

— — — — — Welches traf mit dem Pfeile

Alexandros der Held, der lockigen Helena Gatte.

Grab in den Schenkel des Hauptes, wo zuerst die Wähne der Rosse

Born dem Schädel erwächst und tödtlicher ist die Verwundung,

Hom. II. VIII. 61.

oder wenn die Barbaren im Kampfesgewühle den Pferden der Reiter den Bauch aufschneiden, vergißt es, was es seinem

Herrn schuldig ist; es bäumt sich hoch auf, sehet ihn ab, bringt ihn unter sich (Xenoph. Cyr. VII. 1) und wälzet sich schmerzlich tobend im Blute seiner Wunden.

Manches treue Roß schon rächte den Tod seines Herrn. Ein König der Scythen war im Zweikampfe gefallen; als der Sieger herantrat, den Ueberwundenen zu plündern, biß ihn dessen Pferd und schlug ihn todt.

Krankheiten und Schmerzen greifen die Pferde gewaltig an; erschütternd ist's zu sehen, wie sie sich dann angstvoll wälzen, sich auf den Rücken werfen, mit den Augen stieren, den Kopf zwischen die Beine stecken, sich beißen, die Flanken mit den Zähnen benagen, die Schmerzensstellen ansehen, den Schwanz an den Wänden reiben. Erregt schon dieser sich so kundgebende Schmerz tiefes Mitleid, so ist wahrhaft herzergreifend, das dumpfe Stöhnen und schmerzliche Wiehern eines todtkranken oder den letzten, verhauchenden Seufzer eines auf dem Schlachtfelde oder sonst wo schwer verwundeten Rosses zu vernehmen. Auch bei plötzlichen Unfällen preßt es Angstlaute und bei dem Verluste seines Gebieters drückt sich in Haltung und Stellung tiefer Geistes Schmerz aus. So schildert Homer (Il. XXIII. 280) die Rosse des Patroklos,

Welche verloren die Kraft des edelsten Wagenlenkers,
Ach, des Freundslichen, welcher so oft mit geschmeidigem Oele
Ihnen die Haare gesalbt, wenn in lauterer Fluth sie gebadet,
Diesen nunmehr dastehend betrauern sie und auf den Boden
Fließen die Wädhren herab und sie sehen unmuthiges Herzens.

Herzerweichend ist's (Hom. Il. XVII. 441), bei solchem Anlasse in dumpfem, stillen Schmerze trauernde Rosse zu sehen. Die des Aeaciden standen

Weinend als sie gehört, ihr Wagenlenker, Patroklos,
Lag' im Staube gestreckt von der Hand des moribunden Hector.
Ach, Automabon zwar, der tapf're Sohn des Diorea,
Strebte sie oft mit der Gessel geschwungenem Schlag' zu beflügeln,
Oft mit schmelmelnden Worten ermahnt er, oft auch mit Drohung,
Doch nicht heim zu den Schiffen des breiten Hellespontos
Wollten sie gehn und nicht auch in der Danaer Feldschlacht,
Sondern gleich der Säule, die unbewegt auf dem Hügel
Eines gestorbenen Mannes emporragt, oder des Weibes,
Also standen sie fest, vor dem prangenden Sessel des Wagens,
Reiß' ihr Haupt auf den Boden gesenkt und Thränen entfloßen
Reiß von den Wimpern herab den Trauernden, welche des Lenkers

Drohten mit sehnendem Schmerz; auch sank die blühende Mähne
Wallend hervor auf dem Ringe des Joch's, besudelt mit Staube;
Mitleidsvoll selbst sah die Traneruben Zeus Kronion.

II. XVII. 426.

Der in Thränen sich ausdrückende Schmerz ihrem Herrn bis
in und über den Tod in treuer Liebe zugethauer Rasse ist nicht
dichterische Veredlung ihrer Natur, man weiß ja, daß auch die
den Göttern Geweihten, wie ihrer Hippolytus dem Askulapius
zwanzig, Cäsar anderen Göttern eine Heerde consecrirt hatte, Of-
ters weinen (Paus. II. 27). Als die Leiche des alten Acetes zum
Scheiterhaufen geführt wurde,

Sinken sein streitbares Ross, des Schmuckes entleert, Methon,
Thränend folgt's und nehet mit großen Tropfen die Erde.

Virg. Aen. XI. 89.

Achilles Rasse beweinen nicht allein ihren Herrn, ihr Gefühl ist
so schmerzlich bewegt, wie das eines Menschen, der nicht mehr
die Gegend, wo er einen Freund verlor, bewohnen, sondern dort-
hin eilen will, wo durch die Umgebung der Schmerz nicht so oft
wach gerufen wird.

— Den unsterblichen Rassen des unerschrocknen Peliden
füllten mit Thränen die Augen sich an und tiefe Betrübniß
Ob des gefallen Königs ergriff auch sie bei den Schiffen;
Nicht mehr wollten sie haben Gemeinschaft, weder mit armen
Menschen, noch Danaerrossen, verderblichem Kummer zur Beute,
Sondern hinweg von dem Jammer der Sterblichen wollten sie fliehen
Ueber Okeanos Fluthen und Thetis Grotten im Meergrund.
Hin, wo einst die erhab'ne Podarge Weibe geboren
Hatte, dem Sturmwind schnellen, dem brausenden Winde des Westens.
Und rasch wären gefolgt sie dem Antrieb ihres Gemüthes,
Wenn nicht Götterbeschuß es verhütete, welcher den schnellen
Sohn des Achilleus führte von Elyros her, und sie selber
Sein nicht hätten geharrt, da ihnen bei der Geburt schon
Hatten die Nören beschieden, des heiligen Chaos Töchter,
Daß sie, obgleich unsterblich, zuerst von den Händen Poseidons
Würden gebändig, nach ihm dann dienten wieder dem kühnen
Pelens und alsdann des Achilleus rüstiger Stärke,
Und daß tapferem Sohn, Neoptolemos, den, nach Kronions
Willen, in späterer Zeit zum Wohnort seliger Menschen
Waren zu tragen bestimmt, nach Elysions Fenzesgefilben;
Darum blieben, wiewohl das Gemüth voll bitteren Grams war,
Doch sie zurück bei den Schiffen der Danaer, schmerzlich den einen
König betrauernd und voll Sehnsucht nach des andern Anblick.

Quint. Smyrn. III. 742.

Atromedes II., König von Stthynien, Prusias Sohn, ein großer Freund von Hunden, hatte einen Kolosser, der ihm sehr treu war (Tzet. Chil. III. hist. 115. v. 965); sein Pferd aber übertraf an Liebe die Treue des Hundes, denn als der König ermordet war, hungerte sich's wirklich zu Tode (Pl. VIII. 64).

Das Pferd besitzt im Glauben mehr als Eines Volkes ein mehr als menschliches Ahnungsvermögen (Pl. VIII. 64), selbst ein Vorwissen zukünftiger Ereignisse. Bekannt sind die prophetischen Sonnentröße der Perser, durch deren Stimme die Gottheit bei wichtigen Entscheidungen spricht, und die weißen, von keiner irdischen Arbeit berührten Hertharöße der Germanen, welche, in heiligen Gehölzen oder Wäldern ernährt, vor den heiligen Wagen gespannt, von dem König, Priester oder Vorsteher der Gemeinde begleitet, nach ihrem Wiehern und Schnauben beobachtet werden. Keiner Vorbedeutung wird größeres Vertrauen im Volke, von Vornehmen und Priestern geschenkt, denn Priester gelten für Diener, Röße für Vertraute der Gottheit (Tacit. G. 10). Für Anchises, als er nach langer Irrfahrt auf italischem Boden landete, war die bloße Erscheinung von vier weißen Rößen die Gewähr einer friedlichen Ordnung, die in der neuen Heimath gegründet werden sollte.

Dort vier Ross', als erste Verkündigung, sah ich im Grase
Weit umher das Gefild abmäh'n, hellstimmernbem Schnee gleich.
Drauf Anchises der Greis: Krieg trägest du, Land der Bewirthung!
Krieg bewaffnet das Ross; Krieg broht dieß weidenbe Großvieh!
Dennoch stuh auch am Wagen hinfort zu traben gewöhnet
Sene Ross' und im Joch einmüthige Jänne zu bulden;
Hoffnung ist auch zum Frieden, so ruft er.

Virg. Aen. III. 637.

Das Ross ist nicht bloß vorherverkündigend oder vorbedeutend, — es besitzt wirklich ein Vorgefühl der Zukunft und giebt dasselbe in seinem Verhalten zu erkennen. Die Röße des Patroklos hatten eine Vorahnung von dem Falle des Helden; sie wollten nicht in die Schlacht und

Wandten zurück ihr Geschirr, denn sie ahneten Jammer im Herzen.

Hom. II. XVIII. 224.

Stark scheint insbesondere das Ahnungsvermögen derjenigen, welche den Göttern geweiht sind und sich selbst bis zur Kenntniß kommender großer Ereignisse zu steigern. Dafür läßt sich die Herde, welche von Cäsar beim Uebergang über den Rubico, die,

wie alle geweihten Kühe und Stiere, unter dem Schutze der Gottheit frei und hirtelos weidete (Liv. XXIV. 8), anführen. In Vorahnung des gewaltsamen Todes des Dictator, enthielten sie sich einige Tage zuvor hartnäckig jedes Futters und — vergossen viele Thränen, worüber dem göttlichen Julius auch Anzeige gemacht wurde (Suet. Caes. 81).

In den inneren Vorzügen und Vortrefflichkeiten des Rosses gesellen sich viele körperliche, welche dasselbe zu dem brauchbarsten und schönsten der dem Menschen nahestehenden Thiere machen. Seine Gestalt ist durchaus regelmäßig, sein Körper voll Kraft und Ausdruck, daß sich's nur schwer begreifen läßt, wie das plumpe Rithier, Hippopotamus, das ihm, wie auch dem Esel, nur in Rücken, Mähne, Gewieher und im innerlichen Bau ähnlich, in seinen Doppelhufen dem Rinde, in seinen Sauzähnen und Schwauze dem Schweine gleicht (Pl. VII. 28. Arist. II. 7), den Namen „Flußpferd“ erhalten konnte. Durch angeborene Schnelligkeit wird das Pferd für den Krieg, für die Jagd und die Bahn tauglichst; das Kameel kommt ihm zwar in der Raschheit der Bewegung gleich (Pl. VII. 28) und Claudius ließ sogar einmal Kameele und Pferde, trotz ihrer gegenseitigen Abneigung, auf der Bahn in zwölf Gängen wettrennend kämpfen (Dio Cass. LX. 7). Wie sehr aber steht auch gegen dieses das Pferd ab? — Man betrachte seine schöne Körpergestalt, das gluthsprühende (acer), im dunkeln Lichtglanze strahlende Auge, das aufmerkende, bewegliche Ohr, den ausdrucksvollen Gang, den leichten, sichern und so kräftigen Fußtritt, daß, wo ein Heer ansprengt,

— — — — — Lbnet die Erde
fürchterlich unter den Hufen der Rosse!

Hom. II. II. 466.

Der Fuß scheint im schnellen Laufe den Boden kaum zu berühren und wegen jeder Berührung wieder zu berühren. Vortrefflich zeichnet Homer die angeborene Leichtigkeit der Füße jener Halbgöttlichen, welche Boreas, als Roß, mit den Stuten des Erichthonius erzeugte:

Diese, so oft sie sprangen auf nahrungsproffender Erde,
Ueber die Spitzen des Palms hinslogen sie, ohn' ihn zu kniden;
Aber so oft sie sprangen auf weitem Rücken des Meeres,
Diesen sie über die Bogen, nur kaum die Hufe berührend.

Hom. II. XX. 226.

Mögen denselben die Hösfe der Sterblichen an Behendigkeit des Laufes und Gefälligkeit des Beinwerfens nachsehen, auch nicht vermögend sein, wie die des lydischen Pelops, welche ihm sein Liebhaber Poseidon geschenkt hatte, um den windschnellen Hösfen des elischen Königs, Demomans, den Sieg, dessen Preis Hippodamia war, abzugewinnen, auf dem Wasser zu gehen (Philostr. maj. I. 17. min. icon. 9), so liegen doch auch in deren Füßen außerordentliche, oft verherrlichte Vorzüge. Mit Recht sagt Xenophon: der Fußtritt des Edelrosses tönt, wie eine Cymbel; der Römer nennt es bezeichnend „Klangfuß“ (sonipes, Virg. Aen. IV. 134; XI. 600. Val. Flacc. Arg. III. 334. Lucan. IV. 225, 750. Catull. 63, 50) und ist sicherlich nicht unbekannt mit der Sage der Griechen, nach welcher das Wasser des Styrz, welches die außerordentliche Kraft besitzt, Gefäße von Glas, Krystall, Stein und Thon zu zersprengen, Horn und Bein, Eisen und Erz, Blei, Zinn, Silber und Bernstein, auch das rostfreie Gold zu zerfressen, allein den Hofsfuß nicht zu zersprengen im Stande sei, sich vielmehr in demselben halten und festhalten lasse (Paus. VIII. 18). Der Hösfe Hufe, sagt der Morgenländer (Jes. 5, 28), sind wie Felsen geachtet, und so lange es Dichter giebt, wird auch des Hofsquells (Hippotrene) gedacht werden, welchen Pegasus, das Hofs der Eos (Schol. Hom. II. VI. 155. Eurip. Or. 995) und der Rufen aus dem Boden des von dem Gesange der Mufen aufhäufenden Helikon herausschlug und dadurch den Berg zur Ruhe brachte (Anton. Lib. 9. Ovid. M. V. 257). Die Dichter entlehnen eine namhafte Anzahl der ausdrucksvollsten Bezeichnungen des Pferdes von der Beschaffenheit oder Beweglichkeit seines Fußes (cornipes, Hornfuß, Virg. Aen. VII. 779. Sil. VII. 684. — alipes, Flugfuß, Virg. A. XII. 484; VII. 277. — ἀελλόπους, Sturmfuß, Hom. II. III. 327. — ἀελλός, τανυπτερός, Flügelschwinger, Theogn. 551. — χαλκόπους, Erzfuß, Hom. II. VIII. 41. — κρατερώνυξ, Hartsfuß), der außer den Zähnen seine einzige Vertheidigungswaffe, Strelkox und Hammer zugleich ist und es wie im Fluge über Bloch- und Schlachtfelder trägt, daß

Malmenb zerstampfet das Land mit gebieterlichem Trabe der Hofsclag.

Virg. Aen. VIII 596.

Es ist ein merklicher Unterschied zwischen der Schnelligkeit des Hirsches oder Hasen und des Pferdes. Jene bewegen sich fliehend flüchtig, dieses eilt mit Ruth, voll Selbstvertrauen, und

in seinen flüchtig-schönen Bewegungen drückt sich Anstand aus, namentlich bei dem Schläge, dessen Bauch etwas eingezogen ist (Quintil. VIII. 8, 10). Angehalten oder angerufen, sammelt es sich mitten im Laufe zum langsamen, ruhigen, nicht minder stattlichen Gange und ein Wort seines Herrn ist ausreichend, es zum plötzlichen Stehen zu bringen. Dichter und Rhetoren verglichen öfters die Seele, das Leben, das Schicksal oder den hohen Ton der Rede (*ῥήματα ἵπποσύματα*, Aristoph. Ran. 820) mit dem beweglichen, stolzen, trabenden Gange des Rosses.

Zuthunlichkeit, Treue, Rugbarkeit, kurz alle die glänzenden Eigenschaften, deren wir gedachten, waren die Veranlassung, daß es der Mensch und gewiß in der frühesten Zeit in seine Nähe zog. Er bändigte in demselben den Träger seiner Bürde, den Gehülften seiner Kriege, den Genossen und das Werkzeug seiner Beschwerden, Ehren, Thaten und Preise. Außer den Nomaden des Morgenlandes (1. Mos. 12, 16), gehört es allen Nationen an, macht einen wichtigen Theil ihres Reichthums aus, eröffnet ihre Geschichte, erweitert den Kreis ihrer Thaten. Gedeihlich in allen uns bekannten Zonen, wurde zwischen ihm und dem Menschen seit unbekannter Zeit ein Bund, eng und fest ohne Gleichen, geschlossen. Die troischen und griechischen Helden befaßen sich mit seiner Zucht, Zähmung und Leitung, ihre Frauen und Töchter mit seiner Pflege (II. VIII. 186); Könige treten ihm Land ab, halten es in ihren Palästen, schlafen in seiner Nähe (II. X. 474), reden vertraulich zu ihm, erzählen von seiner Abstammung (II. XVI. 149), preisen seine Thaten (II. X. 477), halten Knechte zu seinem Dienste, lenken es, wenn sie jung, noch wenn sie alt sind, und machen, wie Poseidon dem Peleus zum Hochzeitfeste (Eurip. Rhes. 187. Hephaest. 6. Apollod. III. 13, 5), in demselben werthvolle Geschenke. Für jedes Land ist es ein Ruhm, wenn es den Beinamen „rossenführend“ (*ἵπποτρόφος, ἵπποτρόμος*) führt; Helden, Edle und ganze Völker können nicht herrlicher gezeichnet werden, als wenn sie „Rossenbändiger“ (*ἵπποκώμης, ἵπποκῆς, πλῆξῃππος*) sind und heißen (Hom. II. V. 705; IV. 325). Helden und Hengste gehören an und zu einander; Achilles und Hector, Anchises und Patroklos sind berühmt durch ihrerosse, durch sie unsterblich geworden. Jenen der Götter, welcher es dem Menschen schenkte, ehret der Beiname: „Rosselenker“ (*ἵππηγῆς, ἵπποκόρος*) und seine Heiligthümer sind in Hellas aufgebaut.

Es geht die Sage, daß in dem goldenen Alter, wo Saturnus auf dem Weltthron herrschte, Pferd und Stier ungebändigt und frei gewesen sei:

Damals beugte noch nicht ins Joch sich der gewaltige Pflugsäher,
Bis mit gebändigtem Mault nicht in die Fügung das Ross.

Tibull. L. 3, 41.

Wie dem sei und wo die Bändigung erfolgte, schwerlich hat ein anderes Thier unter der Hand des Menschen die ihm von der Natur eingepflanzten Anlagen und Fähigkeiten so entwickelt, veredelt, verändert und eine solche Mannichfaltigkeit der Rassen, Stämme und Schläge erzeugt. Nur in dem Geschlechte der Hunde findet sich etwas Aehnliches, doch dürften die Verschiedenheiten des Ganges und des Baues, der Gestalt und der Farbe, der gesammten körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten bei dem Pferde größer sein. Man stelle das ungeschickte deutsche Pferd neben den olympischen Renner, den edlen Kappadogier neben den kleinen, plattnasigen, über den ganzen Körper mit fünf Finger langen Haaren besetzten Sigynner am Ister, der, wie untauglich er auch zum Reiten, vor dem Wagen äußerst rasch ist (Herod. V. 8), oder man vergleiche die ausdauernden hungarischen, die folgamen epirotischen, die schnellfüßigen spanischen, die sanfttrabenden persischen (Veget. IV. 6) mit den leichten, in Windeseile dahinjagenden Pferden der Saracenen (Zosim. IV. 23) oder mit den mageren, schlechten Säulen der Gemüselente (Hor. Ep. I. 18, 36), der Schiffer, deren Rähne sie stromaufwärts ziehen, der Hirten, deren Geräthschaften sie auf die fernem Waldweiden tragen und denen sie zum Zusammentreiben dienen, oder der Fischhändler (piscatores),

— — Welche faule Fische bieten zum Verkauf,
Die ein magerer Karrengaul mit Noth hineinzieht in die Stadt,
Deren Stank die Pflastertreter auf die freien Plätze treibt,

Plaut. Capt. IV. 2, 33.

und man wird Unterschiede finden, welche ihren ersten Grund in Klima, Zucht, Behandlung und Pflege haben. Allenthalben, wo es unter günstigem Himmel lebt, einflüchtvoller Pflege sich erfreut und vor Entwürdigung bewahrt wird, ist es edel, schön, und spiegelt in manchen Eigenthümlichkeiten die Sitten und den Geist seines Volkes ab. Man hat gesagt, es sei zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des menschlichen Geschlechtes erschaffen

und verdiene dessen volle Werthschätzung (Veget. praef. 1); — das ist wahr, ja es giebt im Norden Völker, deren ganzes Dasein auf das Pferd sich stützt, die es zur Ehre, Nahrung und Behere brauchen. Ammianus (XXXI. 2) und Jornandes (24) erzählen von den Hunnen, daß sie beständig auf ihren kleinen, zähen, zottigen Pferden sitzen, als ob sie mit ihnen zusammengewachsen wären; auf denselben verrichten sie alle Geschäfte, laufen und verkaufen, essen, trinken und pflegen gemeinsamen Rath. Wollen sie ruhen, beugen sie sich vorwärts auf den Hals und überlassen sich sorglos dem Schläfe und Traume. Sie vertragen das und eben so, daß sie das Fleisch ihrer Jagdbeute, wie einen Sattel, auf den Rücken der Pferde legen und mürbe mit den Schenkeln reiten.

Bei der Belagerung von Rhegium durch Dionysius (Diod. s. XIV. 111) und öfters auch in griechischen Heeren kam es in Nothzeiten vor, daß Pferde und Halbperde für die Soldaten geschlachtet wurden (Arrian. Anab. VI. 25), die Scythen aber (Paus. I. 21) und Germanen benutzten seit den ältesten Zeiten das Pferdefleisch als Nahrungsmittel und erst durch die christlich kirchliche Zucht wurde, vielleicht aus Rücksicht auf die verbotenden Speisegesetze der Juden (3. Mos. 11. 5. Mos. 14), der Genuß des Pferdefleisches abgebracht (Othlon. de vit. Bonif. c. 32). Die sarmatischen Volksstämme essen hauptsächlich rohes Hirsenmehl mit Milch oder

— Trinken geronnene Milch gemengt mit Roßblut,

Virg. G. III. 483.

das sie aus den Schenkeladern abzapsen (Plin. VIII. 24). Nach Roßblut lechzet der Concaner in Cantabrien (Hor. Od. III. 4. 84), um dadurch Tapferkeit zu erlangen, die, wie Sidonius (Carm. II. 88) versichert, das thracische Kind, von der Mutterbrust an die Wunde des Rosses gelegt, einsauget. Die Scythen sammeln, zerhacken und spalten die Hufe, verarbeiten sie zu Drachenschuppen, die sie durchbohren und mit Sehnen der Kinder oder Pferde zu Panzern zusammennähen, welche den griechischen an Hietlichkeit eben so wenig, wie an Festigkeit, nachstehen (Paus. I. 21). So dient ihnen das Pferd nicht bloß im Leben, sondern auch im Tode, es wirkt auf Krieg und Verkehr, auf Leib und Geist.

Es giebt Beispiele ruhmwürdiger Anhänglichkeit und Liebe der Herren an ihre Pferde; wir meinen damit nicht jene maßlose der Semiramis, welche, wie Juba erzählt, ein Pferd bis zur fleischli-

chen Vermischung liebte (Pl. VIII. 64), sondern jene Hoch- und Verehrung derselben, welche auf Anerkennung treuer und ruhmwürdiger Dienste gegründet, je länger je mehr zunimmt und durch gute Behandlung, Pflege und Fütterung, welche, wie Andromache, erst das Pferd (II. VIII. 188), dann den Menschen bedenkt, sich äußert, und trauert wenn sie ein Unfall oder der Tod hinwegnimmt. Die Parther beweinen ihre Pferde im Tode (Stat. Sylv. III. 6. 19) und in Agrigent steht man, wie in Griechenland, Gräber von Rossen mit Spithsäulen bezeichnet (Pl. VIII. 64). Hadrian, der an Reiten und Jagen so vieles Vergnügen fand, ließ, was auch Augustus gethan, seinen Lieblingen (Spartian. in Hadr. 20), Monumente, seinem Jagdroß Borysthenes eine Denksäule mit Aufschrift (Dio Cass. 69) setzen und spätere Kaiser bestatteten sie unter besonderen Feierlichkeiten (exequiae) zur Erde. Germanicus feierte das todte Siegesroß des Augustus in einem Gedichte, welches noch zu Plinius (VIII. 64) Zeit vorhanden war. Alexander betrauerte sein Kriegsroß wie einen Freund und baute ihm zu Ehren am Flusse Hydaspes eine Stadt, welche er nach demselben, Bucephalia, nannte (Strab. XV. 1. Plutarch in Alex. 61). — Welches andere Thier hat sich gleicher Auszeichnung der Edelsten des menschlichen Geschlechtes zu erfreuen? —

Wenn und auch alle besonderen Nachrichten über das Pferd im alten Italien fehlen, so läßt sich doch aus anderen auf die hohe kriegerische und bürgerliche Bedeutung desselben mit Sicherheit schließen. Wie der Aristokraten (*ἰπποβοῖτης* u. *ἰπποτρόφος*) in Cudä (Herod. V. 11), war es in Rom das auszeichnende Ehrenthier der Ritterschaft, des Standes, der, aus den angesehensten, urthümlich patricischen Familien gebildet, die Lücke zwischen Adel und Volk ausfüllte (Pl. XXXIII. 3); ihm gehörte es wie angeboren zu. Nachdem in Rom, wie in Corinth und andern griechischen Ländern, die alte Wagenreiterei abgeschafft und die auf Wagen streitenden Lanzen einzeln beritten gemacht waren (Plutarch. Num. 7), erhielt der Reiter (equus) zur Erhöhung des Standesansehens und der Tüchtigkeit des Heeres ein Pferd auf öffentliche Kosten, wenn nicht die Baarheit des Staatsschatzes die Anschaffung des Staatspferdes (equus publicus) aus eigenen Mitteln erforderlich machte (Liv. V. 7; I. 43. 9. ib. Draconib.); wie in Corinth trugen die Wittwen und die rößdienst-

pflichtigen Bürger für noch nicht dienstpflichtige Söhne die Kosten der Unterhaltung (Liv. XXIV. 18), die Wartung aber hatte der Ritter selbst zu bestreiten, auch sich selbst zu rüsten. Standesehre und Vaterlandsliebe erforderte, daß Jeder sein Ross gut hielt, widrigen Falles der Censor berechtigt und um des Vaterlandes willen verpflichtet war, ihm dasselbe zu nehmen, was einer Ausstoßung aus dem Stande gleichkam. Die Ritter waren von jeher reich und mußten Privatvermögen besitzen; um die trotz der nicht unbeträchtlichen Beihälften mit dem Rosstdienste verbundenen Aufwände zu bestreiten; es gebührt ihnen aber die Anerkennung, daß sie auf das sie auszeichnende Thier mit besonderer Vorliebe hielten, wobei nur die von griechischer Sitte abweichende Erscheinung zu bemerken ist, daß die Familien nur in den seltensten Fällen sich nach den Pferden benannten. Die Equitier dürften das einzige Beispiel sein, welches dafür sich anführen läßt (Varr. II. 1).

Der den Rittern zustehende, anfänglich in Ländereien, später auch in Gelde bestehende, durch Wechselgeschäfte, Bankhaltung, Pflanzungen für das Heer, Unternehmungen von Bauten und Anlagen, durch Pachtungen öffentlicher Einkünfte, insbesondere der unter erweiterten völkerschaftlichen Verhältnissen wichtig gewordenen Zölle, Berg- und Salzwerke, Fischereien, Viehweiden und Zehnten, in außerordentlicher Weise gestiegene Reichtum, erleichterte ihnen vom Auslande, das sie oft bereiseten, gewählte und kostbare Thiere zu kaufen und auf Latifundien die Anzucht, in der Stadt die Haltung zu betreiben. Ihr in Sitte und Standesverhältniß begründeter täglicher Umgang mit Pferden machte sie erfahren, beurtheilungsfähig und verschaffte ihnen Kenntnisse, die sie theils selbst, theils durch Stallmeister (*equitarius*, *ἐκκωίτης*) aus Pferdeländern, auf ihre Söhne übertrugen, welche die von erfahrenen Sklaven und erhandelten Knechten bedienten Ställe und Gestüte oft genug besuchten und musterten. In dem Maße des in Italien und in Rom zusammenströmenden Reichtums stieg Liebhaberei, Zucht, Kenntniß und Haltung der edlen Pferde; ungeheure Summen wurden diesem Gegenstande des Luxus zugewendet, besonders nachdem die Rechte der Plebejer erweitert und schon gegen das Ende der Republik die Feier der circensischen, cerealistischen und anderer Spiele öftere Veranlassung boten, Geschick, Muth und Reichtum vor dem Volke zu zeigen,

die sicilischen und griechischen Romfahrten besucht und selten, stattliche und gutgeschulte Baharroffe ausgezeichnet bedacht wurden.

Bei Schafen und Kindern wird für genügend gehalten, wenn deren Vaterland und Stamm im Allgemeinen angegeben werden kann, aber von einem Nachweise der Eltern, oder Voreltern wird abgesehen; das Pferd ist dadurch höher gestellt, daß auch diese unvergessen erhalten werden. Die homerischen Helden führen Geschlechtsregister ihrer Rasse auf Götter oder Göttinnen (Hom. II. XVI. 149; XIX. 277, 400), die Achaer auf Salomo zurück und legen hohen Werth auf rein fortgezüchtetes Blut. Nicht in einem arabischen Stamme ein ausgezeichnetes, edelstem Blute entsprossenes Füllen geboren, hält man's für ein Ereigniß, wie wenn eine griechische Stadt einen berühmten Dichter erzeugt oder eine glorreiche That vollbracht hat, und der Beglückte empfängt Glückwünsche von andern Stämmen (Biblioth. univers. 1819, p. 172). Ein wesentliches Erforderniß der Stammbäume ist, daß ein Jedes ohne Rücksicht auf das Geschlecht seinen Namen führt. Die Römer und Griechen entlehnen sie von dem Vaterlande, der Farbe (Paus. VI. 10), oder geistigen und körperlichen Eigenthümlichkeiten; die Namen der Rasse des Hector (Ovid. M. II. 158. Hygin. fab. 188. Callim. H. Del. 169), der Hec (Serv. ad. Virg. A. II. 89), dessen der Pallas, welches seinen gefallenem Herrn beweint (Hygin. 188), gehören der Unvergänglichkeit eben so an, wie der Inchtatus des Berns (Capitol. in Ver. 8), der Borysthenes Hadrians (Dio Cass. XLIX. 10), Podargos der Hengst, Neihe die Stute Agamemnons (Hom. II. XXIII. 295), Parthenia und Ericha, die Stuten des Ramez, deren Gräber am Partheniaflusse liegen (Paus. VI. 21), Quakias und Samos, Aura und Elysus, Phönix und Korax, die zu Olympia mit Statuen bedachten Renner (Paus. VI. 10; 18. 5), Anderer nicht zu gedenken, welche Dichter (Claud. Proserp. I. 280. Stat. Th. VI. 480. Schol. ad Eur. Phoen. 1124) oder Inschriften (Gruter inscr. 341) erwähnen. Rasse, die Namen haben, brauchen sich leichter, namentlich im Schlachtengewühle; Hector konnte die Seinen durch namentlichen Ruf besser ermuntern und darum erscholl seine Stimme:

Kanthos, und du, Podargos und muthiger Lampos und Neihe! —

Hom. II. XVIII. 185.

Oben so Achilles:

Grainboll that den Koffen sein Auf, dem Schwanze des Botw,
Xanthos und Balios ihr, ruhmvolles Geschlecht der Paberge.

Hom. Il. XIX. 399.

Italien mit seinen bewundernswerthen Weidestrecken, besser als viele Gauen Griechenlands zur Pferdegazt geschickt, bietet seit den punischen Kriegen einen Anfschwung derselben dar, wie kein anderes Land der Welt. Bis auf Fabius Maximus suchte man die Stärke der Heere einzig in dem Fußvolle, selbst die Befehlshaber waren nicht beritten. Er war als erwählter Dictator der Erste, welcher den Senat bat, sich gegen alles Personum im Dienste des Pferdes bedienen zu dürfen (Plutarch. in Fab. 3). So lange die Kriege sich in den Grenzen des Landes hielten, war auch das Fußvolk der Kern der römischen Armeen; im zweiten punischen Kriege blieb die Schwäche der eigenen und Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei nicht verborgen und Klingheit nöthigte, auf Vermehrung und Kräftigung der Cavallerie Bedacht zu nehmen. Die Besiegung der Völkstämme Unteritaliens und die Eroberung ihrer Landschaften schaffte Gelegenheit, das Heer zu verbessern und Gestüte anzunehmen oder anzulegen; der Handel nach Griechenland und Asien mit den besetzten Märkten zu Ephesus (Xenoph. Agas. 1) hinderte nicht mehr die feindliche Flotte, so daß sich die Vornehmen, zu deren Lieblingsbeschäftigungen die Pferde überall gehörten, auf doppeltem Wege wohl versorgen konnten. Als aber mit dem Anwachs der Reichsgrenzen auch der Reichthum anwuchs, die beständigen Kriege, wie sie auch auf Pferdekennnisse rückwirkten, größere Gestütungen bedurften, die vnlent gewordenen Uebeser gegen die alte Sitte in der Reitovel Dienstrecht erlangten, die Befehlshaber höheren und niederen Ranges nicht mehr Ein Pferd, sondern mehrere verlangten und der städtische Euzus mit Roß und Mann und Wagen zu prachern sich täglich anstrengte, sollten die inländischen Gestüte nicht zureichend sein, konnten den Bedarf auch nicht decken; die Kriege nur in den fernsten Gegenden, mit den bestberittenen Völkern geführt, machten zahllose Pferde auf Schlachtfeldern, Wachtposten, angestregten Märschen, durch verdorbenes Futter, Herbstregen, Winterkälte, Transport auf Pferdeschiffen u. dergl. krank und unbrauchbar, oder rafften sie weg; aus denselben Veranlassungen fehlte es zeitweilig an Raub-

thieren; der Staat versteckte seine Roth hinter den Befehlen zu Lieferungen an Besiegte und Bundesgenossen und kaufte fremden Nationen Lastthiere ab.

Schwerlich hatte jemals ein anderes Land so viele Pferde aufzuweisen, aber auch nöthig, als Italien in cäsarischer Zeit. Man weiß von Polemo, dem Lehrer des Herodes, und von Favonius, dem Freunde Hadrians, daß der Bedarf, nicht bloß der Kaiser, sondern auch der kaiserlichen Diener und Rathgeber unerhört groß war. Die Bürdeträger des Reiches hielten Pferde aus Wohlgefallen und mußten sie halten zur Pracht. Seit Severus empfing jeder Statthalter einer Provinz je zwei Manlesel und zwei Pferde mit dazu nöthiger Bedienung, welche er, weil auf kaiserliche Kosten beschafft, bei dem Austritte aus dem Amte zurückzugeben hatte (Lampr. in Sever. 42); für sie, die Cäsaren, die Legaten, Oberbefehlshaber, Triumphaufzüge und Wettspiele wurden die stattlichsten und stärksten ausgewählt und in den eilendesten Zeiten mit Preisen bezahlt (Tacit. H. I. 88), die wohl noch höher gewesen sein mögen, als in der Blüthe des Ritterstandes, wo die aus demselben hervorgehenden Officiere die besten, waren sie aus eigenen Gestüthen oder von Märkten, aufzuweisen hatten. Nie gab's eine Zeit, Nation oder Stadt, deren Bestand für Regierungssachen größer und zugleich stärker in Verbrauch gewesen wäre. Man denke die vielen, nach den verschiedensten Richtungen zu befördernden Edicte und Befehle der obrigkeitlichen Körper, die Aufträge der Cäsaren an Statthalter und Generale, die Antworten derselben durch berittene oder mit Fuhrwerk bedachte Sendboten, die Märsche der Legionen von einem Ende des Reiches zum andern, die Unruhen und Empörungen in den Provinzen, die Fortschaffung der Hofsaltungen mit Dienerschaft, Gepäck und den nur in der Hauptstadt vorhandenen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Geräthen, die unglaublich schnellen Reisen der Cäsaren in öffentlichen und besondern Angelegenheiten, die mit mehr als fürstlicher Pracht ausgeführten Reisen der kaiserlichen Räte und Gesellschafter (*amici, proximi*), denen wie den Cäsaren und Perserkönigen ein ungeheures Gepäck und eine Menge von Pferden, Maulthieren, Hund und Sklaven folgte, die Versorgung der in den Provinzen befindlichen Magazine, die Beförderung des Getraides nach Rom, den Transport der für die Spiele bestimmten Großthiere (Cic.

Ep. VIII. 9), später die Errichtung der kaiserlichen Posten, die unter den Antoninen auf Beförderung auch der schwersten Lasten angewiesen waren, und der cabularischen Posten — gewiß! — nur ein schwaches Bild wird man sich von der ungeheuren Zahl der damals für Staatsbedürfnisse erforderlichen Zug- und Reithiere machen, aber erklärlich finden, wie die Wege so verdorben waren, daß Claudius festsetzte, die Sendboten sollten sich durch keine italische Stadt anders als zu Fuß, auf einem Tragbette oder in einer Sänfte begeben (Suet. Claud. 28). Hadrian verbot vielleicht aus derselben Rücksicht schweren Lastwagen die Einfahrt in Rom und Reisenden zu Pferd in einer Provinzialstadt zu erscheinen (Spart. in Hadr. 22). Der angesehene Athener vergab seiner Ehre nichts, wenn er, neben oder hinter sich den Sklaven oder Reitknecht, der das Pferd, wie der Treiber des reitenden Morgenländers den Esel (2 Rön. 4, 24. Richt. 19, 3) führte, diejenige Zeit, wo er nicht in der Stadt beschäftigt war, verwendete, zu Fuß sein Feld zu besuchen, er glaubte vielmehr, daß solche Wege einfacher Lebensweise entsprechend und der Gesundheit zuträglicher seien, als das Auf- und Abwandeln in der den Gymnasien nahen Galerie (Xenoph. oec. 11). — Die Römer alter, schlichter Zeit gingen auch von und nach ihren Landgütern meist zu Fuß und die Sendboten, welche die auf kleinen Villen arbeitenden Senatoren (Cic. de senect. 16) für den Dienst des Staates beriefen, bedienten sich schwerlich eines Reitpferdes oder Wagens (Cic. Phil. II. 24. Plutarch. Quaest. rom. 81). Mit der Zunahme des Reichthums nahm die Zahl der Fußwandler in den höhern Ständen und in den wohlhabenden Familien ab; selbst der ärmliche Dichter, der klagt, daß

In sauer wird die appische Straße den Schlenbrern,
sind dem Geschmacke seiner Zeit, seinen Verhältnissen und Neigungen zur Bequemlichkeit entsprechend, die bekannte Reise nach Brundisium und Tarent (Sat. I. 5, 47; 6, 104) auf einem Maulthiere, die nach Vellea und Salernum (Ep. I. 15, 11) zu Pferde zu machen. Bei Mangel an Pferden oder Reitgeschick wurden zu seiner Zeit, noch mehr in der spätern, die Vornehmen auf Lager- und Tragesänften (lectici, sellae gestatoriae) durch 6—8 Träger (lecticarii), denen zur Ablösung je nach den Entfernungen mehrere Decurionen folgten, in der Stadt, nach den Villen,

Wagereist, Bilder aus der röm. Landwirtschaft. III.

von einem Landgute zum andern, getragen, sofern nicht der Wagen gewählt wurde oder angewendet werden konnte. Dessen bediente sich der Dominus, der eine nicht suburbanische Villa, ein Bad, Emporium, eine Weinlese, einen Vieh- oder Sklavenmarkt besuchte; stattlich geschmückt und kostbar durch metallene oder halberhabene Arbeit wurde er von bald ein-, bald mehrfarbigem, kostbarem Gespanne, in dem Prunke buntgestrichter, goldfadiger oder durchwebter Decken, vom Halse auf die Brust herabfallender Bänder, goldner oder in Demant leuchtender Gebisse in schnelle Bewegung gesetzt; Reiter numidischer (Numidae) oder mazaischer Heimath und Läufer (cursores a pedibus), in reichgeschmückten Prachtkleidern (phalerati), schneller als die lybischen, dem schwarzhäutigen Lenker untergebene Rosse, eilten dem ankommenden Herrn voran, in solcher Anzahl, daß auf den Straßen Wollen vom Staube sich erhoben (Senec. Ep. 87). Ihm folgte ein gardeähnlicher Troß von Saum- und Lastthieren, Sklaven und Sklavinnen, die den wohlverpackten Kesselvorrath (mantica), das kostbare, goldene oder silberne, in den Provinzen eroberte, erpreßte oder geraubte Geräthe schleppten. Die Zeiten waren vorüber, wo Cato, der Mann des Triumphes, zu Fuße ging, während seine aus 14 Sklaven, 2 Freigelassenen und 4 Freunden bestehende Begleitung ritt, oder mit Einem Reitgaul zufrieden, seinen Mantelsack (hippopora) mit den wenigen Effecten vor sich hatte (Senec. Ep. 87) und das Pferd, das er als Consul in seinen Feldzügen gebraucht, in Spanien zurückließ, um der Stadt das Fahrgeld dafür zu ersparen (Plut. Cat. 5), oder wo ein Mann, wie Mäcenat, mit seinem Gefolge auf Maulthieren reiste (Hor. S. I. 5, 47). Der Hof der Cäsaren, besonders seit Nero, dessen Leidenschaft für Pferde und Wagenrennen so bekannt ist (Suet. 22), wie seiner Poppäa sich in silbernen Sohlen ihrer Maulesel kundgebende sinnlose Verschwendung (Suet. N. 30), trieb die Preise der Pferde, namentlich für die Bahn, zu einer unbilligen Höhe, die Pferdehalter und Wagenlenker aber zu solchem Uebermuth, daß sie Consuln und Prätores schimpflich behandelten. Das Fahren wurde durch den Kaiser und dessen Theilnahme an den olympischen Spielen so geehrt (Dio Cass. LXII. 14), daß auch die Vornehmsten beehrten, viele und auffallend gekleidete Stallknechte (calo) und Maulthiertreiber, verschieden geartete und gefärbte Pferde zu besitzen und zu lenken.

Alle übten sich, mit Rossen zu glänzen und Pferde zu halten; Nero setzte gewiß nicht zu niedrige Kaufpreise für die Circusrenner fest und doch waren sie nicht zu haben. Er verschenkte außer andern sehr werthvollen Gegenständen, Sklaven, Pferde und Wagen nach Kugelmürfen, an die, welche es eben traf (Dio Cass. LXI. 6, 18). Auf die damaligen und späteren Römer ließ sich die Lebensart der Griechen anwenden: „sie haben die Seele in der Pferdeskrippe“ (*τὴν ψυχὴν ἐν ταῖς ἵππων ἐξαις*); Pferd, Krippe, Stall und Knecht war der Gegenstand ihrer Unterhaltung, Bildung, Beschäftigung, das Mittel zu Ehre und Ansehen. Tigellinus, der eine ganze Erbschaft auf den Ankauf von Triften in Calabrien und Apulien verwendete, erwarb sich durch seine eifrigst gepflegten Hippotrophien und für den Circus gestellten Rosse die Freundschaft des kaiserlichen Rossetümmers von Jugend an (Tacit. A. III. 3) und wurde durch dieselbe in seiner Neigung für die Bahn nur bekräftigt (Schol. ad Juven. I. 155). Der Weg zu Amt und Beförderung ging durch den Pferdestall, und das Kutscherkleid war das Mittel zu Ansehen und Würde:

Ein giebt sich der Hoffnung der Cohort' Anführer zu werden,
Der in dem Stippen das Gut hinwarf und der Ähnen Vermögen
Alles verthan, derweil mit geflügelter Achse dahin jagt
Auf der Flaminia Er, ein Jung-Antomehon; selber
Hält er den Baum, da er brüllend sich bläht vor der Freundin im
Männereid

Juven. I. 58.

Stuger (trossulus, Plin. XXXIII. 9) und Emporkömmlinge pracherten mit den edelsten Rossen, die sie selbst, oder wie Kaiser, den Kutscher zur Seite (Suet. Vit. 17), lenkten. Die Zahl der Contnen und Effeden nahm immer mehr zu und vor den kleinen Stadtwagen (rheda) der Matronen (Hor. Od. III. 27, 7. Ep. 4, 14. Propert. IV. 8, 15. Ovid. Amor. II. 16, 49) sah man die kleinen, flüchtigen, scheuen gallischen Pferdchen (manni, mannuli, Mart. XII. 24. Pl. Ep. IV. 2, 2), die kleinen Brannchen (brunni) oder Burriken (Paul. Nol. Ep. 29, 12), die schnellen Fußgänger (tolutarii, Senec. Ep. 87), die Leichttraber (thieldones) aus Asturien und Galläcien und die Asturconen (asturoones), geschätzt wegen leichten, gefälligen Fußwurfes.

*Sieh der Kunst, der reist im Latt die ständigen Lust,
Stimmt, wie kein er auch ist, vom goldjünglichen Volk.*

Mar. XIV. 197.

Die circensischen Spiele wurden auch in den Provinzen in ungekannter Pracht und Ausdehnung gefeiert; die Kaiser brachten aus Rücksicht auf Günstlinge, Verwandte oder die vergnügungssüchtige Volksmenge besondere Witterspiele auf. Die Privatunternehmer, die Rottenvorsteher, reiche, meist dem Ritterstande angehörige Leute ließen, wie die Kaiser selbst (Capitol. in Gord. 4), auf eigene Kosten die besten und schnellsten, am liebsten weibliche Pferde aus Gallien, Hispanien, Numidien, Kappadocien und andern Reichsländern dazu kommen; bei den Stier- und Thiergefechten verfolgten Männer zu Fuß die Besten und machten sie wieder; die berittene Leibwache Neros erlegte einmal allein 400 Bären und 300 Löwen (Dio Cass. LXI. 9). So wurde das Land mit Rom durch eine altvolkstümliche, körperliche Kraft und kriegerischen Muth befördernde Einrichtung der Vereinnungspunkt der besten Pferde des In- und Auslandes, von denen keines vor dem fünften, keines nach dem fünfzehnten Jahre auf der Bahn erscheinen durfte; die Veteranen wurden in den frühern Zeiten in die Statereden verkauft, später auf öffentliche Kosten (Dio Cass. LXI. 6; LXXIII. 4) nach einer kaiserlichen Verordnung (v. J. 371) aus den kaiserlichen Magazinen (Cod. Theod. XV. 101), ernährt, an die Günstlinge der Kaiser oder die Geschäftshalter verschenkt, denen es Stolz und Gewinn zugleich war, ausgesuchte Stücke für Spiel, Krieg, Hofstaat und Selbstgebrauch stellen zu können. Die Preise ausgezeichneten Renner waren ungeheuer. Wie hätte wohl ein Mann, wie Cyprius, der praenische Rottenmeister, der 782 Kränze gewonnen, ein auch altern- des Giegesthier wohlfeil dargeben sollen? — Der aus allen Weltgegenden hier zusammenströmende Reichtum ermöglichte theure Bezahlung, aber das Pferd und das Pferdefutter wurde, wie in Athen, die Ursache der Verarmung vieler Familien; nicht bloß die Latifundien, sondern die Equestrien und Equitien gerieteten Italien. Hellogabal fütterte seine Pferde mit opnanetischen Erbsen (Lampr. in Hel. 21), Verus wechselte mit Roggen, Haften und Gerste; sein Liebbling, welcher auf der tibetanischen Villa in purpurnem Deckmantel erschien, bezog auf Befehl seines hohen Gebieters, was zuvor noch kein Auderer gethan, s. g. Gold,

röthigen oder Bravien (*equi aurei a. bravia*), starker verschieden von der andern, dem Volke auferlegten Abgabe von prasinianischen Goldstücken (*prasinianus aureus*), deren mehr als einmal ein Modius eingefordert wurde (*Capit. in Ver. 6*). Hatten schon in bessern Zeiten die Söhne edler Geschlechter Pferde zum wichtigsten Gegenstande der Unterhaltung, der den Sinn für Kunst und Wissenschaft niederhielt (*Tacit. de or. 29*), so aber veranlaßte, ihre Zeit auf Tummelung im Marsfelde, auf gewagten Ritten im Freien und auf Jagdpartieen, Hunde um sich her (*Ter. Andr. I. 1*), zu verwenden, sich so für das Kriegswerk vorzubereiten oder Beifall zu erwerben, so wurde es durch die Beispiele und die Ermunterungen vom Throne dahin gebracht, daß Manche Pferde höher achteten als die Güter und weit besser hielten als die Sklaven; die, welche lange oder ausgezeichnete Dienste geleistet, wurden aller Arbeit entbunden, den Göttern geweiht oder, wie alte und beschädigte Hunde, im Gnadenbrote behalten, in einzelnen Fällen von Staatswegen auf allgemeine Kosten unterhalten.

In der Zeit der tiefsten Verdorbenheit des Volkes war nicht bloß Reiten und Fahren ehrenvoll, — die vergöttlichten Kaiser wollten auch, wie die Olympier, ihre Vorbilder, schnell und mit göttlichen Pferden reisen. Tiberius legte auf der Reise zu seinem in Germanien erkrankten Bruder 30 deutsche Meilen in 24 Stunden zurück; Nero, der niemals mit weniger als 1000 Carrucken einen Weg antrat (*Suet. Ner. 30*), war nicht zufrieden mit 10 von ihm selbst gekauften, ihn dem Sonnengotte gleichmachenden weißen Pferden, er prahlte mit im treverischen Gebiete gefundenen Zwitterstuten, wie sehr er auch im Volke dadurch Anstoß erregte, daß der Beherrscher des Erdkreises sich von Mißgeburten gleihen lasse (*Pl. XI. 109*). Plautinianus, unter Severus allmächtig, aber über alle Darstellung habgütig, schickte Hauptleute auf die Inseln des rothen Meeres und ließ die der Sonne heiligen weißen Pferde, welche genau die Farbe von Tigern hatten, stehlen (*Dio Cass. 75*). War es nicht der Wechsel des Geschmacks, so war es durch gewaltsame Anstrengungen bedingte Nothwendigkeit, in größern und kleinern Marställen oftmals Ausmusterungen vorzunehmen; auf den Postanstalten erstreckten sich dieselben jährlich auf den vierten Theil des Bestandes.

Die Behandlung, Beehrung und bis zur Vergöttlichung gerebete Auszeichnung der Pferde lassen einen Blick in die Verfunkenheit der sittlichen, religiösen und politischen Zustände der cäsarischen Römer thun. Cäsar schon fing mit der Vergötterung an, indem er seinem mit wie Menschenhände gespaltenen Vorderhufen versehenen Pferde in dem Tempel, welchen er nach der pharsalischen Schlacht der Venus Erycina, seiner Stammutter, widmete, einen Platz anwies; Verus ließ seinen Volucer von der lauchgrünen Rotte der Wettfahrer (sq. prasinus s. in prasina) in einem Goldbilde arbeiten, das er, wie Galba den Kopf eines Hundes, beständig bei sich trug und nach dem Tode weihte er ihm eine Statue auf dem Capitol (Capitol in Ver. 6). Das vorgängige Verhalten Nero's, der ausgedienten Circusrennern außer Futter auch Gnadengehalte auf Staatskosten oder den Staatsmantel verlieh (Dio Cass. LXL 6; LXXIII. 4), oder Caligula's, der sich gewöhnlich in dem Stalle seines Incitatus von der grünen Parthie aufhielt und in diesem Raume seine Mahlzeiten einnahm, dasselbe in einem Stand (equile) von Marmor, an einer Krippe von Elfenbein, unter Decken von Gold und mit Geschmeide (monile) aus Edelsteinen unterhielt, mit ihm speiste, mit ihm trank, bei ihm schwur, ihm einen Palast baute, ein Haus, Hausgeräthe und Sklaven zumies, damit die, welche im Namen des Leihpferdes zu Gastgeboten eingeladen wurden, sich williger einfinden möchten, den Umwohnern seines Palastes durch Soldaten Ruhe und Stillsitzen anbefehlen ließ, um die Ruhe desselben nicht zu stören, — der seine Gemahlin zur Priesterin desselben bestellte und die Absicht gehabt haben soll, demselben die Würde des Consulats zu übertragen (Suet. Cal. 55. Dio Cass. 59), charakterisirt die Unsinnsigkeit noch stärker, als daß Pertinax, der siegreiche Wettrenner des Kaiser Commodus, auf Befehl seines Herrn, in vergoldeten Hufen stand (Dio Cass. 73).

Viele Völker geben nach uralter Sitte den Verstorbenen im Tode Alles mit, was ihnen im Leben ein Gegenstand der Liebe gewesen war. Die Gallier opfern an den Gräbern Thiere (Caes. b. g. VI. 19), die Germanen *) (Tacit. G. 27) und Thracier (Mol. II. 2) lassen Waffen nachfolgen, die Perser bringen den

*) In dem Grabe des fränkischen Königs Chüderich fand man Waffen, Prieme und Schwert, auch einen Kopfkopf und ein Pferdezeug von Gold.

Großen Opfer von Schafen, Stieren und Pferden (Xen. Cyr. VII. 3) und die Scythen erwürgen bei dem Tode eines Häuptlings dessen Stallmeister (*ἵπποκόμος*), Leibdiener, Botschaftsmelder und Pferde (Herod. IV. 71). Leichenopfer der Art werden auch den homerischen Helden gebracht. Achilles weint mit seinen Genossen um Patroklos und

Drei Mal lenken sie rings schümmäh'nige Ross', um den Leichnam
Trauernb. Hom. II. XXIII. 13.

Der spätere Dichter läßt bei dem Leichenbegängnisse des Achilles

— — — — — Wiehernde Ross' und mächtige Rinder und Schafe
Und dazu auch Schweine gefügt, schwer strotzender Leiber,
Quint. Smyrn. III. 680.

fallen. Bei dem Todtenopfer des Patroklos

Legten sie hoch auf's Gerüst den Leichnam traurigen Herzens;
Viele gemästete Schaf' und viel schwerwandelndes Hornvieh,
Zogen sie ab am Gerüst, und bestellten sie; aber von Allen
Nahm er das Fett und bedeckte den Freund, der edle Achilles,
Ganz vom Haupt zu den Füßen; die abgezogenen Leiber
Häuft' er umher; auch Krüge voll Honiges stellt er und Oeles,
Gegen das Leichenbett; und vier hochhalsige Rosse
Warf er mit großer Gewalt auf das Todtengerüst; lautstöhnend.
Hom. II. XXXIII. 165.

Die mit Glaube und Sitte innig verwachsenen derartigen Grabesgebräuche hielten sich im Volke sehr lange; Manche verordneten sogar, um nicht von ihren Lieblingen überlebt zu werden, daß ihre Hunde (II. XXIII. 173) oder Pferde bei ihrer Leiche als Opfer gebracht werden sollten (Lucian. Somn. 14), in Hoffnung, dieselben in der Unterwelt, in welcher die Liebe zu den geliebten Gegenständen fortdauert, wieder zu besitzen.

— — — — — Wie groß die Liebe der Wagen
Lebenden war und der Waffen, wie aufmerksam die Ernährung
Blanken Gespann's, so folgt sie dem Ruhenden unter die Erde.
Virg. Aen. VI. 652.

Demgemäß verordneten Väter in Rom, die sämtlichen Reit- und Zugpferde (*mannuli soluti et janoti*) ihrer Söhne, deren größere oder kleinere Hunde, Nachtigallen, Papageien, Waffen, Waffenkleider, Jagdgeräthschaften, kurz Alles ihnen Werthvolle, zu deren Leichenopfer zu bringen (Pl. Ep. II. 2, 2). Starb hier ein Lieblings- oder Siegespferd, ließ der überlebende Herr dessen

Rühm in Triften feiern oder ihm, wie dem Pferde des Eubareos am Wege von Sparta nach Arkadien (Paus. III. 20) ein Grabmal; dessen Inschrift Stamm, Namen, Thaten und Lob angab, setzen.

2. Das Pferd und das Land.

Alle Vienthiere entsprossen Voreltern, welche sich in dem Zustande der Wildheit, in dem sie uranfänglich waren, noch in einzelnen Ländern finden. Wir sahen selbst unter Gordian dem Dritten in den Jagdspielen außer anderen wilden Thieren, auch vierzig wilde Pferde (Capitol. in Gord. 8). Herodot verseht solche und zwar von Schimmelfarbe, an den Borysthenes, Strabo (IV. p. 89) nach Indien, mit Polybius, in die Alpen, auch nach Iberien und Celtiberien; Varro (II. 1, 5) verbürgt dasselbe und Plinius (VIII. 16) versichert, daß die Nordlande ganze Heerden wilder Pferde, Äsen, namentlich Phrygien und Thyaonien (Varr. II. 1, 5) und Afrika auch wilde Esel hervorbringe. Leo der Afrikaner, aus sehr später Zeit, gedenkt der wilden Pferde in Nordafrika, — doch hat kein Früherer und kein Späterer der Griechen und Römer ernste Nachfrage nach der Urheimath des Rosses gehalten. Die Sage verlegt den Ursprung des Edelrosses in jene Weltalter, da die Götter noch stichtlich auf Erden wirkten und erschienen. Die Schöpferthat des Poseiden soll, wo nicht in Thessalien, in Elbhen, wo der Gott hoch verehrt wurde, geschehen, und von da das Geschöpf durch die Phöniciernach den Küsten des Mittelmeeres gebracht worden sein. Die Dankbarkeit der Griechen baute in Urzeiten schon dem Rossegotte, dem Ares Hippius, der Athene Hippia in Attika (Paus. I. 30) und zu Olympia (Paus. V. 14) der Hera Hippia, den Dioskuren, den Rossen Männern, Altäre und Tempel und einwandernde Arkadier brachten, wenn auch nicht die ersten Pferde, doch deren ersten Gebrauch für göttliche Zwecke, namentlich zu den Consualien (18. od. 21. Aug.), an denen sie schon unter Romulus, wie die Maulthiere, nach besonderer Pflege, im Schmucke von Kränzen zum Kampfspiele verwendet worden sein sollen, nach Italien, ihrer gesuchten neuen Heimath. Spätere Gelehrte machen die

Gattung in Hochasien urheimisch und dafür könnte man die Angabe des Naturkundigen, daß sich wilde Pferde, Hunde, Schafe, Schweine, Fische und Vögel (Arist. I. 1) noch in Indien finden (Aristot. de part. I. 3), anführen. Auch das spricht dafür, daß das Pferd hier seit den ältesten Zeiten in großer Anzahl angetroffen wurde, daß es in jenen an Pflanzen, die ihm für sein Zahnwerk geeignete Nahrung in hinlänglicher Menge gaben, so reichen Gegenständen leicht sich ernähren konnte und daß es allen von diesem Erdtheile ausgehenden uralten Völkerbewegungen weit mehr als der Elephant und das Kameel als Mittel gedient hat. Die asiatischen Eroberer der frühesten Zeit, bis auf Althridates, traten mit gewaltiger Fuß- und Wagenreiterei auf, die Könige unterhielten große Zuchtanstalten, denen beachtenswerthe, der Natur des Pferdes abgelernte Grundsätze unterliegen. Pharao hatte nur sechshundert Streitwagen (2. Mos. 14, 7), Sissera, der Feldhauptmann des Königs von Hazor in Kanaan, Jabin, neunhundert (Richt. 4, 13), die Syrer siebenhundert (2 Sam. 10, 18), Sabaß Esar, König von Joba in Mesopotamien, zwischen Euphrat und Orontes, nordöstlich von Damascus, tausend (1. Chron. 19, 4), — Cyrus aber unterhielt auf der babylonischen Ebene, außer den Kriegswagen, 800 Bescheller, deren Jeder 20 Stuten diente, was eine Fohlenanzahl von 1600 Stück (Herod. I. 192) und die Fortpflanzung vom dritten Jahre angenommen, 12000 Geburten und einen Bestand von 48,800 bereiteter Geschöpfe auf diesem einzigen Plage ergeben würde. Mit den von Hochasien aus gehenden Kriegen und Wanderungen mag sich's im Dienste der Völker und Volksstämme über den Erdkreis verbreitet haben.

Nicht allein der Mensch ändert Gestalt, Farbe, Haar u. s. w. mit dem Wechsel der Luft und des Bodens, sondern alle andern Geschöpfe (Paus. IX. 21); unter dem Einflusse von Land, Wasser, Luft, Futter, Verwendung, Umgang und Behandlung haben sich Rassen und Schläge des Pferdes gebildet, aus deren großer Anzahl die der geschichtlich gewordenen Völker nur in schwachen Umrissen hier einige Berücksichtigung finden.

I. Afrikanische Rassen.

1) Aegypten. Die ältesten schriftlichen Nachrichten über das Pferd finden sich in den heil. Büchern der Juden, gerade also bei-

jenigen Volkes eingestreut, welches bei seiner lang fortgesetzten nomadischen Lebensweise und bei seinem unkriegerischen Sinne inmitten kriegerischer Völker dasselbe wohl nicht bedurfte und so wenig achtete, daß bei Aufzählung des Reichthums der Patriarchen (1. Mos. 12, 16; 24, 36; 30, 43; 32, 5) desselben gar nicht gedacht wird. Die Propheten warnten dasselbe oft vor „Rossen“ (Jes. 31, 1. Ps. 20, 1) und sie, die Thiere des Krieges, waren ihnen so verhaßt, daß in seiner Grausamkeit, alle einmal erbeuteten Pferde mit Ausnahme von 100 Gespannen, durch Zerschneidung der Spannaden und Sehnen der Hinterbeine untauglich gemacht wurden (2. Sam. 8, 4. Jos. 11, 6. 9). Der großen Theiles bergige, kalkige Boden und das trockne Klima Palästina's begünstigte die Anzucht nicht wohl und die Könige, die im Frieden auf den Krieg rüsteten, wandten sich um Pferde nach Aegypten, und in Kriegsgefahren nahmen sie zu ägyptischer Reiterei ihre Zuflucht (Jes. 31, 1; 36, 9. Hes. 17, 15. Jer. 46, 4; 47, 3. 2. Kön. 18, 24).

Der letzte Sprößling der Dynastie des Bufris soll Theben, die angeblich älteste Stadt der Welt, gebaut haben (Diod. S. I. 50),

— — — Aegypt's Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen;
Hundert hat sie der Thor' und es zieh'n zweihundert aus Jedem
Rüfige Männer zum Streit mit Rossen daher und Geschirren.

Hom. II. IX. 382.

Die bezeichnete Anzahl der Thore wurde zwar schon im Alterthum bezweifelt oder auf eben so viele große Tempelhallen gedeutet, mit Zuversichtlichkeit aber behauptet, daß Theben 20,000 Streitwagen gestellt habe und daß in der Gegend, flussaufwärts von Memphis bis zum libyschen Theben, hundert, jetzt noch in Trümmern vorhandene, Pferdefüße zu finden gewesen seien, deren Jeder zweihundert Stüd aufnehmen konnte (Diod. S. I. 50). Für das Vorhandensein vieler Pferde in Aegyptens frühester Zeit spricht die Angabe, daß Sesostris, der in Gefängen und Denkmälen gefeierte König, zur Ueberwindung eines Theiles Asiens und Europas ein Heer von 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen zusammenbrachte (Diod. S. I. 54), daß die Einwohner zur Zeit bekannter und folgereicher Theuerung an Joseph, den königlichen Statthalter, an Zahlungsstelle des Brotes, außer Schafen, Rindern und Eseln, auch Pferde liefern (1. Mos. 47, 17)

welche ebenfalls von Pestilenz bedroht (2. Mos. 9, 3) und von Pharao verwendet werden, vor Wagen und unter Reifigen die anziehenden asiatischen Fremdlinge zu verfolgen (2. Mos. 14, 9). Der Umstand, daß die Pferde den andern als Tribut zu liefernden Thieren im Zusammenhange der Erzählung stets vorangestellt werden, läßt weniger auf eine starke Zucht als auf Verthschätzung derselben schließen.

Das Pferd hatte in Aegypten weder im Cultus noch in der Landwirtschaft Bedeutung, es war aber ein werthvolles Besitztum; Reiterei machte den Hauptbestandtheil der Kriegsmacht (Jes. 31, 11. Hom. Od. XVII. 436) und einen wichtigen Gegenstand seines Handels aus. Von hieher holten nach Homer Griechen und Trojaner einen Theil ihrer Pferde, deren Kriegstauglichkeit Cyrus in einem entscheidenden Kampfe anerkennt (Xenoph. Cyr. VIII. 1) und als Salomo sein Reich wehrhaft rüstete, wandte er sich außer an die umliegenden Länder besonders nach Aegypten, um seine dreißig oder zweiunddreißig tausend Streitwagen (1. Sam. 13, 5. 1. Chron. 10, 7) zusammenzubringen und seine Ställe mit 1400 Wagen und 12,000 Reitpferden zu füllen (1. Kön. 10, 26). Seine Rosshändler kauften sie dort (2. Chron. 1, 16) und bezahlten den Wagen mit sechshundert, das Pferd mit hundert und fünfzig Silberlingen (2. Chron. 1, 17. à 20 Sgr.). Wenn alle Könige auf Erden das Angesicht des israelitischen Königs zu sehen begehrten, fehlten auch die ägyptischen nicht; sie brachten ihm Kleider, Farnische, Rosse und Maulthiere jährlich zum Geschenk (2. Chron. 9, 24). Die Nachbarschaft vieler kriegerischer Völker machte eine starke Haltung in Aegypten nöthig und der König Sisek (Sesotris?) konnte mit 1200 Wagen, 60,000 Reitern und einer unzähligen Menge aus Libyen, Arabien und Suthim (Aethiopien) gegen Rehabeam ziehen (2. Chron. 12, 3).

Wie sich aus monumentalen Reliefs ergiebt, wurden die Pferde in Aegypten vorzugsweise zum Kriege, aber auch zur Beförderung der Personen und zum Luxus verwendet; Joseph ziehet mit Wagen und Reifigen zu dem Begräbnisse seines Vaters (1. Mos. 50, 9). Auf den Ruinen von Persopolis siehet man mit Riemen und Lederspangen versehene Streitrosse, aber weit häufiger kommen auf monumentalen Gemälden und Denkmälern die Streitwagen-Rosse vor, welche, was auch schriftliche Nach-

nichten beständigen (2. Mos. 14, 7. 5. Mos. 14, 4. Jes. 24, 6. 2. Chron. 12, 3; 14, 6. 2. Kön. 18, 24. Jes. 31, 3. Jer. 46, 4, 9. Hes. 17, 15), neben dem Fußvolke den Heereshern ausmachten; die Wagenreiter *) (*ἵππεις*, equites) oder Lenker (*σεννιμίνος*) mußten, wie unter den frühern Römern, erforderlichen Falles absteigen und zu Fuß kämpfen (*colores*).

Vollzucht und Landesbeschaffenheit waren der Zucht der Pferde günstig; die Züchter und Aufseher des königlichen Thieres traf nicht die Verachtung, welche auf den Rassen der Hirten, Landbauer und Gewerbelente ruhte (Euseb. Praep. ev. IX. 21). Mit dem politischen Verfall des Landes, der Abnahme des Kriegsmuthes und der Geltung der Aegypter im Kreise selbstständiger Völker erfolgte eine Abnahme der Pferde und ihrer Zucht, doch aber erscheint ägyptische Reiterei noch in den Heeren für und gegen die Römer.

Die Rasse der Aegypter „sind Fleisch und nicht Geist“ (Jes. 31, 3); nach monumentalen Abbildungen waren sie kraftvollen Wuchses, starken, runden Halses, großen, dicken Kopfes, kriegerischen Muthes, stolzen Anstandes, im Gange schönen Schlages.

2) Siben, von einem kriegerischen Volke bewohnt, stellte sehr früh dem Könige Sesostris (975 v. Chr.) berittene Hülfstruppen (2. Chron. 12, 3). Das fruchtbare Land hat sehr viele Pferde (Opp. Cyneg. II. 258) von starkem Knochenbau (Synes. op. 40), ansehnlicher Größe, gestrecktem Schafte (Opp. Cyneg.

*) Unter Indern und Arabern (Diod. S. I. 57), Kretern, Griechen und Römern (Hom. II. II. 363. Herod. VI. 111. Xen. Hell. IV. 2, 19), war die Wagenreiterei, wo nicht die älteste, doch die beste Kruppe. Bei Homer sind *ἵπποι* die Streitrosse am Wagen und *ἵππεις*, die auf den Wagen setzenden Krieger (*παρὰ βάρης* II. XI. 102), welche von Anaken geleitet wurden (II. IV. 367), wie Solans der Wagenlenker des Perikles war (Hes. Scut. 77. cf. II. VIII. 89). In der solonischen Gesetzgebung, bei deren Einführung die ganze atheniensische Reiterei nur in 96 Mann bestand, sind *ἵππεις*, nicht Krieger zu Pferde, sondern Grundeigenthümer, die auf ihr Gut Wagen und Pferde halten konnten, zum Unterschiede der Zweispänner (*ζευγίται*), die sich eines Gespannes Rauthiere bedienten, weil ihr Landbesitz zu klein oder zu trocken zu Erzeugung von Pferdefutter war. — In Straßburg und andern süddeutschen Städten sagte man von den s. g. Gespann-Gewertern oder den mittelständischen Bürgern, die in den Zeiten des Faustrechts mit einer Lanze (Gleve) zum Schutze der Stadt kochten, „daß sie auf den Wagen geritten“. Müllmann, Gesch. des Söldnerwesens II. 188.

L. 294), nicht sehr fleischig, schwächlich gebaut, aber noch geeigneter als die maurischen, die afrikanische Sonne und große Begierden auszuhalten (Ael. h. a. III. 2); im Kriege sehr gut (Opp. Cyneg. I. 172) sind sie wegen ihrer Flüchtigkeit besonders zum Anspringen zu brauchen und brauchbar bis ins Alter. Vielleicht liegt der Grund darin, daß sie erst spät in Gebrauch genommen werden:

Spätes Vertrauen kommt ihnen zum Langanbauernben Laufe,
Aber die Kraft der Jugend verbleibt im Dienste den Greisen,
Jedliche Tugend zugleich; die Blüthe der Jahre und Bollkraft
Schwindet im Tob' erst dahin.

Nomea. Cyneg. 279.

Die Einwohner, und wegen ihres Geschickes beim Fuhrwesen (*ἀρματηλασία*) wohl bekannt und oft als Leibkutscher gewählt (Mart. XII. 24, 6), brauchen sie zum Fahren und Reiten; stets gehen sie sicher, leicht und so folgsam, daß der Zaum nicht nöthig ist und die Leitung, selbst der Kriegswagen, von Weibern übernommen wird.

Al' das Koffgeschlecht, das nährt der maurische Boden,
Ober Lybias Grund beherrscht weber die Handkraft,
Noch das Gebiß und der Zügel gewaltsam zwingenden Bollsammes,
Denn sie folgen der Herr', wohin der Mensch sie auch lenket.
Dram bestimmen die kühnigen Reiter der libyschen Koffe
Nicht sich um Kunde, die theuern, und jagten, den Koffen vertrauens,
Ohne Gefährten, wie sehr auch saugen die Strahlen der Sonne.

Opp. Cyneg. IV. 48.

Sorgfältige Pflege verlangen und erhalten sie nicht; der Libyer sämmt und reinigt sein Pferd nicht vom Schmutze; ist er abgestiegen oder hat er ausgeschirrt, jagt er's auf die Weide, wo es im Freien umherstreift (Ael. h. a. III. 2). Hier holt er's wieder ab und weiß es so geschickt zu behandeln, daß man sagt, Kepion selbst habe den Libyern die Bespannung der Wagen gelehrt (Schol. ad Pind. Pyth. IV. 2), diese aber den Griechen das Viergespann.

Berühmt sind die Wagen der Stadt Barea (Sophocl. El. 67), mit einer unstäten Bewohnerschaft (Virg. A. IV. 44); mehr zeichnet sich die Provinz Cyrene (Str. XVII. 2) mit der Hauptstadt gleiches Namens (Dionys. Perieg. 211. Antiph. ap. Athen. III. p. 100), wie Kallimachus sagt,

Früher Kalliste genannt, doch später gewandelt in Thera,
Kasselerühmt' Kyren', Rhain, wo unsre Geburt,

durch gute Pferde, vorzügliche Reiter und Wagenlenker aus. Aristoteles, den selbst Pindar (Pyth. IV. 2) wegen seines Sieges im pythischen Wagenrennen pries, und Amicris, der in Athen vor Plato und dessen Freunden um die Akademie so geschickt herumfuhr, daß sich sein Wagen mehrmals nach einander ohne Ausschüttelung in demselben Kreise hielt und er nur Eine Umschert gemacht zu haben schien (Lucian. enc. Demost. 24), erhöhten den Ruhm der Ehrener, die, wie Alexis sagt, auch innerhalb der Stadt fahren und wenn Einer zum Gastmahl eingeladen wird, zehn Andere mit zehn Wagen und fünfzehn Gespannen nach sich ziehen. Sie konnten Alexander dem Gr. 300 Streitrosse und fünf Biergespanne als vorzüglichste Gaben der Fuldigung darbringen (Diod. S. XVII. 49). Auf den Münzen der Stadt steht man, wie auf denen von Ephesus, häufig Kampfrosse oder im Rennen begriffene Gespanne abgebildet —, ein Beweis des hohen Werthes, der hier auf Hippothrophien (Opp. I. 291) und Wettkämpfe gelegt wurde.

Die Pferde der Eynenaia sind den libyschen im Allgemeinen gleich, von Ausdauer und starkem Körper,

Aber gestreckten Bau's und ausgezeichnet vor Andern,
Durch die Breite der Blätter und Ribben; weswegen sie scheinen
Boller dem Blick und thätig auf Feinde schnellung zu strengen;
Wohl auch halten sie aus die glühigen Strahlen der Sonne,
Und den lechzenden Durst, wenn hoch sie steht am Mittag.

Opp. Cyneg. I. 294.

3) Numidien, ein weidereiches Roßland, lieferte, wie das entferntere Maurusien, bis zur Eynenaia, den Karthagern schon leicht bewaffnete Reiterei; sie, die beste von Afrika (Liv. XXIX. 84), leistete ihnen vortreffliche Dienste (Diod. S. XIII. 80); Scipio nahm auf einmal 2700 numidische Pferde gefangen. Die Römer lernten diese Truppengattung in den punischen Kriegen zu ihrem Nachtheile kennen (Liv. XXI. 29, 46) und nahmen die 1272 Mann Numidier und Spanier, welche zu Marcellus überliefen, bei der Schwäche ihrer Cavallerie gern an und belohnten nach Beendigung des Krieges die Untreue, Jener in Afrika, Dieser in Spanien, durch Ländereien (Liv. XXIII. 45). Auch in der Folge, wo Numidier in römischen Heeren (Hirt. b. a. 19. Lucan. IV. 677) unter Cäsar (b. g. II. 24) sogar in Gallien kämpften, zeichneten sie sich aus durch Schnelligkeit (Hirt. b. a. 68), die sie zu Angriffen, Recognoscirungen (Liv. XXI. 29) und

Vorposten-Gefechten um so tauglicher machte, als sie zugleich bis zu hohem Grade kriegslustig war, daß sie öfters nur durch Strenge der Mannszucht zurückgehalten werden konnte (Hirt. b. a. 66). Sie gewährt zwar den erbärmlichsten Anblick der Welt, denn Roß und Mann sind klein; der Reiter sitzt, die Lanze ausgenommen, ohne Waffe auf seinem Pferde, das ohne Gurt und Zaum mit der Ruthe gelenkt wird, vorgestreckten Kopfes und unzlerlich läuft, aber gestattet, daß der Reiter schnell aufseht und abseht, ansprengt und fliehet. Der Schlag ist ferner abgehärtet, zuverlässig, folgsam und lenksam dem Willen seines Reiters, der auch im Kriege ohne Sattel, Zügel und Zaum, höchstens mit einem Strickzaum reitet (Str. XVII. 2. Tibull. I. 125. Virg. Aen. IV. 41. Hirt. b. a. 19, 48). Pferdegewandtere Leute giebt's kaum als die Numidier; darum werden sie, wie die Mauren, in Rom zu Vor- und Nachreitern (Ovid. Fast. I. 595. Suet. Ner. 30. Senec. ep. 126), wegen ihrer Ausdauer auch zu Courtieren Tacit. h. II. 40) genommen.

Die Pferde der Massäyer im westlichen Landestheile sind klein, schnell und so lenksam, daß sie der bloßen Gerte, Einige auch ohne Lenkmittel, wie die Hunde, gehorchen. Ihre Halftermen sind von Baumwolle oder Haaren, an denen der Zügel hängt. Massäyer, der östliche Theil, hat gute Reiter (Virg. Aen. IV. 132. Grat. Cyneg. 223), zu Jagd und Krieg taugliche, der bloßen Gerte gehorsame Pferde (Mart. IX. 22. Lucan. IV. 678). Cirta, die Hauptstadt des Massinissa und seiner Nachfolger, wurde durch Micipsa so gehoben, daß sie 10,000 Reiter ausschickte (Str. XVII. 3); den Römern sandte er gegen Viriathus deren 300 zu (App. Hisp. 67).

4) Mauretonien, bei den Griechen Maurusien, von eben so rohen, kriegerischen Wandervölkern bewohnt, wie Libyen, Gätullien (Sal. Jug. 18) und Numidien (Lucan. IV. 678), hat außer den gewöhnlichen Hausthieren, namentlich Schafen, seinen besten Besitz in Pferden. Der Schlag ist klein, behend, durch Zaum oder Strick, auch mit der bloßen Ruthe lenksam, flanghüftig (Nemes. Cyneg. 261), zu den besten der Erde zu rechnen, tauglich zur Jagd wie zum Kriege (Oppian. Cyneg. I. 171). Der Jäger, seiner Hunde bedürftend (Opp. Cyneg. IV. 45), kann sich auf sein Pferd verlassen, das ungesattelt geritten und bei seiner Ausdauer durch keine Anstrengung ermüdet wird.

Ja, der maurische Schlag ragt weit vor Allen durch Schnelle,
Durch Auhauer im Lauf und durch Ertragen von Mähmal.

Opp. Cyneg. I. 289.

Die Karthager schätzten den Werth derselben für Kriegszwecke; Hannibal reichte gegen 1800 numidische und maurische Reiter in das spanische Kriegsheer, das er über die Pyrenäen nach Gallien und Italien führte (Liv. XXI. 22, 44), und brauchte sie fast in allen Schlachten. Weil sie aus ihren Verstecken in Thälern und Vertiefungen plötzlich hervorstürzten und offene Feldschlachten vermieden, erschwerten sie den Römern jederzeit Kriege und Siege (Hirt. b. af. 7. Cic. ep. ad fam. X. 30), leisteten aber wegen ihrer Schnelligkeit, Baghalsigkeit und Verachtung aller Gefahren, auch des Todes, als Legionssoldaten häufige Dienste (Tacit. H. II. 58. Capitol. Gord. 15. Polyb. III. 33, 15; 49, 19. Herod. III. 3; IV. 15; VI. 7; VII. 2, 9. Zosim. I. 52; II. 10; IV. 35). Von Jugend auf lebt der Mauretonier mit und auf seinem Pferde, selbst die Weiber sind an beständiges Reiten oder Fahren auf Karren gewöhnt (Sil. Ital. II. 441; XVII. 89). Nicht geringen Namens sind sonderlich die Maziker aus der Landschaft Mazyx oder Mazica (Opp. Cyneg. I. 170), deren unschöner Körper der Dichter neben ihren vielen Vorzügen nicht übersah.

Nicht hoch sei es ein Schimpf, daß häßlich der Kopf und Abgelbauet
Ihnen der Leib, daß zaumlos sie sind, daß Jegliches frei läuft,
Und daß scheidet der Nacken abschüssige Buge durch Mähnen,
Denn die Lenkung ist leicht, es füget sich in Gehorsam
Zähem Anhengelproß des Reiters die Fülle des Halses.

Nemes. Cyneg. 265.

5) Gätullen hat den bisher gedachten wesentlich gleiche Pferde. Der Gätuller lebt von Jagd, Raub und Krieg, ohne Sitte, ohne Gesetz, keiner Obrigkeit unterthan, unstät umherziehend (Sall. Jug. 18, 19, 80), treulos fremden wie einheimischen Gebietern (Hirt. b. a. 32, 35). Zum Kampfe

— — Immer gerüstet
Mit dem sterblichen Gaul,

Lucan. IV. 677.

der keinen Zaum hat (Hirt. b. a. 61) und schnell ist, läßt er sich als Spion im Kriege gebrauchen.

Das Wandervolk der Garamanten, hinter den Gätullern, hat eine zumest von den Königen betriebene und so starke Zucht, daß die Zahl der Füllen jährlich auf 100,000 Stück geschätzt

nied. Ihre Pferde und Stiere, von längeren Hufen als andere mächts (Strab. XVII. 3), dienen als Biergespanne, die Höhlen bewohnenden Aethiopen, die schnellfüßigsten aller Menschen, zu jagen (Herod. IV. 182); wahrscheinlich werden sie auch, wie die der Pharaier und Nigriten, bei den westlichen Aethiopen benutzt, Wasserschlänche, die ihnen unter den Bauch gebunden werden, zu tragen, wie sie zu Handelszwecken mit den Mauruslern durch die Wüste ziehen.

Ueber Karthagos Pferdebezug ist fast nichts bekannt; wir wissen, daß die Stadt einen Pferdekopf auf ihren Münzen führte. Das ihrer Herrschaft unterworfenen Lihyen stellte ihr die schwere (Polyb. III. 114. Diod. S. V. 33), Numidien, Massilien und Maursen bis an die Grenzen von Cyrene die leicht bewaffnete Reiterei (Str. XVII. 3).

II. Asiatische Rassen.

1) Indien, wo sich bei weitem die meisten der zahmen Thiere (Str. XV. 1), auch das Pferd, wild finden, ist vielleicht das Stamm-land der in Sagen namentlich fortlebender Wandervölker (Str. XVII. 2), mit denen es sich nach Afrika und von da nach Europa verbreitet haben kann. Diesem äußersten Lande der Welt ist das Pferd im eigentlichen Sinne ein königliches Thier; es gehört zur königlichen Pracht und wird in königlichen Ställen ernährt; seine Haltung ist ein ausschließliches Vorrecht der Könige, welche die Zucht in besondern Gestüthen, unter Aufsicht, die sich auch mit der Thierheilkunde befassen (Veget. L. 12), betreiben und wenn sie sich in den Krieg oder auf die Jagd begeben, mit ihren Weibern, theils auf Pferden, theils auf Elephanten, daher ziehen. Die Soldaten entnehmen Diese wie Jene königlichen Ställen und geben sie später dahin eben so zurück, wie die Rüstungen in die Zeughäuser. Ihre Festauszüge werden durch Ochsenwagen und Elephanten, im Schmucke von Gold und Silber, verherrlicht (Str. XV. 1), aber Pferde machen die besten königlichen aus. Wenn man dem Lande Mangel an Pferden nachsagt (Curt. X. 1, 11), so beruht dies auf Irrthum, im Gegentheil giebt es hier so viele (Curt. VIII. 14, 2; IX. 2, 3), daß der König der Kalingen tausend, der Thalucter viertausend, der Andarer zweitausend, der Prasien dreißigtausend (Plin. VI. 22), der Poraker fünftausend Reiter unterhielt (Plin. VI. 23) und Po-

das Fest der Juden sich mit dreihundert Mann Reiter und tausend Streitwagen entgegenstellte (Diod. S. XLII. 88); das für so zahllose Truppen in die Markälle der Könige Importe aus nahen Ländern gemacht wurden, ist nicht zu begreifen.

In Indien sind alle vierfüßigen Thiere, Vögel und Pflanzen größer, als anderswärts, die Pferde aber klein, kleiner wohlflüssig, als die indischen und afrikanischen (Cien. Ind. II. 13; 22. Ael. H. a. IV. 23; XIII 9; XVI 9. Herod. III. 108), aber schnell und zum Reite tauglich. In dem persischen Heereszuge nach Griechenland hatten die Indier Reitpferde, welche sie sammelten und mit Waffen und Bildwerken, wie dergleichen Cyrus d. J. auf einer baumlosen Ebene westlich vom Euphrat, trotz deren Stumpfheit, durch Pferdeketten einfangen ließ (Xen. Cyr. I. 5), bespannte Wagen. Der edle Schlag von weißgelber Farbe am Euphrat ist wegen seiner Ruthigkeit zur Schlacht und Jagd, selbst der Löwen, deren Feuerauge er nicht scheuet, zu brauchen (Opp. I. 304; IV. 112). Von ihrer Schnelligkeit machen die Tigerjäger große Lobeserhebungen; wie sehr sie schnell auch die Bestien, zumal wenn ihnen die Jungen getraubt wurden, sind, so eilen sie ihnen nach, indem sie, was die Hyksos auch thun, von Platz zu Platz schnelle Pferde aufstellen, die sie eiligst bespringen (Plin. VIII. 26).

In Indien soll es auch Pferde mit Eis mit einem Horne geben, welches zu Bechern benutzt wird, aus denen jedes Gift ohne Schaden getrunken werden kann (Ael. III. 41).

2) Arabien, das Hauptland der Pferde in Asien; der Schlag ist in jeder Beziehung vorzüglich, groß (Herod. III. 108), schnell, stumm, sanften Lautes (Veget. IV. 61), tauglich zum Reite und größtlicher Anstrengung, und in solcher Menge vorhanden, daß, während Sappadogen den Persern anget einer Stener in Gold, 1500 Pferde, 2000 Maulthiere und 50,000 Esel als Tribut stellten, Arabien fast doppelt so viel zu erachten hätte (Strab. XL. 13). Die vorzüglichsten finden sich in dem großen arabischen Gefilde, vorzugsweise „Raschide“ (Raschid) genannt, in Stiefelarmen, am Ochs an den Grenzen von Syrien; man rühmte Größe (Euseb. ad Dionys. Periegr. IV. 1034), Farbe und Muth; in Allem übertrifft sie die persischen, indischen und griechischen;

„Sich von Allen erhebt, an Schatz das Reich von Persien;
Reichbegüterte Fürsten und Herren sind seine Ernährer.
Schön die Gestalt; der Gang leicht; folgsam dem lenkenden Zügel;
Klein zwar der Kopf, doch walt in Königstüben die Krone
Stolz in die Hofe vom Hals, geschmückt mit Rechten und Linken.“

Oppian, Cyneg. I. 311.

Nach Einverleibung des medischen Reiches bezogen die Könige Persiens für sich, die Satrapen und Feldherren, die Staatskasse (Arrian, Anab. VII. 8) von hier. Mit Gespann von Rössen (s. S. 79), trat Xerxes seinen Zug nach Griechenland an (Herod. VII. 40); einen Rißler mit goldenen Bügeln ritt sein Feldherr Mardonius (Herod. VII. 20), wahrscheinlich ein Geschenk des Königs, denn nur er konnte Rißler besitzen (Xen. Cyr. VIII. 9).

In der früheren Zeit befanden sich hier 150,000 Mutterpferde, nach Diodor sogar 160,000 Fohlen; als aber Alexander auf dem Zuge von Opis nach Erbatana die königlichen Stutereien eingeräumten Gehäute besuchte, war der Bestand auf 50 — 60,000 Stüd herabgekommen (Arrian, Anab. VII. 13. Polyb. V. 44; X. 27); die späteren Nachrichten über die großartige Anlage werden immer spärlicher (Ammian. Marc. XXIII. 27), und sie verfällt endlich der Geschichte, welche allen Geschlechtern erzählt, daß die ihr entsprungenen Pferde sogar als heilig angesehen und die weißen gebraucht wurden, den Wagen der Götter zu ziehen (Herod. VII. 40). Die Meder selbst, eine kriegerische, nächst den Parthern die furchtbarste Nation, besonders im Angriffe, verstanden sich wohl auf die Zucht, welche durch die Fruchtbarkeit des Landes an Getraide, Wiesen und Weiden, besonders durch die nahrhafte, zum Pferdefutter taugliche, dort in Ueberflus wachsende Luzerne (Str. XI. 13) oder medische Pflanze (herba medica) Beförderung finden mußte (Ammian. l. l.).

3) Persien mit seinem kriegerischen Volke, das als Glanzen d. h. Nachkommen Glama, des ersten Sohnes Sems (Ezr. 4. 9) sich „mit Wagen, Rentern und Reitern vor die Thore feindlicher Städte lagerte“ (Ezr. 8, 22. Jes. 22, 6) und unter Darius, Darius Hystaspis und Cyrus, dem „der Herr, der Gott vom Himmel, alle Königreiche der Welt gegeben“ (Ezr. 1, 2), der Schrecken der Völker gen Morgen und Abend geworden ist, läßt eine kräftige Zucht vermuthen. Die persischen Könige, ihre Rathgeber und Freunde, legten hohen Werth auf das Pferd; nicht der Esel, wie in Syrien, auch nicht das Maulthier, das in Indien so vor-

trefflich zu finden (Ael. XVI. 9), war das Zug-, Last- und Reithier der Großen des Reiches, sondern das dem Adel ihrer Geschlechter entsprechende Roß (1. Mos. 49, 11. Richt 5, 10; 10, 4; 12, 14. 2. Sam. 13, 29; 16, 1; 18, 9. 1. Kön. 33, 44. Esel. 9, 9). Reiten galt als vornehme Lust und königliches Vergnügen; in älterer Zeit war es Sitte, daß sich kein Edler zu Fuß sehen ließ, denn Jeder wollte tüchtiger Reiter werden. Später kam dies in Abnahme (Xen. Cyr. VIII. 7), aber doch bestand die Hauptmacht der Könige damals noch in Pferden, als das Reich von dem Gipfel seiner Macht gestürzt war. Hier fand man die großartigsten Gestüte von der Welt, mit besondern Aufsehern und Hirten (Xen. Cyr. I. 1), auf reichen Weiden und Weiden; die Anzahl der Pferde war so groß, daß bei einem königlichen Festaufzuge 10,000 älttere, 10,000 persische, 10,000 andere Reiter, denen die medischen, armenischen, byzantischen, sadysschen und sakischen Reiter und zuletzt Wagen in Abtheilungen, jede unter besondern Führern, nachfolgten (Xen. Cyr. VIII. 3). Die Perser selbst, die geschicktesten Reiter (Luc. Ignor. 5) fütterten ihre Pferde aufs Beste, auch mit Körnern (Galen. de alim. facult. I. 20) nach vorgängiger Bewegung (Xen. Cyr. VIII. 1) und bilden sie durch fortgesetzte geschickte Übung zum Kriege wie zur Jagd auf Schweine, Störche, Gazellen, Bären, Löwen, Panther (Xen. Cyr. I. 3), wilde Schafe und Esel (Xen. Cyr. II. 4), welche in jenen Gegenden nicht selten sind. Unter berittenen Aufsehern nehmen daran auch die Söhne der Könige Theil. Ihr Vorrecht sind goldene Hängel (Xen. Cyr. VIII. 1, 2); die Reichswürdenträger lassen die Ihrigen in prächtigen, purpurgestreiften Decken prangen und andere haben selbst lächerlichen Pferdebesmud, z. B. Schellen, wie denselben die Griechen in den Perserkriegen genug kennen lernten (Aristoph. Ran. 983).

Die persischen Pferde werden wegen ihres edlen Blutes mit hohen Preisen bezahlt, erringen aber im Circus, vermöge ihrer außerordentlichen Beweglichkeit und Schnelligkeit, auch auf ungleichem Boden (Xen. VIII. 1) häufiger als die numidischen den Preis (Veget. IV. 6). Dabei gehen sie leicht und sanft, sie sind fromm, dauerhaft und erreichen ein hohes Alter (Veg. IV. 7).

Wenn Tacitus den Glaubensausdruck der Deutschen (G. 10) auf das Viehern der Rasse zu merken, als einen volksethgenhämischen darstellt, dachte er wohl nicht an deren Stammver-

wendte, die Perfer, deren Königskrone an Darius ertheilt wurde, weil der Hengst desselben, sicherlich nicht ein Stück seines Stalles, sondern aus der Zahl der heiligen Rosse von weißer Farbe (Herod. I. 89), deren acht, bei abgesonderter Ernährung, den heiligen, von keinem Sterblichen zu besteigenden Wagen des höchsten Gottes zogen (Herod. VII. 40), der aufgehenden Sonne zuvorkam entgegen gewiehet hatte (Herod. III. 84. Justin. I. 10); Darius führte daher ein Ross in seinem Siegel.

Da die alte Welt Alles, was der Gottheit bestimmt oder geeignet war, vom gemeinen Gebrauche absonderte, läßt sich annehmen, daß die weißen Rosse, welche die Perfer der Sonne als Brand- oder Sühnopfer brachten (Xen. Cyr. VIII. 8), aus der abgesondert ernährten Anzahl gewählt waren;

Perfer beschmücken mit Pferden den strahlenden Hyperion,
Daß ihm langsames Thier solle dem eilenden Gott.

Ovid. Fast. I. 385.

Die Massageten, von den Perfern Saken genannt, opfern ebenfalls der Sonne, der einzigen Gottheit, welche sie haben (Str. XI. 8), Rosse, nach Herodot (I. 215), weil dem schnellsten Gotte auch das schnellste aller Geschöpfe gebühre.

4) Armenien, durch seine Weiden zur Zucht alles Viehes geeignet (Herod. V. 49), ist so reich an Rossen, daß der Satrap des persischen Königs, diesem seinen Gebieter, zum Mithrasfeste jährlich 20,000 Füllen zusandte. Da Mithra als Sonne angebetet wurde und nirsäische Pferde auch in Armenien vorkommen, läßt sich auf die Bestimmung derselben zum Sonnendienste (Xenoph. Anab. IV. 6, 36) schließen (Str. XV. 3).

Die Armenier brauchten die Esel gewöhnlich zum Tragen von Bürden (Herod. I. 194), das Pferd aber zum Reiten und für die zahlreiche geharnischte Reiterei, welche sie, wie die Meder und Albaner, unter allen Herrschern, in solcher Anzahl hielten, daß in dem Heere des Darius sich deren sieben Tausend fanden und daß Artabaldes, als er mit Antontus in Medien einfiel, demselben sechs Tausend vorführte (Str. XI. 11). Der Schlag ist zwar kleiner, aber muthiger als der persische (Xen. Anab. IV. 6, 36) und gehört, wie der der Sapharener an der Südküste des glücklichen Arabiens, zu den besten (Opp. I. 172); Renner gleichen die Perfer ihm vor (Veget. IV. 6).

3) Die Saken, ein scythischer jährling, mächtig, aber bei Scamini, nordöstlich von den Massageten, bewohnt ein höchst fruchtbares, eigentlich nur für das Vieh ergiebliches Land (Anthist. Marcell. XIII. 6). Längere Zeit den Persern tributpflichtig (Herod. III. 93), stifteten diese zum Andenken an ihre Besiegung und Unterwerfung ein jährliches Fest, Saka (Eustath. ad Dion. Perierg. 479), welches noch zu Strabo's Zeiten (XL 7), zu Ehren der vaterländischen Göttin, gefeiert wurde. Ihre Hauptstärke bestand in ihrer vortrefflichen, in den persisch-griechischen Kriegen (Herod. IX. 71), unter Darius gegen Alexander als Bogenschützen (Arr. Anab. III. 8) ausgezeichnet bewährten Reiterei; mit sehr gut dressirten Pferden, die, wenn der Mann stürzt, stehen bleiben, um ihn wieder aufsitzen zu lassen (Ael. V. h. XII. 38). Ihre Schnelligkeit ist so groß, daß bei einem in Persien in königlicher Gegenwart abgehaltenen Wettrennen ein gemelter Soldat die Uebrigen fast um die Hälfte der Strecken-Weite hinter sich ließ (Xenoph. Cyr. VIII. 3). Der Sake putzt sein Ross mit goldenen Bügeln und goldenen Gurten und ist mit demselben trügig verbunden; selbst die Weiber sind beritten, theilen mit den Männern die Gefahren des Krieges und zeichnen sich durch Thaten und Muth aus (Diod. S. II. 34, 44). Der Jüngling, der sich um ein Mädchen bewirbt, muß mit demselben kämpfen, bis er oder sie sich für besiegt erklärt, was zur Folge hat, daß der Besiegte gefangen geführt, der Sieger aber zur Herrschaft im Hause gebracht wird (Ael. V. h. XII. 38). Die Saken gehörten zu den besten Truppen des persischen Heeres, denn sie zu Xenophons Zeit 2000 Pferde zu stellen hatten.

4) Partiben bewohnt ein Ort mit Persern und Medern zusammengestelltes und durch kriegerische Tüchtigkeit den Römern furchtbar gewordenes Volk, dessen einzige Stärke in der Reiterei liegt (Plutarch. Crass. 19). Das Volk betreibt, begünstigt durch die Verhältnisse des Bodens eine starke Zucht (Dio Cass. XL. 88) und richtet die Pferde für die ungünstigsten Terrain-Verhältnisse geschikt ab; ausgezeichnet durch Leichtigkeit, Behendigkeit und Muth, sind sie von Jugend an gewöhnt, die heftigsten Sonnenhitze (Dio Cass. I. 1.) und den quälendsten Durst zu ertragen (Propert. II. 10, 14; IV. 3, 86). Sie lassen sich gut abrichten (Grat. Cyneg. 508), eignen sich am Besten für den Dienst der leichten Reiterei, zum plötzlichen Ansprengen und Zurückziehen,

sind aber wegen Weichheit nicht mehr fähig, anhaltende Märsche und Kriege auf hartem Boden auszuhalten. Ihre langen und schönen Mähnen (Oppian. I. 277) versehen die Parther durch Aufschneidung in der Mitte und an der Seite noch zu verschönern und glätten durch blasen von ihnen erfundene Verfahren, so an einen sanften, gleichmäßigen, für den Reiter erwünschten Gang zu gewöhnen. Sollen Reiter Pferde langsam gehen lernen (ambulare, *Audieren*), so bekränzen sie sie nicht mit Ketten und Gewichten, sondern gewöhnen die, welche man Trüppeler (*tropidarii*) in der Soldatensprache Hundetraber (*tottonarii*) nennt, man selbst zum leichtem angenehmen Reitmarsch, daß sie den Hirschen ähnlich scheinen, indem sie auf trockenem und gleichem Boden furchig Schritte in der Länge und fünf in der Breite ausrollen. Körben (*corbinae*), in Reihen streuen, Dämme ziehen, welche den nach dem Preise des Schnellaufes begleitigen Thier von Schwelgereien vorzuziehen. Weil sie bei den Uebungen bald die Hinter-, bald die Vordertheile hier anstoßen, fallen oder scheitern sie zu fallen und gewöhnen sich, die Hüfte höher zu heben, Knie und Fußgelenke zu biegen und sonst zu gehen. Sie machen Abends kleine Schritte, weil sie zwischen die Dämme treten, damit sie nicht anstoßen, und lernen so allmählich einen bestimmten Schritt und der Anstand des Ganges scheint, schön (Veges. I. 58).

Die Partherkönige und die Großen des Reiches unterhalten starke Juchten und wohlbesetzte Leibgarben; Surena, der nächste im Range nach dem Könige, führte, wenn er auszog, 1000 Reiter, 200 Wagen des Gepäcks, 200 Wagen für seine Reiter, 1000 Mann geharnischter und eine größere Zahl leichter Reiter bei sich (Plutarch. Crass. 21). Das Pferd ist das Lieblingsthier der Parther und von Jugend auf sind sie an dessen Umgang und Behandlung gewöhnt; darum bildeten sie auch von jeher in den Heeren der Väter, Führer, Reiter, Berser, und Macedonier mit Bogen bewaffnet (Virg. G. IV. 313. Ecl. X. 58), die, leicht, in Salmen von margianischem Eisen, mit langen Lanzen und furchtbaren Pfeilen die schwere Reiter, die unter tüchtigen Führern (Lauret. V. 319) im ungestümen Anprall bei der Umgießung und auf erschütterter Flucht schrecklich und vortheilhaft, aber für ordentliche Schlachten und Belagerungen nicht in gleicher Weise nützlich war.

7) Syrien, erst durch die Palmyrer, dessen Reiche das hier getheweilig aufstiegen, bekannt, mit magerem, zum Ackerbau minder tauglichen Boden, ist von einem rauen, vorzugeweise mit Jagd beschäftigten Volke bewohnt. Die Jagd, hier äußerst mannichfaltig und ergiebig (Amm. Marcell. XXIII. 8) wird großen Theiles mit Pferden betrieben, durch deren Schnelligkeit (Mart. VII. 26) die Schützen den dort zahllosen Raubthieren, sonderlich auch den zu Tausenden vorhandenen Tigern entziehen. (Lochnut. V. 11, 4) und nachsehen. Das Volk ist sehr gut geritten und wurde deswegen von den Assyriern, denen es einst hörnäßig war, wie die Scythen von den Macedämoniern, schonungslos der größten Strapazen und Gefahren ausgesetzt und besonders zur Bedeckung der Rückzüge verwendet (Xen. Cyr. VIII. 3); bei ihm, wie andern Afiaten, herrscht die Sitte, zu Wagen die Familien und Haushaltungen in den Krieg mitzunehmen.

8) Arabien, bekanntlich überreich an Viehzucht, soll keine Schweine, keine Raubthiere und Pferde haben (Str. XVI. 4). Diese Angabe ist so unwahrscheinlich, wie es bemerkenswerth ist, daß Griechen und Römer niemals der Pferdezuucht des Araber ausdrücklich gedenken. Wer aber mag glauben, daß das Volk, welches das edle Thier so sehr liebt, so sanft behandelt und von Einzelnen zwei tausend Jahre, bis auf Salomo zurückgehende Stammbäume unterhält (Jäger, das oriental. Pferd S. 209, je ohne Pferde gewesen sei? — Die Hölle, welche Salomo aus Suthim (2. Chron. 12, 3) und aus Moabland, aus den Gegenden des rothen Meeres bezog, und die vorzüglichen Pferde der Fremder, der arabischen Eroglodhyten (Opp. I. 172), bei Homer (Od. IV. 84) neben Aethiopiern und Sardonern wohnhaft, widerlegen jene Angabe; der kriegerische Stamm der Kabbatier, dessen Unterjochung medischen, assyrischen, persischen und macedonischen Königen nicht gelang (Diod. S. II. 48), würde sich gegen solche Truppen ohne Pferde nicht haben halten können, und ihr König, Malchus, wurde von Cäsar, bei Ausbruch des alexandrinischen Krieges, in eiltter Weise um Verittene angegangen worden sein (Hirt. B. a. 1. Joseph. Arch. 14, 8).

9) Scythien, der Inbegriff aller nordwärts von Thracien liegenden Länder, ist von sehr vielen, je nach Stämmen und Beschäftigungen benannten Völkern, am Araxes von eigentlichen Scythen (Diod. S. II. 48), Sololoten, Saken (Pl. VI. 19), Kap

Der Krieg, die Furchtlosigkeit, alle feindlichen Ritters (Herod. II. 167), hält sich hauptsächlich auf ihre Pferde. Sie lebhaft, wild, klein, ausdauernd, zum Sprung (Curt. IV. 15, 4) wie zur Flucht (Str. VIII. 3) vorzüglich, aber, wie die Scythen selbst, widerspenstig sind. Um sie zahmer und fähiger zu machen, werden die strengste, was auch die Sarmaten thun, in einer befondern, von griechischer und italischer verschiedenen Weise ermannt (Arist. IX. ex Varr. II. 7), aber den Stuten nachgesetzt, weil diese flüchtiger sind und sich im Laufe ohne Stuten zu bleiben, ihres Wassers entledigen (Pl. VIII. 25, 42). Die Pferde der Sarmaten und Sogdianer werden durch lange, über den ganzen Körper verbreitete Haare fähig, die kältesten kalten Winter, denen Eis und Kälte unterliegen, auszuhalten. Sie sind klein, plattfußig, stiel und theilweise untauglich, den Mann zu tragen, weswegen sie oft vor Wagen gespannt und auch von Weibern gelenkt werden (Herod. IV. 28; V. 2. Strab. XI. 3). — Die gedachten Vorzüge verschaffen den Scythensperden weltweite Anerkennung; der macedonische Philipp bestimmte sich 20,000 dem Könige Athens abgekauften Stuten nach Macedonien zur Fortpflanzung zu schicken (Justin. IX. 2, 16); sie werden unter römischen Stallrechten von den Römern gehalten (Mart. VII. 80) und spät noch zu den Besten gerechnet (Opp. I. 171).

10) Sarmaten, durch den Donau in ein europäisches und asiatisches getheilt, begreift hinweisen auch Germanen und Scythen; es bildet eine ungleichere Ebene, welche von den Sarmaten, einer rohen, kriegerischen Nation, deren ganze Tapferkeit nicht, wie bei den Germanen, in, sondern außer ihrem Pässe liegt, reitend durchkreuzt wird. Im Fußkampfe die feigsten, kann den in Geschwadern auf flüchtigen Pferden anrückenden Germanen kaum eine Schlachtlinie widerstehen (Tacit. Hist. I. 79, 7). Da das Land nicht in Privatgrundstücke getheilt ist und auch nicht trägt, hält ein Jeder viele Pferde, die nicht bloß zum Reiten, sondern auch zur Opferung und Verpeisung gebraucht werden (Paus. I. 21). Sie sind abgehärtet, ausdauernd und müssen, sollen sie eine Reise antreten, Hunger haben und sich mit wenigem Wasser begnügen, worauf sie 120,000 Schritte in einem Laufe auszuhalten (Pl. VIII. 65). Die Sarmaten aus dem Osten

— — — — — Wenn der Strom im Winter fließt, so reiten sie auf flüchtigem Roß über den Rücken des Stroms, so daß sie

„Wohl ist ungut, der Götter zu weh (6. Buchstaben Taktus)“

„Wohl so untrüglich gelistet lange den Götter und Däch“

Ovid. Pont. I. 2, 66.

(1) Thracien, nördlich von der Donau, östlich und südlich vom Meer, westlich nicht fest begrenzt (Met. II. 1); begreift gewöhnlich alles Nordland; später auch Syrien und eine Menge Völkerschaften, deren Namen je mit ihrer Gewalt aufsteigt und verschwindet. Gleich berichtet die Sage die Gefährlichkeit des Grundes des Dionedus, von solcher Wildheit und Stärke, daß Keran eisernen Ketten vor ehernen Schloß mit Pfählen, fald von vorhin kommende unglückliche Fremde verkehrte und erß von Ferkeln, dessen Liebling Adernus se an der Stelle, wo er Adernus baute, zerrissen hatten, dadurch gebändigt werden konnten, daß er ihnen das Fleisch ihres Geistes, der es an bloß widerstandsfähige Nahrung gewöhnt hätte, zu fressen gab. Perseus gab sie dem Eurystheus und dieser weihte sie der Gerechtigkeit; die gefesselte Nachkommenschaft desselben (Stat. Th. VI. 348) variierte bis Alexander d. Gr. fort (Diod. S. IV. 15); Dionedus aber, den der thracische Stamm der Geneten, längs der Donau, göttlich verehrt und mit weißen Pferden beschenkt, hieß, der Schutzgott der nach Italien gewanderten Belagerer, des Alpbros, der Einwohner von Metapontum und Thurium (Schol. ad Pind. Nem. X. 12). In den heiligen Dämonen der mit Dionedus in Verbindung stehenden Göttinnen, Artemis und Gerechtigkeit, gab es gutartige Völke, die mit Hirschen in Gemeinschaft lebten, sich angreifen ließen und einem der Wohlheit Verlobten Rasse brachten, welche sich nicht durch Schnelligkeit als Schatz auszeichneten, mit den Völkerschaften gekannt, wurden diese Rasse zur Jagd an Fremde nicht abgegeben. Das Wort hieß in der thracischen und pelagischen Sprache „Kare“ (Käre? Ael. V. h. IX. 16) und war diesen Rasse in Italien nicht ganz unbekannt. Wahrscheinlich fanden von Thracien nach Italien sehr frühzeitig Importe von Pferden statt, wobei denn auch die Städte Agrigippa, Syrakus, Salapia, Brundisium, Neptun, Tria, Capua, Cominium, Beneventum, Beneventum, Neapoleon, den Dionedus als Gründer der Vorherrschaft und die Beneventen seine Reliquien in dessen Geist. Illyrien, Alpidas (von weißen Bären), aufnahmen, (Agrigippa d. h. Agrigippa, Justin. XII. 2; XXI. 1, Pl. II. 16, 17. (Id. IX. 27) haben, die in der Zeit der Römischen Herrschaft

Thracien, das Land des Kros (Il. XIII. 201), ist von einem Volke bewohnt, dessen Reigung für Pferdehaltung eben so (Eurip. Hec. 9), wie dessen Tüchtigkeit zu reiten (Il. XIV. 227), zu tummeln (Il. XIII. 4) und zu kämpfen (Od. IX. 49) bekannt ist. Aus Ebenen und Bergländern kamen treffliche Bogenschützen (Thucyd. II. 96); es seien hier nur erwähnt die Besser am Hämus, die im römischen Heere mit dardanischer, macedonischer und thessalischer Reiterei dienten (Caes. B. c. III. 4) und die berittenen Hülfsstruppen im pannonischen und dalmatischen Kriege unter Rhodmetakus (Valloj. II. 112, 4).

Die thracischen Pferde waren so vortrefflich, daß der Kreis Nestor, ein Kenner und Züchter, einige für Götter hält und ausspricht,

Gelcherlei Stoffe jemals hab' ich weder gesehen noch bemerkt,
Nur gewiß hat auch ein bezeugender Gott sie verherrlicht.

Hom. Il. X. 549.

Namentlich sind durch treffliche Pferde gepriesen die Triballer, Dardaner, Pannonier, Mysier und die fabelhaften Hippomolgen,

Welche bei Nilch arm leben, ein Volk der gerechtesten Männer.

Man findet in Thracien viele Schimmel und Scheden; den Polites, den Enkel des Pelamus und Gefährten des Menelaos, trägt

— — — — Ein geschedter

Thraciergaul mit schimmernden Flecken gezeichnet —

Weiß am vorderen Tritt und weißschäumend die Stirne.

Virg. Aen. V. 565.

Die thracischen Pferde, besonders der angegebenen Farben (Virg. A. XII. 84), befehlten das alte Lob der Tapferkeit sehr lange (Quint. Smyrn. I. 167. Opp. Oynog. I. 171); die der Dörfer schätzte man in Griechenland wegen ihrer ausgezeichneten Hufe (Xen. 8).

12) Die Saracenen, ein Räuberleben führende, wahrscheinlich vom arabischen Meerbusen aus verbreitete Nomaden, sind ohne Ausnahme Kriegerleute; Keiner pflügt, Keiner pflanzt, Keiner sucht im Landbau sein Brot; ohne Haus, ohne feste Heimath, ohne Gesetze, halb nackt, schwärmen sie in farbigen Kleidern, bis zu den Hüften bedeckt, bald friedlich, bald feindselig, auf behenden und flüchtigen Pferden umher (Ammian. Marcell. XIV. 4), gegen welche die der Scythen langsam und selbst bei doppelter Anzahl unfähig sind, etwas auszurichten (Zosim. IV. 25.)

13) Kappadozien ist, was der ausgedeutete, angeblich der Zend-Sprache entstammende Name besagt (*Hvaapadakja* — *Kannadoxia* —) das „Land der guten Pferde“; die Perser schätzten sie im Juge vor den Sichelwagen und als Kettpferde, und die Römer der spätern Zeit als treffliche Kriegspferde (Cass. B. c. III. 4. Lucan. VII. 225). Preiswürdiger Adel, den sie in sich tragen, erhebt sie zu den besten Wagenpferden (Vogel. IV. 6) und bewundernswürthe Schnelligkeit zu den gefelertsten Rennern (Claudian. Ruf. II. 811), so daß Gordian auf einmal hundert Stück für die verschiedenen Kotten kommen ließ (Capitol. in Gord. 4); sie sind auch tauglich zur Jagd (Opp. I. 171) und von so schöner Gestalt, daß nur Wenige mit denen aus den Gestüthen dießseits des Taurus und des Berges Argäus in Groß-Kappadozien sich vergleichen lassen (Oppian. I. 190). Am schönsten ist die Kopfbildung:

Hoch die Stirn und beweglich das Ohr.

Nemes. Cyneg. 243.

Ihre körperliche Entwicklung geht langsam; ehe sie die Milchzähne verlieren sind sie weichlich und schlaff, so älter sie werden, um so mehr nimmt ihre Läßtigkeit und Stüßigkeit zu; drum:

Rüßte du solche zu tapferen Kriegen und blutigen Jagden;
Hoch glüht ihnen der Muth; sie stürzen in Waffengekämme,
Sprengen geschlossene Reih' und weichen der wildesten Jagdhier'
Keinem im Kampf.

Oppian. Cyneg. I. 197.

Hochgerühmt sind die der Gegend des weidereichen Kazala (Opp. I. 170), welche, seit das Land durch Liborius dem Reiche einverleibt wurde, den Namen Kaisarea erhielt. Die Kappadozier zeichnen ihre Pferde (Ael. XIV. 24) durch ein am Vorderblatte oder Hinterschensel eingebranntes, nachweisendes Zeichen eines Affenkopfes (*κρηνοειδής*), Wolfes (*λυκοειδής*, *λυκοσπίδης*), eines Kappa (*καππαίαι*) oder des phöniciſchen Sampri (*σαμπρίαι*) aus, d. i. eine Zusammensetzung von Σ und Π (Schol. ad Aristoph. Nub. 25) und darauf beziehen sich die Verse:

Liefere Fellas uns auch hornbüßige Kasse in Auswahl,
Male beweisen der Kappadozier edelen Abſtamm.

Nemes. Cyneg. 240.

Die Kappadozier sind zwar, in Griechenland, wie in Italien, durch Dummheit, Bosheit, Feigheit und Gewinnsucht, sprichwört-

sich berufen (xennadonkaro), aber von großer Beschäftigkeit in der Abzucht und Behandlung der Pferde, treffliche Reiter, geschickte Wagenlenker, erfahrene Geschützwärter, und werden theils dazu, theils zu Soldaten und Gänstentägern, wegen ihrer Kraft, gern gekauft (Mant. X. 76), sie sollen aber die Eifersucht der Hohenoten hin und wieder erregen, weil es Frauen giebt, welche an den schönen und haumstarken Merlen Gefallen finden (Seneca Benaf. I. 6).

Wie lange es ein Römerreich gab, heißt Kommodoren für dasselbe Wichtigkeit wegen seiner Reiterei; es konnte selbst noch für Eutruus gegen Konstantin deren 15,000 Mann stellen (Zor ein. II. 22).

14) Gekken hat edle, vorzüglich weisse Pferde, deren Darius Hydarnis ihm eine Anzahl von 360 Stück oder nach griechischer Jahresrechnung auf jeden Tag Eins als Jahres Tribut auflegte (Herod. III. 90). Dympten standen zu Amazarhos und Tarsos; noch unter Hadrian wurden in der letzteren Stadt Wettspiele gefeiert.

15) Phrygien, Maonien und Troas kennt schon Homer (Il. II. 165; X. 431) als Länder guter Rasse und reifiger Männer.

16) Syrien und Palästina hatte besonders nördlich und in der südwestlichen Philiterebene seit alten Zeiten Pferde (5. Mos. 20, 1. Jos. 11, 4; 17, 16. Richt. 1, 19; 4, 3, 7; 6, 23, 26. 1. Sam. 13, 5. 2. Sam. 6, 8; 4, 10, 18. 1. Kön. 20, 1. 2. Kön. 6, 14). In späterer Zeit hielten in Palästina nicht bloß Könige und Fürsten (2. Sam. 13, 1), sondern auch Privatpersonen Reitpferde (Pred. 10, 7. 1. Kön. 18, 5. Achos 4, 10). Nach dem Egit läßt sich der Gebrauch derselben zu landwirthschaftlichen Arbeiten, als Dreschen, wobei sie geritten wurden (Rothem. 7, 68. Jes. 28, 28), und in der Zeit der Nachbier zu Kriegsdiensten nachweisen (1. Mos. 1, 18; 2, 39; 6, 35; 9, 4; 10, 61; 15, 13; 46, 4, 7. 2. Mos. 10, 31; 36, 9).

III. Europäische Rassen.

1) Griechenland bietet die ältesten Nachrichten unter den Ländern Europas über das Pferd. Die angemessene Beschaffenheit seiner meisten Gauen, der Verkehr mit asiatischen Völkern und die Neigung der Griechen zu Kriegs- und Wettspielen, zu

Reit- und Fährkunst (*ἵπποδρομία, equestatio*; Herod. VII. 140) über-
führten die Frucht und wiesen dem Staate die Eingangsbereits
angegabene Vorische Bestimmung an, die es unter dem Völkern
der alten Welt überhaupt hat. Die begüterten Familien hatten
Bestände oder Zuchten von Bedeutung, die Schenkung beruhte
auf festen Grundsätzen; die Gesetzgebung hatte die Pferde nicht
wahrer Rücksicht gefaßt und die Viehwelt, deren mancherseits
ja *ἱππορέα* in Phocis am Isthme, jährlich zweimal, im Herbst
und Frühjahr, gehalten wurde (Paus. X. 82); erleichterten den
Handel und die Auswahl.

Durch Pferde sind insbesondere folgende Landschaften be-
rühmt geworden:

a. Thessalien, mit den Ueberschneemägen des Parnassus an-
gefaßt, aber trefflichen und großen Reithen (Str. IX. 3), trägt
die Sage, welche bisher die Schöpferthat Neptuns, die mittige
Beschreibung Apollon's, des Schirmers der Pferde (Callim. h. in
Apoll. 50. Theocr. XXV. 21), Jäger und Reithen (Pind.
Pyth. III. 27; IX. 86) und dessen Dienstbarkeit bei Admetus,
des Kosschäfers, dessen Stuten die Rasse der Cantanen er-
zeugten, die Heimath der Iektoren und der Euphonen (Diod. A.
IV. 12), der wilden Kosschänder, verlegt. Dies und der Um-
stand, daß die Rasse des Cumes, des Fürsten von Rhod,

Die von ihm selber geleitet, im Lauf hinflogen, wie Vögel,

Welches Paar's, gleichmäßig und schwingend über dem Feldern,—

Auf percher. Flur ernährte sie Rhodius Apollo,

Hom. II. II. 764,

die schönste und besten Griechenslands, Stuten waren, die außer
der Reichtigkeit im Gange (Il. XIX. 375) noch, wie die des Ad-
metus (Stat. Th. VI. 838), das edle Geschlecht fortzupflanzen die
Möglichkeit boten, läßt, wie der Brauch, daß der zur Geweihe
opfernde Besahnte ein gerüstetes Kriegspferd am Jügel führte,
den er nach Beendigung der Heiligkeit seiner künftigen
Waffen gab (Ael. h. n. XII. 34) und die Darstellung von Pfer-
den auf Münzen (Eckhel Doctr. num. 132 p. 134. Liebe Goth.
num. p. 200), auf eine hier seit lange betriebene, in ihrer Bil-
ligkeit für das Land und die Verhältnisse des Lebens anerkannte
Frucht schließen. Homer auch schildert das thessalische Argos als
ein fettes, rosenährendes Land, was es später beständig unter

schärfst begrenztem Namen blieb (Str. IX. 5). Die Theffalter, in unbekannter Vorzeit schon mit Armeniern oder andern Asiaten durch Wanderungen oder Handel, vielleicht auch mit Pferden, in Verbindung (Str. XI. 11), hatten verschiedenen Orten, besonders zu Theffalonice, gymnastische Uebungen, und darin solche Gewandtheit, daß sie in den von Kerges zur Utrprobung des Schickens veranstalteten Wettspielen alle übrigen Griechen hinter sich ließen (Herod. VII. 196). In Olympia war Therflus, der, wie der Brauch forderte, von dem mit einem Doppeljoch Konithieren bespannten Wagen sprang und neben her im Krabe lief, der erste Sieger im Kpene-Rennen; Cäsar wählte theffalische Reiter, als die gewandtesten, zu den von ihm veranstalteten Kriegerkämpfen (Pl. VIII. 70), was Claudius ebenfalls that (Suet. Claud. 21). Die Kriegsmannschaft der Theffalter bestand fast nur aus Cavallerie, welche, wie Kerges hörte, die beste von Griechenland war (Theocr. XIV. 12) und deren leichte Bogenschützen (hippotoxotae) besonders bei Angriffen wichtige Dienste leisteten (Herod. V. 62, 64. Polyb. IV. 8. Max. Syr. diss. 7). Philipp von Macedonien schätzte (Just. VII. 6, 8) und Phocis fürchtete diese bestens eingerichteten Truppen (Paus. X. 1), die sich dem großen Macedonier auf dem Zuge ins Morgenland (Arrian. Anab. I. 14. Curt. III. 2, 16), wie später den Römern (Polyb. IV. 8. Varr. II. 7), trefflich bewährte.

Die theffalischen Pferde waren in Griechenland und Italien hochgeschätzt (Varr. I. 17; II. 7); reiche Römer hielten theffalische Stallmeister und Knechte und Pferdeliebhaber bereiseten das Land, um sich über seine unter besondern Meistern stehenden Gestüte zu unterrichten (Lucian. Ign. 5). Hier befanden sich die berühmten Ställe und Hippotrophien der Alenaden, zu Bracon der Gloraden (Theocr. XIV. 18; XVI. 34. Plutarch. in Cim. 10) und anderer altadeltiger Geschlechter, welche wie und vor Allen Olympiodorus und die Alismäoniden bespannte Wagen und gute Reitpferde als das Zeichen hohen Reichthums und stolzer Pracht ansahen (Aristot. Pol. IV. 8. Xen. eq. II. 1. Plut. de ad. et amio. 7, 16). Was die trefflichen Gestüte lieferten, läßt sich daraus schon abnehmen, daß aus dem des Phtilonius der Ducephalus hervorgegangen war, den Alexander mit 10 Talenten bezahlte (Pl. VIII. 64).

Den Hengsten rühmt man volle Stähne, feurige Stimme, hohen, in Dampfgluth sich ausschauenden Ruch und flüchtigen Lauf an (Claud. Nupt. Hon. 290).

b. Epirus, das angrenzende, heerdenreiche, schwarzrothge (εὐπριος, εὐπωλος) Land hat einen vortrefflichen (Virg. G. III. 121), wegen leichten Ganges zum Reiten und Fahren, in Italien geachteten, im Kriegsdienste ausdauernden Schlag Pferde, die sich bei guter Gesundheit erhalten, alt werden, aber etwas schwer lenksam und nicht immer guten Charakters sind. Ihre Schönheit und Schnelligkeit (Stat. Achill. I. 420) stellt sie in hohen Preis; die Stuten sind besonders flüchtig und erringen selbst in Elis oft Siege (Virg. G. I. 59). Die Epiroten selbst sind gute, auf einheimischen Übungsplätzen und in heiligen Spielen zu Ross und Wagen geübte Leute, als Sklaven in Rom geschätzt, aber theuer (Varr. II. 17).

c. Argos, auch in der engeren Bedeutung des Namens, und Argolis, hat herrliche Weidung, kraftstärkenden Weizen (Hom. II. XV. 372), edle Rasse und Wagen (Plutarch. Alcib. 12), berühmte Wagenlenker und Reiter (Theocr. XXIV. 115, 130) und hehre Könige, von denen Adrastus und Amphiaras die herrlichen Spiele zu Nemea stifteten. In dem früh und spät gefeierten „rossernährenden“ Lande (II. II. 287; VI. 152; IX. 245. Od. IV. 562; XV. 238, 273) lag Agamemnons Stadt, das reiche (Hor. Od. I. 7, 9), golddurchstrahlte Mycenä (II. VII. 180; XI. 46) und auf Akte, am saronischen Busen, Epidaurus, dessen Stuten den epirotischen den Vorrang streitig machten (Strab. VIII. 7).

d. Bbottien hatte seine besten Pferde in den fruchtbaren, grasreichen Auen um Orchomenos, in dem schönen Thale am Einflusse des Cepheissus in den See Kopais (Pind. Ol. XIV. 1). Sphaktere Stadt, der einstige Wohnsitz der Minyer (Hom. II. II. 510), konnte zur Zeit seiner Zerstörung durch die Thebaner (367 v. Chr.) noch 300 Reiter stellen, sah aber von da ab ihren Ruhm auf Thebä, die „Rossstummlerin“, übergehen (Diod. S. XV. 79. Mosch. IV. 86), deren Reiter in der Blüthezeit Griechenland gefeiert (Pind. Ol. VI. 145), aber auch flüchtig waren, bei Thermopylä gegen Barbaren zu kämpfen (Paus. X. 20). Beide Städte hatten wohl sehr früh des Landes Namen verherrlicht, denn Hesiod (Sout. 24) preiset:

Wagerstebt, Bilder aus der röm. Landwirtschaft. III.

Stilles Land des Meeres, das Meer heißt aber kein Gebirg,
 noch stürzte Stollen und nachlässigste Zehrer.

e. Die Ginde Aetoliens und Marnariens eignete sich zur Pferdezucht so gut, wie Thessalien (Strab. VIII. 8), welches, wie Elis, mit jenen Gauen in vielfachem Verkehr stand (Polyb. XVII, 18). Die aetolische Reiterei leistete in der Zeit des ionischen Bundes den Römern gegen Philipp bekannte Dienste (Liv. XXIII. 6).

f. Elisien, wo Pausanias Hippus am Nylas einen Tempel und oberhalb des Hauses von Megaron Altäre hatte (Paus. VIII. 38), eignete sich bei den vielen, unter der Landesherrschaft Romia stehenden Weiden (Paus. X. 31) vorzüglich zur Zucht von Eseln, Faltseeln und Pferden (Strab. VIII. 8). Die Hippodromie der nach Italien auswandernden Elisier (Dion. Hal. I. 33), die Rennbahn der Atalante, der Geliebten des Hippomenes und Genosin der olympischen Jagd, die Rennbahn für Pferde am Mänelos und die vor dem in Nylas vorkommenden olympischen Sieger denen auf die Gerechtigkeit des Volkes, Kasse zu sammeln. Die elisischen Pferde sind hauptsächlich schwerer Farbe und hitzigen Temperaments, daß sie stark schäumen (Strab. VIII. 9. Lucian. Charidem. 19. Philostr. I. 18).

g. Elis, ein fruchtbarer Gau (Paus. VI. 36), nach dessen herrlichen Wiesen aus andern Gegenden Pferde zur Weide geschickt wurden (Od. IV. 634). Schon Homer preist das reifenährnde Land (Od. XXI. 347), dessen Siegestrenner (Il. XI. 698) den alten Ruhm vornehmer Geschlechter, wie den des Kleomenes (Paus VI. 1), der olympischen Bahn und öffentlichen Einrichtungen verdanken mußten. In Elis stand ein Fels auf dem galten von Maulthierern; das Kalpe-Rennen, bei dem der Reiter gegen das Ziel hin von der Stute (καίαν) sprang und neben ihr, wie die Atrebaten neben dem Ferkel, sich am Zügel haltend, hertief, war das einzige, bis die Thessalier Maulthiere und mit ihnen das Apene-Rennen (Zweigespinn von Mänelos) aufbrachten, was aber untersagt wurde (Paus. V. 9). Der Hippodromus, der Markt in Elis, war der Platz, wo die Eleer die Pferde zuritten (Paus. VI. 24). Die Karle alte Zucht der Landschaft bezogel Kasse, der, um die Mänelos, welche die im Kriege mit Persien geschwächten Bylter durch die Opern, welche ihnen auch die Rennpferde zurückbehalten, erlitten hatten, zu rächen;

den König Iphimeneus erschlug, dessen Herden überfiel, indem er rühmt:

Auch der bekantesten Masse gewannen wir hundert und fünfzig;
Säulen all' und viele von jungenben Füllen begleitet.

Hom. II. XI. 679.

h. Lakonien hielt viel mehr Maulesel als Pferde; die Lacedämonier wurden wahrscheinlich der stärkern Zucht der Maulthiere wegen von den Eleern nicht zu dem Heiligthum und nicht zu den Spielen in Olympia zugelassen, bis Agis dies mit Gewalt erzwang (Paus. III. 8, 15). Auch im Kriege hatten sie lange Zeit wenige oder keine Reiterei (Xenoph. H. gr. VI. 4). Sie waren sich aber nach den persischen Kriegen am stärksten unter allen Hellenen auf Pferdezucht; Xenarchos, Kypsinus, Arkesilaos und dessen Sohn Eichas waren starke Züchter, und ihre Pferde leisteten Ausgezeichnetes. Anagandros war der erste Lacedämonier, der im Rennen mit dem Viergespanne als Sieger ausgerufen wurde; die auf seiner Bildsäule zu Olympia befindliche Inschrift giebt an, daß sein Großvater schon im Künfkampfe gesiegt hatte. Kypsinus brachte hieher Fohlen zum Wettkampfe und als eines derselben bei der Prüfung nicht zugelassen wurde, ließ er dieselben am Wettkampfe mit ausgewachsenen Pferden Theil nehmen; er gewann den Sieg mit ihnen und errichtete in Folge dessen zwei Bildsäulen zu Olympia. Xenarchos siegte in Delphi, Argos und Korinth, Arkesilaos zwei Male in Olympia, Eichas aber führte sehr Viergespann, weil zu seiner Zeit die Lacedämonier von den Spielen noch ausgeschlossen waren, blies ein und hand seinem Wagenlenker nach errungenem Siege die Siegeskränze eigenhändig ums Haupt, wofür ihn die Kampfesrichter auspeitschen ließen (Paus. VI. 1).

i. Arkadi nimmt unter den züchtenden Ländern keine bedeutende Stelle ein; sein Boden, obgleich besser zur kleinen Viehzucht als zum Ackerbau geeignet (Plutarch. Sol. 25), erträgt zu wenig Getreide und Körner; der Reichthum der Hauptstadt war nicht groß und gestattete weit weniger als die Roms, Zugpferde zu halten. Sein Adel (ἀντις), der

Das Ross, den Stolz der reichen Pracht, anspannte

Im Wagen,

Aeschyl. Prom. 463.

hatte seine Gestüte im Auslande oder kaufte die Pferde von Fremden (Plutarch. Themist. 5), selbst aus Kolchis. (Aristoph.

Nub. 109). Solon machte sich's zur Aufgabe, mittelst gymnastischer Uebungen die Rosshaltung zu heben, und setzte für einen Sieger in den isthmischen Spielen hundert, für einen Sieger in Olympia fünfhundert Drachmen als Geschenk fest (Plutarch. Sol. 25). Mit Abschluß der solonischen Gesetzgebung kam das Reiten in allgemeineren Gebrauch und der Adel stellte mit seiner Person Pferde zum Dienste der mehr berücksichtigten Reiterei (Xen. oec. 2, 6), die unter Kleisthenes nur hundert Mann betrug, in der Schlacht bei Marathon für Nichts zu rechnen war (Herod. VI. 112), allmählich aber auf dreihundert (Andoc. de pac. § 5), dann auf sechshundert (Schol. ad Aristoph. eq. 624) und zu Anfang des peloponnesischen Krieges auf tausend (Aristoph. eq. 225), mit den berittenen Bogenschützen auf zwölfhundert Mann, sich belief (Böckh, Staatsb. I. 283). Der Adel lebte zumeist auf dem Lande, des Pferdes aber bediente er sich, wenn er zu Geschäften in die Stadt sich begeben, seine Felder besuchen oder eine Reise machen wollte, unter Geleit von Sklaven, auch auf Feldzügen, welche das Pferd dem Gebieter besorgten und abnahmen, wenn er etwa, um sich Bewegung zu machen, wie Philosophen täglich nach seinem Landhose (Plutarch. Philop. 4) und zur Stadt, zu Fuß ging. Der Reitknecht ritt es ihm nach sichern Grundsätzen zu, oder er übergab es zu dem Zwecke einem Bereiter der Stadt, der sonst nicht zu seinem Dienste gehörte, nach getroffener Uebereinkunft, so daß es fertig zum Kriegsdienste, zu gewöhnlichem Gebrauche, zu Wettkämpfen, bei Leichenfeiern ausgezeichneter Männer (Isocr. Evag. 1), in den älteren oder jüngeren Olympien zu Athen, den Vorübungsplätzen für Olympia, und in anderen Wettbahnen, wo die reichen Familien ihre Stärke, Bildung, Gewandtheit und den Glanz ihres Vermögens vor den Augen der Griechenstämme entwickeln und durch Siege die eigenen Staaten verherrlichten, erscheinen konnte. In den edlen Geschlechtern war Haltung und Liebe der Rasse erblich (Aristoph. Nub. 46); die Alkmaoniden rechneten sich's zur unvergeßlichen Ehre, daß ihr Ahnherr, Alkmaon, der Erste der Athener, in Olympia und der Sproß des Stammes, Kallias, von früher schon Pythiasieger, mit dem Roffe als der Zweite im Viergespanne die Palme errungen und vor allen Hellenen sich durch den bei solchen Veranlassungen gewöhnlichen, größten Aufwand verherrlicht hatte (Herod. VI. 122. Isocr. Züg. 10). Gegenseitige

Eifersucht erweckte und erhielt die ritterlichen Übungen in den vornehmen Geschlechtern. Alcibiades, entsprossen dem den Alcmaeoniden verwandten Adel der Eupatriden, verschmähte alle körperlichen Wettkämpfe; weil sich an denselben Leute von geringer Herkunft, Erziehung und Abstammung aus unbedeutenden Staaten betheiligten, und gab sich ausschließlich mit Haltung und Hebung von Rossen ab, die, wie er sagte, nie Sache der Wertgeren, stets der Begüterten sei. Sein Karren war durch die Anzahl der Rennwagen weltberühmt; er schickte nach Olympia so viele ausgezeichnete Gespanne, wie kein Privatmann, kein König, keiner der größten Staaten, wurde aber auch hier der Erste, Zweite, Dritte (Plutarch. Alcib. 11), übertraf alle seine Mitkämpfer, selbst frühere Sieger und sammelte so großen Ruhm, daß seine Mitsieger nicht mehr gepriesen, auch die Aussicht verloren, ihn zu übertreffen; Euripides verherrlichte den ritterlichen Mann; „Dich besingen wir, feierte er, o Alcibiades Sohn! Schön ist das Siegen! Das Schönste, was der Griechen Keinem je gelang, Sieg mit dem ersten Gespanne und zweiten und dritten erholen und daß man, ohne Schweiß, mit dreifachem Delstrange einhergehe, den Herold lasse verkündigen.“ Seine Siege erhöhten andere Staaten durch Geschenke; Chios sandte ihm Pferdefutter. Stolz sprach er vor dem Volke: Sieben Wagen habe ich in die Rennbahn gesendet, was zuvor noch nie ein Privatmann gethan hat; ich erhielt den ersten Sieg, den zweiten und vierten Preis und mein sonstiges Verhalten war solchem Siege angemessen. Solche Dinge sind schon der Sitte gemäß ehrenvoll und erwecken nach Maßgabe der Leistungen ein günstiges Vorurtheil für die Macht eines Staates (Thucyd. VI. 16). Seine Hippomanie, die sein Vermögen überstieg, trug nicht wenig zum Sturze der Macht Athens bei und trieb ihn zur Schmach und zum Unrechte gegen seinen Freund Diomedes. Dieser, von dem Wunsch durchdrungen, ebenfalls olympische Kränze zu sammeln, beauftragte ihn, ein in Argos verkäufliches Wagenspann zu erwerben; Alcibiades, unbekümmert um seinen Auftraggeber, ließ sich den Wagen zuschreiben und veranlaßte durch diese Hinterlist einen Rechtshandel, der den Beistand des Isokrates in Anspruch nahm (Plat. Alc. 12).

Dieser Zug aus dem Leben eines angesehenen Athener zeigt einen allgemeinen Blick in die Liebhaberei der Vornehmen

für ritterliche Beschäftigung (*ἵππεος*) und Pferde thun, welcher die solonisch-kleisthenische Verfassung aus Rücksichten auf den Staat in sofern Vorschub leistete, als sie die, welche hinlängliche Mittel besaßen, nöthigte, sich mit der Reitkunst, Jagd und andern körperlichen Übungen, welche Auszeichnung und Abhaltung vom Bösen versprechen, zu beschäftigen (*Isocr. Areop. 17*). Die Reibe artete aber in Eucht aus (*ἱππὴν νόσος, ἱππομανία*), die sich von Vätern auf die Söhne verpflanzte, denen sie noch durch die Erziehung in und außer dem Hause und durch von Rassen entlehnte Namen vorgezeichnet wurde.

— — — Als das Söhnchen uns geboren ward,
Wir, wohlverstanden, und meinem wackern Cheggspann,
Da jankten wir uns um den Namen auch sogleich; —
Sie hing ihm einen „Hippot“ an und wollte so
Eanthippos oder Charippos oder Kallipides,
Nur ein Rittermann sollt' und mäh't es sein.

Aristoph. Nub. 60.

Die Rennbahnen weitten, spornten und erhielten den Ehrgeiz; hier konnten außer Männern auch Frauen, selbst Knaben auftreten und Siege erringen (*Plutarch. in Ages. 20*). In der Akropolis sah man die Denkhäule des Ximon, der mit einem Viergespann, daneben seinen Sohn, Xesippos, den Knaben, der mit einem Reitsperde den Kranz errungen (*Paus. VI. 2, 12*). Es war vornehm, wenn Frauen, den Mann oder Gatten zur Seite, bei öffentlichen Feiertlichkeiten im Wagen erschienen (*Aristoph. Plut. 1016*). An Pferden und Hunden hing mancher Athener so, daß er, wenn sie starben, alle Lust zum Leben verlor und seine Betrübtheit auf die unwürdigste Weise äußerte, der Wohlstand einzelner Familien zerrüttet und die Klage laut wurde (*Plutarch. in Sol. 7*):

Die Pferdehuch hat mich münkt, ein fürchterliches
Gefäßiges Weib!

Aristoph. Nub. 242.

Der Vater, der über den Sohn jammerte,

— — — — — Er hörte nicht
Auf meine Neben, sondern hat mich, selber!
Durch seine Pferdehuch um Hab und Gut gebracht,

Aristoph. Nub. 74.

hatte vielleicht selbst sich die Schuld beizumessen.

2) Sicilien, die Insel, die nach Pindar (*Ol. I.*) reich an fruchtbaurem Lande und jetzt ist, wo auf schafreißigen Triften die

Stoffe zur Wolle gehen und der Aenion auch ein Volk beschloß, trotz des erregten Krieges mit Stoß und Speer und das umflochten wird von den goldenen Delblättern der Olympiden, hat überall Hypotrophien, besonders um Camerina und um Ithakischen Vorgebirge in der Gegend des Aetna (Opp. Cynag. I. 272), deren reiche Besitzer noch unter römischer Herrschaft ganze Heerden von Musterpferden halten (Cic. Verr. II. 1, 10). Die welt in der Geschichte zurückgehende Pferdezeit des Landes (Virg. Aen. V. 573) stützt sich auf die Reizung seiner großen Theiles eingewanderten, Kosselanden entstammenden, mit Asiatikern, Kretern und Griechen vielfach verkehrenden Bevölkerung, unter welcher sich die altabeligen, grundangeseffenen Geschlechter und Krieger durch Liebe zu Spiel, Jagd, Krieg und jede ritterliche Übung besonders auszeichnen. Ptero von Gela siegte einmal zu Theben in den Iokoen oder Herakliden mit dem Viergespann der Böthen; zwei Male in den Pythien mit dem Rennpferde (κέλης) und dem Dreigespanne drei Male zu Olympia, wo seine Pferde Themistokles' Jork erregten (Plutarch. in Themist. 25) und seine und seiner Söhne Reiterstatuen aufgestellt wurden. Seinen letzten hier erworbenen Siegespreis verheiratete Pindar (Pyth. 1—3). Theron, des eilertliche König von Syrakus, Sohn des Kleisthenes, Königs von Agrigent, aus altem Geschlechte, der Bruder des Xenokrates, welcher in den pythischen und irthmischen Spielen Preise erwarb, siegte in Olympia und wurde auch von Pindar (Ol. 2—3) verherrlicht.

Der Ely vorzüglichste Pferde war Syrakus, „das großstädtische, des Ares Heiligthum, die beste Anna des eisengerüsteten Mannes“; auf seinen Wänden stand das Bild des Stalles; auf seinem Markte im Olympium, von Hiero II. gebaut, dem trefflichen Kenner der Pferde, der selbst ein Buch über die Hippokratik schrieb. Mit ihm buhlte um den Vorrang Agrigent, die reiche, mit den Schätzen Karthago's gefüllte (Sil. XIV. 193) und von einer zahlreichen Ritterschaft bewohnte Stadt, deren Bewohnern, nach seinem, als statisch zu Ross zu den von Einzelnen veranstalteten Festgelagen zusammenkamen und Brautgeleite von mehreren hundert glänzender Gespanne veranstalteten. Ein einzelnes dieser städtischen Häuser beherbergte 500 Reiter und Pferde. Agrigent, die Erzeugerin hochherziger Rössen (Virg. Aen. III. 704), sandte dieselben auch zu den griechischen Wettspielen, von wo sie

Reggekrönt und in Pledern (Grat. Cynog. 526) selbst von Pindar gefeiert, an der Spitze eines unendlichen Wagenszuges durch die erweiterten Thore der Stadt zurückkehrten. Waghelmalich wurden auch hier, wie in Syrakus, zum Ehrengedächtnisse verdienstlicher Männer Wettkämpfe, Renn- und Turnspiele (Pintarch. Timol. 89) gehalten, und Siegesrosse, wie Helden, unter Grabesäulen bestattet (Diod. S. XIII. 8. Pl. VIII. 64).

Siciliens, theilweise in den Händen reicher Römer befindliche Gestüte (Hor. Od. II. 16, 25) liefern einen Schlag von schöner Gestalt, gutem Charakter und glänzendem Schimmelhaare, dem äußern Zeichen der Schnelligkeit (Virg. Aen. XII. 84), welcher, wenn man vergleichen wollte, zwar den Pferden der Parther und Armenier nachsteht, die der Rauern hingegen übertrifft (Opp. I. 302). Sie sind so wenig scheu, daß

Sie nicht des Löwen gewaltiges Brüllen ertragen.

Opp. Cynog. I. 304.

Ihr flüchtiger und sanfter Gang macht sie zum Wettfahren und Reiten geeignet (Veget. IV. 6); obschon theuer, werden sie doch in Rom zu den Circusrennen verwendet (Capitol. Gord. tr. 4). Sie begründeten den Ruhm der sicilischen Reiterei, deren Ueberlegenheit die Athener bei dem Ausbruche des Krieges gegen Syrakus im Voraus anerkannten; in der That rechtfertigten auch die Reiter von Syrakus, Selinus, Gela und Kamarina die Erwartungen durch ihre Haltung.

3) Hispanien war, noch ehe es sich dem Schwerte römischer Triumpatoren gebeugt, durch seine Pferde den Völkerüberwindern furchtbar geworden. Hispanier dienten in karthagischen, im zweiten punischen Kriege schon in römischen Heeren (Liv. XXIII. 48). Ihre Gewandtheit, eben so zu Fuß wie zu Pferde zu kämpfen, durch plötzliches Aufsehen den Fußkampf in ein Reitergefecht und durch Absehen das Reitergefecht in einen Fußkampf zu verwandeln (Hirt. b. h. 15), erschwerte jeden Sieg. Reiterei war die beste Truppe der Hispanier, die an Kriegspferden so reich sind (Just. XLV. 2, 5), daß sie die Verluste des Germanicus zu ersetzen sich erbieten konnten (Tacit. Ann. I. 81).

Das Pferd kommt in dem an Rassen reichen Hispanien (Mal. II. 6, 2. Claud. Ser. 14) theilweise wild (Str. III. 4), theilweise von dem höchsten Adel vor (Varr. II. 1). Nach einer Bannermähr sollen die Stuten um den Tagus, den Berg Salsus,

in Lusitanien um Olyssippo (Lissabon am westlichen Ocean, wo sich das Himmelsgewölbe auf den äußersten Rand des Erdkreises senket, von dem hier ausgehenden, jede Lebensthätigkeit befördernden Javonius befruchtet werden (*ἐξανέμουναται*) und sehr harte, aber nicht über drei, gewiß nicht über sieben Jahre (*Sil. III. 381*) alt werdende Füllen gebären. Manche indeß ziehen die Windempfangniß in Zweifel und erblicken in derselben nur eine durch die Fruchtbarkeit und Menge der Heerden der Stuten entstandene Sage zur Erklärung ihrer außerordentlichen, sturmähnlichen Schnelligkeit in Lusitanien und Galatien (*Just. XLIV. 3, 1*); wir erfahren jedoch durch Aristoteles (*h. a. VI. 18*), daß roßige Stuten wirklich leicht windträchtig und die Hengste zur Befriedigung derselben in Krete nie gesondert werden. Befällt sie die Rogwuth, laufen sie von den Andern weg, weder nach Osten noch Westen, sondern nach Norden oder Süden, lassen Niemand an sich, bis sie durch Anstrengung ermüden, oder an das Meer kommen, wo sie Etwas, wie Schleim, von sich geben, welches *Hypomanes* heißt. Der Spanier Columella (*VI. 27, 8*) erzählt jene Befruchtung auch ohne Zweifelung, und aus Varro (*II. 1, 19*), Virgil (*G. III. 273*) und Plinius sieht man, daß sie in Italien geglaubt wurde; Solinus und Martius bekräftigen sie, Augustinus (*de civ. XXI. 5*) berichtet sie aus Kappadocien, und Lactantius (*de fals. rel. IV. 2*) huldigt dem Glauben so sehr, daß er die Empfängniß als Thatsache der Bewahrung eines größern Wunders unterlegt. Die Annahme der Windempfangniß ist sehr alt und scheint den homerischen Erzählungen von den Rossen des Achilles, welche dem Phebus eine Parype oder Sturmgöttin am Ocean gebährte (*II. XVI. 150*) und von den zwölf Füllen, welche Boreas mit den Stuten des Erichonius erzeugte (*II. XX. 228*), zum Grunde zu liegen.

Den besten Schlag besitzen Iberien und Celtiberien, und hier Bilbills (*Mart. I. 50, 4*), die unbekannte Gegend von Landacium (*Symmach. IV. ep. 7*), ferner Galatzen, Asturien und Lusitanien. Hervorstechende Eigenschaft der Spanier ist Muth (*Grat. Cyneg. 515*), Sicherheit und Schnelligkeit, wie sie das Volk selbst besitzt (*Just. XL. 2, 5*). Durch letztere übertreffen sie alle Andern (*Str. III. 4*), auch die Parther und Armenter;

Ihnen ist vielleicht allein zu vergleichen der Adler,
Der sich eiligen Flugs im Gewölbe der Lüfte daher schwingt.

• Ober der Falt, der flüzt daher gedrückten Faltz,
 • Ober der Delfin, wenn er schwimmt durch grünlige Meerfluth.
 Opp. Cyneg. I. 280.

Im Kriege vortrefflich (Orat. Cyneg. 515); abschätzbar (Str. III. 4), sanft gegen den Reiter, feindselig gegen den Feind, stürzen sie in Lanzenscharen und gehen in den Tod, wenn er befehlt. Cäsar (B. g. VII. 85), ihren Werth vollständig erkennend, kaufte deren eine große Anzahl zu denen, die er in Italien gegen die Gallier schon aufgekauft hatte. Selbst nach Afrika, zur Bereidung der Kassen, werden sie ausgeführt und von der römischen Aristokratie mit ungeheuren Kosten zu Wagenknechten nach der Hauptstadt geholt, wo sie sich so gut wie Kappadoeer behielten (Veget. IV. 6). Es läßt sich bezweifeln, was gesagt ist,

— — daß sie, trotz ihrer schwächlichen Kraft, nicht tüchtigen Weibes
 Dancern nur aus in wenigen Stadien, rennend im Wettlauf;
 Opp. Cyneg. I. 286.

man weiß, daß sie sehr alt werden (Veget. IV. 7). Ihr Körperbau ist schön, der Fuß breit, aber in Folge des trocknen Bodens, wenigstens Galliziens und Asturiens, nicht fest (Opp. I. 282). Nach Posidonius sind die Celtiberier meistens Schweden, wenn sie aber nach Iberien kommen, verändern sie die Farbe (Str. III. 4).

4) Gallien hat einen durch seine Schnelligkeit (Tacit. A. II. 8), eben so zum Kriege, wie zu Wettrennen und andern equestriellen Uebungen höchst brauchbaren Schlag von etwas trophigen Charakter und wildem Wesen, das Wolfsgebisse (*canis lupinus*) nöthig werden (Hor. Od. I. 8, 6). Hier sind die durch außerordentliche Klüchtigkeit zu Reit- und Wagenpferden (Pl. XI. 100) hochberühmten, noch in den Zelten des tiefsten Verfalls mit großen Kosten in Rom eingeführten celtischen Stuten zu finden (Trebell. Poll. in Claud. 9), besonders in Trever Lande, dessen Reiterei schon zu Cäsars Zeit (B. g. II. 24; III. 11; V. 6) hochgeachtet und fürchtbar war. Die Gallier, tüchtige, von Grunibol den Numidern gleichgestellte Reiter (Liv. XXI. 82), hatten viel auf gute und theure Pferde (Caes. B. g. IV. 2), auf Baum und Gebiß und schmückten sie in Barbaren Weise noch mit den Köpfen erschlagener Feinde; wir kennen die celtischen (Plutarch. Marcell. 6) und rühmen die gallischen Reiter als die besten, auch in auswärtigen Kriegen (Liv. XLIV. 28) bewährten. Hülfstruppen römischer Heere (Str. IV. 5). Wettrennen finden unter den

Eventiren so vielen Beifall, daß sie einst nach gänzlicher Zerstörung ihrer Hauptstadt von dem Cäsar nichts als eisenstiche Spiele begehrten (Salvian. de pr. VI. p. 232. R.). — Das Britannien nahe gelegene Gallien besitzt einen starken Schlag, dessen sich die Kaufleute bedienen, das von dort her kommende Pferd durch das Innere des Eistenlandes bis nach Massilia und Narbo tragen zu lassen (Diod. S. V. 38). — Die nördlichen Eisten füttern ihre Pferde und ihre Rinder, wie die Dreiten und Adrastet in Indien, mit Fischen (Ael. H. n. XV. 25); manche ihrer Stämme heißen das Pferd: Markas (Paus. X. 19), — ein Name, der sich in dem Deutschen „Mähre“ fortklingend erhalten hat.

5) Germanen hat ungestaltete, schlechtgewachsene, nicht schnelle, aber durch tägliche Anstrengung äußerst dauerhafte, in Rothfäulen sogar mit Baumrinde zutriebene Pferde, welche dessen ungeachtet von dem Deutschen denen, die man aus andern Ländern einführt, vorgezogen werden (Caes. b. g. IV. 2. Tacit. G. 8. Appian. d. r. Celt. 3). Die Deutschen, zwar tüchtige Reiter, reiten sie nicht nach römischer Schule, nicht auf Drehungen (Virg. G. III. 192) und kurze Wendungen zu (Tibull. IV. 1, 94); darum gab Cäsar (b. g. VII. 65) seinen germanischen Söldlingen römische Pferde, die besten, welche er hatte. Am stärksten scheint die Jucht bei den Chauken und Teuchterern (Tacit. G. 32, 35. Caes. b. g. II. 24; IV. 12), am schwächsten bei den Nerviern gewesen zu sein (Caes. II. 17); von den Quaden wird aus späterer Zeit berichtet, daß sie die Ferkle entmannten (Amm. Marcell. XVII. 12). Die Bataver, nach in Rom gefundenen Grabchriften, gern in Metallsch. Reibwache genommen, sind gewandte Reiter und eingeübt, selbst in geschlossenen Reihen durch den Rhein und die Donau zu schwimmen (Tacit. H. IV. 12. Dio Cass. LV. 24; LXIX. 9); sie erkämpften so entscheidende Siege (Tacit. H. IV. 17) wie die flüchtigen Teuchterer (Tacit. G. 32) und Ulpeter, von denen einst 800 junge Leute Cäsars (b. g. IV. 2) 5000 Mann starke Reiterei an der Mosel übermüthig angriffen, schnell warfen, und als diese sich setzte, nach germanischer Reiterweise absehten, die Pferde von unten durchbohrten, die Reiter herabstürzten, die Ueberfließen tödteten und den Rest in solche Flucht jagten, daß es erst im Angesichte des ganzen Heeres Halt gab (Plut. Cass. 32. Dio Cass. XXXIX. 47). Die Sigambrier (Appian. de reb. gall. IV. 18. Caes. VII. 65), die Japyden (Tibell. IV. 1, 115) und

die Alemannen in der Nähe des Main (Aurel. Vict. 21) sind als Reiter berühmt; die Frauen der letztern kämpfen mit Speer und Bassenrüstung, tapfer zu Fuß wie die Männer (Mieet. Chaon. Am. p. 81. W.). Die thüringischen Pferde, mit Auszeichnung genannt (Jornaud. d. r. get. 3. Cassiod. Variar. IV. ep. 1) sind, wie die burgundischen, abgehärtet und, nächst den hunnischen, sehr tauglich zum Kriege; die friesischen unübertreffbar in Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen; die dalmatischen schwerer zu lenken, aber tauglich für Bassenrüstung und Krieg (Voget. IV. 6), und entsprechend den ausgezeichneten Leistungen der Cavallerie des kriegerischen Volkes (Trebell. P. in Claud. 11).

6) Italien bietet aus alter Zeit weit weniger Nachrichten über seine Pferdezucht als Griechenland, das Morgenland und selbst Aegypten. Der fabelhafte König Pegasus in Latium soll ein Freund von Kriegstroffen gewesen sein (Ovid. M. XIV. 820). Die griechischen Anführer, die Kynherren des weltherrschenden Volkes, kamen gewiß nicht ohne Pferde; sie brauchten sie zu Eroberungen, pflanzten sie fort und bestimmten um den Elberstrom, wie in Hellas und andern griechischen Ländern, nach dem Pferdebesitz bürgerliche Ordnungen, Verpflichtungen und Rechte. — Die Ostküste, zur Viehzucht geeigneter, als die Westküste, scheint von jeher mehr Pferde als diese gehabt zu haben. Aus der Uebersicht der Streitkräfte Italiens zur Zeit des letzten gallischen Krieges, wie verwirrt sie auch im Einzelnen sein mag (Polyb. II. 24), ergiebt sich so viel, daß die Samniten und Lucaner, die Marsen, Marruciner, Frentanen, Iapygier, Messapier, Latiner, Sabiner und Tyrrhener, die Römer und Campaner die größte Anzahl Berittener stellen konnten; unter diesen stellen die Marsen, Marruciner, Frentaner und Vestiner eine Anzahl von Reitern im Verhältniß zum Fußvolk wie 5 : 1, die Latiner nur in dem Verhältnisse wie 16 : 1. Die reichen Weiden jener Länder, welche der Apennin und Garganus im Sommer und auch für den Winter darbietet, und der Verkehr mit griechischen, asiatischen und afrikanischen Völkern mochte der Zucht hier Beförderung und Galt gewähren. Campaniens beträchtliches Weideland gestattete, wie Apulien (Liv. XXIII. 46), Hannibal in der Ebene Winterquartiere zu halten. Die an Zahl dem Fußvolke überlegene Reiterei der Campaner, die seit dem Kriege mit Syrakus, wie die Agurische seit dem Kriege mit Rom, im Heere der Rathgeber

Wente, übertraf bei der Belagerung Capua's die der Römer durch-
aus und that ihnen vielen Schaden (Liv. XXVI. 4. Polyb. IX. 4).
Sie stellten letzteren mehr als 6000 Mann entgegen und darun-
ter manchen Ritter, dem Keiner oder nur Einer der Römer gleich
kam (Liv. XXIII. 48). Nachdem diese Reiterei im zweiten pu-
nischen Kriege gänzlich vernichtet und das Land die Beute der
Römer geworden war, mögen sich diese in den Besitz der alten
Hippotrophien gesetzt haben.

Als Servius Tullius die Klassen- und Centurien-Eintheilung
des Volkes festsetzte, wählte er die gesammte Reiterei nach der
Pferdehaltung, dem Maßstabe der Besteuerung und des öffent-
lichen Ansehens. Die Höchstbesteuerten hatten dem Staate sich
und die Pferde zum Dienste zu stellen, gehörten aber auch der
ersten, mit bevorzugtem Stimmrechte bedachten Klasse an. Noch
in der späten Zeit fanden ähnliche Verhältnisse Statt; Plutarch
sagt, daß die Reiterei des Pompejus, 7000 Mann stark, alle
durch Geburt, Reichthum und von hohem Muth befeelt und aus
der Blüthe Roms und Italiens zusammengesetzt gewesen sei. Die
Steuerliste der unter Servius am Höchsten eingetragenen Cen-
turien, worunter achtzehn aus der Reiterei und achtzig aus dem
Fußvolke waren (Dion. Hal. IV. 20), läßt auf einen damals ge-
ringen Bestand von Pferden schließen; die Zucht gelangte erst
am Ende des zweiten und dritten samnitischen Krieges, wo sich
die Römer durch Colonien in den gebirgigen Gegenden, und
nach den punischen Kriegen, wo sie sich auf den Ebenen festsetzten
und große Strecken zu der Staatsdomaine geschlagen wurden, zu
größerer Bedeutung. Der große Bedarf der Heere, deren be-
ständige Anstrengung und Verluste, nöthigte den Senat, noch
später oft von Afrika, Sicilien, Gallien, Hispanien u. s. w.
Pferde käuflich oder als Tribut zu entnehmen und auf den von
den Samniten, Salaminern oder von Perikles erfundenen Pferdes-
schiffen (*naves hippagogas* s. *hippagines*, Pl. IV. 57. Symmach.
ep. 7, 60) entweder nach Italien, oder nach dem jedesmaligen
Schauplatze des Krieges bringen zu lassen (Liv. XLIV. 23).

Die Tyrrhener, besonders von Cortona am Trasimener-See
(Juv. VIII. 62), sind wegen Langschaffigkeit (Opp. I. 170, 300),
die nicht großen Ligurer wegen Flüchtigkeit und Dauer bekannt,
die best- und zahlreichst besetzten Gestrüte aber bietet Unter-Italien,
wo sich, wie auf den roselichen Feldern, ganze Heerden (Varo.

pneus II.) unter Aufsicht bruttischer oder griechischer: Huten und Weisler befinden. Die Pferde von Laurent (Stat. Th. VI. 328), Saturnus oder Saturnum (Hor. S. I. 6, 64), vom Berge Hirpus und bei Neapel (Juven. VIII. 33), von Monte und andern Gegenden Apuliens, Calabriens und Campaniens, verehren das Blut der Eulaspaden (Hirpiner? — hirpus, der Wolf), palmengeschmückter Renner des Circus (Juven. VIII. 62), im Kriege erbeuteter, von Händlern zugeführter oder auf Gütern entsprossener Gütern, welche die Römer, eben so wie die Griechen im Auslande (Paus. VII. 16), namentlich in Epirus (Nep. XXV. 14, 3), Achaja und Sicilien besitzen; — den Italern wird Lange Weisheit für die Fahn als angehörner Vorzug zuerkannt. Die Reiter aus Eporidium, die kunstfertigsten des Landes (Pl. III. 21), befohlen sich mit der Hufschuhung.

3. Das Pferd und dessen Wesen.

Man unterscheidet das gemeine (eq. vulgaris) und das edle Pferd (eq. nobilis, generosus). Das Männchen, dieses wie jenes heißt: Hengst (equus) oder Bescheller (admissarius, Veget. IV. 6), das Weibchen: Stute (equa) oder Mutterpferd (matrix), das Junge: Fohlen (πῦλος, pullus) oder Föbchen (equuleus, equulus, equula, Cic. N. D. II. 14. Plaut. Cist. IV. 2. 88). Das Pferd, zu der Gattung der Einhufer, denen sämmtlich die Knochen (tali) fehlen (Pl. XI. 106), gehörig, hat unten und oben geschlossene Zähne (d. continui), die es mit auf die Welt bringt und wechselt (Pl. XI. 61, 63). Das verhältnismäßig kleine Gehirn hat, wie bei allen Thieren, kleine Knochen und liegt vorwärts, weil die Sinne nach dem Munde hin gerichtet sind. Hier ist des Pferdes verwundbarste Kopfstelle, nach welcher auch im Kriege am schwächsten geschossen wird. Aus dem Gehirne entspringt sein Schlaf und Kopfschmerz (Pl. XI. 49). Das kleine und spitzige Ohr drückt die Empfindungen aus; bei Müdigkeit senkt es sich schlaff, bei Furcht bewegt sich's, in Wuth richtet sich's auf, in Krankheit hängt es herab (Pl. XI. 50). Die Augen sind groß und geben die Empfindungen der Seele zu erkennen; sie enthalten eine gewisse Festigkeit. Apelles oder Nilon (Ael.

IV. 66) wurden mit Recht getadelt, weil sie in ihren Darstellungen nicht beachtet hatten, daß das Pferd keine Unterwimper, sondern an deren Stelle einige spärliche Haare als Vertreter habe; Oberwimper aber hat es. Als Gesag der Unterwimper gab ihm die Natur einen Haarschopf an der Stirnhöhe. Es hat, wie alle langschäftigen Thiere, einen durch lange Haare geschmückten starken Schweif, dessen Rübe kürzer ist, als die des Eselschwanzes (Pl. XI. 186. Aristot. de part. II. 14). Der Hals ist, wie bei allen Hochschenkeln, lang; er besteht aus sieben wirbeligen, runden, durch Gelenknoten verbundenen Knochen, die ihn biegsam und zum Umwenden fähig machen (Pl. XI. 67), und ist mit einer langen fliegenden Mähne (*juba equina*) über die Ringe des Kammes geschmückt (Ovid. M. XII. 88). Das Herz ist klein; je kleiner es ist, um so muthiger ist das Pferd; zur Stütze hat es einen Knochen (Pl. XI. 70. Aristot. II. 15, 3; de part. III. 4). Die Gallenblase fehlt; die Galle fließt nicht an der Leber, sondern im Bauche (Pl. XI. 74). Der Magen ist geräumig, der Magenschlund einfach, weswegen das Futter hinabfließt und das Pferd sich nicht brechen kann (Pl. XI. 78). Die Hengste sind härter als die Stuten (Pl. XI. 110), diese aber leichtfüßiger und schneller. Das Guter, zwischen den Lenden, hat nur zwei Saugwarzen und darum fallen nie mehr als höchstens zwei Junge (Pl. XI. 96); dem Hengste fehlen alle Spuren von Zügen (Aristot. IV. 10, 18). Die eigenthümliche Stimme (*hinritus*), bei Stuten schwächer als bei Hengsten (Pl. XI. 112), drückt seine Begierden aus.

Wer gute Pferde erziehen will, muß an der vielfach beständigen Erfahrung festhalten, daß alle Hausthiere des Menschen, ja der Mensch selbst (Col. III. 8, 9. Lucret. IV. 1214), nicht bloß das Geschlecht, sondern auch körperliche und geistige Eigenschaften, die guten wie die bösen, auf die Nachkommen fortzeugen (Virg. Ecl. I. 28).

Von Starkem stammt Starkes und Bieheres;
Im Eierte lebt, es lebt im Roffe die Kraft
Der Blüthe; ein beherzter Adler
Hengst nicht schwächere Turteltauben.

Hor. Od. IV. 4, 29.

Bei Pferden läßt sich dies ganz sicher wahrnehmen; die Fohlen schlagen in Gestalt, Farbe, Gang, in Fehler und Tugenden ihrer

Eltern, selbst auf Befähigung zu der diesen gegebenen Bestimmung zurück. Gute Jochpferde erzeugen gute Jochpferde; guten Reitpferden entstammen gute Reitpferde,

— — — Hab so erstreben

Sich des edigen Renners Abkommen verfallender Stämme.

Mart. VI. 38, 7.

Bei der Züchtung kommt es daher auf Zweierlei hauptsächlich an: Erstens, daß die Eltern beiderseits edlen Blutes, guter Art, und, wo möglich, ohne äußere und innere Fehler sind, denn, sagte Theognis, der, weil er dem nissäischen oder sicilischen Megara entstammte, gerade hier Beachtung verdienen dürfte:

An Lammböden und Eseln verlangen wir, Kyros, und Koffen

Wilde Zucht und es mag Jeher aus waderer Brut

Wenn sie erziehn;

Zweitens, daß der Züchter seine Fohlen für feste, wo es sein kann, für die Bestimmung ihrer Eltern züchte, denn fast erblich eignen sich einige zum Reiten, andere für das Joch; die allerschnellsten passen wegen Schnelligkeit allein noch nicht für den Circus (Sommo. Controv. III. praef.) und die heiligen Wettkämpfe (Col. VI. 27).

Ob der Zuchthengst oder die Zuchstute größere Vererbungs-fähigkeit besitze, und ob diese oder jener mehr zu berücksichtigen sei, ist zweifelhaft. Aristoteles (VI. 23) sagt, daß die Füllen der Pferde und Esel in Aussehen, Kraft und Größe mehr der Mutter gleichen, und einer meiner Gewährsmänner: die Natur selbst will, daß die Nachkommenschaft der Mutter ähnlich sei; darum nehmen die, welche sich an den heiligen Wettkämpfen besonders betheiligen, die Abkömmlinge der schnellsten weiblichen Rennpferde ganz vorzüglich wahr und finden in der reinen Fortzucht der edlen Thiere (generosum armentum) die Hoffnung künftiger Siege (Col. III. 9). Dieselbe Wahrnehmung ist auch bei olympischen Stuten gemacht. Virgil legt im Gegensatz des Rindviehes größern Werth auf die Wahl des Hengstes,

— — Welchen zur Hoffnung des Stamms zu erziehn du gedenkst.

Virg. G. III. 73.

Gleich nach der Geburt läßt sich im Füllen das edle Ross erkennen. Ein Rassefohlen ist munter und schmuß, unerschrocken, nicht scheu, wenn es etwas Außergewöhnliches sieht oder hört, es eilt der Herde voraus, jagt im muthwilligen Springen und Beßen, die Andern ausstehend im Laufe, setzt ohne Anstand über

Gräben, Brücken und Flüsse (Col. VII. 29. Virg. G. III. 76). Der leichte Gang läßt hoffen, daß es kein Stolperer (caespitator) werde. Ehe es jedoch zugeritten oder eingefahren, läßt sich das Temperament nicht sicher erkennen (Xenoph. eq. 1); darum vielleicht stellt Virgil die körperlichen Merkmale voran. Unsere Anforderungen an Rangthiere entnehmen wir den Angaben der Wätkenner zu Pferd und Wagen (*ἰπποδρομοί*), der Aufseher der Rospheerden (*βουκόλοι*, Opp. I. 173) und mehrerer Schriftsteller.

Die Füße *), die für den Gebrauch wichtigsten Körpertheile, kommen zuerst in Betracht; ein Pferd, namentlich ein Kriegspferd, wäre auch Alles an ihm gut, das Gangwerk aber schlecht, ist so wenig werth, wie ein Haus, dessen Obertheil auf schlechtem Grunde ruht. Man betrachte bei jeder Gelegenheit, auch beim Kaufe, vor Allem Hufe und Hufwände, ob sie dicht oder dünn, stark oder schwach und wie sie gerichtet sind. Der Huf muß hoch stehen, damit der Strahl nicht die Erde berührt; die Flachhüfer gehen auf diesem weichsten Fußtheile, wie die Plattfüße unter

- *) Der Fuß und Huf der Pferde war den Alten von noch weit größerer Wichtigkeit als uns, denn wenn auch die Klanghufe oft genannt worden (Virg. Aen. IV. 135; XI. 838), so würde man doch sehr irren, wenn man daraus auf einen Eisenbeschlag schließen wollte. Der Ausdruck geht auf nichts Anderes, als auf Härte, Festigkeit und daraus entspringende Klangfähigkeit der Hufe. Virgil (Aen. VI. 803) konnte darum auch den Hirschen und Stieren, bei denen ein Hufbeschlag gewiß nicht stattfindet, eherner Hufe beilegen. Aufgenagelter eiserner Hufeisen wird in keiner Stelle gedacht und an den noch erhaltenen Kunstwerken, an den Ueberresten von Persepolis, an den Säulen des Trojan, Antonin, Marcus Aurelius u. und bei den plastischen Abbildungen der Pferde, sind diesen niemals Hufeisen aufgebracht. Die Alten bekleideten den Fuß nur mit einer Art von Ueberschuhen, unter Umständen von Woll oder Hanf (Veget. I. 66), wie den der fußwunden Jugocheu, Kaulthiere und den der Kamelle in Kriegen und auf Reisen (Arist. II. 6. Plin. XI. 43). Erst die späteren griechischen Schriftsteller aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert erwähnen „mondförmig gekrümmte, eiserne Sohlen“ an den Füßen der Pferde, und damit werden wohl Hufeisen, wie wir sie haben, zuverlässig angedeutet. Bei Schriftstellern dieser Zeit ist auch die Rede von Nägeln, die zum Befestigen dieser Sohlen gebraucht wurden, welche jedoch nicht beständig, wie bei uns, auflagen, sondern nur für die Dauer ungünstiger Jahreszeiten oder für Wege auf Steinlanbe aufgeschmetzt wurden. Die Deutschen scheinen früher als die Römer und Griechen die Pferde beschlagen zu haben. Das Älteste bis jetzt bekannte Hufeisen stammt aus dem Grabe des Frankenkönigs, Hilberich I. (481 n. Chr.). Die alten deutschen Hufeisen haben keine Vertiefungen für die Nagelköpfe, sie liegen vielmehr in Rinnen, die auf beiden Seiten eingebrückt sind.

den Menschen (Xenoph. 1). Er sei ferner hart, gebiegen, gutem Horne und ohne Risse und Klüfte, wie bei der in ein Ross verwandelten Ocyrrhoe (Ovid. M. II. 670), auch wohl abgerundet (Opp. I. 193) und

— — In scharfem Rand' vom Horn' laß' er zusammen.

Calpurn. VI. 55.

Im Laufe erkennt man so begabte Pferde, wenn, wie Simon richtig bemerkt, der hohle Fuß, wie eine Cymbel, auf dem Boden klingt. Füße von solcher Beschaffenheit fordern alle Kundigen (Col. VI. 29. Varr. II. 7. Pall. IV. 13), denn dieselbe bedingt ihre Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit auf längeren oder kürzeren Wegen. Ausgezeichnet sind in dieser Hinsicht die starken Rasse der Babylonier, „die im Getümmel daher traben“ (Jer. 47, 3) und der Assyrer, „deren Füße wie Felsen geeicht sind“ (Jes. 5, 28). Solch' einen Parthuser wünsche ich mir auf allen Wegen, namentlich zur Jagd;

Solcher geh' mir in hitzigen Streit hoch muthig mit wilhen
Thieren, mein Kampfesgenoss, Kriegsgeiß, unverwundlicher Kräfte.

Opp. Cyneg. I. 194.

Auf der Rennbahn und Kunststraße

Erstall' mit gebogenem Horne sein Hufschlag;

Virg. G. II. 88.

die mit den Feldzügen verbundenen Strapazen und Märsche widerer, ohne zu erlahmen, leichter aushalten. Die oft bodentosen Wege in den mit Krieg überzogenen Ländern ruinierten die Pferde bekanntlich in der stärksten Weise, und man weiß aus der Geschichte unserer Feldzüge, daß unsere Regenten und Feldherren oft ganze Reitterschwadronen zurücklassen mußten, weil die abgemühten Füße der Pferde und Lastthiere jeden weiteren Marsch unmöglich machten; als Mithridates im ersten Kriege mit den Römern Byzizus belagerte, mußte er aus derselben Ursache seine gesamte Cavallerie nach Bithynien schicken. — Um die Pferde parthustig zu machen, fange man bei der Erziehung der Fohlen schon an, darauf Rücksicht zu nehmen; man bringe sie nicht auf lothige Wege und lasse sie nicht auf sumpfige, schwammige Weiden, denn hier wie dort erweicht das Horn, mit einziger Ausnahme der rasselischen Ebenen, woegen auf festem harten Boden dasselbe sich zu der erwünschten Gediegenheit ausbildet. Man lasse sie ferner nicht in der Feuchtigkeit des Stallmistes stehen, gebe ihnen vielmehr Einstreu und trockenen Stand.

Der Kopf des Pferdes, von der Natur als Sitz des Gehörs, Geschmacks, Sehens und Gefühls und auch dadurch, daß es nicht, wie der des Stieres, Arbeitsleistungen unterworfen ist, ausgebalancirt (Veget. II. 1), besteht aus zwei Knochen, zwei andern von der Stirn bis zur Nase und zwei zehn Fingern (röm.) fast langen Unterkinnbacken (Veget. IV. 1; 2), die nicht zu weit stehen dürfen. Für den Gebrauch ist es wichtig, daß beide gleich hart oder gleich weich sind, denn meistens werden die, welche ungleiche Kinnladen haben, auf einer Seite hartmäulig (Xen. 1). Der Kopf enthält von dem Stirnschopf bis zur Nase einen Fuß (Veg. IV. 2); er muß fein gebaut, niedrig (Hor. S. I. 2, 88); schmal, munter (*caput argutum*), nicht zu groß und nicht zu klein, schnell beweglich (Calpurn. VI. 54), knochig und ohne Fleisch (*siccus*) sein (Pall. IV. 13. Varr. II. 7. Col. VI. 29. Virg. G. III. 80), nach Kassiodor (IV. 1) das lebendige Aussehen des Hirschkopfes haben.

Der Hals schließt sich sanft an die Brust, fühle sich weich (Ovid. Hal. 87), sei voll, aber nicht plump (Calpurn. VI. 54) und liege in gerader Linie zwischen den Augen des Reiters, nicht, wie bei einem Esel, vorwärts oder gerade geneigt, sondern er steige, wie bei dem Fohne, in schmalen Bogen aufwärts (Opp. I. 180. Xen. 1) und so, daß das Kinn gleichsam auf der Brust ruhet (Opp. I. 178. Nemes. 247). Hochhaltige Köpfe legt Homer Göttern und Heroen mit Recht bei (II. X. 305; XI. 158; XVII. 406; XVIII. 280); ein solches, wäre es auch noch so muthig, läßt sich nicht bloß leichter lenken, als das, welches den Kopf gerade ausstreckt (Xen. 1), sondern bietet auch

— — Dem's Hoch trägt das Haupt und rings mit den Schultern
fliegen die Mähnen umher

Hom. II. VI. 509.

einen schönen, Muth (Calpurn. VI. 54) und Stolz ausdrückenden Anblick dar. Des Kopfes,

— — Das wirft stolz in die Lüfte mit lautem
Schreien das Haupt, daß freut in der Brust sich des Königs Seele.

Quint. Smyrn. VII. 322.

In der Brust muß es muskelhaft (Virg. G. III. 81) und voll sein (Oppian. I. 185. Ovid. M. XII. 400), auch breit stehen (Pallad. IV. 13); dies giebt Ansehen und Kraft bei der Bewegung und hindert, weil auch die Schenkel weit stehen, daß die Hufe nicht streichen (Xen. 3).

Stirn und Schwanz sind bei den Löwen (Solim. 40), die Ohren bei den Pferden und allen Raubthieren die untrüglichen Merkmale gewisser Zustände des Leibes oder der Seele; herabschlaffende deuten auf Uebelbefinden, wankende auf Furcht, hochgerichtete auf Muth und Muth (Pl. VIII. 19; XI. 50), oder auf Anruf des Reiters (Ael. VI. 10).

Ein Kopf von edler Art, obgleich schon alt
Läßt in Fährlichkeiten seinen Muth nicht sinken,
Nein, es richtet gerade das Ohr auf.

Soph. Electr. 25.

Die müssen klein, nur sechs Zwölftheile eines Fußes lang (Veget. IV. 2), etwas spitzig, gleichmäßig gerichtet, leicht beweglich sein, nicht zu weit stehen (Pallad. IV. 13), und, wie bei dem edlen Kappadozierrosse, oft hin und her spielen (Nemes. Cyneg. 245); sie, mit der breiten, nur nicht zu breiten, von den dichten Haaren des Scheitels umwallten Stirne (Opp. I. 179) geben dem Kopfe das recht pferdeartige Aussehen (Xen. 1).

Nach Festus athmet (hippacare) das Pferd stark und schnell; um die Athmung leichter und das Aussehen schrecklicher zu machen, verlangt Varro nicht zu enge, Columella, Oppian, Xenophon und Palladius weit geöffnete Nasenlöcher (nares, *prænares*); es erweitert im Horn auf ein Anderes, im hitzigen Angriffe, im Reiten und Wettfahren die Nüstern so, daß sie fernern (Claud. Cons. H. IV. 547) und

Draußen rollt aus der Nase der Dampf des gesammelten Feuers.

Virg. G. III. 85.

Das dampfende Schnauben aus erweiterten Nasenlöchern, wenn feuchter Dampf entwallen, wie Rauch, der entflammten Nüster,

Nemes. 248.

ist zugleich das Zeichen des Muthes und wahrscheinliche Veranlassung zu den mancherlei Wundersagen von feuerhauchenden Stieren und Rossen, wie die des Diomedes (Lucret. V. 29) oder des kolchischen Königs Aetes, das Dankesgeschenk des Hephästos dafür, daß ihn, den vom Gigantenkampfe Erretteten, Helios, der Vater des Aetes, auf seinen Wagen genommen hatte (Apoll. IV. 230. Apollod. I. 9, 23).

Virgil gedenket der Augen nicht; — wir fordern daher nach Andern, daß sie lebhaft, blühend, schimmernd reinen Glanzes (Nemes. 146), stark gelbvert (Opp. I. 181), groß (Pallad. IV. 12)

Veget. IV. 2) und etwas vorstehend seien (Pollux. I. 190). Tief liegende Augen behindern den Blick in die Ferne und die Schönheit des Ansehens (Xenoph. 1). Die dunkle, ins Schwarze spielende (Varr. II. 7) oder schwarze Farbe hält man für die beste (Col. VII. 29), es giebt aber auch welche mit bläulichen (Pl. XI. 53. Arist. h. a. I. 10. gen. a. V. 1) und graublauen, wie die des Cäsar Augustus (Pl. XI. 55) und zwiefarbigen Augen, wie die Alexanders, dessen Linkes graublau, das Rechte aber kohlschwarz war. Der Jäger, wie er des bessern Wildwerks wegen die verschiedenen Farben der Leibhaare berücksichtigt (Grat. 535), beachte aus demselben Grunde die Augen und wähle solche von wasserblauer Farbe (*κυανωπός*) zur Jagd auf Hirsche, von bläulicher, ins Weidengrün spielender (*caesaliae*, *γλαυκώφταλμοι*) auf Bären, von gelblicher (*δαρποίνοι*) gegen Panther, von feuergelber auf Eber, von lichtgelber mit großem Stern auf Löwen (Opp. I. 308).

Das Haar des schönen Pferdes muß glatt, glänzend und kurz sein; an einzelnen Stellen des Körpers verstehen ihm die Götter zur Zierde langes, mehr oder weniger starkes Haar. Schön ist's, wenn die Fußgelenke lockenähnlich umwallt sind, schöner aber ist der Schopf oder das

Dichtgebüschelte Haar des Schlafs, so die Stirne bewallet.

Opp. Cyneg. I. 180.

Man darf glauben, daß der Gott ihm dadurch einen Ersatz für die Ohren, welche er ihm ungleich kleiner als Eseln und Maul- eseln bildete, und einen Schutz für die Augen zur Abhaltung des Staubes und anderer Schädlichkeiten, gewiß aber auch eine Zierde in diesem Haarbüschel habe geben wollen (Xen. 5). — Gleißt du ein edles Füllen,

Dicht ist die Mähne' und senkt sich geweht auf die Rechte der Schultern.

Virg. G. III. 86.

Sie heßt die Ehre des Rosses (Nemes. I. 145) und ziert dasselbe in ähnlicher Weise, wie die Mähne den Löwen, der Bart den Mann und die weiße Haut das Weib (Lucian. Cyn. 15. Pl. XI. 94), im ruhigen Gange und im raschen Laufe durch die Felder (Hom. II. VI. 508), wenn es sich trotzigen Muthes schüttelt (Virg. G. III. 92) und wenn sie die Winde durchflattern (II. XV. 266). Homer rechnet die „blühende“ Mähne zu den besondern Vorzügen der Pferde aller seiner Helden (II. V. 323;

VI. 509; VIII. 503; XII. 617; XVII. 504). Das edle Thier scheint ein besonderes Gefühl für diesen Halschmuck zu haben;

— — — Heurig braust es und ragt mit erhobenem Raden
Wappigen Ruthe, wenn spielt die Mäh' um den Hals und den Bug hin;
Virg. Aen. XI. 496.

elbstgefällig und stolz ist der Gang,

— Wenn ein Mann das geflügelte Roß in die Ränne der Reimbahn
führt und das Thier, das geschriege, sagt bei der zottigen Mähne,
Kennend im stürmischen Trab; stolz folgt's mit erhobenem Raden,
Während im Stund die von Schaum heglänzenden Zügel ihm flirren.
Apoll. Rh. IV. 1804.

Bei Krankheit und Schmerz sinkt sie matt herunter (Hom. II. XVII. 439); schneidet man sie ab, tritt Niedergeschlagenheit ein (Aristot. VI. 18, 6), das brünstige Liebesfeuer wird kälter oder vergeht ganz (Pl. VIII. 88, 2), und selbst Begattung mit dem niedrigen Esel läßt sich die so entwürdigte Stute gefallen (Ael. h. a. II. 10). Kein Reitersmann von Ehre wird dies thun, denn die volle, dicht abwallende Mähne dient ihm als Anhalt, und er weiß, wie

Häßlich das Roß, wenn die Mäh' nicht wallt um den salbigen Raden.
Ovid. Met. XIII. 842.

Am schönsten ist sie bei Füchsen, Brautfüchsen (Ovid. M. XII. 88) und Braunen (II. IX. 407). Der ehrbare Römer läßt nicht die Haare der Kesselgelenke, und noch viel weniger den Kamp seiner Wagen- und Reitsperde ausschneiden, es wäre denn, um den Hock derselben zu befördern, er erscheint aber alsdann nicht mit denselben im Circus. Manche jedoch verschneiden sie zu größerer Schönheit bogenförmig, Andere, nach der Weise der Armenier, lassen Haarbüschel treppenweise stehen, noch Andere nehmen, wie die Perser, alle nach der linken Seite fallenden Haare bis zur Mitte des Kampes sorgfältig weg und lassen sie auf der Rechten stehen. Auf der Trajanssäule steht man die Mähne zurecht gelegt, gekräuselt, nach dem Halse zu getreppelt. Altgriechischer Sitte gemäß (II. XV. 266; VI. 509) fallen die Mähnenhaare ohne Ausschnitt auf beide Seiten des Halses (Claud. Honor. Cons. IV. 549), in Rom aber liebte man vor und nach Augustus (Varr. II. 7. Virg. III. 86. Col. VI. 29), sie einseitig zu gewöhnen, daß selbst bei Oxyrhoe, nach ihrer Verwundung.

— — — Das Paar, das wild den Raden umwallte,
Sich rechts legte zur Mähne herab.
Ovid. M. II. 678.

Wie die einseitig fallende Mähne eine Schönheit erachtet werden könnte, läßt sich schwer begreifen; größeren Beifall ertheile ich dem Verfahren der Parther, welche sie im Schtettel halten (*bicomis*), nur die in der Mitte starrenden, kurzen Nackenborsten wegnehten und alle andern zur Rechten und Linken ohne Ausschmitt lassen (*Veget. I. 56*).

Der Widerrist sei hoch; ein solcher gewährt dem Reiter einen festen Sitz; verleiht den Schultern und dem ganzen Körper des Pferdes festere Verbindung (*Xen. 1*).

Grattus tadelt (*Cyneg. 526*),

Wenn sich schmal auf den Rücken der Grat hinkrümmt, — mit Recht; ein gerader (*Calpurn. VI. 54*), breiter, fleischiger Rücken, dessen Fleisch gefurcht, ist sesshaft (*tergum sessile*), bequem beim Aufsteigen (*Ovid. M. XII. 401. Xen. 1*) und gehört mit dem fettumwachsenen, gespaltenen Kreuze zu den Schönheiten (*Virg. G. III. 85. Varr. II. 7. Col. VII. 29. Opp. I. 185*).

Der Bauch sei, die Stuten ausgenommen, schmal (*Virg. G. III. 80*), wie bei Petasos (*Calpurn. VI. 53*); eingezogene Flanken sind nach Kennerurtheile fehlerhaft. Weit oben anfangende, dann allmählich sich wölbende Seiten gewähren einen bequemen Sitz und machen das Pferd kraftvoll; bei solchem Bau füttert es sich auch besser.

Der Schaft muß lang (*Opp. I. 185*), die Lende kurz und breit sein, denn dann hebt es das Vordertheil und schiebt das Hintertheil ohne große Anstrengung, die Flanke erscheint auch kleiner, die, wenn sie groß ist, das Pferd entstellt und schwerfällig macht.

Die Hüften müssen gedrungen (*Opp. I. 188*), kraftvoll (*Pollux I. 149*), die Becken unter dem Schweife breit und durch eine Enge getrennt sein; damit es die Hinterschenkel weit von einander stellt, mehr Lebhaftigkeit und Kraft äußert, mag es beim Aufsteigen des Reiters sich niederlassen oder unter demselben sich bewegen. Breit und fleischig sei auch Brust und Blatt, jedoch im Verhältniß zu den Bauchseiten; fester und gediegener Bau derselben befördert leichten und raschen Gang (*Xenoph. 1*).

Die Röhrenbeine (*tibiae*) verdienen als Stützen des Körpers volle Beachtung. Sie müssen gerade und nicht einwärts (*Col. VI. 29*) stehen, der ganzen Länge nach wohlgerundet, stielig,

fleischlos, wie bei dem Hirsche (Opp. I. 189), ohne vorstehende starke Adern, aber kraftvoll sein; sind sie schwach, unterlaufen sie bei Regen auf hartem Boden mit Blut, die Blutgefäße erweitern sich, es entstehen Schenkel-Anschwellungen, zuletzt löst sich das Fell oder das Griffelbein ab (Xenoph. 1). Die Knöchel seien schön gerundet, die Antee klein (Col. VI. 29), die Strahlen (*rana, ramula, χελιδών, βάρπαχος*) wohlgehöhlt, die Hufe sollen sich an die Fessel scharf anschließen (Calpurn. VI. 53), nicht steil, wie bei der Ziege (*hircipos*), aber auch nicht gesenkt sein. Die galtsfüßigen Pferde prallen zu stark zurück, stoßen den Reiter und werden leicht von Entzündungen befallen; die flachfüßigen und durchtretenden werden gern lahm, verlieren in Folge entstehender Geschwüre die Haare und das Horn der Füße und lassen sich auf scholligem und steinigem Boden nicht wohl brauchen.

Zum schönen Gangwerke (*eὐποδία*) gehört, daß das Fohlen die Beine gelenkig, die Füße mit Leichtigkeit hebt (Varro II. 7), geschicklich, wie die Asturionen, auswirft und, wie die Perser, sanft niedersetzt (Sil. XVI. 444). Hält sich's bei der Heerde stets im Vortrabe und setzt's, stolz auf den Adel der Jugend, leicht über Felder und Weiden hinweg (Il. VI. 511), läßt sich annehmen, daß es ein leichter Gänger, der nicht staucht und stampft (Plant. Asin. III. 3, 113), werden und, bei nicht zu hitzigem Temperamente, ein Bettroß abgeben oder jenem mycenischen Blauschimmel gleichen werde, von dem es heißt:

Traum, herrlich an Wuchs, traum, rogende Schenkel
Wirft er.

Grat. Cyneg. 503.

Wenn Manche glauben, daß ein Fohlen, welches gelenkige Schenkel hat, als Pferd auch den Körper leicht werde heben können, so verhält sich das nicht also; nur das, welches gelenkige, kurze und starke Lenden hat, setzt die hinteren Schenkel weit unter die vorderen, und wenn man es, während es dieselben untersetzt, mit dem Zaume zurückzieht, so blegt es die hinteren Füße in den Sprunggelenken, den Vorderkörper aber richtet es in die Höhe, so daß den Gegenüberstehenden Bauch und Schaum sichtbar werden. Füße und Beine allein machen noch kein Paraderpferd aus, auch nicht erhabene, stattliche Haltung, es muß mit diesen Vorzügen ein stolzer Geist mit einem verhältnismäßig starken Körper sich vereinigen, dessen Brust es vorwirft, wenn es

angehalten wird. Wenn sich's hebt, ist es etwas so Schönes, Bewunderns- und Staunenswürdiges, daß es aller Augen auf sich zieht und Keiner des Anblicks müde wird. Auf solchen Pferden werden Götter und Heroen dargestellt (Xen. 11).

Das Geschwürde (scrotum) des Hengstes theile sich in zwei gleiche Hälften; dasselbe an sich schon groß und größer als bei dem Elephanten (Arist. II. 1, 18), darf nicht zu groß sein, weil es, freihängend zwischen den Hinterblättern, wie das volle Guter die Stute, im Gehen und Laufen den Hengst behindern, bei sehr starken Bewegungen sogar ihm abreißen könnte (Col. VI. 29). In Fohlen läßt sich die vereinstige Größe des Hodensackes nicht im Voraus beurtheilen (Xen. 1).

Heber den Körper vortretende Adern gehören zur Schönheit und erleichtern die Behandlung in Krankheitsfällen (Varr. II. 7).

Der Schweif, durch zwölf Wirbelsknochen gelenksam, dient dem Pferde, wie der Name schon sagt (muscarius), als Fliegenwedel (Veget. IV. 1, 2, 2) und reißet es in die Stippe der Schweifschwänze (λόποννος, Arist. I. 6). Er falle lang und dicht behaart fast bis zur Erde (Opp. I. 186) und werde sorgfältig gepflegt^{*)}; denn er ist des Rosses Schmuck und Zierde, und wenn es nicht mehr lebt, die Zierde des Fesden,

Der das gewaltige Haupt mit stätklichem Helme bedeckt
Von Rogghaaren umwallt und fürchterlich winket der Helmbusch.

Hom. II. III. 337.

Darum geschieht es nur selten, daß er abgehauen wird; die in der Altis aufgestellte Erzstute ist wegen des verkürzten Schwanzes häßlicher, als die anderer Pferde (Paus. V. 27).

Die Pferde sind verschiedener Größe, je nach Ländern und Rassen. Welch' ein Unterschied zwischen dem kleinen Ponym (baricus) und dem ungeheuerlichen Kreter (Veget. IV. 2. Opp. I. 300), zwischen dem unansehnlichen Britannier und dem fünf Ellen (7½') hohen Bucephalus! (Arrian. V. 19). Die künftige Größe läßt sich dem Fohlen gleich nach der Geburt nach der Höhe der Schenkel abmerken, denn diese wachsen bei allen Vierfüßlern nicht in gleicher Weise, wie der übrige Körper, aus. Hat

^{*)} Die Alten hielten viel zu sehr auf die natürliche Schönheit des Rogghschweifes, als daß sie ihn durch Abschneiden (Engliffiren, οὐροτομήν) zu verfeinern oft genocht gewesen wären.

ein hohes hohe Schenkel, so deutet das auf Größe des Pferdes (Ken. 1). Allzugroß und allzulein ist bei Pferden gleich fehlerhaft (Varr. II. 7); Mittelgröße das beste Maß! (Veget. IV. 29). Bei Mittelgrößen stehen alle Körperteile unter einander in einem entsprechenden Verhältnisse der Stärke und Länge (symmetria) und solche halten sich gut (Varr. II. 7).

Das Pferd hat geschlossene Zähne, wie der Mensch (Pl. XI. 61), die nicht abwechselnd in einander greifen (Arist. II. 1). Das Fohlen bringt sie schon mit auf die Welt (Pl. XI. 63), werfst die selben auch wie der Mensch, der Esel, das Reuthier, mit Ausnahme der Backenzähne, welche hinter den Hundszähnen stehen (Arist. II. 1. Pl. XI. 63), sofern es nicht vor der Zeit des natürlichen Zahnwechsels verschlitten worden ist, denn in diesem Falle verliert es dieselben nicht (Pl. XI. 64). Ihrer sind vierzig, nämlich 24 Backen- (d. molares), 4 Hundsz- (canini) und 12 Raßzähne (rapaces). Der Stand der Zähne ist, um nicht der Betrügllichkeit der Rohstauscher und Pferdehändler zu verfallen und Krankheiten falsch zu beurtheilen, sehr ins Auge zu fassen (Veget. IV. 5); an denselben läßt sich auch das Alter erkennen. Es ist nicht ausgemacht, ob die Ränuchen, wie bei Riegen, Eseln und Schweinen, mehr Zähne als die Weibchen haben (Arist. II. 3), steht aber das junge Pferd in einem Alter von 2 Jahren 6 Monaten, fallen die oberen s. g. Raßzähne aus (Veget. IV. 5), es verliert nach Plinius (XI. 64) dann die beiden Vorderzähne unten und oben, im folgenden Jahre die beiden Nüsschen und dann kommen die s. g. Stoßzähne (d. caninellares) vor. Nach Thierkräutern schieben im sechsten Jahre auch die Backenzähne ab, die aber alsbald wieder wachsen, so daß sie alle im siebenden Jahre vollzählig sind. Nun treten Föhlungen in den Zähnen ein; diese geben keine sichere Alterskennzeichen mehr ab, sie werden aber mit den Jahren nicht braun, wie bei andern Thieren, sondern weißer und länger (Arist. II. 3). Größere werden die Hufe, stärker die Haare, die, wie bei den Menschen, im Alter grau werden, bei manchen schon im zehnten Jahre. Dann senken sich auch die Schläfen und fallen immer mehr ein; im zwölften erscheinen auf der Mitte der Zähne dunkle Flecken (Veget. IV. 5), und die Haare werden länger (Pl. XI. 94). Diese letzten Kennzeichen gelten auch für Esel. Viele glauben das Alter bei zahmen und an den Haaren gemessenen Pferden.

noch an den Rindwinkeln der Stelle, wo das Gebiß (morsus) sitzt, herauszufinden, indem sie dieselben an der Unter- und Oberlippe zusammenzählen und auf jede ein Jahr rechnen (Veget. IV. 5). Vom siebenten Jahre an gewährt ein Pferd nicht mehr frohe Hoffnungen und es läßt sich auch nicht mehr gut verkaufen. Im sechszehnten Jahre werden die Augenbrauen grau, die Zähne lückenhaft, lang und entgegen andern Thieren, weißer (Arist. II. 8) als in der Jugend (Pl. XI. 64); zuletzt mehren sich die Runzeln, die Stirn verliert die Kunterbunt, der Nacken senkt sich, der ganze Körper wird schlaff, die Augen gehn ihres Glanzes verlustig und Kahlheit der Wimpern verräth das Greisenalter (Veget. IV. 5).

Das Lebensziel des Pferdes läßt sich nicht genau bestimmen; das männliche kann fünf und dreißig, das weibliche mehr als vierzig Jahre alt werden; man weiß aber auch, daß Cino 75 Jahre geworden ist (Arist. V. 14. Pl. VIII. 66). Die persischen, hunnischen, epirotischen und sicilischen sollen ein hohes, die spanischen und numidischen Pferde ein kürzeres Lebensziel haben (Veget. IV. 7). Der Bucephalus, der so manche Mühsal und Gefahr mit seinem Gebieter getheilt hatte, wurde an dreißig Jahre alt; er starb in Folge der Jahre und Strapazen ganz abgelebt (Arrian. V. 19). — Die Hengste der Sarmaten sollen älter als die Stuten, bis 50 Jahre alt werden (Pl. VIII. 66). Wir wissen, daß die, welche im Hause aufgezogen wurden, nicht so alt werden, wie die im Gestüte Aufgezogenen.

Die Farben sind sehr verschieden, je nach Beschaffenheit der Häuter und wechseln mit dem Wechsel des Wossers (Arist. III. 12, 12. Nonn. II. 87); die eine ist häufiger hier, die andere dort, die eine sieht man häufiger in der einen, die andere öfter zu einer andern Zeit, je nach dem Geschmade der Besitzer oder Züchter, deren im Circus gewählte Kleidung der Farbe der Pferde möglichst entsprechen muß (Stat. Th. VI. 380). Man unterscheidet einfarbige, wie sie in Italien am liebsten in die Gestüte gewählt werden (Pall. IV. 18) und mehrfarbige Pferde. Zu jenen gehören:

1) Die Braunen, in den verschiedenen Uebergängen vom Gelben ins Dunkle (rusi, spadicea, badii, baidii, fuscior, muriani, phoeniceo), sind, nach vorhandenen Wandgemälden zu schließen, gewöhnlich in Aegypten und in Arabien; der Hengst des Nubel:

les (Il. XVI. 148), des Odomedes (Il. XXIII. 454) und die Erzählung Nestors von den in Elis geraubten Stuten (Il. XI. 678) deuten darauf, daß die braune Farbe in dem alten Griechenland, wie seit lange unter den Römern, angesehen gewesen sei (Varr. II. 7. Virg. G. III. 82).

2) Füchse, als Fellsfuchse (flavi), Goldfuchse (rutili, aurei; χρυσαεοί), Kupferfuchse (fulvi), Brandfuchse (αἰθωνες), Lehmfuchse (flavi), Lichtfuchse (φωίνικες, Il. XXIII. 454) und Andere röthlicher Farbe,

Deren Schimmer wunderbar gleicht den leuchtenden Strahlen der Sonne,
Hom. Il. X. 547.

haben großen Theiles den Deckhaaren gleichfarbige Mähnen (Ovid. M. XII. 90). So der von Neptun aus der Erde oder mit Ceres erzeugte Fells- oder Brandfuchs (Apoll. III. 6, 8) Arion, welchen Hercules, als er Elis mit Krieg überzog, und zuletzt Adrastus (Stat. VI. 501) besaß:

Allen voran wird geführt Arion, vorleuchtend im Feuer
Röthlichen Kampes. Stat. Th. VI. 301.

3) Die Hasellen (gilvi), von der bleichen (χλωρός) Farbe des Honigs, Wachses, Glases, des gebleichten Heues (cani, Pall. IV. 13) bis zu der glühenden des Weizens, der Rlechteren (fulvus) des Bildebers (Ovid. a. amat. II. 375), der dunkleren der Rachtigallse (Hom. Od. XIX. 519) und der der Fellsfuchse, finden sich zahlreich in Medien. Virgil will weder diese, noch weiße Suchthengste, weil ihm dunkle Farben Zeichen der Stärke sind.

4) Die Weißen (nicht Schimmel, sondern mit weißer Epidermis), theils milchweiß (candidi, mit sehr feiner, röthlich durchschimmernder Haut, und weiß sich nach der Farbe der Haut die Farbe der Hufe und Klauen richtet, mit blaßgelben Hufen, Arist. h. a. III. 9), theils mattweiß (albi, mit rothen, blöden Augen und lichtaschfarbigen Hufen), zahlreich in Klein-Asien und den Gegenden des schwarzen Meeres, sind unter den Galliern, Germanen, Penetern, nirgends aber so, wie in Persien, geehrt. Hier der Sonne geheiligt (Zendavesta II. 264. Herod. I. 216. Xenoph. Cyr. VIII. 3, 6. Anab. IV. 5. Justin. I. 10, 5. Paus. III. 20, 5), der sie die Rager, wie auch den Flußgöttern (Herod. VII. 113), günstiger Zeichen wegen, opfern, ziehen vier weiße Rosse einen der Sonne heiligen Wagen, das Symbol des kaiserlichen Sonnenlaufes (Curt. III. 8; VIII. 11), und die Könige, die sich der-

gleichen heiliger Pferde (Herod. I. 189) bedienten, legten zu dem Ende besiegten Völkern solche als Tribut auf. Der im Sonnendienste erscheinende Cultus weißer Rosse der Perser ging zu andern Völkern Asiens, selbst bis nach Palästina über, denn es wird erzählt, Josias habe die Pferde, welche seine Vorgänger der Sonne geweiht hatten, weggeschaffen und die der Sonne geweihten Wagen verbrennen lassen (2. Kön. 23, 11). Unbekannt ist, daß auch unter Griechen und Römern dem Helios (Theocr. XIII. 11. Ovid. amor. II. 1, 24), der Luna (Ovid. Rem. 258), dem Lufster (Ovid. M. XV. 189), dem Tage (Aesch. Pers. 384) und andern hellen Göttern (Soph. Aj. 673) weiße Rosse geweiht sind. Nach einer sicilischen Sage wurde Proserpina, die Pluto mit schwarzen Rossen entführt hatte (Schol. Pind. ad Ol. VI. 160. Hom. H. Cer. 19), von Ceres selbst auf einem weißbespannten Wagen in den Olympos zurückgeführt; darum wird sie „die mit hellen Gespannen siegprangende“ (λευκίππος, Pind. l. l. 378) genannt. Auch unter den letztgenannten Völkern gelten schon in dem höchsten Alterthum die Weißen als beneideter Vorzug der Könige und Helden; Pindar macht Ahnen mit schimmernden Rossen (λευκίπποι πατρίες) zu Erweisen edler Geschlechter (Pyth. IV. 207). Die Heldenjünglinge, Castor und Pollux, die Vorsteher der Kampfspiele, deren Standbilder zu Sparta im Anfange der Stenbahn errichtet waren, heißen die „weißgroßigen Söhne der Leda“ (Eurip. Hel. 646) oder „Lyndar's Söhne mit schimmernden Rossen“ (Pind. Pyth. 1, 127), weil sie liebten zu

— — Tammen auf schneeweiß schimmernden Rossen.

Ovid. M. VIII. 374.

Im Circus hat man die Bemerkung gemacht, daß sie schneller sind als andere (Hor. S. I. 7, 8); solcher bedient sich darum Achilles im Kampfe gegen Egeus (Ovid. M. XII. 77), und Turnus erhält ein Gespann,

Die an Helle besiegten den Schnee, wettrennend mit Winden.

Virg. XII. 84.

Ihr Anblick ist ausgezeichnet; These's (Eur. Rhes. 304)

Rosse sind doch die schönsten und größten, die ich gesehen,

Weißer, denn blendender Schnee und hurtigen Laufs, wie die Winde.

Hom. Il. X. 436.

Weiß ist dem Morgen- und Abendländer die symbolische Farbe der Reinigung und Schuldlosigkeit, der Freude und Schön-

heit, der Ueberwindung des Bösen und des Sieges über Janda. Die eine oder die andere Beziehung liegt zu Grunde, wenn das Wagnis des Siegers im offenen Himmel ein weißes Pferd und darauf Einen steht mit Bogen und Krone, das freu und wahrhaftig heißt, mit Gerechtigkeit streitet und gefolgt ist vom Heere der Ueberwinder im Himmel (Off. 19, 11), — wenn weiße Stiegessäue den ersten König Roms (Propert. IV. 1, 32), die Triumphatoren, namentlich Camillus, obgleich ihn zum Verdrusse des Volkes (Liv. V. 28. Plutarch. Camill. 7) verherrlichten (Ovid. Amor. I. 214. Trist. IV. 2, 47) — wenn der Vater Octavianus den nachmaligen Cäsar Augustus träumend auf einem Wagen mit zwei Paaren sechs Schimmel, den Gespannen des Donnerers, sah, — wenn der stolze Dionysius den erhabensten der Weltweisen, Plato, am Ufer, beim Aussteigen aus dem Schiffe, selbst in einem mit vier weißen Pferden bespannten Wagen in Empfang nahm (Pl. VII. 31) und wenn unter den den Götterwagen (Chenue) über das reichgeschmückte Forum am Tage der eisenischen Spiele ziehenden, oder ihm nachfolgenden Pferden der Ritterfähre viele weiße gefunden werden (Suet. Aug. 43).

5) Die Schwarzen (nigri), zahlreich zwar in Aethiopien, in Italien und bei den Thuriern, kommen seltener in Erwähnung, sind aber nicht ungeehrt. Boreas nimmt diese Farbe an (Il. XX. 224). Das neptunische, schön gemähnte Ross Arion (Hesiod. Scut. 120) und Alexanders Bucephalus (Arrian. Anab. V. 19) waren Rappen. Die Spielart mit weißem Schwanz und weißen Beinen erregt Aufsehen auf der Rennbahn (Ovid. M. XII. 400).

Die Rappen, wie überhaupt die dunkelfarbigen Thiere, sind den Göttern der Unterwelt, Hades und Pluto, geweiht. Entsprechend seinem Schattenreiche und seinem schwarzen Fuhrwerk (Ovid. M. V. 404. Claudian. Pros. I. 287), empfing er schon im Zeitalter der Tragiker (Schol. Pind. Pyth. VI. 160. Aeschyl. Hel. ap. Athen. XI. 3), der orphischen Argonautik (1194) und der homerischen Hymnen zur Auszeichnung schwarze Rasse. In der symbolischen Sprache des Morgenlandes stellen sie den Hunger (κέρως λαμός), Rothbraune (κυρρός) das Blutvergißsen (Off. 6; 21; 12, 3) und Blässhale (χλωροί) den Tod (Sacharj. 1, 8; 6, 2) dar.

Zu den zwei- und mehrfarbigen (bicolores, discolores) gehören:

1) Die Schimmel (caesai, χαρπονος) in verschiedenen Färbungen vom Gelben ins Röthliche, Bläuliche und Schwarzblau (caerulei, nigro vel albino vel ladio misti, spumei, Pall. IV. 13); schwarzblaue Hesse sahen den Wagen der Nachtgöttin (Claud. Pros. I. 274); Schimmel, häufig in Mysien (Crot. Cynag. 503) und Sicilien (Opp. I. 301), sind wegen ihrer Schnelligkeit für Hirschjagd (Opp. I. 307) und Rennen geschätzt.

2) Die Schellen (varii, maculosi) oder Fagel Fleckigen, mit größeren oder kleineren Flecken von dunkler Farbe auf weißem Grunde, zuweilen mit weißen Mähnen und Schweifen bei dunklem Deckhaare findet man oft in Macedonien, Thracien (Virg. A. V. 565; XII. 49), Parthien, Kappadocien, Thessalien (Stat. VI. 386) und Hispanien. Die Ursache liegt in den klimatischen Verhältnissen der Länder, wahrscheinlicher in der Beschaffenheit des Wassers, denn man weiß sicher, daß es in Kappadocien einen Fluß gibt, der die Farbe der aus demselben trinkenden Pferde, nicht aber anderer Thiere, verändert und die Haut fleckig macht (Senec. Quaest. III. 25) und daß der Asacus im Pontus sogar die Milch der Stuten schwärzt (Pl. II. 108).

Abzeichen in anderer als der Farbe des Leibes, an Füßen, Mähnen und Schweif sind nicht selten; den Collares, von der schnellfüßigen Bodarge geworfen, welchen Nerher den Dioskuren schenkte, war

— — — — — Peckschwarz. Hier umh. über,

Weiß doch schimmert der Schweif, auch licht ist die Farbe der Beine.

Ovid. M. XII. 403.

Der Thraciergaul des Priamus, war

— — — — — Mit schimmernden Flecken gezeichnet,

Weiß am vorderen tritt und weiß die ragende Stime.

Virg. A. V. 565.

Belobt ist besonders die weiße Rundblässe der Stirn, wie bei Alexanders Rappen (Arrian. Anab. V. 19) und dem homerischen Hellsuchs,

Welchem röthlich umher der Leib war, aber die Stirne

Weiß die gerundete Blässe bezeichnend, ähnlich dem Bollmann.

Hom. II. XXIII. 454.

4. Das Pferd und dessen Aufzucht (educatio).

Um schöne, dauerhafte, sonderlichen Zwecken entsprechende Pferde zu erlangen, muß man selbst züchten und die Fohlen sorgfältig behandeln und abrichten lassen, wie dies die griechischen alten Könige schon thaten. Man entgeht auf diese Weise den Hochhändlern, die Alter, Heimath, Rasse und sonstige Vorzüge anzulügen, Fehler zu verdecken (Veget. IV. 6), kurz, Betrügereien aller Art zu üben, stets geneigt waren, daß gesetzliche Bestimmung über den Pferdehandel nöthig wurde (Varr. II. 7). Zudem bietet die Zucht Anlaß zu Vergnügen, Unterhaltung und Beschäftigung, wie sie Erziehung, Bildung, privates oder öffentliches Verhältniß vom Römer verlangen; er kann in der Anlage der Gestüte seine Einsicht, in der Auswahl der Zuchtthiere seine Kenntniß, in Areal und Heerdzahl die Größe seines Reichthums ins Licht stellen. Gestüte, welche Römern gehören, findet man nicht bloß in Italien, sondern auch in Griechenland, Hispanien und Gallien (Varr. II. 7), aber, Sicilien ausgenommen, ist

Keine der Inseln im Meer den müßigen Rassen zur Laufbahn
Oder zur Weide bequem und Itala minder als alle,
Denn in Itala fehlt's an weiten Ebenen und Wiesen.

Hom. Od. IV. 120.

Für Zucht, namentlich der edlen Rassen, sind sich weit ausdehnende Ebenen mit reichem Pflanzenwachsthum durchaus erforderlich,

Denn es lebet das Roß und das Schaf vom Gras und das Hornvieh.

Ovid. Met. XV. 84.

Solche findet man in Aetolien (Polyb. XVII. 18), vor allen aber um Orchomenos; diese Ebene, die größte und schönste Böotiens, ist allein völlig offen, und frei von Bäumen, bis an die Sümpfe, in welche sich der Melas ergießet (Plutarch. in Sall. 20). Auch Italien fehlt es nicht an bis zum Erstaunen großen Strecken, deren reichliches, natürlich und künstlich gewässertes und vom Thau des Himmels befeuchtetes Gras, obwohl es den ganzen Sommer hindurch von einer Menge Vieh abgeweidet wird, die Roß- und Rinderheerden stets in gutem Zustande erhält (Dion. H. I. 87). Sumpfige Lage derselben ist, der Hufe wegen, eben so wenig angemessen als bergige; sie müssen aber wässerungsfähig, frei von Gestrüpp, Buschwerk, Burzeln und

Baumstämmen und nicht sowohl von hochragenden als weichen Gräsern reichlich bewachsen und groß sein, damit das Pferd, das Thier des Ganges, sich die erforderliche Bewegung machen kann. Nöthig ist dieselbe für Fohlen, nöthig auch für Aeltere, denn

Uebel rennt das Ross, das lang' im Stalle gestanden,
Ausgesandt auf die Bahn bleibt es den Andern nach.

Ovid, Trist. V. 12, 15.

Die nächste Aufsicht über Gestüte und Heerden führt der Meister (Virg. G. III. 119, 185. Opp. I. 174), ein dem Vater oder Eigner verantwortlicher, einem rosszüchtenden Lande entstammender, öfters unfreier Mensch, der durch fortwährenden Umgang mit Pferden, Knechten, Liebhabern und Händlern, vielleicht auch durch Schriften der Griechen Kenntnisse der Natur der Pferde sich erworben hat und die Einzelnen des Gestütes kennen muß. Der Posten eines Meisters (magister) oder Aufsehers (procurator) ist um so wichtiger, als er bei einem kostbaren, geliebten Besitztum die Stelle des oft entfernten Gebieters vertritt (Veget. praef. I.). Die Pheneaten zeigen auf dem Fußgestell der Erzstatue des Poseidon Hippius, die Odysseus stiftete, der den Entschluß gefaßt, seine wieder aufgefundenen Stuten im pheneatischen Lande eben so zu hegen, wie er seine Viehheerden auf dem Ithaka gegenüber liegenden Festlande weiden ließ, eine Schrift, welche eine Anweisung des Odysseus für seine Pferdehirten enthalten soll (Paus. VIII. 11). Vergleichen werden für Hirten anderen Viehes öfters erwähnt. Wir verlangen, daß er den Vortheil seines Herrn im Auge habe, die ihm anvertrauten Thiere im Stalle und auf der Weide mit Vorsicht und Liebe behandle und von den Knechten weder vernachlässigen, durch Geißel und Sporen nicht mißhandeln, auch nicht in zu weiten und schnellen Stitten anstrengen lasse. Er muß sich nach ihrem Befinden täglich, ja so oft als möglich erkundigen, die Ursachen, Anzeichen und Heilarten der Unpäßlichkeiten verstehen, durch sorgfältige Einrichtungen und Anordnungen sich Gesunder und Leidender annehmen und bei ansteckenden Seuchen, welche zu Schaden und Betrübnis des Gebieters bisweilen ganze Heerden befallen und wegtraffen, Mühe und Vorsicht verdoppeln, kurz sich's überall zur Ehre anrechnen, die besten Thiere aufweisen zu können. Thierärztliche Kenntnisse suche er sich zu verschaffen; Anleitung dazu findet er in allen landwirthschaftlichen Schrift-
Rager steht, Bilder aus der röm. Landwirthschaft. III.

stellern von Kato an bis auf den Dichter von Mantua, dessen göttlicher Mund spricht:

Auch von dem Sencken vernimm Ursprung und warnendes Merkmal.

Virg. G. III. 440.

Ganz besondere Beachtung verdienen außerdem die ersten fünf Bücher des Werkes von Celsus „Ueber die Künste“ (De artibus), in denen der Land- und Ackerbau mit Einschluß der Thierheilkunde behandelt wird. Sie werden ihn gegen jenes Vornehmthum, daß ein rechter Ehrenmann hippokratische Kenntnisse nicht zu besitzen brauche, und gegen die oft nur Selb- oder Sorglosigkeit verdeckende Bezeichnung auf die Hunnen, welche ihre Pferde Sommer und Winter ohne Heilmittel und Gesundheitskräfte sorglos werden lassen, vielleicht auch gegen den Glauben schützen, daß Krankheiten ihren letzten Grund in der Gottheit oder in dem Zufalle hätten. Das Vieh der Barbaren, von Jugend auf abgehärteten Körpers, kann ohne Arznei auf Winterweiden ohne Nachtheil Reif und Kälte aushalten (Herod. IV. 29), unsere Pferde dagegen, von Natur weichlicher, an öfteres Obdach gewöhnt, durch bisweilen sehr heiße Ställe noch geschwächt, erkranken alsbald nach ungezogener Erkältung (Veget. praef. II.). Der erwähnte Glaube ist verwerflich und sogar gotteslästerlich. Das Schicksal der Menschen wird vielleicht durch göttliche Vorsicht und Fügung gelenket, mit dem Vieh aber hat die Gottheit nichts zu thun und dem Menschen allein ist überlassen, sich desselben in Krankheiten anzunehmen (Veget. praef. IV.). Der Hausvater hindere ihn daher nicht, wenn er in solchen Fällen Mühe und Geld aufwendet, denn stellt er den Werth eines verlorenen Pferdes und die Kosten der auf die Heilung verwendeten Medicin in Rechnung, wird er bald finden, daß diese jenen nicht gleich kommen, er verlange vielmehr von ihm Pflanzenkenntnisse, daß er lesen und wenigstens so viel schreiben könne, um Einnahme und Ausgabe zu verzeichnen, die errungenen Siege der Wettrenner sorgfältig anzumerken und die Namen der belegenden Jüngste und belegten Stuten, deren Sprungtage und die Geburtstage der ihnen entstammenden Fohlen in ein Buch einzutragen. Auf diese Weise entstehen in den Gestüthen die für den Besitzer, für Handel und Wandel so wichtigen Stammtafeln (Apollod. III. 6, 8), wie sie schon die ältesten Griechen erwähnen (Hom. II. II. 766; V. 266; XVI. 148), welche Nachweise

über Vaterland, Herkunft und Siege der Pferde geben und (Bernsdorf ad Nemes. 241), wie bei den Arabern, einen wahren Pferdeadel (generositas, Juven. VIII. 57. Virg. G. III. 75) begründen. Ein so ahnenreiches Ross war Hirpinus (Martial III. 63), der Enkel des Aquilo, beide verewigt (Juven. VIII. 59), auch durch römische Steinschriften (Lips. Epist. ad Italos et Hisp. 26. Öpp. II. p. 287); Hirpinus war 114 Mal der Erste, 56 Mal der Zweite, 36 Mal der Dritte am Ziele gewesen, sein Großvater aber hatte 130 Male, 88 Male und 37 Male den Preis davon getragen. Von hohem Werthe für Besitzer und Zuschauer sind solche Nachweise im Circus (Ovid. amor. II. 2, 1),

Wenn rings durch die Räume der römischen Bahnen des schönen
Rosses harret das Volk, hochedel durch Preise der Ahnen,
Dess' Geschlecht erwecket der hochaufliegende Stammbaum
Und den erwünschten Sprung in Gattung verbieneter Altern;
Aber Gehäuf' besenert das Ross und rennend erschreit sich
Solches zu sehen den Staub und der Bahn gekrümmten Saupfahl.

Stat. Sylv. V. 2, 21.

Der Gestütmesser hat, wie Neleus (Ovid. M. II. 690) Hirten (hipponomus) unter sich, welche die unter Pans Schutze abwechselnd auf Grassluren und in Bergen weidenden Heerden zu beaufsichtigen, wo nöthig, mit besonderem Futter zu versehen haben (Varr. II. 7). Man wählt dazu Bruttier, Gallier, Griechen u. A., stets erfahrene Leute von Jahren, aber jugendlichen Kräften, welche die mit dem Weidegange verbundenen Strapazen aushalten, der Heerde folgen, gut laufen, gut werfen und Räubern und Raubthieren Widerstand und Abwehr leisten. Auf fünfzig Mutterpferde gehören mindestens zwei Kette, deren jeder eine gebändigte Stute bei sich hat, um die Weidemütter zu ihrem Standlager zu treiben; dies kommt in Apulien und Lucanien oft vor (Varr. II. 10).

Ferner gehört in ein Gestüt der Stutenmeister (proriga), welcher den Sprung leitet, die Mutterpferde vorführt, anbindet, durch seine Mitwirkung die Begattung beschleunigt, damit die Gengste nicht in vergeblicher Brunst den Samen versprizen (Varr. II. 7, 8, 2, 4); wahrscheinlich hat er auch die ebenfalls bei der Begattung der Esel wirksame Melodie, welche Clemens von Alexandrien und Plutarch „Sprunglied“ (λαυρόλογος νομός) nennen, zu blasen.

Bei der Paarung ist vornehmlich auf Gesundheit (Virg. G. III. 95), Fehlerlosigkeit, geschätzte Rassenabstammung und reines, bestes Blut des Hengstes wie der Stute zu halten. Diomedes begehret die Kasse des Aeneas, denn

Jenes Geschlecht's sind sie, das Zeus Kronos dem Troas einst
Gab zum Entgelte des Sohns Sampnebes; ebel vor allen
Rassen, so viel umstrahlet das Tageslicht und die Sonne.
Jenes Geschlecht's entwandte der Böllerfürst Anchises,
Ohne Laomedons Kunde die eigenen Stuten vermählend,
Welche darauf sechs Füllen in seinem Palast ihm gebaren.
Hier von jenen behielt und ernähret er selbst an der Krippe,
Die dort gab er Aeneas dem Sohn, zweien stürmende Kenner.

Hom. II. V. 266.

Der Hengst vereinige alle die Tugenden des Gestirns und Körpers, welche wir nach Kennern für das Edelroß ansprechen; er sei namentlich gestreckten Körpers, geschwungenen Bauches, schöner Gestalt, geschmeidiger Schenkel, durchaus ebenmäßigen Gliederbaues (Varr. II. 7), er trage sich hoch (Virg. G. III. 74, 122), sei feurig brünstig, gelobten, lichten, aber einfarbigen Haares, wenn er nicht große Vorzüge besitz, welche die Mißfarbe übersehen lassen (Pall. IV. 18). Mit Sorgfalt werde er, mehr noch als die Stute, zur Zucht erzogen und aus dem eigenen Gestüte gewählt, welches dann erst vollkommen ist, wenn die Rännschen, was sie wirklich thun, ihre Mütter und Töchter bespringen (Aristot. VI. 22, 2). Bei Inzucht nur läßt sich die Vorschrift erfüllen:

— — Welchen zur Hoffnung des Stamms zu erziehen du gedenkst,
Pflanze mit eifriger Sorge sogleich von zartester Kindheit.

Virg. G. III. 73.

So lange ein Thier noch wächst, kann es sich nicht wohl fortpflanzen (Pl. X. 83); das Pferd, nächst dem Menschen, das liebesbrünstigste der Geschöpfe, begattet sich, namentlich bei Güte und Fülle des Futters, vor der Zeit der Reife. Der Hengst belegt schon im dreißigsten Monate; in Griechenland läßt man ihn mit dem 2. Jahre, wo die stärkere Stimme die Kraft verkündiget, zu (Arist. V. 14, 5), in Italien erachtet man ihn erst nach vollendetem dritten Jahre, wo sich Gestalt und Körper ausgebildet (Pall. IV. 13), dazu recht tauglich. Jugend und Feuer treiben ihn, wie die Stute,

— . — — — Denn mit dem dritten der Jahre
Hat das muthige Roß die Blüthe des Alters erreicht.

Lucret. V. 881.

Würdig zeigt er sich nach Andern, wenn der Wechsel der Zähne aufhört, man sagt aber, daß es Einzelne giebt, welche, wenn nicht natürliche Unfruchtbarkeit vorhanden, auch, während sie zahnen, befruchten (Aristot. VI. 22, 2). Keiner der Erfahrenen gestattet den Sprung vor dem dritten Jahre (Col. VI. 28), lieber will man ihn bis nach dem vierten Jahre verschieben (Pall. IV. 13); vom sechsten bis zum zehnten Jahre nimmt die Fähigkeit der Erzeugung besserer Füllen zu und er bleibt bis zum dreißigsten zu verwenden. Alte Hengste sind unter den Circus-Kennern unschwer zu erlangen; sie werden ausgeschlert, weil hier der leitende Grundsatz gilt:

Daß er nicht fall' und entehr' die Zahl der errungenen Palmen,
Weidet erschlaffet der Hengst auf den Wiesen das Gras.

Ovid. Trist. IV. 8, 19.

Es ist nie rathsam, alte oder ältere Bescheller, als angegeben, zu brauchen (Aristot. VI. 22, 3), denn sie werden, vielleicht noch mehr als die Stuten, durch die Liebesdienste angegriffen, im Alter kalt, liebesmatt und

Großig schleicht der Verlobte zur Braut und müht sich vergebens
In undankbarem Frohn.

Virg. G. III. 97.

Es kann daher nur als etwas Außerordentliches angesehen werden, wenn zu Opus in Elis in einem Gestüte ein Hengst gefunden wurde, der mit dem vierzigsten Jahre noch sprang, beim Sprunge aber aufgehoben werden mußte (Pl. VIII. 86. Aristot. VI. 22), oder wenn die Hengste der Sarmaten zum Theil fünfzig Jahre alt werden. Die Abkommen greiser Väter sind, wie diese selbst, gewöhnlich kränklich und schwächlich, und darum ist es rathsam, die alten entkräfteten Thiere, wären sie auch edel, aus dem Gestüte zu entfernen, in der Verborgenheit, zu häuslichem Gebrauche, zu gemeinen Hofsdiesten und Wirthschaftsfuhren zu verwenden, oder aus Barmherzigkeit die Dienstunfähigen an der Krippe zu ernähren. Dahin zielt die Vorschrift:

Jenen auch, haben ihn Seuch' und trügeres Alter entkräftet,
Wieg' in dein Haus und erbarme dich des entadelten Greises.

Virg. G. III. 95.

Bei dem guten Zuchthengste kommt's indes nicht einzig auf geistige und körperliche Vorzüge, sondern auch auf die Nachkommen an, welche er zeuget. Halte darum den Hengst und auch die Stute gut, welche erwünschte Fohlen erzeugen und gebären. Darum schreibt Virgil (G. III. 100) vor:

— — — Auch den Ruch und die Frische des Alters
Merke zuvor mit der Zügenden Racht.

Wir haben schon erwähnt, daß wenige Geschöpfe so liebesbrünstig sind, wie die Pferde beider Geschlechter. Viele halten für nichts als für Sage, daß ein Hengst weder Mutter noch Tochter bespringe. Aristoteles versichert dieses ausdrücklich (VL 22) und wir glauben, daß das Pferd in dieser Beziehung sei, wie andere Hausthiere.

— — — Auch die übrigen Thiere begatten
Ohn' Ausnahme sich ja; auf den Rücken den Vater zu tragen,
Gibt nicht schimpflich dem Kinde; dem Hengst wird die Tochter zum Weibe;
Thieren, gezugt von ihm selbst, bewohnt der Bod', und der Vogel
Zengt auch selber mit dem, aus dessen Geschlecht er gezugt ward.
Ovid. M. X. 325.

Kriecht oder stehet der Hengst die roßige Tochter, erfolgen, wenn der Sprung verzögert oder vereitelt wird, wie bei jedem andern Weibpferde, Ergießungen des Samens (Varr. II. 7). Dabei, wie bei jeder Begattung, verliert er einen Theil seiner Kräfte und Säfte; darum darf man ihm so wenig wie dem Ballach oder Esel Blut entlassen, es wäre denn, daß er dem Dienste entzogen würde, in welchem Falle mit Beginn der Grünfütterung von Jahr zu Jahr Aderlässe erfolgen müssen, weil sonst der Theil des Blutes, welchen er in der geschlechtlichen Arbeit zu verlieren gewöhnt war, sich auf die Augen wirft und Blindheit hervorbringt (Veget. I. 24).

Damit der Hengst bis ins zwanzigste Jahr Sprungdienste versehen könne, darf er als Jüngling nur zwölf (Pall. IV. 13), als Mann, je nach der Körperkraft, funfzehn (Pl. VIII. 66), höchstens zwanzig Stuten (Col. VII. 27) jährlich bedecken.

Bei allen lebendig gebährenden Geschöpfen, auch bei Menschen und Pferden, entwickelt sich das weibliche Geschlecht im Mutterleibe langsamer als das männliche, es erlangt aber außerhalb desselben seine Vollkommenheit zeitiger, nimmt aber auch wieder früher ab, als jenes. Die Stute hat schon mit

fünf, der Hengst erst mit sechs Jahren volle Länge und Höhe; von da ab bis zum zwanzigsten Jahre nimmt der Körper nur noch an Fülle zu (Aristot. VI. 22, 2). Damit ist der Grund angegeben, warum Stuten gewöhnlicher Art schon mit dem zweiten Altersjahre zeugen können; edle sollte man nicht vor zurückgelegtem dritten Jahre (Varr. II. 7. Aristot. VI. 22), wo der Geschlechtstrieb in voller Macht (Hor. Od. III. 11, 9) eintritt, aber auch nicht über das zehnte hinaus, benutzen, weil von da ab die Fohlen wegen zurückgehender mütterlicher Zeugungsfähigkeit schlechter fallen und träger werden (Pallad. IV. 7. Col. VI. 28), namentlich wenn sie sehr jung geworfen haben.

Wir mögen uns bei dieser Gelegenheit nicht versagen, auf den Unterschied der Zeit der eintretenden und abnehmenden Kraft bei Menschen und Pferden aufmerksam zu machen;

— — — Im dritten der Jahre

Suchet der Knab' im Schlaf oft noch die Brüste der Mutter;
Doch wenn das alternde Ross nunmehr die Kräfte verliert,
Schläffer an Gliedern wird, indem ihm das Leben entgeht,
Dann erst naht das Kind dem blühenden Alter der Jugend,
Welche mit weichem Flaum ihm Sinn und Wangen bekleidet.

Lucret. V. 833.

Die besten Fohlen fallen nach dem Zahnwechsel der Mütter, in der Zeit vollster Kraft. Daher wird bei Homer, als zweiter Kampfpriis, ausgestellt

— — — — Die Stute

Ungezähmt, sechsjährig, beschwert vom Füllen des Maulthiers.

Hom. II. XXIII. 268.

Weil die Stute als Kind schwächliche, als Greisin ungeschickte Nachkommen bringt (Pl. VIII. 66), muß man die, welche zur Zucht bestimmt werden, von Würfen aus den mittleren Jahren derselben nehmen.

Das gute Mutterpferd besitze, außer den allgemeinen normalen Eigenschaften, große Lenden, weites Bauchgewölbe und Sanftheit des Charakters, damit es sich gegen die säugenden Fohlen gelassen erweise (Varr. II. 7).

Mit Ausnahme des Menschen hat jedes Geschöpf feste Begattungszeiten des Jahres und des Tages (Pl. X. 83). Die Natur bestimmte dazu für die meisten, auch für die Pferde, das Frühjahr (Opp. I. 385); die Gewalt des Triebes ist aber bei ihnen stärker, als das Naturgesetz. Der Hengst bedeckt und die

Stute läßt sich jederzeit und lebenslang bedecken, wenn ihnen nicht eine Fessel oder ein anderes hinderndes Zwangsmittel angelegt wird; bestimmte Begattungszeit halten weder Männchen noch Weibchen, obschon diese zuletzt, wenn eine zufällige Befruchtung stattgefunden, die Frucht ihres Leibes nicht austragen oder nicht aufziehen können (Arist. VI. 22, 5). Wo, wie in Areta und in den wilden Gefüthen gemeiner Pferde Italiens, Hengste und Stuten gemischt auf der Weide gehen, giebt es jederzeit Fohlen. Edelrosse werden nach Aller Einstimmung am Angemessensten von der Frühlingsgleiche bis zur Sonnenwende (Pallad. IV. 18, 1. Pl. VIII. 66), wenn die Ager fein lustig grünen (Col. VI. 27), begattet.

Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat,
Und entseßet der zeugende Hauch des Favonius anfließt,
Küßige Heerden springen alsdann durch fröhliche Matten,
Sehen durch reißende Ströme; so mächtig seßet die Amuth
Und dein Reiz, Venus, die Natur der Lebenden Aller,
Daß mit Begier dir Jegliches folgt, wohin du es anlockst.
Und so erregst du im Reer, auf Bergen, in reißenden Flüssen,
Unter der Vögel belaubetem Hans, auf grünenben Auen,
Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe, wodurch sie
Sich fortpflanzen mit brünstiger Lust in Art und Geschlechtern.

Laocö, L. 10, 13.

Die Fohlen fallen dann in gelegener Zeit (Varr. II. 7), wogegen die Späteren fehlerhaft und untauglich sind und die reichliche und gesunde Weide auf Wiesen und abgeernteten Fruchtfeldern entbehren (Geop. XVI. 1).

Die Jüngeren der Pferde und Rinder zeigen sich zuerst, die im Stalle ernährten Stuten früher, wohl 40 Tage früher, als die Weidegänger (Pl. X. 83), zumal wenn die Bitterung und die Gesundheit gut ist (Arist. VI. 18, 6) rossig. Man darf sie jedoch nicht zu frühzeitig zulassen, weil dann die Fohlen zu bald, ehe die milde Lust des neuen Jahres das Gras der Erde entlockt hat, fallen. Zu rechter Zeit aber müssen sie Gelegenheit erhalten, die Lust zu befriedigen, weil sie sonst, vom Glutstachel derselben getrieben, zu solcher Liebeswuth entbrennen, daß sie sich, wie einige Arten des Postgeflügels, den Liebesact in ihrer Einbildungskraft vergegenwärtigen und ohne Gatten, vom Winde, trächtig werden (Col. VII. 27). Das einzige Mittel, die Brunst

zu dämpfen, besteht in dem öfters erwähnten Abscheren der Haare (Arist. VI. 18) sonderlich der Rähnenhaare (Plin. VIII. 66, 2).

Rosfige Stuten sind zu erkennen, aber schwer zu behandeln und mancherlei Krankheiten ausgesetzt. Sobald Venus ihr Herz verwildert, lassen sie den Rosknecht nicht wohl an sich; auf der Weide stecken sie mehr als früher die Köpfe zusammen, bewegen häufig den Schwanz, ihre Stimme verändert sich, sie harnen häufig, die Scham schwillt an und ergießt eine dem männlichen Samen ähnliche, nur etwas dünnere Flüssigkeit. Vor der Rosfigkeit stellt sich auch der Monatsfluß ein; er kehrt (bei Nichtbefruchtung) mit Unterbrechungen von zwei, vier und sechs Monaten wieder. Weil sich diese Ausleerung von Jemand, der nicht mit Rossen umgeht und nicht sehr vertraut mit ihrer Natur ist, nicht wahrnehmen läßt, stellen Manche deren Vorhandensein gänzlich in Abrede (Arist. VI. 18).

Stuten sind am bössartigsten nach dem Wurfe, Hengste in der Begattungszeit; Feuer blüht in ihren Augen und zitternd regen sich Adern und Nerven.

— — — Scheint nicht auch verschieden das Weibern
Wenn der blühende Hengst voll Jugendkraft im Geflüte
Lobt, vom Sporen gereizt des flügelbeschwingeten Amor;
Oder zu anderer Zeit aufwiehert mit zitternden Gliedern,
Und zum Kampfe bereit durch die Röhren schauet und aufbraust?
Lucret. V. 1072.

Dann beißen die Hengste sich unter einander, werfen die Reiter ab, verfolgen sie (Arist. VI. 18) und werden gänzlich unbändig, wenn ihrem gesteigerten Geruchsinne die Ausdünstung brünstiger Stuten von der Luft zugeführt wird.

Siehst du nicht, wie den Hengsten der Leib vor erschütternder Schamucht
Schanderte, wenn nur Geruch bekanntere Lüfte hereintrug? —
Wie kein Raum der Männer sie mehr, noch die strafende Geißel,
Felsen nicht und hohles Geflüst, noch begegnende Ströme
Bändigten, die im Gewog' abschüssige Berge daher drehn? —
Virg. G. III. 260.

Hengsten, die nicht springen, muß, die Kraft zu bändigen und das Erblindung verursachende Blut von den Augen abzuleiten, jährlich ein Adereschlag (Veget. I. 24), nie aber denen, welche Dienste leisten, gethan werden, weil Blutverlust und die mit der Begattung verbundene wollüstige Begierde (Arist. VI. 18) den Körper zwiefach und zum Schaden der Nachkommenschaft abschwächen, ja, das Leben verkürzen würde (Veget. IV. 7).

Die gemeinen Pferde weiden das ganze Jahr gemeinschaftlich, nicht aber die Edlen. In diesen Gestüten werden die Hengste entweder an der Krippe oder auf Weiden ernährt, welche von denen der Stuten durch Gebirge, breite Flüsse oder Umzäunungen der Weide gesondert sind; Manche legen ihnen auch hindernde Fesseln an. So nur läßt sich eine geordnete Zucht betreiben und das Hengstvolk abhalten, nach Willkür aufzusehen und die Stuten zu beschädigen, welche den Sprung eben so wie die Kühe, auch wenn sie schon trächtig, zulassen (Col. VI. 27. Grat. 377). Bei offenen Gestüten werden die Väter um die Frühlingsgleiche zu den Müttern gesellet. Schon nach wenigen Tagen lernt ein Jeder die Gewählte durch den Geruch kennen; sie gehen oft paarweise zusammen (Ael. IV. 8), verscheuchen fremde Aufkommlinge und weiden, Jeder für sich, die Gesellschaft der Stuten, deren in Griechenland Jedem dreißig und einige zugerechnet werden. Kommt ein anderer Hengst an dieselbe heran, bringt der Gatte seine Weiber auf einen Haufen, umkreiset sie laufend und macht sich fertig zum Kampfe; bewegt sich eine Stute, so beißt er sie und hält sie zurück (Arist. VI. 18, 7). Bei Stallfütterung hat der Proriga die Stute täglich zwei Male, Morgens und Abends (Varr. II. 7), vorzuführen, denn die Hengste zeigen früh die größte Begattungslust, die Stuten aber schmeicheln Nachmittags (Pl. X. 83).

Für Belegung fremder Stuten scheint ein Sprunggeld (equimentum) erhoben worden zu sein.

Die Hengste werden durch kräftigere Fütterung, mit Gerste, Spelt, Erben, Richern (Galen. de alim. facult. I. 29), auch frohnden, saftvollen Kräutern und gutem Wasser (Col. VI. 27), schon dreißig Tage vor der Begattung dazu vorbereitet,

— — — Daß nicht mangle die Kraft zu schmeichelnber Artzt,
Und nicht schwächliche Kinder des Vaters Hunger verkünden.

Virg. G. III. 127.

Die Futtergaben müssen besser und stärker sein, wenn der Hengst in dem traurigen Winter herabgekommen oder anerschen ist, vielen Müttern zu genügen.

In entgegengesetzter Weise wird dem Mutterpferde zuvor das Futter sorglicher verabreicht, die Tränke vermindert und starke, anstrengende Bewegung auferlegt, damit die Empfängniß sicherer erfolge. Aerzte (Hippocr. de aegr. 10), Naturphilosophen und

Landwirthſche theilen die Auſicht, daß gutgenährte, weibliche Thiere aller Gattungen zu brünftig werden und nicht empfangen, denn es iſt bei ihnen, wie bei dem Acker am Fuße des Berges, der unthätig iſt und deſſen Saat vergehet, wenn er der fetten Schwamm-erde von oben zu viel erhält.

Denn der Freie Gedehſen vermehret ſelber durch Haſten;
Und ſobald nach Vermählung die ſchon bekannte Wolluſt
Brüſtig verlangt, dann weigert das Laub, dann wehret den Sprudel.
Laß auch erſchütternden Lauf und Sommergluth ſie ermühen,
Wenn vom gedroſchenen Korn' die Tenne auſbröhet und dem Worſter
Schon die nicht'ge Spreu im ſteigenden Weſte verwehet.

Virg. G. IIL 129.

Die Begattung der Pferde iſt zwar langſamer, als die der Eſel, aber wegen ihrer hitzigen und leicht beweglichen Natur nicht ſo mühevoll, wie die der Riader; darum halten die Griechen auch nicht, wie bei dieſen, Sprungmeiſter oder Führer (Arist. VL 22, 1; 6), aber doch kommen öfters außerordentliche Fälle vor. Manchmal zeigt der Hengſt keine Sprungluſt; der Sprungmeiſter hat ihm dann Roßbruſt einzugeben oder die Scham der Stute mit einem Schwamme abzuwaſchen und dieſelbe ſo zu ſtellen, daß er dieſe beriechet; verſagt er die Schuldigkeit, weiß die Stute gemeiner Art iſt, ſo wird er ſie erfüllen, wenn man ihm eine Edle zuführt. In dem Falle (Laocrot. IV. 1195).

— — Daß das Weib nicht mit eben der kühnen Inbrunnſt verlangt
Nach des Mannes Beitritt, als er nach dem ihren verlangt,

wird ſie entzündet, wenn die Scham mit garliebener Reerzwiebel beſtrichen wird (Col. VL 27). Erwacht die Bruſt zur Unzeit oder mag die Stute ſich nicht von dem unedlen Herrn oder dem Eſel beſteigen laſſen, ſchere man die Mähne ab (Plin. VIII. 68). Fehlt beiden die Luſt, werde der Kern einer Reerzwiebel bis zur Dicke des Fingrs eingekocht und die Scham der Stute in der Zeit ihres monatlichen Fluſſes damit beſtrichen, der Hengſt aber ſo nahe gebracht, daß ſich beide berühren (Varr. II. 7). Man kann ihnen auch, wie den Eſeln, Ochſen einſtecken, welches ſelbſt Menſchen zum Beiſchlaf reizet (Pl. XX. 48). Die Stute aber läßt nie den Eſel und die Eſelin nie den Hengſt zu, wenn nicht das Eſelein von einem Pferde gefängt worden iſt, oft auch nur dann erſt, wenn die Mähne abgeſchoren wird. Um ſie zugänglich zu machen, ſchiebt man abſichtlich die ſ. g. Pferdesäuglinge d. h. Eſelsfüllen, die im Dunkeln an die Zitze einer Stute

gelegt wurden, unter, denn diese belegen wie die Pferde, indem sie auf der Weide Gewalt brauchen (Arist. VI. 23, 8. Plin. VIII. 89, 1).

Die Stuten werden in einem, zwei, drei, oft noch mehr Tagen (Arist. VI. 22) befruchtet und empfangen sehr leicht. Zeichen der Zukunft sind, wenn sie dem Nord- oder Südwinde, je nachdem sie ein Männchen oder Weibchen empfangen (Plin. X. 83), entgegen laufen oder wenn ihnen, wie den Eselinnen, eine Materie, Roggmuth (Hippomanes), abgeht, die, weil sie nur tropfenweise abfließt, nach Aristoteles schwer zu erlangen ist; getrocknet und mit Wasser genossen, erregt sie bei Menschen und Thieren wuthähnliche Liebesausbrüche (Pl. XXVIII. 80), und an einer Lampe angezündet, zeigen sich in deren Lichte, wie Anaxilans schreibt, Pferdelöpfe (Pl. XXVIII. 29). Die Stutenmeister benutzen sie zur Erregung der Brunst der Stuten, die Banberer zur Erweckung des Liebestriebes bei Menschen (Virg. G. III. 280. Col. VI. 27), und sie ist von stärkerer Kraft als das Kraut gleichen Namens (Theocr. II. 48), denn man weiß, daß Hengste roßtoll werden, wenn sie in das Erz der in Olympia aufgestellten Siegestuten gemischt wird, sobald sie dieselben sehen (Pl. XXVIII. 29). Namentlich ist dieses der Fall bei den Stuten, welche Phormis aus Mämalus, der von da nach Sicilien zu Gelo überfledelte und welche die Inschrift trägt:

Sie hat geweiht der Arlaber

Phormis aus Mämalus, der jetzt Syracuser ist,

nicht bloß im Frühjahr, sondern das ganze Jahr hindurch; sie reißen selbst ihre Banden los, oder gehen ihren Führern durch, um in die Altis zu rennen, und springen mit wilder Eile auf diese künstliche Stute, als auf die schönste lebende in der Brunstzeit. Zwar gleiten sie mit ihren Hufen ab und fallen herunter, lassen aber nicht nach, sondern wiehern nun um so heftiger und springen mit noch gewaltigerem Drange, bis sie mit Peitschenhieben und andern gewaltsamen Mitteln abgehalten werden (Paus. V. 27).

Manche Stuten scheinen trächtig, sind es aber nicht. Zeichen der Trächtigkeit sind, wenn sie den Hengst wieder anzulassen weigern, die Farbe, je nach derselben, ins Röthliche oder Dunkle verändern, dichteres Haar (Pl. X. 83), auch andern Gang und andere Haltung annehmen; das Blut, dessen treibende,

beißen und ägende Kraft bekanntlich selbst Fleisch wegfrisst (Pl. XXVIII. 74), wird, mit Ausnahme derer, welche noch nicht bedeckt wurden, schärfer, daß es selbst den Rand der Geschwüre verzehrt (Pl. XXVIII. 41). Es giebt Stuten, die gänzlich unfruchtbar sind, und solche, die zwar empfangen, aber nicht austragen. Dies soll sich dadurch kund geben, daß die Frucht, wenn man sie aufschneidet, neben den Nieren noch anderes Nierenartige hat, so daß sie vier Nieren zu haben scheint (Arist. VI. 22, 6).

Stuten können zwar jedes Jahr bedeckt werden und bleiben doch bis ins zehnte gut zur Zucht (Pl. VIII. 66), aber doch lassen sich auf jede nicht durchschnittlich sieben Fohlen rechnen, denn sie setzen stets einige Zeit nach dem Wurfe aus, ehe sie den Hengst wieder annehmen. Esellinnen und gemeine Stuten müssen alle Jahre werfen (Col. VI. 27), edle nur ein Jahr um das andere. Die Füllen fallen dann schöner aus und die Kühen bleiben länger brauchbar. Es ist bei ihnen gerade wie bei dem Lande, das, wenn es jährlich tragen muß, entkräftet, aber bessere Frucht bringet, wenn es ein Jahr um das andere in Brache liegt (Arist. VI. 22, 6. Varr. II. 7).

Gleich nach der Begattung gebührt den Trächtigen größere Sorgfalt der Pflege, Abwartung und Aufsicht, die sich steigern muß, wenn den Schwerbelbten die Geburtsstunde herannahet (Virg. G. III. 138). Reichliche und gesunde Grasweide in ruhigen Waldthälern und auf den großen offenen Staatstriften ist ihnen dienlich und giebt die erforderliche kräftige Nahrung; hier finden sie volle, frische Bäche mit unschädlichem Wasser, hier bequeme Trinkstellen, hier Schatten gegen die sengenden Strahlen der Sonne und einigen Schutz gegen die Bremsen (Virg. G. III. 146), die, eine furchtbare Plage um den Silarns und Tanager in Unter-Italien, ihre Eier in Haut, Nase, Ohr und After der Weidethiere legen, daß sie sich davon wie wüthend gebehren. Besonders in den Mittagsstunden beschäftigen sie, und

Darum

Weid' im buschigen Thal mit stets vollwallenden Bächen,
Wo das Ross weich grünt und frisch vom Grase der Bord ist,
Wo die Grotte beschirmt und der Fels vorragend herabhängt.

Virg. G. III. 143.

Die Hirten müssen der Heerde stets nahe sein; sie ist dann

geschützt gegen die Anfälle der Wölfe, und die Reiter, welche selbst im Zustande der Trächtigkeit die fernher ansehenden Hengste, welche sogar die Kühe, nach Columella, nicht abweisen, aber auch nicht verschonen, lassen sich sicherer abwehren. Auch Eselhengste gehen den Stutenherden nach; gelingt es letzteren eine schon von einem Rosshengste bedeckte Stute zu bespringen, so zerstören sie deren Leibesfrucht, was jedoch nicht der Fall ist, wenn ein Hengst eine von einem Esel belegte Eselin bespringt (Arist. VI. 22, 6; 23, 1). Die Hirten dürfen die Heerden nie auf sumpfige, mit Eiskrost belegte Weiden treiben, weil dann, wenn nicht (Vogel. prol. II.) die stärkere Natur des Mutterthieres dem Nachtheilen ungesunden Futters Widerstand leistet, Fehlwürfe, wie auch in dem Falle erfolgen, wenn dasselbe erhitzt fäulst, gestoben, geschlagen, in engen Gehägen und Ställen gedrängt oder durch Laufen angestrengt wird. Ferner sollen sie bedacht sein, daß die Weidemütter

.. Nicht im Sprunge durchrennen den Weg, noch im hitzigen Laufe
 .. Meher die Ku' hintoben und reißende Stöße beschwinnen.

Virg. G. III. 141.

Als Tränke kann gutes Flußwasser dienen (Virg. G. III. 144); ist es zu kalt wie das keltische im Sabinischen oder das bei Ronatrix in Aetadien (Pl. XXXI. 6, 21), so treibt es die Leibesfrucht ab. Man hält darum für dienlicher, dasselbe in Behältern, wo es sich erwärmt und abdampft (Col. VI. 22. Pall. IV. 11. Pl. XXXI. 21), zu sammeln oder Regenwasser, das zwar keßlicher, aber auch stärker mit Unreinigkeiten vermischt ist, zu geben.

Trächtige Stuten und Kühe fressen stärker und werden fetter als im leeren Zustande (Arist. VI. 18, 12. Varr. II. 7), sie dürfen aber nicht zu viel und auch nicht zu wenig erhalten. In jenem Falle würden sie verschlucken (abortire), in diesem nährungs-fähig werden und schwache Junge werfen.

Ob und in wie weit die tragenden Stuten zu benutzen sind, verdient eine Bemerkung. Die Scythen reiten sie, sobald sich die Leibesfrucht bewegt und gedreht hat, und behaupten, daß der Lauf in Folge dieser Bewegung erleichtert werde (Aristot. VI. 22, 2); die Griechen reiten sie auch, und ich finde, daß Eche-frates aus Eßessalien mit einem tragenden Mutterpferde in Olympia siegte (Pl. X. 83). Räßige Bewegung ist denselben

gewiß unschädlich, wie aber dürfen sie durch Arbeiten angeßrenkt oder Laufen abgeheßt werden (Col. VI. 27. Varr. II. 7);

Wie laß Einer im Joch beladene Wagen sie ziehen,
Ober im Sprung durchrennen den Weg.

Virg. G III. 140.

Wenn böse Bitterung oder Mangel an frischem Grase im kalten Winter eintritt, ist die Ratterheerde in wohlverwahrten Ställen mit verschlossenen Thüren und Fenstern (Col. VI. 27) zu halten, denn Pferde, am wenigsten trächtige, können kalte, feuchte und ungesunde Bitterung, ohne Obdach noch weniger als Rindvieh, aushalten (Col. IV. 22), doch dürfen sie auch nicht zu warm und nicht dünstig stehen. Man bringe daher nicht zu Viele zusammen und lege, damit sie sich nicht drängen, drücken oder schlagen, zwischen die Einzelnen von den Krippen auslaufende Staudbäume (Varr. II. 7).

Erkrankt eine Stute während der Monate ihrer Leibes schwere, bringt sie einen s. g. Maulthierbastard, ein zwergartiges Geschöpf, das, wie die menschlichen Zwerge, eine große Ruthe hat (Aristot. VI. 24).

Die Zeit der Trächtigkeit dauert zwölf (Varr. II. 1), gewöhnlich nur elf Monate und einige Tage (Pl. VIII. 66. Arist. VI. 22), nach genauer Angabe elf Monate zehn Tage (Varr. II. 7). Wie von allen Thieren mit ungespaltenen Hufen und zwei Zehen fällt jedesmal ein Junges (Pl. VIII. 88), selten zwei, nie mehr (Pl. XI. 98); daß eine Stute zwei Halbesel warf, wurde als Wunder betrachtet (Arist. VI. 22). Die Geburt erfolgt stehend (Pl. VIII. 66), und leichter, den Umständen nach reinlicher und nach der Körpergröße des Pferdes mit geringerem Blutverluste als bei andern Thieren (Arist. VI. 18, 10). Die Fohlen wehern sogleich nach der Geburt, die weiblichen leise und fein, die männlichen etwas stärker und tiefer. In demselben Verhältnisse bildet sich die Stimme fort, bis sie bei dem Hengste im zweiten Jahre, wo der Sprung beginnt, den Stuten bleibend an Kraft voraussetzt, bis zum zwanzigsten Jahre, wo sie bei Männchen und Weibchen wieder schwächer wird (Arist. V. 14, 4).

Die Mütter sind gleich nach der Geburt sehr bössartig um der Fohlen willen; sie schmeißen und beißen, und beweisen ihre große Liebe durch Belegen, Erwärmen und Säugen (Pl. X. 88. Arist. VI. 18, 1, 10). Bei dem ersten Reinigen und Waschen

beißen sie ihnen das auf der Stirn (Ael. h. a. III. 17) befindliche schwarze Blättchen, von der Größe einer Feige, „Fohlennahrung“ von den Deutschen, „Rospont“ (Hippomanes) von den Griechen und Römern genannt, ab, verschlucken dasselbe und können, vielleicht in Folge des ihm beimohnenden Liebesgiftes, schon drei Tage nach der Geburt wieder bedeckt werden (Pl. X. 83). Nimmt ein anderer das Blättchen ab, lassen sie ihre Fohlen nicht säugen (Pl. VIII. 66); es mag dies öfterer vorkommen, denn man weiß allgemein, auch nach der Priesterin der Dido, — daß von Zauberern und Zauberinnen zu Liebesgemischen und Reizmitteln des Beischlafes (Pl. XXVIII. 80) gesucht ist.

Was der Stirn des neugeborenen Follens man abiß,
Jenes der Mutter entziffte Schuß.

Virg. Aen. IV. 515.

Ein neugeborenes Fohlen mit der Hand zu berühren, ist schädlich für dasselbe. Es muß warm gehalten werden (Pallad. IV. 13) und im geräumigen Stande stehen, damit es die Mutter nicht so leicht beschädigen kann (Col. VI. 27).

Stirbt eine Mutter, kann das verwaifete Thierchen an einer Ziege mit verbundenen Augen oder an einer andern Stute ernährt werden. Auf der Weide nehmen sich seiner andere Stuten von selbst an (Pl. VIII. 66).

Erkrankungs- und Verwerfungs-Fälle kommen selten, meist nach ungeeignetem Futter, nach Befruchtungen durch Esel, durch Stöße und Anstrengungen vor. Man gebe ihnen dann Engelsfäß (polypodium s. filicula), eine dem Farnkraute ähnliche, unter uralten Bäumen und auf Felsen wachsende Pflanze (Pl. XXVI. 37) mit Wasser mittelst eines Hornes ein. Ist der Fehlwurf Folge der ungleichartigen Begattung, so thue man lehterer, auch bei der Eselin, Einhalt, weil sonst leicht gänzliche Unfruchtbarkeit eintritt (Arist. VI. 23).

Das Fohlen steht alsbald nach der Geburt auf; sein erster abgehender Mist hat die Größe einer Bohne und verändert sich erst nach und nach. Er ist heilkräftig gegen Selbstucht innerhalb drei Tagen (Pl. XXVIII. 64).

Die Milch der Stuten, das ausschließliche Nahrungsmittel der urzeitlich bekannten Pferdemeßer (Hippomolgen) in Thracien, Mysien (Hom. II. XIII. 5), einiger Völker in Pontus (Pl. II. 160) und Sythien, ist (Str. VII. 1), nächst der des Kameles

die flüssigste (Pl. XI. 98), sehr nahrhaft *) und besonders bei Grünsfütterung diensam wider Verstopfung, Fallsucht, Gebärmutterkrankheiten schwangerer Frauen (Pl. XXVIII. 58, 63, 77). In der Vorzeit herrschte der jetzt noch unter barbarischen Völkern bestehende Glaube, daß mit Stutenmilch ernährte Kinder hochmuthig würden. Daher die Sage, daß das Kind der Alope, der Tochter des Cercyon, welche Vulkan liebte, und Camilla, die jagdlustige, tapfere Jungfrau von einer Stute genährt worden sei. Dieser

— — — Dort in Gefräuchen, unschreut von den Lagern des Raub-
wils's,

Gab die Stut' aus der Herde zur Amm' die stärkende Nahrung
Wildernder Milch, einrückend die Brust in die zärtlichen Rippen.

Virg. Aen. XI. 570.

In Italien bereitet man Käse aus Rossmilch (hippace); er macht die Hauptnahrung der Bewohner des Pontus aus (Str. VII. 1) und auch Aeschylos preiset

Scythia's gerechtes, pferdeläsespeisend Boll.

Seztius schreibt ihm gleiche Wirkung, wie dem Kuhkäse bei (Pl. XXVIII. 34); er erweist sich wider Chyldurfall und Ruhr, selbst wenn schon Blut abgeht, diensam (Plin. XXVIII. 58). — In Griechenland mischt man die Milch unter phrygischen Käse (Arist. III. 20, 5).

5. Das Pferd und seine Behandlung.

Alle Geschöpfe befinden sich längere oder kürzere Zeit nach der Geburt in einem Zustande, welcher unvollkommen ist und dem der Ausgewachsenen sich erst allmählich nähert. Man vergewärtige sich den Abstand zwischen Knaben und Mann,

*) Auch durch die neuere Chemie ist festgestellt, daß die Pferdemilch dünner und ärmer an Milchsucker als die Kuehmilch ist; sie läßt sich nicht leicht buttern, coagulirt leicht durch Säuren, nicht aber durch Lab, und eignet sich vorzugsweise zu geistiger Gährung. Die Tataren wissen deshalb daraus nicht bloß ein angenehmes säuerliches Getränk — Kummil —, sondern auch eine gelbige und heraufschäumende Flüssigkeit zu bereiten und die Kalmläden einen Brantwein, der in vieler Hinsicht dem Kornbrantwein vorgezogen werden kann. Im frischen Zustande wird sie von heiden Völkern gern genossen.

zwischen Händchen und Hund, zwischen Hüllen und Pferd! (Cic. de nat. II. 14, 38). — Dasselbe bringt Schenkel von gehöriger Länge mit auf die Welt, die sich später nur ausdehnen, ohne eigentlich zu wachsen, sein Hals aber ist unverhältnißmäßig kurz, und vor dem dritten Tage kann es mit der Schwanzspitze die Erde gar nicht berühren (PL VIII. 66) und später nur mit gebogenen Knieen weiden; kurz ist auch sein Körper, und darum kratzt es sich mit den Hinterfüßen noch hinter den Ohren, was es bei zunehmendem Alter und sich verlängerndem Schafte nicht mehr kann (PL XI. 108); der Schwanz ist kraus und kurz behaart, die Nähnähe borstig, der Huf weich; nicht bestimmen, nur vermuthen läßt sich, ob es zu einem schönen Pferde sich ausbilden werde. Ist es gesund, sucht es bald nach der Geburt das Uter, welches ihm die zärtliche Mutter und fast ein ganzes Jahr darreicht, während die Eselin das Ihrige wegen Uterschmerz schon nach sechs Monaten abstößt (PL XI. 95). Varro verlangt, daß das edle Fohlen zwei Jahre säuge, denn Muttermilch nährt am besten. Die säugende Stute muß kräftiges Futter, täglich zwei Mal Gerste mit Wasser neben Heu oder Gras erhalten. Die ersten zehn Tage verbleiben beide in bedeckten Ställen und gehen dann zusammen auf die Weide, wo das Fohlen bei erforderlicher Bewegung der Gefahr entzogen ist, daß der Stallmist die Hufe verhitze (Varr. II. 5). Zuvor aber erfolgt die Brandzeichnung, die so nöthig, um Verwechslungen auf den Weiden vorzubeugen, später erwünscht ist, um die Abstammung zu erweisen. In manchen Gegenden wird sie bis in den April des nächsten Jahres, zur völligen Entwöhnung und zum neubeginnenden Weidegange verschoben (Cic. XI. 2, 14. Virg. G. I. 263; III. 160. Pallad. II. 16). Die Zeichen sind dieselben, die wir bei dem Rindvieh angaben, doch kommen häufiger Thierbilder als Buchstaben (Lucian. Ign. 5) in Erwähnung; man kennt die „Affenköpfe“, die „Böcklinge“ (Eycaspaden) und Plinius (VIII. 64) glaubt, daß der Bucephalus von einem ihm eingebrannten Ochsenkopfe, dem gewöhnlichen Brandzeichen der Theffalier, seinen Namen erhalten habe. Man bringt dasselbe in Zug oder Lenke an und darauf deutet Anakreon, wenn er singt:

Es trägt an seiner Hälse

Das Roß der Gluth-Bezeichnung.

Die Weideernährung dauert den ganzen Sommer an, sobald

aber der öde Winter mit seinen kürmischen Gestirnen auftritt und die Ager in Reif ergrauen, sind die 4 — 7 Monate alten Fohlen in bedeckten Ställen zu halten. Ihr Futter besteht hier neben Muttermilch in Gerstemehl, Kleie und getrockneten oder grünen lieblichen Kräutern, nach 10 — 12 Monaten schon in Gerste und im dritten Jahre in Rangelorn. Die Entwöhnung von den Müttern erfolgt allmählich (Varr. II. 7).

Der Gebieter oder Aufseher muß die Pferdeställe oft besuchen, sich nach dem Zustande der Fohlen, Mütter und Fohlen sorgfältig umsehen und die, welche sich wegen guter Abkunft oder Bauart zu Reit- oder Wagenpferden vorzüglich zu eignen scheinen, in ganz besondere Abwartung und Pflege stellen; der Stallmeister sich oft mit ihnen abgeben (Veget. I. 56), sie anfassen, schmeicheln, loben, ansprechen, unter den Mähnen krabbeln, an der Brust mit hohler Hand beklopfen, kurz auf alle Weise zutraulich machen und je länger je mehr für ihre künftige Bestimmung vorbereiten (Virg. G. III. 185). Diese Gewöhnung bis über das zweite Jahr verschoben, wird immer schwieriger. Varro (II. 7) rath ebenfalls, schon die Säuglinge oft anzugreifen, ferner Bäume vor ihnen aufzuhängen, damit sie sich an deren Gestalt und Klirren gewöhnen, später die Halfter ihnen überzuwerfen, sie an der Hand zu führen und wenn sie dieses dreijährig gelernt, ihnen Baum und Gebiß ins Maul zu geben und einen Knaben aufzusetzen, der sich anfänglich auf den Bauch leget, später eine sitzende Stellung einnimmt. Merke darum, du Stallmeister, die Vor-
schrift:

— — — Ihm Baum, ihm Ketten zu rüsten vergiß nicht;
Füglos, jarten Genicks, da lernt das Ross von dem Meister
Sehen den Weg, so der Reiter ihm zeigt.

Hor. Ep. I. 2, 64.

In ähnlicher Weise werden künftige Kriegspferde vorbereitet; damit sie das Getöse der Waffen, das Geklirr der Schilde und den Anblick von Schlachten ohne Schen ertragen, mache man um die einjährigen Fohlen lautes Getöse, man blase Trompeten und Zinken, führe sie durch Volksgetümmel, zeige ihnen Gegenstände allerlei Anblickes, lasse ihnen nahes und fernes Geräusch hören und zeige ihnen Bilder von Erschlagenen, die unter den Baum gelegt werden können (Ael. H. a. XVI. 25). Fürchtet sich das Fohlen vor diesem oder jenem Gegenstande, werde es

sanft belehrt, daß seine Furcht eitel sei; Gewalt und harte Behandlung verfehlt das Ziel. Die, welche sich vor Menschen scheuen, werden leutselig und folgsam, wenn man sie im Stalle sich selbst überläßt und ihnen so beibringt, daß sie in der Einsamkeit von Hunger und Durst gequält werden, daß aber nur der Mensch Futter und Wasser geben und alles, was Schmerzen verursacht, entfernen könne. Bei diesem Verfahren gewinnen sie den Menschen allmählich Lieb und verlangen zuletzt nach ihm (Xen. 2).

In gleicher Weise werden die künftigen Wagenpferde durch Anlegung des Joches allmählich vorbereitet. Wir nehmen die Vorschrift des Dichters als völlig richtig an, wenn er sagt:

Streng früh an den Gaul den Muth und die Waffen zu schonen
Kämpfender, auch zu erdulden die Pein und senfender Räber
Zug zu befehlen und im Stalle die kirschenden Ränne zu hören;
Dann je mehr und mehr am schmeichelnden Lobe des Zähmers
Sich zu erfreuen und sanftes Geklatsch des Halses zu lieben,
Solches bereits, wann kaum er der Mutterbrust sich entwöhnet,
Wag' er und blet' uns Andre das Haupt der weichenen Galfter,
Kraftlos noch und zitternd, und noch unkundig der Jugend.

Virg. G. III. 182.

Varro tadelt (II. 7), wenn Fohlen schon mit anderthalb Jahren gebraucht werden. Zu Wirtschaftsdiensten lassen sie sich mit dem zweiten Jahre zähmen (Col. VI. 27), zu Kampfspielein aber erst nach dem dritten, wo sie an Größe und Kraft zugenommen haben und kräftiges Futter vertragen können. Die eigentliche Verwendung dazu darf erst mit dem vierten (Col. VI. 29), nach noch strengeren Grundsätzen nie vor dem beendigten fünften Jahre erfolgen (Pl. VIII. 65).

Man erfährt, daß die Scythen und Sarmaten die Hengste verschneiden, um sie sanfter und gangbarer zu machen (Str. VII. 7). Ob auch die Griechen? — Kein Dichter, auch kein anderer ihrer Schriftsteller erwähnt des entmannten Pferdes. Aristoteles, der mit großer Umständlichkeit die Einzelheiten der Castration der Hausthiere angiebt, übergeht das Verfahren des Verschneidens der Pferde, und sagt nur ganz im Allgemeinen (H. a. III. 1, 9), daß die Hoden der jüngeren, aber auch der älteren Thiere, durch Quetschen, Aus- oder Abschneiden oder auf andere Weise zerstört oder entfernt würden. Xenophon, Columella und Varro schwelgen in gleicher Weise, was Anlaß zu der Vermuthung ge-

geben, daß die Entmannung der Hengste in Griechenland so wenig wie in Arabien üblich gewesen sei. Erfahrungsmäßig wird dadurch in heißen Ländern das Thier geschwächt; wir glauben, daß der Grieche, dem das Roß so nahe stand, für Unehre gehalten haben würde, den Augen des Volkes in der Stadt oder Bahn Eunuchen zu zeigen die mit den männlichen Zeichen die Kraft, den Geist, den Muth und das Feuer ihres Geschlechtes verloren. — Die Römer entmanneten die Hengste; Varro nennt das verschüttene Pferd „Ballach“ (cantorius). Hat das Wort die Bedeutung nicht im Laufe der Zeit geändert, so ließe sich in Italien die Entmannung weit zurück leiten und zum Beweise die in Campanien (J. 215) im Munde des Landvolkes gangbare, sprüchwörtliche Redensart: „Der Ballach im Graben“ (cantorius, Lastthier? *καυθῆλιος*? in fossa, d. i. die Ochsen am Berge) dafür anführen, wie die Angabe, daß Rato's Reitpferd ein verschüttenees gewesen sei (Senec. ep. 87) und daß die Fischhändler ihre Waaren mit elenden „Ballachen“ zu Markte bringen (Plaut. Capt. IV. 2, 24). Varro (II. 7) lehrt, daß die Hengste, weil sie nach Hinwegnahme der Hoden schwächer (Veget. I. 28), weil samenlos seien (cantorii, quia semine carent, quasi carenterii), sich ruhiger verhalten, Plinius (XI. 84), daß sie unter Umständen die Zähne nicht verlieren, Cicero (ad Div. IX. 11) gedenkt ihrer als edler, denn die Maulthiere, und würdig, Felder zu tragen (Cic. Nat. deor. III. 5, 11). — In der spätern Zeit war das Verschneiden sehr gewöhnlich; als günstige Folge des Verfahrens, welches nach Palladius (IV. 13) im März vorgenommen werden soll, wird erwähnt, daß Ballachen (spadones), weil sie mit den Hoden auch an körperlicher Wärme Einbuße erlitten, ruhiger gehen.

Das Pferd, soll es gedeihen, bedarf in jedem Alter gute Abwartung. Sie ist zunächst bedingt in der sorgfältigen Thätigkeit der Hirten, Knechte, des Gestütaufsehers, Bereiters (equiso), Stallmeisters (equitarius), kurz aller, welche im Stalle, auf der Weide, am Wagen oder bei dem Reiten gebraucht werden; zu allermeist muß dafür der Gebieter sorgen. Aufmerksamkeit ist die Gefährtin der Liebe; fehlt ihm dieselbe nicht, wird er Alles, was zur Pflege, Gedeihlichkeit und Gesundheit seiner Lieblinge erforderlich, aufwenden und gegentheilige Einwirkungen ihnen abwenden (Veget. praef. 1). Wir verlangen, daß er überhaupt

Kenntnisse vom Pferde besitze, dasselbe zu behandeln verstehe, daß er wisse, wie es abgerichtet und gelenkt werden müsse und auch im Stande sei, die Knechte in der Hipparchie zu unterrichten (Xen. 5), daß er den Stall an einer solchen Stelle des Hauses anbringe, wo er ihn ohne Unbequemlichkeit oft (Xen. 4), ja täglich besuchen und untersuchen kann (Veget. I. 56), denn auf die Wärter darf er sich so wenig, wie auf die zur Weidung beschafften Sklaven verlassen. Besitzt er die entsprechenden Kenntnisse, wird er selbst die zum Reiten, Fahren, Rennen und den Kriegsgebrauch Tauglichen nach Anlage, Fähigkeit und Kraft auswählen, sich bei Kauf und Verkauf nicht betrügen lassen, Krankheiten vorbeugen, erkennen und nicht für eine Schande erachten, selbst Heilmittel anzuwenden. Ein solcher wählt zu Knechten Leute, die von Jugend Kenntnisse und Erfahrungen sammeln, in beständigem Umgange mit Pferden deren Natur kennen lernen, an ritterlichen Vor- und Einübungen Gefallen finden und gelassenen Charakters sind. Unkundige verderben Schritt und Gang der Pferde, Ungestüme, welche besonders sich selbst überlassen, den Stachel brauchen (Sil. XVI. 366), mit Peitschen und Sporen verlegen, im Laufe nicht anhalten, sie nicht langsam gehen, nicht zur Entleerung des Urines kommen lassen, zu stark belasten, bergauf und bergab, ohne Rücksicht auf die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers, rennen, jagen und gewaltige Sprünge lieben, veranlassen die schlimmsten Krankheiten (Veget. I. 30—61).

In den griechischen Staaten ist es nicht Sache und Sitte der Vornehmen und Wohlhabenden, Pferde anzulernen und zu bändigen. Ein junger Mann solcher Familie muß dort für die gute Haltung seines Körpers sorgen, die Reitkunst erlernen, sich, wäre es auch nur des Krieges wegen, im Reiten üben, den Bereiter aber darf er nicht machen. Eben so wenig ziemet es dem vornehmen Manne; wenn er auch an der Staatsverwaltung nicht den geringsten Antheil nimmt, bleibt ihm die wichtigere Sorge für sein Hauswesen, seine Freunde und die Angelegenheiten des Krieges, und er hält zu jenem Zwecke Bereiter im Hause, wo nicht, übergiebt er die jungen Pferde, wie die Knaben einem Lehrer, einem Bereiter außer dem Hause, mit welchem in einem schriftlichen Contracte Lohn, Leistung und die beizubringende Ge-

schlechteit verabreicht wird (Xen. 2); die Pferde selbst zu reiten, ist Bahnkun (Philodem. oec. 21).

Ähnliche Verhältnisse finden unter den Römern statt, unter denen ebenfalls anerkannt wird, daß die dem Bereiter zu übergebenden Fohlen etwas zahm, folgsam, zuthunlich und nicht mehr ganz roh seien, wenn dessen Rube gut anschlagen soll. Doch darüber später das Weitere; jetzt bringen wir zunächst das Nöthige über die Fütterung bei.

Ungezügte Fohlen werden den ganzen Sommer hindurch auf der Weide, Pferde theils im Stalle, theils auf der Weide ernährt (Veget. praef. 1). Ehe der Austrieb beginnt, ist es gut, Allen, mit Ausfluß der Hengste und Füllen, im Kraule oder auch am Halse Blut wegzulassen, damit sich das in Folge des frischen Grases neu erzeugende Blut nicht mit dem alten, verdorbenen mische, wodurch leicht gefährliche Entzündungen entstehen. Den Tag vor der Blutentziehung wird, um Blähungen vorzubeugen, weniger und leichteres Futter verabreicht, das Pferd eben gestellt, der Hals, damit die Ader über den Blättern sichtbar hervortrete, mit einem Riemen umschlungen, mit einem nassen Schwamme wiederholt überfahren, die Ader etwas niedergedrückt, der Kopf gehalten und das auf einem Beßsteine wohlgeschärftste Laßisen (sagitta) vorsichtig, daß weder die Gurgel verletzt, noch die Vene durchschnitten werden kann, unter Vorhaltung des Zeigefingers mit dem zweiten und dritten Finger eingestochen. Während dem erhält es Heu oder Mengfutter, weil unter Bewegung der Kinnbacken das Blut besser sprudelt. Ist es schwarz oder verdorben anzusehen, muß es fließen bis es reiner wird; dann nimmt man das Futter weg, schließt die Wunde mit einer Festschnabel, legt ein Lösschen oder Kreide auf und stellt das Pferd in einen dunkeln und warmen Stand; sieben Tage und Nächte erhält es ganz feines Heu und Wasser, so viel es trinken will. Das Blut ist sorgfältig aufzufangen, als Heilmittel mit Essig und Oel zu mischen und zum Abwaschen der entstandenen Wunde zu brauchen, die davon bald zugeht. Einige Tage nachher bringt man es an die Sonne und entzieht ihm Blut aus dem Gannem, worauf die Hundszähne abgerieben werden. In den nächsten Tagen erhält es geringes, nach und nach besseres Futter, bis man bei der Herbe anlangt, führt es bei warmem Wetter ans Meer oder zum Fluß, wäscht es ab, salbt es sorgfältig in der Sonne

mit Wein und Oel und reibt es bis zur Erwärmung des Körpers. Ist dies Alles geschehen, lassen sich edle Pferde zu Anstrengung, Lauf und Marsch wieder brauchen (Veget. I. 22; II. 40).

Im Frühjahr ist auch ein Gesundheitstrank zu empfehlen; man nehme dazu Costus, celtische Karde, Petersilie, Betonie, Ollcerina, Sagapinum, indische Spide, Steinbrech, Odermennig, Melilotus, illyrische Iris, Ana, Scinoanthos, Balsam, runde Aristolochia, Haselwurz, Aloë, Opopanax, Drachenwurzel, von jedem ein Loth und doppelt so viel Cassiaröhre, Ana, Myrrhe, Bibergeß, sechs Loth Dragant, 2 Hände voll pontischen Beremuth, zertheile das Alles, koche es mit dem besten Weine und man wird auf 3 Tage einen Trank für 12 Stück haben, der auch im Sommer sehr gut ist (Veget. I. 59).

Im Stalle erhält das Fohlen leichteres Futter als das Pferd, zumelst Heu und zerhacktes Stroh mit Kleie, sobald aber die Zähmung beginnt, Mischling (sarrago) aus Dinkel und Gerste, am besten Hengstgerste (Col. II. 12), oder aus Dinkel und Weizen, welcher letztere im grünen Zustande für allerlei Rastvieh, sonderlich aber für ältere und jüngere Pferde (Varr. I. 31), im Frühjahr, ein nahrhaftes, mästendes, leicht verdauliches, den Leib öffnendes und Feuchtigkeits ableitendes Futter ist, besonders wenn er in der Nähe des Meeres wuchs (Veget. I. 22). In den ersten 10 Tagen werden die zu Zähmenden mit diesem Futter ausschließlich ernährt, denn davon reinigt sich der Leib, am sichersten bei Bewegung; vom elften bis zum vierzehnten Tage giebt man Gerste, erst in kleineren, dann in stärkeren Gaben (Varr. II. 7); Heu darf nicht fehlen.

Gerste ist in Italien, selbst in den kaiserlichen Ställen, das allgemeinste und ein gesundes, nahrhaftes und kräftiges Futter (Col. II. 12; VI. 27. Varr. II. 7); auch die ältesten Griechen (Hom. Od. IV. 41), die Perser und Juden fütterten sie im Gemisch mit Weizen; die homerischen Helden (II. V. 196; VIII. 564) verwenden Gerste und Weizen, namentlich Speß (Od. IV. 597), Dinkel und Einkorn (zea, olyra, arinca), welche alsdann die schwerliche Enthäufung und Reinigung nicht bedürfen (Pl. XVIII. 10). Jede dieser Sorten, auch der Rothweizen (ρυρός), nährt sehr kräftig (Veget. I. 56) und besser als Gerste; sie finden auch

in den Ställen der Heroen Verwendung (Il. VIII. 187). In dem Gezelte des Diomedes

Banden sie an die Kasse mit wohlgeschnittenen Riemen
Fest an die Krippe der Kasse, wo die andern Kasse des Königs
Standen, geflügelten Fuße, mit lieblichem Weizen sich nährend.

Hom. Il. X. 567.

Ersatzmittel sind besonders bei und nach großen Anstrengungen in Wasser gequellte Erbsen, Bohnen und Aichern (Col. VI. 30); letztere giebt man auch den Zuchthengsten, weil sie dieselben wohl kräftigen, wenn sie Kraft bedürfen (Galen. de alim. facult. I. 27). Als Krautkraut läßt sich auch das sog. Hippocrene, vermittelt dessen die Scythen selbst bis zum zwölften Tage Hunger und Durst aushalten (Pl. XXV. 44), und das den Pferden ins Maul gegeben wird, erwähnen; Manche pflegen ihnen auf starken Touren die größten Zähne eines Wolfes, Dauer zu erzeugen, anzubinden (Pl. XXVIII. 78).

Für säugende Stuten ist Cytisus das beste, namentlich auf Gesundheit der Milch hinwirkende Krautfutter; sie fressen es lieber als Gerste, es sättiget schnell, ist so diensam wie Erbsen, und zehn Pfund zur vollen Sättigung ausreichend. Weil aber dieses Kraut noch selten in Italien gebaut wird, darf neben Körnern das Heu nicht fehlen. Jedes Pferd muß stets zur vollen Sättigung gefüttert werden; dann wächst die Kraft (Hom. Il. V. 263; VI. 506) und die Farbe wird glänzend (Il. XI. 280).

Heu und Gerste muß gut und unverdorben sein, widrigenfalls die verderblichsten Krankheiten entstehen (Veget. I. 17). Letztere darf nicht staubig, moderig, durch langes Liegen anrühmig, eben so wenig frisch der Tenne entnommen, nicht steinig, nicht warm sein (Veget. I. 29; III. 44). Pferde, die nicht arbeiten, dürfen Körner nicht in vollen Gaben erhalten (Veget. I. 22. Varr. II. 7).

Giebt man die Körner in ein oder zwei Futterern, fressen die Pferde zu gierig, verdauen nicht oder verfallen in Magenbeschwerden mit fieberhaften Erscheinungen. Der Kopf senkt sich dann abwärts, die Augen stehen weit offen, die Lippen hängen schlaff, die Adern zucken, die Hoden sind angeschwollen, die Gliedmaßen heiß, die Odemzüge beschleunigt und erhöht; der Gang wird unsicher, der Durst groß, Husten stellt sich ein, Fresslust fehlt, Schläfrigkeit, Traurigkeit und Schwere verbreitet sich über den

ganzen Körper. Stellen sich diese Erscheinungen ein, lasse man sogleich im Gesichte, an den Schläfen oder im Gaumen dem Kranken Blut ab, versage 24 Stunden alles Futter, stelle ihn unter Decken, fern von Andern, in einen warmen Stall, mache ihm leichte Bewegung und gönne ihm allmählich ganz gutes Heu, zu Federling geschnittenes frisches Gras, später eingeweichte Gerstengraupen in kleinen und öftern Portionen, in denen überhaupt alles Futter gegeben werden muß (Veget. I. 29).

Zum Einfüttern ist eine flache Mulde (patena) oder Schwin-
ge (alvus) erforderlich,

— — Die du vom Sproß der biegsamen Weide dir kochest.

Virg. G. IV. 34.

Sie muß, weil das Pferd jeden Schmutz und süßlen Geruch haßt, stets reinlich gehalten werden (Veget. I. 56).

Bisweilen schlägt das gewöhnliche Futter nicht mehr an und die Pferde magern ab. Man füttere dann Röst-Weizen oder Gerste, die freilich langsamer wirkt (Col. VI. 30), und tränke Wein; damit wird ziemlich lange fortgeföhren und nur nach und nach Kleie an die Gerste gemischt, bis die Genesung so fortgeschritten ist, daß reine Gerste oder Bohnen vertragen werden. Im Winter ist ein stärkender Trank aus Würzwein (v. conditivum) mit einem Lothe geriebenem Eppichsamen und 1½ Loth erwärmtem Del zu empfehlen, wozu man im Sommer Bermuth mit 1½ Loth Del setze; dann wird die Masse erwärmt und mit einem Horne eingefüllet (Veget. I. 56).

Als Kraftfutter für den Winter ist folgendes zu empfehlen: Man mischt mit 4 Modien Gerste 8 Mod. Bohnen, 8 Mod. Richern, 4 Sextare Weizen, eben so viel griechisches Heu, 1 Sextar Erben, wenn es das Pferd werth und der Gebieter vermögend ist, getrocknete Weintrauben und einzelne Sextare Rußkerne wohl durcheinander, gießt ganz reines Wasser darauf, läßt dies über Nacht stehen, früh abtrocknen und giebt dann, so weit es reicht, jeden Mittag und Abend einen halben Modius. Ueberdem sammle man das Gewürzel, welches der Pflug aus der Erde schleppt (Queden?), schneide und mische dasselbe mit der Gerste zum täglichen Futter. Im Sommer sind die Erben wegzulassen und Kengsaat von Weizen, Richern oder griechischem Heu in weulgen und kleinen, oder grüne Gerste in stärkeren Gebunden zu geben (Veget. I. 56).

Alles Raßviesch trinkt sich fett; Salz ist ihm daher sehr dienlich, aber je mehr es säuft, um so mehr trinkt es auch (Pl. X. 23). Die Tränke besteht in hellem, frischem Wasser. Man hat gefragt, welches das gesündeste sei? — Billig verwerfen wir das stehende und träge und halten das fließende für besser als Cisternenwasser, weil es durch den Lauf, besonders den schnellen, den Giftstoffen unzugänglich, sich auch durch Bewegung und Anschlägen an andere Dinge reinigt und verfeinert (Pl. XXXI. 21. Veget. I. 56). Ein erhitotes Pferd darf nicht saufen (Veget. I. 17). Zweckmäßig ist, wenn sich an einem nahen trockenen Plage ein Stall mit Mist oder weichen Schener-Abfällen befindet, in welchem es vor dem Tränken sich wälzen mag, was zur Gesundheit dienlich und ein Zeichen von Wohlbestinden ist; wälzt es sich nicht in gewohnter Weise oder weigert sich's überhaupt des Niederlegens, läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß Futterfekl vorhanden sei; dann hat man dasselbe allein zu stellen und mit Arznei zu unterstützen (Veget. I. 56).

Sobald die Hitze des Sommers eintritt, ist folgender kühlende Trank dienlich. Man gießt 2 Lth. Crocus in alten Wein, 6 Lth. Dragant in lauliches Wasser, thut dazu eine Handvoll grünen Porre, eben so viel grünen Eppich, eine Gemina Portulak-Saft, 3 Sextare Ziegenmilch, 7 Eier, 1 Pfd. Rosendf., 6 Lth. Honig, 1 Sextar Rosinenwein, mischt Alles, und giebt dem Einzelnen davon 3 Tage lang einen Sextar. — Ein anderer, ebenfalls kühlender Trank, wird so bereitet: 1 Sext. alter Wein, ¼ Pfd. Del, 3 Eier, 1 Erythus Coriander, und eben so viel Lactuca-Saft wird wohl gemischt und auf 3 Mal in 3 Tagen nach einander eingegeben, so daß das Pferd dazu eine Gemina kaltes Wasser erhält. — Ein guter Trank im Winter besteht aus 3 Sext. altem Wein, ¼ Pfd. Del, 2 Loth Pfeffer, 12 Loth grüner Rante, 6 Loth grünem Kerbel oder Kerbelsamen, 6 Loth Dragant, 6 Loth Fenchelsamen, 2 Loth Lorbeerblättern, 12 Loth Honig, Eier nach Belieben und getrockneten Trauben nach Erforderniß (Veget. I. 58).

Plinius klagt, daß seine Römer sogar die Kasthiere zum Weintrinken nöthigten *). Wir wissen, daß ein stärkender Wein-

*) Der Geschmack des Pferdes charakterisirt seine edlere Natur; es liebt geistige Getränke, wie der Elefant, vor denen alle andern Thiere zurückschauen, und gewöhnt sich an Naschwerk. — Die deutschen Fuhrleute stärken ihre

trank den ermüdeten Schlachtrossen der Heldenzeit am Abend gereicht wurde. So pflegt Andromache selbst Hektors edles Gespann,

Da sie zuerst vor euch den lieblichen Reizen geschättet,
Kuch des Weines gemischt nach Herzenswünsche zu trinken.

Hom. II. VIII. 188.

Kommt ein Pferd erhitzt oder stark angegriffen nach Hause, salbe man dessen Körper mit Del (Varr. II. 7) oder wasche das Maul mit Essigwein (posca), im Winter mit Salzlase (maria) oder fülle ihm Del und Wein, im Winter 6 Loth von jenem und einen Sextar von diesem, erwärmt ein, und bald wird die Kraft sich neu beleben. In mehreren Krankheiten ist Wein ebenfalls sehr gut (Col. VI. 80. Geop. XVI. 3, 4), namentlich bei Husten, Schlassheit, Abmagerung und innerlichen Leiden, entweder allein oder in Mischung von 2 Loth lebendigem Schwefel, 4 Scrupel gepulverter Myrrhe, einem rohen Ei und einer Semina Wein. Kostspieliger, aber für alle Krankheiten, besonders gegen alten Husten, Abzehrung u. s. w. anwendbar ist folgender Trank: Man kochte einen Sextar Gerstengraupen (ptisana), eine Semina Leinsamen, eben so viel griech. Sen, eine Unze Crocus, den eingesalznen Mastdarm (longano) eines Mastschweines oder den enthaarten Kopf eines Bockes mit dessen Füßen und gereinigten Eingeweiden, 15 ächte Schnecken, 15 Zwiebeln, 20 Doppelfelgen, eine Handvoll Rante, einen Sextar grüne Lorbeerbeeren, 20 Fingertrauben (daotyli), 3 Knoblauchköpfe, 6 Unzen Bockstalg und ein Bündelchen Bolet, alles wohl gereinigt und gestoßen, in Eisternwasser, bis der Darm weich und das Fleisch des Kopfes von den Knochen löslich ist, gieße dann, damit es nicht verbrenne, Wasser zu, lasse es wieder aufwallen, setze es durch eine Seihe, theile es in 3 Theile, thue zu jedem eine Unze Dragant und gieße das, was man auf einmal eingeben will, in Wein mit siedendem Wasser (calda), thue noch 3 Sextare Rosinenwein (passum) zu und gebe davon 3 Tage lang nüchtern einen Sextar ein. Am ersten Tage setze man noch 6 Eier, am zweiten nur zwei, voll Rosendöl, 3 Unzen Gauchheil, 3 Unzen feinstes Mehl, $\frac{1}{2}$ Pfd. Rosspulver (pulvis quadrigarius) und ebensoviel Bohnenmehl zu und entziehe dem Pferde 7 Tage

matteten Frachtpferde — aus Mangel an Wein — mit Brauntwein, den sie auf Brot gießen.

alles Gessen und Saufen. Bald wird sich erholen! (Veget. I. 56).

Pferde können nicht viel Kälte aushalten; man sagt zwar, daß sie in einigen Barbarenländern Jahr aus Jahr ein unter kein Dach kommen, aber doch erfrieren sie in Sythien bei strenger Kälte. Die Winter bei uns sind viel zu rauh und unsere Pferde gegen die Kälte viel zu empfindlich, auch seit schon zu langer Zeit an Einwinterung gewöhnt und verweichlicht, als daß sie unter freiem Himmel beständig aushalten könnten. Wohl müssen sie im Sommer bei Tag und Nacht an offenen Plätzen freie Luft genießen, für den Winter aber ist der Stall (*equile*) auf der Villa eben so nöthig, wie die leichten Dachschoppen (*tocta stabula*) der Weiden bei Unwettern der milden Jahreszeit; auch die Stuten, wenn sie geworfen, sind einzustellen. Cato, der so wenig von den Pferden hält, rechnet den Stall doch zu den nöthigen und bei der Anlage eines Wirtschaftshofes wohl zu berücksichtigenden Gebäuden (Cat. 14). Man verlege ihn in einen solchen Theil des Hauses, wo der Gebieter recht oft (Xen. 4), der Reiter die Pferde ohne große Umwege (Col. I. 6) sehen kann, nur nicht in die Nähe des Herdes, weil das Lastvieh, wenn es dem Feuer nahe steht, stroblig (rauchhaarig) wird (Vitruv. VI. 8, 4). Er bedarf viel Helligkeit, damit die an die Dunkelheit gewöhnten Pferde, wenn sie in die Sonne geführt werden, nicht blind oder augenschwach werden (Veget. I. 56). Die Tagelöcher (*lumina*) oder Fenster (*fenestras*) sind gegen Norden anzubringen und ganz unschädlich, wenn sie im Winter (Pallad. I. 21) oder nach Geburten (Varro II. 7) verschlossen und im Sommer, der Kühlung wegen, geöffnet werden. Beides muß geschehen, denn das Pferd ist gleich empfindlich gegen Kälte, wie gegen Hitze; wenn es friert, muß der Stall gehetzt werden (Varr. II. 7), doch darf die Stallluft selbst im Winter nie heiß, sondern nur lau sein (*tepers non calere*). Sehr starke Hitze soll zwar die Helligkeit, in Krankheiten die Genesung befördern, sie verursacht aber Störungen in der Verdauung und Verderbniß des Leibes. Der feuchtheiße Stalldunst ist oft die ausschließliche Ursache entstehender Krankheiten; ebenso gefährlich ist der Uebergang aus derselben in raue Luft, besonders nach eben eingetretener Kälte. In der Gluth der Hundstage sind die Pferde meist schlaff und müssen entweder mit kühlenden Getränken erquickt oder mit kal-

tem Wasser übergossen oder in die nahe See oder in den Fluß zum Bade geschickt werden. Namentlich ist der mit Regenschauern aus dem tyrrhenischen Meer wehende Südwind (anastar) und der Südwestwind (africus) schädlich und die Veranlassung zu den tödtlichsten Krankheiten. Alle verdorbene, oft scharf riechende Luft dringt in die Lunge und die edleren Eingeweide (Veg. I. 19); große Hitze preßt Schweiß aus und verursacht Fieber, Kopfschmerz (gravado), Koller (insania), Schenkelgeschwulst, Krampf und Blutanhäufung in den Füßen, Füßen u. dgl. (Veg. I. 88); starke Mäße Abzehrungen, Podagra, Kehlkopfgeschwulst und f. g. Erkältungskrankheiten, zu deren Beseitigung von den Thierärzten genau vorgeschriebene Einreibungen des Gehirnes und der Gelenke oder erwärmende Kräuterkräuter, ehe sie sich in den Eingeweiden festsetzen, in Anwendung zu bringen sind (Veget. I. 56).

Jedes Pferd habe seinen eigenen, durch von der Krippe ausgehende Scheidebäume von dem Nachbar gesonderten Stand (statio). Ueber die Größe desselben fehlen feste Angaben, nach einzelnen Andeutungen jedoch dürfte die Breite eines Doppelstandes auf 9 — 10', die Länge auf 15' anzunehmen sein (Pall. I. 21. Col. I. 6. Xen. 4. Varr. II. 7). In Salomo's Markställen waren deren (loculi) vier Tausend (2. Chron. 9, 25. Joseph. Antiq. VIII. 7, 8).

Das Gitter (crates), in der Bauernsprache die Kausse (jacca), soll in einer der Größe des Pferdes entsprechenden Höhe angebracht sein, damit es, wenn es nach Futter langt, die Gurgel nicht übermäßig ausdehnen, den Kopf aber auch nicht zu sehr drücken muß (Veget. I. 56). Die Krippen (praesepia) werden aus Holz, Marmor oder Stein gemacht; die letzteren sind dauerhaft und über dem maratonthischen See zeigt man noch die Stelldarstellung, von den Pferden des Artaphernes im Felsen (Paus. I. 82). Sie müssen in abgetheilte Käher (loculi) geschieden sein, damit jedes seine Gerste behalte, besonders wenn ein Nachbar langsam, der Andere gierig frist und an Jenem zum Räuber wird (Veget. I. 56). In Griechenland hat man eine Art Stände, die weil sie verschlagen sind, ebenso unmöglich machen, dem Pferde das Futter aus der Krippe wie die Speise des Gebieters aus der Vorrathskammer zu stehlen. Außerdem sind sie um deswillen zu empfehlen, weil sich leichter bemerken läßt, wenn ein Pferd sein Futter aus der Krippe wirft. Dies ist stets ein Zeichen von

großer Ermüdung, von Vollblütigkeit, Rehe oder einer verborgenen Krankheit, der sofort durch Heilmittel zu begegnen ist. Ist die Rehe durch frische, schlechte Gerste oder verdorbenes, überreifes Heu veranlaßt, wird der Blut alsbald unstill, das Pferd steht in die Seite, der Tritt wird unsicher. Man lasse dann Blut ab, gebe auf den Urin treibende, in Duftwein abgelochte Getränke und entziehe die Gerste (Veget. III. 72). Je länger damit gezögert wird, um so gefährlicher gestaltet sich die Krankheit (Xen. 4).

Das Horn der Hufe verdickt sehr leicht in feuchten, nassen oder sonst ungeeigneten Ständen; um sie nun trocken zu machen, werden sie in der Mitte etwas erhöht, nach den Seiten hin abgeneigt und zur Auffammlung des Harnes (lotium) mit einem Graben versehen, an welchen sich ein Abzugskanal (curriculum deductorium) anschließt (Veget. I. 58).

Die Stände wurden in der früheren Zeit mit Eichenbohlen oder Platten ausgelegt (Pallad. I. 21); dies ist der Hufe wegen nicht zu billigen, denn diese leiden bei Glattheit der Stände nicht weniger, wie wenn sie feucht sind. Besser sind ohne Zweifel die Steine; sie müssen die Größe eines Pferdefußes haben und abhängig eingesenkt werden. Auf steinerner Unterlage werden die Füße stark und die Hufe fest (Xen. 4).

Einige wölben die Stände brückenartig (stratus pontilis eminens); beliebt man solche, darf nicht, wie häufig aus Unkenntnis oder Nachlässigkeit geschieht, weiches, sondern etchenes Holz genommen werden, das gesund, fest und gediegen ist; dasselbe macht die Hufe hart, wie Felsen (Veget. I. 58).

An Unterstreuen zum weichen Lager darf es nicht fehlen; die beste giebt das Stroh ab (Pall. I. 21). Damit der Huf in der Hitze des Stalles nicht verbrenne oder die in ihm enthaltene Feuchtigkeit denselben nicht durchdringe und Fußlähme erzeuge (Varr. II. 7. Veget. I. 55), muß derselbe fleißig, ja täglich fortgebracht werden (Xen. 5).

Im Stalle befindet sich im Bilde von Holz oder an der Krippe, Hippona oder Epona, die Schutzgöttin der Pferde, Esel und Maulesel; ihr steht auch die Obwaltung über Pferdeknechte und Maulsefstreiber zu (des mulionum). Wie die Römer bei andern Göttern, schwören diese bei ihr, in Griechenland bei Neptun (Hom. II. XXIII. 584). Sogar durch die höhern Stände

der spätern Zeit verbreitete sich die Sitte, bei diesen und andern Knecht- und Kutscher-Dämonen Besühnungen zu geben (Juven. VIII. 157).

Den Hufen Dauerhaftigkeit zu geben, ist es gut, wenn sich vor dem Stalle ein Platz befindet, der mit 4 — 5 Wagen runder Steine, von der Größe einer Faust und von der Schwere eines Pfundes beschüttet wird. Hat das Pferd sein Morgenfutter gestressen, wird es hierher gebracht, angebunden, gestriegelt und bleibt hier den ganzen Tag stehen, damit es williger an das Abendfutter gehe. Das Stehen auf den Steinen macht Hufe und Strahlen so fest, wie das Gehen auf steinigem Wege; es steht ja auch nicht allein, sondern bewegt die Füße, wenn es gestriegelt wird und die Bremsen abwehrt. Weil aber in Folge dessen die Steine leicht zertrümmert werden, lasse man den Rand des Platzes mit Eisen einfassen (Xen. 4).

Auch in dem Stalle verlangen die Hufe sorgfältige Berücksichtigung und Pflege. Andauerndes Stehen in demselben ist denselben so wenig zuträglich, wie anhaltendes Gehen auf festem oder lothigem Boden. — Kehrt das Pferd nach Hause, müssen Strahlen und Sohlen sorgfältig ausgekratzt und vom Rothe gereinigt werden; stand es längere Zeit unbenutzt, ist das nachgewachsene Horn, weil es Schmutz und Feuchtigkeit anzieht, mittelst eines Hohlmeßers auszuschnneiden und dadurch dem Hufe eine Hohlung zu gewähren, welche die Ausdünstung befördert; unterläßt man das Ausschnneiden, können Verhizungen und Lähmungen der Füße im Stalle eben so gut entstehen, wie Verletzungen derselben durch Märsche auf harten Wegen.

Um den Hufen zum Nachwachsen des Hornes Nahrung zu geben, sind von Zeit zu Zeit Einreibungen erforderlich. Eine gute, jeden Abend nach einem Märschtage zu brauchende Hufsalbe wird aus 3 Knoblauchköpfen, einem Bündelchen Raute, 6 Unzen zerleinertem und gesiebtem Alaun, 2 Pfd. altem Schweinesfett mit einer Handvoll frischem Eselsmist, Alles zusammen gekocht, bereitet. Zur Nährung und Kräftigung der Hufe koche man eine Salbe aus 3 Pfd. flüssigem Pech, 1 Pfd. Bernth, 9 Knoblauchköpfen, 1 Pfd. Schweinesfett, $\frac{1}{2}$ Pfd. altem Oel, 1 Sextar altem Essig wohl untereinander; man kann damit auch die Kronen einreiben (Veget. II. 28, 30, 56).

Der Kaiser Aurelian befahl seinen Statthaltern, daß die

Soldaten die Kaulthiere schonend besorgen, die Officiere die Pferde mit dem Saumsattel (eq. sagmarii) pugen sollten (Vopisc. in Anrel. 7). Jeder Reitknecht muß sein Pferd täglich, aber nicht im Stalle, sondern im Freien, auf dem mit Sand bestreuten Bälz (Xen. oec. 2, 18; eq. 5) oder Striegelsplage (strigarium, Pl. XXVIII. 17 ext.) mittelst der eisernen, gezahnten Striegel (strigil s. strigilis), dem aus langen Haaren gefertigten Ständer (penicillus) und der Bürste (peniculus) vom Schmutze (strigmentum) reinigen und dabei dasselbe über dem Kopfe anbinden. Der Anfang wird bei den höheren Körpertheilen, am Kopfe und an der Mähne, gemacht, denn wenn diese nicht rein sind, ist es, weil das Pferd, was ihm unbequem ist, nach oben abschüttelt, vergeblich, die untern Theile reinigen zu wollen. Mit dem Puzzeuge richtet er dann die Haare auf, seget den Staub aber nicht nach dem Striche der Haare ab; die Rückenhaare bleiben von dem Puzzeuge unberührt, er reibt und glättet sie mit der Hand in der Richtung, welche sie von Natur haben. Dabei, wie überhaupt, wenn er etwas an ihm zu thun hat, darf er nicht beim Gesichte oder Schwanze, sondern von der Seite hinzugehen, wo er, am meisten gesichert, das Pferd ohne Nachtheil behandeln kann. Steht er auf dieselbe Seite wie das Pferd, so steht er in Gefahr, mit dem Knie oder Hufe ins Gesicht geschlagen zu werden, tritt er aber auf die dem Pferde entgegengesetzte Seite, nicht hinter den Schenkel, sondern nach dem Kopfe zu und reibt er es, sich niederlauernd, bei dem Schulterblatte ab, so wird er ohne Nachtheil für sich das Puzen besorgen, den Strahl behandeln und den Huf ausschaben können. In gleicher Weise sind die hintern Schenkel zu reinigen. — Weißhaften Pferden ist der Kaulkorb beim Striegeln, beim Hinausführen auf den Bälzplatz, mit einem Worte stets anzulegen, wo sie ohne Zaum gehen; er hindert die Athmung nicht, behindert aber die Ausübung jeglicher Tüde (Xen. 5. 6).

Bäder in Fluß- oder Meerwasser sind allen Hausthiereu (Theocr. V. 146) gesundheitsdienlich und erwünscht (Hom. II. XXIII. 282). Manches Roß verlangt so danach (II. VI. 507), daß es

Müßig die Halfter zerreißt und stampfenden Laufs in die Felsen
Eilt, zum Bade gewöhnt des lieblich wallenden Stromes,
Trogender Kraft. Hom. II. XV. 284.

Wager steht, Silber aus der röm. Landwirthschaft. III.

9

Zur Beförderung des Haarmuchses und zur Erhaltung der Reinlichkeit muß Schopf, Mähne und Schweif, ingleichen der Kopf täglich mit lauterem Wasser gewaschen werden; hölzernes oder eisernes Putzzeug ist bei der luschigen Lagerzeit des Reiters nicht ohne Schmerz anzuwenden. Seltener dürfen die Schenkel mit Wasser benetzt werden; öftere Waschungen würden den Hufen schaden und doch zur Reinigung wenig nützen, weil jeder Schritt aus dem Stalle schmutzig macht; die Striegel ist hier weniger zweckmäßig als das Abtragen mit den Händen. Öftere Reinigung des Unterbauches ist verwerflich; das Pferd ist hier sehr empfindlich, die Striegel thut ihm wehe und das Ungeziefer wird um so mehr angelockt, je sauberer der Bauch ist (Xen. 5).

Zum Anlegen im Stalle braucht man entweder das Halsband (halcium) oder die Halfter (capistrum), deren Knoten nie da zu schürzen ist, wo der Scheltelriemen angebracht wird, weil er die Ohren drücken und Aufreibungen verursachen würde, in Folge deren sich das Pferd bei Striegeln und Aufzäumen unruhig verhalten würde.

Bei der Aufzäumung (infrenare) gehe der Knecht von der linken Seite zu, werfe die Jügel über den Kopf, lege sie auf den Widerrist, den Scheltelriemen aber nehme er mit der rechten Hand, bringe mit der linken das Mundstück herzu und lege, wenn es dasselbe genommen, den Rehlriemen um. Oeffnet das Pferd das Maul nicht, halte der Knecht das Gebiß (orea, psallium) vor die Zähne und bringe den linken Daumen in die Rinne; will es, was jedoch selten, dann das Maul nicht ansthen, drücke er beim Hundszahn auf die Backen und behandle es dabei ganz gelassen. Alle Pferde, die sich nicht gut zäumen lassen, sind verdorbener oder trotziger Natur; manche werden deswegen gänzlich unbrauchbar; die sanftmüthigen nehmen das Gebiß selbst mit Verlangen. Um es an den Zaum zu gewöhnen, werde er aufgelegt, nicht bloß wenn das Pferd angekrengt, sondern auch wenn es gefüttert und aus der Reitschule nach Hause geführt werden soll (Xen. 5).

Man muß zwei Arten Gebisse, ein glattes mit ziemlich großen und eins mit schweren und niederen Walzen, aber scharfen Stacheln haben, damit das Pferd, wenn es das Letztere bekommt, unwillig über dessen Rauheit, es loslasse, des glatten aber sich freue und mit demselben willig thue, was ihm mit dem rauhen

gelehrt wurde. Reht sich's nicht an die Blatte, füge man die großen Walzen zu, die es nöthigen, das Maul aufzuheben, und das Aufbeißen zugleich verhindern. Glatte Gebisse indessen sind anwendbarer als rauhe, die bei hitzigen Pferden durch leichte Führung jenen gleichgemacht werden können.

Alle Gebisse müssen, damit sie sich leicht biegen, gelenkig sein, d. h. die Achsen müssen weite und glatte Fugen haben; die Reisen, deren einzelne Stücke schwer durchlaufen und zusammengehen, halten die Pferde mit den Kinnladen oft an; dies zu verhindern, hängen die mittleren Ringe an den Achsen fest, damit sie, diese mit Zunge und Zähnen stets suchend, das Aufbeißen unterlassen.

Soll ein Reitpferd ein stattliches, augenfälliges Ansehen erhalten, darf es mit dem Zaume nicht gerissen, nicht übertrieben gespornt oder gepeitscht werden; zu starkes Anziehen des Gebisses drängt den Kopf zu sehr in die Höhe, daß die Sonnenstrahlen zu stark in die Augen fallen, und es kann dann nicht gut vor sich sehen, wohl aber leicht blind werden. Sporn und Peitsche macht es unruhig und wild bis zum Durchgehen und Absetzen des Reiters. Gleicher Weise unangemessen ist es, das Gebiß allzuleise anzuziehen, wenn das Maul nicht ganz weich oder das Pferd dem Drucke oder Worte folgsam ist.

Die Zügel (*habenae*, *ἵμνες*) seien gleich, nicht schlüpfrig, nicht zu schwach aber auch nicht stark, damit der Reiter, wenn es nöthig, die Lanze noch mit der Hand fassen kann.

Beim Führen halte der Knecht das Pferd an beiden Zügeln, damit es nicht auf der einen Seite hartmäulig (*oridurius*, *ακλινροστομος*) werde, und den Zaum von der Kinnlade fern, weil sonst das Maul dick und unempfindlich wird; läßt er ihn an die Spitze des Males fallen, wird ihm möglich, auf das Mundstück zu beißen und nicht zu gehorchen. Er lasse ferner das Pferd nicht hinter sich hergehen, weil es sonst zu vielen Willen erhält und ihn selbst in Gefahr bringen kann, doch lasse er es auch nicht an einem langen Peitschseile vor sich hergehen, weil es sonst sich umwenden, ihm, dem Führer, entgegen treten und rechts und links Unheil anrichten könnte. Gewöhnt, an der Seite geführt zu werden, fällt die Möglichkeit weg, Menschen und Thiere leicht zu beschädigen, und es kommt in handliche Stellung, wenn es eilig bestiegen werden soll (Xen. 6).

Griechen und Römer alter Zeit hatten weder Sättel (*ἄστροαβα*), noch Steigbügel (*scandulae, scandilia, scala, staffa*); ihre Pferde waren zur Erleichterung des Aufsetzens abgerichtet, sich zu knien oder zu strecken, und der Reiter zog sich dann aufschwingend an der Mähne in die Höhe; im Felde setzte er den Fuß in den am Lanzenhaste befindlichen Pfloß (Absatz, Haken) oder in die lederne Schleife. Schwache und alte Männer, wahrscheinlich auch die Frauen, stiegen von einem Schemel (*ἀναβόλεις, scala*) oder nach persischer Weise auf, indem der zum Aufhelfen bestimmte Reitknecht (*strator, ἀναβόλεις, scansor*) die Hand als Steigbügel zur Unterstützung des Knies oder Fußes hinhielt (Spart. Caracall. 7). Saumesel und Packpferde (*clitellarii*) der Reisenden (Hor. S. I. 6, 45, 104) und Soldaten (Plutarch. in Pompej. 41) hatten Packsättel (Packfassen), die auf den Stationen abgenommen wurden. Bei Eseln scheint, nach pompejanischen Gemälden, der Reitsattel frühzeitig vorgekommen zu sein, der breite, fleischige Rücken des Pferdes aber machte diese Bequemlichkeit weniger erforderlich und der Reiter glaubte üblicher Weise ohne Unterlage reiten zu müssen, bis die angeblich von Pelethronius (Pl. VII. 56) erfundenen Reitdecken (*ephippia*) aus Luch, Leder oder Fellen, wie sie den Griechen zwar längst bekannt, aber selten im Gebrauche waren (Xenoph. 7), erst im Privatgebrauche, später auch im Kriegsdienste, mit einem Gurte aufgeschnallt, gewöhnlich wurden. Die Barbaren versagten die Anwendung von Rissen oder Sätteln sehr lange; Antiochus erregte den Hohn Hannibals, als er ihm auf einer Ebene seine gezäumte, mit Stirn-, Brust- und Halschmuck (*frontalia, monilia, phalerae*) auf Rissen sitzende Cavallerie zeigte (Gell. V. 5) und Cäsars (b. g. IV. 2) Reiter wurden ihrer Decken wegen als Belohnung von den Germanen angesehen und kühneren Angriffen ausgesetzt. Bis auf Nero durfte die römische Reiterei nur im Felde, nicht bei der Anstatterung Decken (*astrata, στρωματα*) haben; später wurden sie allgemeiner und kostbareren Stoffes. Schön gestickt hingen sie zu beiden Seiten der Pferde der Magistratspersonen und Feldherren herab, obschon dieselben schon früher unter Decken zum Verlaufe ausgestellt wurden (Senec. Ep. 80. Hor. S. I. 2, 85). Decken gehörten zum Schmucke; das Lieblingsroß des Kaisers Verus sah man in königlicher Purpurchülle auf die tibertanische Villa geführt (Capitol. Ver. 6), unter Severus hatte die ganze Rei-

teret schöne Schabracken und selbst die Hürde der Korallen an denselben kommt vor. Die Vornehmen der Kaiserzeit, die Greise und Frauen fanden weiche Polster (*astraba*), wie sie die Hofdamen unter Heliogabal haben mochten (Lampr. in Hel. 4), bequem, bis endlich im 4. Jahrhundert die Saumsättel und Sättel (*sagma*, *sella*) mit Baum, Knopf und Stegen, zuerst für Reisende, im 5. Jahrhundert auch in der Cavallerie, obschon sie deren schnelles Auf- und Absehn zu behindern schienen, und endlich überall in Anwendung kamen, daß nach Vegetius (II. 59) die Circusrenner allein den alten Gebrauch bewahrt hatten. Die Satteldecken fehlten aber damals noch; der Genannte versichert, daß Sättel und Saumsättel auf nackten Rücken lägen, der dadurch oft wund werde. Gegen Druckschäden (*collisiones*) empfiehlt er, für passende Bestelle zu sorgen, Lappen (*centones*) und grobes Tuchzeug (*saga*) darunter zu legen, Ausstäubungen vorzunehmen, bei offenen Wunden die alten Unterlagen durch neue und weiche zu ersetzen, und um Eiterungen und Entzündungen des Rückgrates vorzubeugen, Auswaschungen zu machen. Sattler (*ephippiaiarii*, *sellatores*), Sattler-Werkstätten (*sellaria*) und Sattelsknechte kommen bald auf, aber die Pracht, die schon im 2. Jahrhundert im Purpur, in Gurten (*cingula*) von Gold oder feurig blühenden Edelsteinen (Stat. Th. XII. 528) und in Gebissen von halb erhabener Arbeit oder in Smaragden-Besagen sich dargelegt hatte (Apol. de deo Socr.), wurde durch Leo I. insoweit beschränkt, daß dazu nur noch Perlen und Edelsteine verwendet werden sollten. Im 6. Jahrhundert verlangte der Kaiser Mauricius Sättel mit Decken und Pelzwerk, aber der Mangel an Steigbügeln (*stapia*, *bistapia*, *stapeda*) nöthigte immer noch, die Pferde durch Strecken zum leichten Aufschwingen zu gewöhnen.

Wegen der mit dem Kriegsdienste verbundenen Gefahren ist's gut, wenn der Reiter gewöhnt ist, ebenso von der linken wie der rechten Seite aufzustelzen. Damit er das Pferd dabei schone, nehme er zuerst den am Kinnbände oder Nasenriemen angeknüpften Reitriemen (*ῥιταγωγέως*, *ῥιτον*, *ῥιτης*) geschickt in die linke Hand und halte ihn lose, daß er es nicht zerrt, mit der Rechten aber fasse er die Bügel am Widerrist zugleich mit der Mähne; hat er sich einen Schwung gegeben, ziehe er mit der linken Hand den Körper in die Höhe, hebe sich, indem er die Rechte aus-

streckt, setze mit gebogenem Schenkel das Knie nicht auf den Rückgrat, sondern werfe das Schienbein nach rechts und lasse das Gefäß, wenn er den Fuß herumgebracht hat, nieder. Will er von der rechten Seite aufsehen, so thue er mit dem rechten Körpertheile ganz dasselbe, was vorher für den linken angegeben wurde, aber ziehe niemals die Kniee hoch, strecke vielmehr die Schenkel gespreizt aus, weil die Oberschenkel dann fester anschließen und mehr Kraft gewonnen wird, den Wurfspeer zu schleudern. Vom Knie an muß das Kniebein und der Fuß schlaff abhängen, damit es, ohne den Oberschenkel aus der festen Lage zu bringen, nachgeben kann, wenn er in Etwas sich stößt. Ueber den Hüften muß er, um größere Anstrengungen auszuhalten und nicht so leicht durch Stoßen oder Zerren abgeworfen zu werden, den Körper beweglich halten.

Die Pferde, welche bei oder gleich nach dem Aufsehen unruhig sich verhalten, hat der Bereiter oder Reitknecht allmählich zu gewöhnen, daß sie stille stehen, bis Mantel oder Decke zu recht gezogen, die Zügel gleich gemacht und die Lanze so gefaßt ist, wie sie sich am besten trägt, dann halte der Reiter den linken Arm an die Seite, weil der Reiter so am fertigsten und die Hand am festesten ist.

Anfangs muß das Pferd im Schritte, als der ruhigsten Gangart, gehen. Trägt es den Kopf zu tief, halte der Reiter den Zügel kürzer; trägt es ihn zu hoch, lasse er nach; so wird des Pferdes Haltung am vortheilhaftesten erscheinen und später, wenn es den natürlichen Trab einschlägt, den Körper ausstrecken, ohne sich im mindesten wehe zu thun, und sehr gern in den Galopp fallen. Alle Pferde haben ein Wohlgefallen am schnellen Laufen, was man daraus ersehen kann, daß sie, wenn sie durchgehen, nie den Schritt wählen, sondern rennen; — der beflügelte Gang scheint ihnen wie angeboten, nie aber darf sie der Reiter zum übermäßigen Laufen zwingen, denn dadurch würde er sich und ihnen Schaden thun (Xen. 10). Glaubt er, daß eine Uebung lange genug gedauert habe, so lasse er das Schulpferd ausruhen, treibe es sodann zum schnellsten Laufe, sowohl zu andern Pferden hin, als von ihnen weg, halte inmitten desselben so kurz als möglich stille und treibe es wieder an, wenn es steht. Ist es Zeit, abzustiegen, thue er dieses nicht bei anderen

Pferden, nicht bei einem Haufen Menschen, auch nicht außerhalb der Rennbahn, weil jedes Pferd gerade da seine Ruhe finden muß, wo es gezwungen wurde, sich anzustrengen (Xen. 7).

Die Gangart, welche Galopp heißt, beginnt das Pferd mit dem Aus Schritte des linken Fußes; der Reiter gebe darum das Zeichen dazu in dem Augenblicke, wo es mit dem rechten Fuße auftritt, und es wird dann links sowohl zu galoppiren als anzuspriegen anfangen. Es ist ihm angeboren, mit dem rechten Fuße vorzutreten, wenn es rechts gewendet wird, und wenn links, mit dem linken (Xen. 7).

Die Pede (*pede*) oder die sog. Schlangenschule (*sest à la grooque*), d. h. die Art des Jureitens des entweder verlängerten oder runden Kreisganges, findet den meisten Beifall, denn sie gewöhnt das Pferd, auf beiden Rinnladen sich wenden zu lassen. Das Wechseln der Schule ist gut, damit beide Rinnladen durch beide Arten der Schule gleich werden. Die Pede von ungleicher Länge, d. h., wenn ein Theil der Kreislinie in eine gerade verwandelt und zu einer ovalartigen verlängert wird, ist empfehlenswerther als die kreisförmige, denn das Pferd, des geraden Laufes satt, läßt sich eher wenden und lernt das Geradeauslaufen und das Wenden zugleich. Da es aber für dasselbe nicht leicht und nicht sicher ist, sich mit einem Male im schnellen Laufe, besonders auf unebenem oder schlüpfrigem Boden, zu wenden, muß es bei den Wendungen von dem Bereiter zusammengenommen werden, er darf ihm jedoch dabei mit dem Zaume so wenig wie möglich eine schiefe Richtung geben, er würde sonst bei der geringsten Veranlassung sammt dem Pferde stürzen können. Sieht das Pferd nach der Wendung gerade aus, treibe er es auf der Stelle zum schnelleren Laufe an, denn es ist klar, daß auch im Kriege die Wendungen beim Verfolgen oder Zurückziehen vorkommen.

Das Pferd muß auf abhängigem Boden zu gehen, bergauf und bergunter zu laufen, über Gräben zu setzen, heraus- und hineinzuspringen angelehrt werden. Der Bereiter gebe dem des Uebersezens Unkundigen, nachdem das Leitseil gefallen, über den Graben voran, ziehe es dann mit dem Leitseile, daß es überspringt, und wenn es sich weigert, schlage ein Gehülfe mit einer Peitsche oder einem Stöcke kräftig auf, daß es über die ganze

Grabenbreite und selbst noch weiter, als man wünschte, setzt; allmählich wird sich's, wenn nur Jemand von hinten kommt, an das Ueberspringen gewöhnen. Sodann setze er sich selbst darauf, führe es zuerst an kleinere, dann an größere Gräben und gebe ihm, wenn es übersehen, in die Höhe oder die Tiefe springen soll, die Sporen, daß es den ganzen Körper anstrengt, denn dies ist für das Pferd wie für den Reiter viel sicherer, als wenn das Hinterrheil zurückbleibt.

Auf weichem Boden muß das Pferd geschult werden, auf abhändigem zu laufen. Die, welche fürchten, daß bei Stitten auf so beschaffenen Stellen die Buge leicht Schaden leiden könnten, werden sich beruhigen, zu erfahren, daß die Perser und Odryser, obgleich sie Wettrennen auf abhändigem Boden anstellen, nicht weniger gesunde Pferde, wie die Griechen, haben (Xen. 8).

Von großer Wichtigkeit beim Reiten ist das Verhalten und das Sigen des Mannes. Springt das Pferd an, muß er sich vorlegen, weil es dann den Rücken senkt und weniger beschwert wird; wird es schnell angehalten, hat er sich, um weniger gestoßen zu werden, zurückzulegen. Geht es über einen Graben oder nach einer Höhe, fasse er die Mähne; bergab lege er sich zurück und ziehe, damit es nicht stürze, den Zaum etwas an. Das Pferd liebt nicht, beständig an demselben Orte und auf gleiche Weise geritten zu werden; darum ist es gut, bald an dem einen, bald an dem anderen Orte, das eine Mal längere, das andere Mal kürzere Uebungen anzustellen, auf allerlei Boden zu reiten, wo es gelegene Plätze und Bild giebt, Jagdritte zu machen, oder wo das unthunlich, mit einem Andern zu Uebungen überein zu kommen. Der Eine fliehe zu Pferde hierhin, dorthin und ziehe sich, die Lanze rückwärts gewendet, zurück, der Andere verfolge ihn mit abgerundetem Wurfspeeße, werfe denselben in Wurfspeeßweite auf den Fliehenden ab oder stoße los. Gut ist es auch, wenn Beide einmal an einander kommen, den Feind anziehen und dann plötzlich zurückstoßen.

Fabius Maximus fand bemerkenswerth, daß man bei der Zucht und Gewöhnung der Pferde und Hunde deren Eigensinn und Ungefügigkeit lieber durch Pflege, Wart und Angewöhnung, als mit Peitschen und Halsseisen zu schwächen suche (Plutarch. in Fab. 20). So muß es auch sein! — Die Götter verließen

dem Menschen die Gabe, Andere durch Worte zu lehren, — da aber auf diese Weise dem Pferde einleuchtend nichts beizubringen ist, muß die angemessene Behandlung den Mangel der Erkenntniß ersetzen. Sie sei sanft und die Strafe richte sich nur gegen den Ungehorsam. Durch Gefälligkeit lernt es meist am ehesten seine Schuldigkeit thun; es nimmt den Zaum leichter und schneller, wenn ihm danach etwas Gutes widerfährt, und setzt williger aus oder über Graben, wenn es nach ausgeführtem Befehle Ruhe erwarten darf. Hebt es, leicht angezogen, den Nacken, lasse man den Zügel nach und vermeide jede Härte; macht es Etwas recht, erweise man ihm Angenehmes, zwingt es nicht zu neuen Anstrengungen und schmeichle ihm, wenn man aufhören will. Die muthigsten und hitzigsten wollen mit der größten Vorsicht behandelt sein, sind aber für Kriegszwecke oft nicht tauglich zu machen. Man behandle sie wie zornmüthige Menschen; wie diese am wenigsten aufgebracht werden, wenn ihnen nichts Unangenehmes gesagt oder gethan wird, so erzürnen auch hitzige Pferde am wenigsten, wenn ihnen kein Leid geschieht. Beim Aufsteigen darf ihnen der Reiter nicht wehe thun, und ist er aufgestiegen, sie länger still halten lassen, mit den möglichst sanften Zeichen, vom langsamsten Gange anfangend, unvermerkt zu dem schnelleren und schnellen überleiten. Hülfe, die unerwartet kommt, bringt ein muthiges Pferd eben so leicht in Verwirrung, wie einen Menschen ein unerwarteter Anblick, ein unerwartetes Gerölle oder Begebniß. Fällt ein solches im schnelleren Laufe, so ist es nicht plötzlich zu zerren, sondern sacht mit dem Zaume zurückzuziehen und durch gelinde, nie gewaltsame Mittel zur Ruhe zu bringen. Man muß es ferner anhalten, damit es nicht in den schnellsten Lauf komme, und von Wettrennen ganz entfernen, denn diese Art besitzt gewöhnlich den größten Ehrgeiz. Gelinde Gebisse sind für sie anwendbarer als scharfe; wird ein solches angelegt, muß man es durch leichte Führung dem gelinden gleich machen. Der Reiter eigne sich ferner die größte Ruhe an und berühre es nicht mit einem fremdartigen Gegenstande; er besänftige es mit dem Lippentone (*κλωγμος*) und muntere es mit dem Zungentone (*ποκιςμος*) auf, die es bald unterscheiden lernt. Bei Geschrei oder dem Klange der Trompete zeige er sich selbst nicht außer Fassung, er bringe ihm auch nichts, was bestürzt

machen könnte, in die Nähe. Wenn es möglich, gebe man ihm sein Morgen- und Abendfutter regelmäßig und ermüde es mehr durch lange Ritte, als durch häufiges Anhalten und Umkehren, ohne jedoch seine Kräfte zu erschöpfen. In solchem Falle sucht es meist durchzugehen und fügt, wie ein zorniger Mensch, sich oder dem Reiter unheilbaren Schaden zu.

II. Der Esel

(*Asinus*).

Unlängst kam ich, mit mir Saferna, vom Capitol. Auf der heiligen Straße (*via sacra*), welche in der Richtung vom Capitol bis zum Colosseum die wichtigsten Theile der Stadt berührt, ziemlich dort, wo sie in das Forum einmündet, begegnete uns Sejus, der Tempelwärter (*aedituus*), ein sehr gelehrter, der priesterlichen Satzungen und Ordnungen wohlerfahrener, uns lange Zeit schon wohlbekannter römischer Mann. Es war gerade Markttag (*nundinae*), das Landvolk beider Geschlechter strömte, wohlgereinigt, zu allen Thoren der Stadt; wir sahen Samnier, Campaner, Gallier u. A. Kaufs-, Verkaufs- und anderer städtischer Geschäfte wegen (*Dion. II. 28; VII. 57. Varr. praef. II.*) zahlreich kommen und hörten das Geklingel der Schellen der sich höher tragenden Esel und Maulesel (*Phaedr. II. 7, 5*), das Geknarre der mit Ochsen und anderen Jugthieren bespannten Marktwagen der Fischer, Gemüsehändler, Getreidefuhrleute, welche das Geschrei der rohen Knechte, der Fleischer, die Schlachtthiere trieben, die Rufe der Milchmädchen und der Hirten mit Schlachthämmern auf der Schulter nicht unterdrückten. Ich selbst, erst Tags zuvor aus meiner lanuvinschen Villa in Latium angekommen, hatte, römischer Sitte gemäß, an diesem Tage zur Reinigung von dem anhaftenden Schmutze der ländlichen Geschäfte über und über gebadet (*Senec. ep. 86*) und nicht unterlassen, die Nägel zu beschneiden (*Pl. XXVIII. 5*) und die Haare auszukämmen (*Ovid. Fast. VI. 250*). — Lasset uns, sagte ich, wie wir sind, dem Bauernvolke einmal näher gehen; dasselbe hat heut gute Zeit, denn es feiert von der Arbeit, kauft Gold für allerlei Waare und kann

seinen Vergnügungen und rechtlichen Angelegenheiten so nebenbei nachgehen; darum läßt sich an einem solchen Tage eher als an anderen ein Gespräch mit ihm machen, und das möchte ich eben gern. Es liegt in meiner Absicht, einen Bauer oder Colon über Zucht und Pflege der Esel zu hören, weil ich mein nengegründetes Lanuvium mit ihnen besetzen will. Unsere landwirthschaftlichen Schriftsteller thun nur einen Seitenblick auf das so nützliche Thier, selbst Columella (VII. 1), der doch sonst so ausführlich, fast breit ist, gedenkt desselben nur fast im Vorbeigehen, und da ich ihm in den landwirthschaftlichen Bildern die ihm in der Oekonomie gebührende Stelle nicht versagen werde, möchte ich mich über seine Natur, Pflege, Lebensweise und Nützlichkeit zuvor bei einigen Erfahrenen unterrichten.

Eines römischen, in den freien Wissenschaften unterrichteten Mannes, sagte der Tempelwärter ruhigen Ernstes, ist es nicht würdig, das ehrlose Hifthier, den Esel, den die Natur selbst zum Sklaven von Menschen und Thieren verdammt, als Gegenstand einer gelehrten Abhandlung zu machen. Das obrigkeitliche Amt, welches du übernommen hast, läßt dir, dünke ich, nicht viele Zeit übrig; hast du aber einige Ruhe, so diene deinen Freunden, reise nach deiner lanuvischen oder samnitischen Villa, beschäftige dich dort, wie Cicero auf seinem Tusculanum, mit Philosophie und zur Stärkung deines Leibes durch Spaziergänge, Jagd oder Fischerei. Kein Grieche und kein Römer hat jemals über den Esel ein Buch verfaßt! — Wohl weiß ich, daß vor eben nicht langer Zeit L. Apulejus kein Bedenken getragen hat, den Namen des Thieres an die Spitze eines Werkes zu stellen, allein der Schriftsteller ist ein Afrikaner und kein Römer, auch wenn er in unserer Sprache schrieb, und sein „goldner Esel“ (*asinus aureus*) ist nicht eine naturgeschichtliche oder landwirthschaftliche Sonderschrift, sondern eine Dichtung, in welcher die tiefe sittliche Verderbtheit der Zeitgenossen in der Person des jungen Lucius, der, in alle Laster gemeiner Sinnlichkeit versunken, endlich in einen Esel, das gemeinste aller Thiere, übergeht, dargestellt wird. Auch Lucian hat in seinem „Lucius oder der Esel“ nicht eine Naturgeschichte, sondern eine Darstellung der bösen Neigung und üblen Behandlung des Thieres geben wollen. Ich dünke, du stehest aus Römer-Ehre von dem lächerlichen Vorhaben, welches dazu weder dir, noch Andern Nutzen schafft, ab;

Columella that Recht, daß er ihn kurz abfertigte. — Als ich, wie betroffen, einen Schritt zurücktrat, fuhr Sejus, sichtbaren Widerwillen im Blicke, fort. Ich erachte in vollem Ernste den Gegenstand, den du dir vorgelegt, für den unwürdigsten, auf welchen du die Mühe, welche dir die Götter gaben, verwenden kannst. Sieh' den Esel an; er ist, wie er heißt (Phaedr. I. 21) ein Schandfleck in dem Reiche der Wesen (*dedecus naturae*). Alles ist an ihm häßlich, ungestaltet, das Gesicht maßlos, das Maul groß, die Nasenlöcher gähnend, die Lippen schlappend; die haarsträubenden (Apul. p. 63), langen, schon von selbst gesenkten, sich langsam bewegenden (Mart. VI. 39, 15) Ohren, die ihm den Namen „Langohr“ (*auritulus*) zuzogen (Phaedr. I. 11, 6), wie widerlich schlaff hängen sie in Krankheit herab, oder

— — — Wenn schwellenden Sinnes dem Grauthier
Näzu wuchsend die Bähr' aufs Kreuz brüht.

Hor. S. I. 9, 20.

Wie drücken sie allein schon seine sprüchwörtliche Dummheit aus! (Pl. XI. 50). Das Große und Schöne in der Natur nennen wir nach dem Pferde und Stiere, das Geringe nach dem Esel *). Der Eselswein (*vitis asinusca*) schmeckt so schlecht (Pl. XIV. 3), wie die Eselspflaume (Pl. XV. 12); Eselsohren zu haben (Fulgent. Mythol. 4) gilt für Jeden als Schimpf, daß der delische Gott dem Midas, dem stumpfsinnigen Richter seines Flötenspiels, schwerlich eine entehrendere Züchtigung anthun konnte, als daß er ihm

Lang ausdehnte die Ohren und füllte mit graulichem Haar sie,
Unflät sie auch macht' und beweglich rückwärts und vorwärts,
Gleich dem Ohr des langsam wandelnden Esels.

Ovid. M. XI. 176.

Der König fühlte die Schmach und wußte sie unter der hohen phrygischen Krone zu verbergen; da er aber die Haare nicht

*) Dem Deutschen wurde schwer, daß er hier nicht einschleichen durfte, die Eselsohren, d. h. die eingebogenen Blätter eines Buches, die Eselsbrücken, Eselsbänke, Eselsbohnen, Eselsmilch (Wolfsmilch), Eselshaar (grobes Weiberhaar), Eselsgurten, Eselsblut (wächst auf bürren Rändern), die Eselschen, welche man unflätigen Schulknaben zum Schimpf umhäng, und den hölzernen Esel, auf dem noch 1780 in Halle ein Soldat sitzen mußte, den der Pöbel weiblich auslachte, den Eselsfuß, d. i. den ungewöhnlich hohen Fuß der Pserde, und deren Eselskruppe.

selbst schneiden konnte, kam der Barbier hinter das Geheimniß. Geschwätzig, wie Barbierg sind (Plutarch de garrul. p. 510), suchte es ihn gewaltig; da er es keinem Menschen anvertrauen mochte, grub er ein Loch in die Erde, flüsterte darein, was er wußte, deckte das Loch wieder mit Erde und ging, erleichterten Herzens, von dannen. Aus der Grube aber wuchs Schilfrohr, welches die hineingesprochenen Worte:

Ribas, der König, hat Ohren des Esels,

Pern. 8 I 221.

wiederflüsterte und das schmachvolle Geheimniß dem Volke verrieth. — Büßte ich dich nicht aus edlem Geschlechte, die Vermuthung würde mir aufstoßen, du gehörtest zu der Secte der Eselsbrüder (asinarii) in Judäa (Tacit. H. V. 4, 2), welche die langen Ohren des Esels (cillus) anrufen und den Onochotes, ein Wesen mit Eselsohren und Hufeisen, durch Vermischung eines Esels und eines Menschen entstanden (Tertull. Apol. 16), göttlich verehren. Ein Karthaginenser hat ein Bild jenes Gottes gegeben; angethan mit Ohren und Hufen des Esels im Wechsel der Füße, hält er, in eine Toga gekleidet, ein Buch in der Hand und führt die Unterschrift: „Der auf dem Eselsbette erzeugte Gott der Christianer“ (Deus christianorum, ὁνομαστὴς, Tertull. ad nat. I. 11, 14). Ich sah ein anderes Bild desselben Gottes auf einer Gemme in der Gestalt eines aufrecht stehenden Esels, dessen Hufeisen unter einer Toga sichtbar wurden, und vor demselben eine stehende und eine sitzende Figur. Der Künstler geißelte das verehrte Thier eines verachteten Volkes, und du, Bürger der größten Stadt der Welt, zugleich ein gelehrter Römer, wolltest dasselbe beschreiben? — Könnte dir leicht durch dein Buch, wie Pareius durch Gemälde, einen Spottnamen zuziehen, den man auch „Schmuckmaler“ (ὀικονομογράφος) nannte, weil er Gemüse, Schusterbuden, Barbierstuben, Esel und dergl. mit dem Pinsel darstellte (Pl. XXXV. 37). — Lieber, entgegnete ich dem Tempelwärter, ich bin darüber außer Sorge. Unsere Väter ehrten den Esel höher, als Manche in unsern Tagen, und schämten sich seiner nicht. Ich weiß, daß edle Römer, wie Asellio Sempronius, der Historiker und Kriegstribun unter Scipio Aemilianus (Gell. II. 13; XIII. 3. Cic. legg. 1, 2), M. Asellius (Cic. pr. Cluent. 61), Asellius Claudianus (Spart. in Spart. 13), Asellius Sabinus, der in einem Dialoge Pilze, Schnepfen, Austeru

und Krammetsvögel im Strolche um den Vorrang redend einführte (Suet. Tib. 42, 6), Asinius Pollio, der berühmte Redner des augusteischen Zeitalters (Quintil. X. 1), sein Sohn, Asinius Gallus (Senec. ep. 55), Asinius Quadratus, der Geschichtschreiber, und Asinius, ein Gelehrter zur Zeit des großen Pompejus, Minnius Asella, Asinius Gallus, Asinius Denton und A. von dem Esel sogar ihre Namen entlehnten *). Du kennst doch auch das Stück des Plautus „Das Geld für die Esel“ (asinaria)? So wenig der Dichter sich des Namens schämte, so wenig schäme ich mich dieser Arbeit. Die großen Ohren! — Die des Fases sind auch groß; er heißt hochgehört (auritus, Virg. G. I. 308. Macrob. S. VI. 5. Arat. 788). Sie sind beweglich — die anderer Quadrupeden nicht minder (Pl. VIII. 19). Der Mensch ist das einzige Geschöpf, bei dem sie unbeweglich sind, wenn man die Einzelnen, welche, wie der Kaiser Justinian, dieselben vor- und rückwärts bewegen können (Procop. anect. VIII. 15), unerwähnt läßt; bei Manchen hängen sie eben so schlaff, wie bei dem Esel, woher auch der Familienname Flaccus (Schlaffohr) entstand (Pl. XL 50). Wäre der Esel nicht vorwärts, sondern aufwärts gerichtet, würden sie nicht hängen; ihre Beweglichkeit vermittelt das leichtere Gehör, denn indem sie sich drehen, nehmen sie von allen Seiten den Schall besser auf (Arist. part. an. II. 11). Der Esel hört auch ganz leise; die Griechen haben daher gesagt, die Natur habe keinem Thiergeschlechte, die Maus allein ausgenommen, einen so feinen Gehörsinn, wie dem Esel, gegeben. Dazu dienen sie ihm zugleich als Werkzeuge, Gefühle körperlichen Wohl- oder Uebelbefindens zu erkennen zu geben.

Das erwähnte Bild, wahrscheinlich das Nachwerk eines Juden, eines Feindes der Christen, soll nicht den Esel, sondern

*) Daß die Römer so viele Familiennamen vom Rinne, vom Schafe, Esel u. s. w. entlehnen und so äußerst wenige vom Pferde, deren die Griechen so viele haben, ist eben so charakteristisch, wie daß sie nicht einen einzigen auf die Gottheit (Zeus) weisenden Namen aufweisen, während die Griechen an berartigen Zusammenstellungen so reich sind. Die Deutschen entlehnten ihre Namen häufiger von Vögeln als von Bierkühlern. Bekannt ist die Familie der von Och; ich kenne nur zwei deutsche Abelsgeschlechter, die sich nach Sanchos Grauchen nannten. An der Brenz in Württemberg liegt die Ruine der Eselsburg, deren Besitzer sich Esel von Eselsburg schrieben, aber später den Namen ablegten, und in Thüringen wohnt das edle Geschlecht derer „von Liebesel“.

die Secte herabsehen. Er hätte sich eines anderen Thieres lieber bedienen mögen, als des Esels, den die alten Hebräer unter heidnischen Einflüssen in ihren Cult sogar aufgenommen hatten. In Alexandrien habe ich gehört, daß die Koabiter und Midianiter den eselsköpfigen Baal-Beor, dem auf dem Berge Beor ein Tempel gebaut war, mit Fressen, Saufen und in solcher Unkeuschheit bedienten, daß sie auch ihre Weiber und Töchter hingaben. Die Hebräer, sonderlich Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse, hingen ihm an (4. Mos. 25, 3); der Eselsreiter Bileam opferte ihm auf seinem heiligen Berge (4. Mos. 23, 28) und das Volk brachte Kinder dem Gözen derer von Sepharvaim, Anamelech, der den Namen und die Gestalt vom Esel hatte (2. Kön. 17, 31). In dem Allerheiligsten des Tempels von Jerusalem selbst war ein goldener Eselskopf abgebildet (Joseph. Ant. II. 7, 9) und die Erstgeburt des Esels wurde wie alle Erstgeburt des Menschen gelöst (2. Mos. 13, 13).

Der Tempelwärter. Jenes aber geschah, weil er wegen seiner Häßlichkeit zum Opfer nicht tauglich, mit einem Schafe (2. Mos. 34, 20), dieses mit fünf Silberlingen (4. Mos. 18, 16; 3, 46, 47).

Man sieht daraus schon, fuhr ich fort, wie weit verbreitet der Eselscultus unter den Völkern des Morgenlandes war. Der phrygische Landesgott, Anchurus, soll sogar „Esel“ geheißen und Eselsgestalt gehabt haben. Der eselsköpfige Typhon wurde dadurch gesühnt, daß man sein Lieblingsthier, den Esel, von einem Felsen herabstürzte, was auch der Cultus des Mars beobachtete. Wie die in die Mysterien Eingeweihten sagen, sind Thiere nur Symbole von Naturkräften, Zeit- oder Naturerscheinungen, der Esel das Symbol der erzeugenden Naturkraft; darum wird er auch dem Cillus, von dem er seinen Namen sogar führt (*κίλλος* s. *κίλλας*), dem Sohne des (phallischen) Pelops, der sein Heronum bei dem Tempel des Apollo (*κίλλαιος*, *asinus*) in Kleinasien hatte, als Urheber der Zeugung geopfert (Str. XIII).

Der Tempelwärter. Ein paßlicheres Symbol der erzeugenden Naturkräfte ließ sich schwerlich finden und eben so wenig ein entsprechenderes Opferrthier für den wollüstigen Priapus, denn bei keinem andern Geschöpfe tritt die unverschämte Wollust so maßlos hervor. Berrufen ist er daher unter Juden (Ezech. 23, 20), Griechen (Lucian Pisc. 34. Luc. 32, 34. Apoph. 3) und

Römern (Col. VI. 37) und gefürchtet selbst von den Rossknechten (*equiso armentarius*), deren sich selbst überlassene Weidestuten er nöthigt und heimlich besetzt (Apuleg. VII. p. 153).

34. Nach morgenländischen Schriftstellern sind die Hengste der Pferde und Esel in dieser Beziehung sich ganz gleich (Jerem. 5, 8. Ezech. 23, 20); die Liebesbrunst macht Diese wie Jene gleichmäßig wüthend und kollerhaft.

Der Tempelwärter. Nur der Unterschied findet statt, daß der Esel maßlos frech ist. Das dem Priap heilige Opferthier mag mehrmals mit seinem Opferherrs seine Talente und trug, wie es scheint, den Sieg davon. Das Gespräch des Esels mit Priapus *de rostri magnitudine* (Lactant. inst. I. 21, 28), ist so abscheulich, wie die unverschämte Berührung dieser Eigenschaft (Phaedr. I. 29, 7). Es hat Bedeutung, daß zu Eryme die Ehebrecherinnen auf einem Esel reitend umhergeführt wurden (Plutarch. Quest. gr. 2), daß nach orientalischer Weisheit die Seelen der Ehebrecher in einen Esel wandern, daß der Eselskopf zur Befruchtung und zum Schutz der Gärten aufgestellt (Pallad. I. 35. Geop. XII. 6. Col. X. 344), an Bettstellen (Juven. XI. 97), wie auf Lampen, den Symbolen des weiblichen Geschlechtsorgans, auch auf den Lampen der Besta, angebracht wird und daß der Esel an dem Feste der Göttin bekränzt die Fruchtbarkeit erzielenden Opferluchen zu deren Tempel trägt (Ovid. Fast. VI. 311). — Auch im Tode ist er verächtlich; der Morgenländer bezeichnet das Eselsbegräbniß als das schlechteste, und wenn er Jemandes Leiche recht bedrohen will, spricht er: Der soll begraben werden, wie ein Esel (Jer. 22, 19), d. h. er soll in kein Grab gelegt, sondern in das Feld geworfen werden, wie man einen todten Esel hinwirft.

Saserna. Der Esel greift noch tiefer in den Cultusdienst der Völker ein und steht nach seiner symbolischen Bedeutung in enger Beziehung zu den Feld-, Wald- und Naturgöttern. Er gehört zu den dem Pan, Priapus (Ovid. Fast. VI. 346) und Bacchus (Schol. Pind. Pyth. X. 50) geheiligten Opferthieren, erscheint an dem Feste der Cybele in Phrygien, dient dem Natur- oder Quellen-Dämon, Silen, als beständiges Reitthier (Virg. E. VI. 13. Ovid. A. A. I. 543); in Delphi bringt man dem Herdenhüter, Apollo, Eselskelatomben und die Sprache nannte den Esel (*ὄνος, κενόων*), wie den Wein (*ἡμῶς οἶνος, κενόος*),

den die Aegyptier für ein Geschenk des eselsköpfigen, durch Esel-
opfer geehrten Typhon hielten. Ihm, wie dem Mars, sind nament-
lich die rothen Esel gewidmet. Die tiefere Bedeutung der Sym-
bolik der Thiere im Cultus ist freilich verwischt; es wird nicht
auf die bezeichnete Sache, sondern auf das Zeichen gesehen, und
daher sind die mancherlei, bis zur Lächerlichkeit entstellten Erzäh-
lungen in die Religion gekommen, wie die, der Esel werde um
deswillen dem Priap geopfert, weil ein Esel ihn verrathen habe,
als er in seiner Lüsterheit die Nymphe Lotis zur Nachtzeit be-
schleichen wollte (Ovid. Fast. I. 433) — dem Apollo, weil er
nicht zum Lautenschläger passe, und die auf den Mühlen arbeiten-
den Esel (*asinus machinarius*) erhielten an den Vestalen Fast-
tag, würden dann auch, mit Blumen und aus kleinen, auf Schnüre
zu Halsbändern gereihten Broten (*monilia de pane*) geschmückt,
durch die Stadt geführt, zum Gedächtniß daran, daß einst ein
Esel die keusche Vesta im Schlafe gegen die Zudringlichkeiten
des Priapus durch sein Geschrei gerettet habe (Lactant. inst.
I. 21, 26). Dem bacchisch-priapischen Naturscultus in Babylon,
Sichem und andern Gegenden des Morgenlandes gehört wahr-
scheinlich ebenfalls an, daß seit Einführung der phrygischen Göttin,
deren Priester (*gallae*) in Italien und Hellas entmannt und in
ärmlicher Weiberkleidung (Catull. 64) das Bild der Göttin, der
Personification der zeugenden Erde, auf einem Esel (*ἵππος θεογονος*)
unter dem Getöse von mystischen Cymbeln und Schellen umher-
ziehen und vor den Häusern der Colonen, Bauern, Willenbesitzer
und Städter im Namen ihrer Göttin für sich und zur Bestreitung
des Cultusaufwandes getrocknete Feigen, einen Krug Wein, ein
Paar Oholen oder Drachmen Käse, für den Esel Weizen, Gerste
und, weil die Göttin die Wiesen mit Grün bekleidet, auch Heu
einsammeln (Lucian. Luc. 37, 38. Phaedr. IV. 11, 5).

Der Tempelwärter. Nicht der Umzug, sondern das
Thier von der niedrigsten Sorte der Quadrupeden, zum Cultus
der Göttin mit der Mauerkrone verwendet, — das ist's, was
mir Aufstoß erregt. Die Griechen sagen: Der Esel bei dem
Mysterium; sie meinen damit sprüchwörtlich: der Esel kommt
wohl nach Eleusis, aber als Esel, d. h. als Lastthier und muß
vor dem Tempel stehen bleiben (Aristoph. Ran. 159). So ist's
recht, das ist bezeichnend! — Fürchtete ich die scythischen Länder
nicht wegen ihrer Kälte, ich möchte sie glücklich preisen, daß ihnen

der Esel und sein Halbbruder, der Maulesel, steht (Herod. IV. 28, 129). Er ist indeß, trotz seines rauhen und harten Baues (Pl. XL 79) ein Weichling, der das Nordland meidet und nach warmen, süßlichen, trockenen Gegenden verlangt. Stumpfsinniger als alle Willenthiere — (*iniquas mentis asellus*, Hor. S. I. 9, 20) — ohne Anlage und Abrichtungsfähigkeit, erscheint er überall als das lebendige Bild der Ungeschicklichkeit und Dummheit. Esel (*asinus*) oder „zweibeiniger Esel“ (Juven. IX. 92) heißt der, welcher baar ist des Gefühles für Schönheit und Sitte (Ter. Eun. III. 5, 50); auf den, welcher nach Gaben und Bildung unfähig zu höhern Leistungen ist, wird das Sprüchwort: er paßt dazu wie der Esel zum Psalter, oder Lutherspiel, oder Geittangen (*asinus ad tibiam s. lyram, ὄνος λύρας*) angewendet; von dem, der viel liest, das Gelesene aber nicht versteht oder nicht geistigend verwendet, spricht man, er gleicht dem Esel, der, wenn er die Luthers schlagen hört, kaum die Ohren reckt (Lucian. Ign. 4). Dies in Rücksicht gezogen, wird die Bestimmung jenes Vaters, in dem satyrischen Stücke Barro's: „das Testament“ verständlich (Gell. III. 16): „Wenn ich Einen oder mehrere Söhne erzeugen sollte, welche das Lutherspiel hören, wie Esel, so sollen sie erblos sein. (*Si quis unus filius pluresve gignuntur ii, si erunt ὄνοι λύρας, exheredes sunt*)! Das Sprüchwort „vom Esel fallen“ (*ἀπ' ὄνου πλεῖν, κατεπεσεῖν*) als Gegensatz von dem Andern, „vom Pferde fallen“ (*ἵππου ἐκπεσεῖν*), klingt beinahe wie das Deutsche „vom Pferde auf den Esel kommen“ oder auch „auf den Kopf gefallen sein“ von Reuten, die höchst ungeschickt oder herabgekommen sind; selbst Plato (Legg. III. p. 701 C.) braucht es in diesem Sinne (Aristoph. Nab. 1270). Das „Land der Eselswolle“ bezeichnet sprüchwörtlich ein Un Ding oder einen Kopf ohne Gedanken (Arist. Ran. 186), und die Bedeutung der andern bekannten Redensart, sich um „des Esels Schatten“ (*περὶ ὄνου σκία*) ist leicht zu finden (da *lana caprina pugnare*, sich um des Kaisers Bart streiten).

Man weiß, daß Schlangen, Bienen, einige Arten der Vögel und Insecten, Pferde, Schafe, Biegen, selbst Schweine für die Töne der Musik empfänglich sind; da diese Fähigkeit dem Esel gänzlich abgeht, ist es ein wahrer Spott, daß die Bauern Schellen an den Hals oder Wagen des den Rufen abholden Thieres

hängen, oder daß die aus seinen Knochen gefertigten Pfeifen zum Blasen verwendet werden (Pl. XI. 87). Die ihm angeborene Dummheit zeigt sich aber darin recht, daß er, behärdet, mit Schellen stolz thut, den Nacken aufwirft und hochmüthig den Hals schüttelt (Phaedr. II. 7, 5). Wir brauchen mit Fug den Namen (asinus, ὄνος) als Schimpfwort, zur Bezeichnung eines einfältigen, ungefiteten, ungeschlitten, tölpelhaften Menschen (Cic. ad. Att. IV. 5. Plant. Pseud. I. 2, 4. Ter. Heaut. V. 1, 8). Seine Stimme erhebt er zur Unzeit und sie ist so abscheulich und fürchterlich (Phaedr. I. 11, 7. Ovid. Fast. I. 438; VI. 842), daß einst die ganze scythische Reiterei (Herod. IV. 135), ja selbst die Giganten in die Flucht getrieben wurden, als die brüllenden Reiterfel (asinus rudens) des Vulkan, Dionysus, Silenus und der Satyren ihre Melodien anstimmten (Ovid. A. am. III. 290. Erathost. Catast. 11). Selbst seine Treiber (asinarium, ἄσινος) und Hüter (ὄνομαχος) sind meist wie er selbst, dumm, ungeschlachtet, nichtsunzig, dabei aber versteckt und boshaft (Suet. Aug. 90. Cat. 10. Varr. I. 18. Apul. Met. Lucian. Luc.). Die delphische Eselshekatombe, die man dem Apollo darbrachte, hat ihren Grund in Apollo's Widerwillen gegen dieses Thier, welches auch die Aegypter verabscheuen und nicht einmal eine Trompete führen wollen, weil sie behaupten, sie klänge wie Eselsgeschrei^{*)}. Der Perser Darius, der diesen Glauben kannte, wollte die Aegypter recht kränken, schlug daher den Apis todt und erklärte in Gemäßheit des asiatischen Eselscultus das Langoß für einen Gott (Ael. X. 28). Das Herz des Esels ist groß, aber hart und starr, und er daher schon, muthlos und furchtsam (Pl. XI. 70), ohne Edelstinn, ohne Anhänglichkeit an den Herrn, er schlägt ihn (Lucian. Luc. 41), ist bissig, verstellt, schamlos, tückisch (Lucian. ib.) und schadenfroh, frecher Stimme, wenn er ein edles Pferd mit Riß beladen oder sonst in gemeinem Dienste steht (Phaedr. app. 17). Die Gallenblase fehlt ihm, wie dem Pferde (Pl. XI. 74. Arist. de part. IV. 2, 2), er besitzt aber nicht dessen Eifer im Gange, arbeitet nur gezwungen, unter den Knüttelschlägen seines

^{*)} Die Engländer nennen — ich weiß die Veranlassung nicht — den Esel „den Trompeter des Königs von Spanien“. (The king of Spain's trumpeter.)

Freibers (Aesop. 111); er schreitet langsam, tröglig, unempfindlich gegen Stöße (Lucian. Luc. 22, 25).

Schau', armseligen Looses das langgedehnte Eseln,
Steigt auch der Stolz auf dem Stolz, langsam immer hoch geh'n.

Ovid. a. am. II. 7, 18.

Ihm gehört sein Futter, aber auch Geißel und Last (Sir. 33, 25), denn sonst wird sein Anechtsflun unerträglich. Die Juden hatten das Gesetz: Du sollst nicht ackern zugleich mit einem Ochsen und Esel (5. Mos. 22, 10); mag sich dasselbe auf die ungleiche Stärke oder auf den Unterschied der reinen und unreinen Thiere gründen, zu welchen letztern der Esel gehört (Philo II. p. 400 M.), und deswegen von den Opfern ausgeschlossen war, dies entspricht seiner Natur, denn weiß er einen starken Zugochsen neben sich, thut er nichts und überläßt Jenem das Arbeiten allein (Phaedr. App. 14). — Als Güllen schabt und kratzt er sich mit den Hinterfüßen hinter den Ohren (Pl. XL 108), und seine dicke Haut verlangt auch später öftere Reibungen, zumal sie schuppig und unrein ist. Er wählt dazu Bäume, Mauern, sucht aber seine Geschwüre am liebsten im Vorbeigehen an Dornenhecken, mit der besondern Lücke, das in denselben versteckte Nest des Aegyptus, eines sehr kleinen Vogels, zu zerstören. Durch sein Reiben, selbst allein durch sein Schreiten wirft er Eier und Junge aus demselben; sie fallen schon aus bloßer Furcht heraus, darauf aber fliegt das beschädigte Vögelchen (Blaumelze) auf ihn und haßt ihm mit dem Schnabel die Geschwüre auf. Der Distling haßt ihn, theils wegen seines Reibens am Dornengesträuche, in dem er sich aufhält, theils weil er ihm die Distelköpfe, von deren Samen er lebt, abstößt (Pl. X. 95. Arist. IX. 1, 5).

Ich. Mit der Befähigung des Esels zur Ruß ist's freilich so eine Sache, — indessen, wie viele Dinge muß man nicht oben nehmen, wie sie sind? — Wenn man den Namen als Schimpfwort zu brauchen pflegt, so will ich daran erinnern, daß der griechische Philosoph Aleanthes Esel geheißen wurde und erwiderte: „Ja! ich bin ein Esel, denn ich trage die Bürde meines Meisters Zeno.“ — Wenn man ihm auch das zum Vorwurfe macht, daß er Feinde unter den Thieren, sonderlich unter den Vögeln hat, so steht er gerade nicht anders, als das Pferd, dessen Feind der Vogel Anthus, ein Grassprecher, ist. Er stört und neckt dasselbe auf der Weide und wird daher von ihm ge-

tödtet, wenn es seiner habhaft werden kann. Der Fuchs ist mit dem Stiere und dem Esel im Streite, weil er anfliegend sie beißt und ihnen die Augen anhaft. Sein gefährlichster Feind ist ohne Zweifel die Zwergmaus (*mulomys*), die ihr Lager in seine Ritze macht, sein Fressen behindert und ihm sogar in die Nase kriecht (Arist. IX. 1).

Der Tempelwächter. Die Genügsamkeit bei schlechtem Futter, als Blätter, Disteln, Stroh, Weiden sprossen (Col. VII. 1) wird viel zu hoch angeschlagen, denn er ist genügsam aus Noth und nimmt sehr gern Besseres an, wenn er's nur haben kann. Schwere Arbeit kann er ohne Gerste und Weizen (Lucian. Luc. 17), ohne Bohnen und Bissen (Apul. Met. p. 152), nicht aushalten; dazu ist der Esel noch lüstern nach Rattichen, Rettigen, Eppichwurzeln und andern Gemüsepflanzen, welche der Mensch zu genießen pflegt. Seine Raschheit ist wahrhaft widerlich und was sie ihn treibt, achtet er nicht Hüter noch Schläge; er sucht die Pflanzengärten deswegen auf, lauert dummthöricht aus, wenn einmal eine Gartenthüre aufgeklieben, und verwüftet die Saatsfelder. Erinnerung dich nach dem homerischen Gemälde, daß er's auch in Griechenland so macht:

Wenn zum Feld der Esel sich drängt und die Knaben bewältigt,
Trägen Gang's, auf dem viel Steden zerscheiterten ringsum;
Jetzt einbringend zerrauft er die Saat tief; aber die Knaben
Schlagen umher mit Steden; doch schwach ist die Stärke der Kinder,
Und sie vertreiben ihn kaum, nachdem er mit Fraß sich gesättigt.

Hom. II. XI. 557.

Die größten Verwüstungen richtet er an, wenn er in Rosenanlagen (Apulej. Met. III. p. 65, 66 B.) und Buschwerk gelangt; hat er sie ausgespäht, rennt er mit solcher begierlichen Eile darauf los, daß die Natur des langsamen Lastthieres in die Schnelligkeit eines Wagenrosses verwandelt zu sein scheint. Er gewahrt genau die offenen Thüren der Pflanzungen und schont hier nicht die stillschattigen Stellen, wo Venus und Grazien wohnen, nicht die vom Morgenthau wässernden Blüthenknospen, nicht Gemüse und Kohle; strast ihn der mit dem Knüttel herbeieilende Gärtner zornentbrannt, wie es die Frechheit verdient, stellt er mit den Hinterfüßen auf ihn los, daß dieser, auf seine Rettung Bedacht nehmend, ihm Gelegenheit geben muß, zu entfliehen (Apul. M. p. 70 B.). Dabei hockt er sich in seiner Dummheit bisweilen den Tod, denn wenn er von den Blüthen des wilden Lorbeers

oder der sog. Korbeetrofen (Lucian. 17) oder die Blüthen und Blätter der Rhododaphne (Dionander) frisst, muß er, wie die Pferde, Schafe und Ziegen, sterben (Pl. XVI. 32).

In Thyaonien und Arkadien sah ich Pferde- und Eselsfüßen zusammen auf der Weide (Col. VII. 1, 1) und daß diese immer von jenen gebissen wurden. Vielleicht liegt die Ursache davon in einer von der Natur eingepflanzten gegenseitigen Abneigung oder in Verachtung des häßlichen und unartigen Thieres, das Mist und Urin an der aufgesuchten Stelle, wo ein Anderer sich eben entleert hat (Aesop. 112), abschlägt; wie dem aber auch sel (Lucian. Luc. 28), die Abneigung gegen den Esel ist dem edleren Pferde tief und auf die Dauer eingeprägt. Kein Pferdefuß saugte an einer Eselin und keine Stute trank ein Eselsfüßen, wenn nicht dadurch betrogen, daß der Säugling im Dunkeln angehalten wird; kein weibliches Pferd begattet sich mit dem Esel, kein Hengst mit der Eselin, sie wären denn geschoren und er als Säugling schon durch den Genuß der Milch des Eselgeschlechtes an dasselbe gewöhnt (Pl. VIII. 69). Esel entlaufen manchmal ihren Herren, sei es, daß sie ihre Last abwerfen oder die Halfter zerreißen oder heimlich den Stall oder die Weide verlassen, und suchen zur Befriedigung ihrer Geschlechtslust Pferdekluten, die auf der Trift gehen, auf. Kommt solch ein Zirkeläuser, stürzen auch alsbald die Hengste, Kopf und Hals emporgerichtet, in Furcht, ihr Geschlecht möge durch ihn entadelt werden, heran, bedrohen ihn mit erbittertem Gemüthe, hauen mit den vorderen, schlagen mit den hinteren Beinen und beißen ihn so, daß er sich nur durch Wälzen oder Glichen in den Versteck des Stalles oder auf seine Kreisbahnen der Mühle retten kann (Apul. M. VII. p. 154). Selbst den Roßknechten ist er zuwider; statt ihn mit den Pferden zur Weide zu nehmen, lassen sie ihn, der so langsamen Verstandes und trägen Ganges ist, daß selbst Schläge seine Schritte nicht fördern (Luc. L. 28. Phaedr. I. 15, 6), im Stalle zurück, wo er dann vergessen oft bis zum Abende hungrig stehen muß.

Das dünnere und kältere Blut erweitert im Geschlechte der Thiere Gefühl und Verstand, das dickere und wärmere starrt (Arist. de part. II. 2, 2). Der Esel hat das fetteste und sehr wenig Blut; dadurch macht sich seine Stärke, theilweise auch seine Verstandeslosigkeit (Pl. XI. 90) und die Vorschrift erklärlich

(Veget. I. 33), ihm seinen Überlaß zu thun; ich bezweifle das nicht völlig, nehme jedoch an, daß die Feinheit des Gefüßes nicht einzig von der Flüssigkeit des Geblütes, sondern eben so von der Haut und Umkleidung des Körpers abhängt. Das dicke Fell des Esels, der Stiere und die borstige Haut der Schweine hindern das Eindringen der feinen Luft und die Entwicklung ihres Gefüßes (PL. XI. 92). Man sollte meinen, daß er wegen seines dicken, mit starken Haaren besetzten Felles für kalte Gegenden passe. Gerade aber liebt er warme und trockene Klimate und kann Kälte so wenig ertragen, daß er in Pontus gar nicht gefunden wird (PL. VIII. 68. Aristot. VIII. 25) und in Ägypten, Thracien, Epirus, im Lande der Kelten und wo er etwa unter den Scythen vorkommt, klein bleibt (Arist. VIII. 28, 5). Jenen Völkern geht in ihm gewiß nicht viel ab, denn er steht dem Pferde in Kriegstauglichkeit und Schnelligkeit nach, geht nicht ohne Schwierigkeit durch Flüsse und Ströme, läuft auf rauhen Wegen die Hügel bald wund und liefert ein nicht wohl genießbares Fleisch (Lucian. Luc. 19). Das Pferd und nicht der Esel macht die Geschichte der Völker und der Kriege; er ist das stumpfsinnige Diensthier des niedern Lebens der Menschen.

Saserna. In allen warmen, südlichen Ländern durch muthiges, lebhaftes Wesen, Behendigkeit und Dauer ausgezeichnet, gehört er zu den ältesten Nutzhieren der Morgenländer und macht den wesentlichsten Bestandtheil des Heerdenreichthums der Hebräer aus (1. Mos. 12, 16; 24, 35). Sie heuteten den Midianitern 61,000 Esel ab (4. Mos. 31, 34); Job (I. 3, 16) hielt 500 Esel, die auf seinem Felde arbeiteten und sich nur vom Weideweg ernährten; nachdem der Segen von oben über ihn gekommen, betrug die Anzahl seiner Heerde tausend Stück (42, 7). Ana, der Fürst der Horiter, der in der Wüste die Maulesel erfand, hütete sie selbst (1. Mos. 36, 24); David setzte über seine Esel, wie über seine Rinder, Schafe, Ziegen und Kameele zu Garon, der lustigen Gegend in Galiläa, Aufseher oder Weisser (1. Chron. 28, 30). Die Perser haben, trotz ihrer vielen Pferde, Vetterei auf Eseln (Jes. 21, 7. Herod. IV. 129) und in Carmanien am persischen Busen bedient man sich derselben, weil es an Pferden fehlt, zum Kriege (Str. XV. 2, 14. Ael. XII. 84). Die Hebräer scheinen die Esel nie zu kriegerischen Zwecken verwendet zu haben, und aus diesem Grunde gleicht der Messias, der

Friedensfürst, auf einem noch unberührten Esel in Jerusalem ein (Sach. 9, 9. Matth. 21, 2. Mark. 11, 2). In allen diesen Ländern, auch in Afrika (Mauretanien) ist sein Gang rasch (Ael. XIV. 10) und zierlich und sein Tritt sicher; man braucht ihn daher nicht bloß, wie z. B. in Syrien, zum Fortschaffen des Gepäcks (2. Kön. 7, 7), sondern auch und vorzugsweise zum Reiten. Abraham sattelt seinen Reitesel selbst, d. h. er belegt ihn nach Landesart mit einer Decke oder Kleidung (1. Mos. 23, 3. Matth. 21, 7) und später noch wurde er von den Vornehmen (2. Sam. 17, 23; 19, 26. 1. Kön. 13, 13. 1. Mos. 49, 11. Richt. 10, 4), auch von den Frauen (Jes. 15, 18. 1. Sam. 25, 23), dazu verwendet, die Eseln aber dem Esel vorgezogen. Am meisten geschätzt waren die scheidigen, mit weißen Streifen auf brauner Haut (Richt. 5, 10). Als Speisethier des Volkes gebührte ihm keine Stelle, denn er gehörte nach dem levitischen Gesetze zu den unreinen Thieren, aber doch wurde sein Fleisch im Falle äußerster Noth gegessen; bei einer Belagerung Samaria's kostete ein Kopf 80 Silberlinge (2. Kön. 6, 25). Er steht in dieser Beziehung dem Pferde und Maulthiere auch bei Griechen und Römern völlig gleich. Salserna hatte noch nicht ausgedet, als Barro zu uns trat. Nachdem wir ihm über unsere Unterhaltung Mittheilung gemacht, ging er auf den Gegenstand ein und äußerte sich also:

Ich bin, wie Ihr wißt, aus Reate, wo die schönsten und größten Esel Italiens sich finden (Varr. II. 6). Der Weidegang ist daselbst vortrefflich und schadet trotz des wäßrigen Bodens den Hufen nicht (Pl. XXXI. 8). Ich unterhalte dort eine Stammherde (sominium) und habe sie so gezogen, daß ich sogar in Arkadien Absatz habe. Wenn Ihr gestattet, will ich mich über Zucht und Pflege derselben kürzlich aussprechen.

Der Esel gilt überall, auch bei den Naturkundigen, wie die Thiere mit dicker Haut und hartem, starrem Herzen für dumm (Pl. XI. 70), — als das dümmste Thier. Ohne geistige Kräfte und Anlagen ist er indessen nicht, er zeigt sogar Ueberlegung, Bedachtsamkeit und Gedächtniß. Dafür spricht, daß er, wie Schafe, Biegen, Dörsen und Pferde, Träume hat (Pl. X. 98); wenn der träumende Hund seine Vorstellungen und Ahnungen durch Bellen kund giebt (Arist. IV. 10, 1), so thut er es durch Bewegen und Ausschlagen mit den Füßen, beobachtet aber die

Vorsicht, um seine Beine dabei zu sichern und durch Aufschläge an harte Gegenstände dieselben nicht zu lähmen, daß er sich jedes Mal auf eine freie, geräumige Stelle legt (Pl. VIII. 68). Auf Wegen, die er mehrmals gegangen, versucht er sich zu finden, er kennt seinen Herrn, die Krippe seines Herrn (Jes. 1, 3) und weiß, ~~und~~ ~~den~~ ~~Stalle~~ geführt, ob es zur Arbeit ~~der~~ ~~Arde~~ geht. Hätte er bessere Behandlung, würde sein Verstand sich mehr entwickeln und die Liebe zu seinem Herrn größer sein. Damascius erzählt, daß der Esel des Grammatikers Ammonius ~~über~~ das im Stalle hingestellte Futter unberührt ließ und hungerte, als sich von seinem Gebieter, der die Dichtkunst lehrte, trennte. Die Knechte und Bauern aber, dem Grundsatz gemäß: Dem Esel gehören nicht Worte, sondern Hähne (Cic. in Pis. 20. Sir. 33, 25), behandeln ihn so hart und unmenslich, wie kein anderes Thier. Das Pferd wird erzogen, der Esel vernachlässigt. Er duldet, wer ihm auflegt und was man ihm auflegt, gewöhnlich die schwersten Lasten, unter denen er langsam gehen muß, fast drohnet und zusammenbricht. „Eselblaffen“ sind sprichwörtlich und veranlassen seinen Namen (ὄνος — onus). Wenn ich das mühselige, zu Arbeiten, denen Hercules nicht gewachsen gewesen sein möchte, verdammt Thier ansehe, erinnere ich mich an den König Ptolemäus, dem der Lycier Heraclides einst eine Schrift mit dem Titel „*νοῦον ἐγκομιον*“ (Lob der Arbeit) überreichte; der König löschte den ersten Buchstaben aus, um anzudeuten, daß eine Lobrede auf die Arbeit eine Lobrede auf den Esel sei (ὄνον ἐγκομιον). Ueberall ist er der Repräsentant der Dienstbarkeit, weshalb auch Isaschar „ein ruhiger Esel genannt wird, der heget seine Schuttern zum Tragen“ (1. Mos. 49, 14), und Lyttäos vergleicht die von den Spartanern mit tränkender Gärte behandelten Messenier:

Eseln, die gedrückt tragen die mächtige Last,
Unter dem traurigen Zwang dorthingend ihrem Gebieter
Alles zur Hälfte getheilt, was sie von Früchten erbat.

Arbeitsliebende, Befehlen still und willig nachkommende Leute heißen „Marianische Esel“ oder „Maulesel“, von Marius, der seine Soldaten in mancherlei Übungen, im Laufen, durch große Märsche, Tragen des Gepäcks, Bereitung der Speisen u. dergl. anstrengte und mitnahm (Plutarch. in Mar. 18),

Er ist das Reithier des trägen Bauers, und schon oft habe ich Weiber und Mädchen vom Lande lustig auf ihrem Eseln. ~~am~~

Stadt tragen sehen. Er hat ein schümmeres Schicksal, als das Schwein. Dieses ist verachtet im Leben und geachtet nach dem Tode, er aber ist verachtet im Leben und im Tode und doch benützt im Leben und im Tode. Dieses schlichte, überlistete und stess geplagte Thier*) muß das Wasser in die Bäder, den Mist auf den Acker (Cat. 10), Obst und Rüben, Kalk und Steine in das Gehöfte (Cat. 11), Pfähle in den Weingarten, Weinschläuche an die Seehandelsplätze (Varr. II. 6), Wolle, Trauben und Gemüße auf den Markt, Besenholz für die Küche (Apul. M. VII. p. 155), Jagdneze auf die Jagd (Hor. ep. I. 18, 47), Schanzpfähle zu Belagerungen der Städte, trotz der strengen Verbote, Gepäck, Geräth und Lebensmittel der Soldaten (Caes. b. c. I. 81. Veget. III. 6. Pollux I. 10), am Cyprus die Häute und den Körper der Fahrzeuge, die wegen des reißenden Laufes des Stromes wasseranfwärts zu ziehen unmöglich ist, mit einem Worte, er muß unter allen Völkern die aller schwersten Lasten tragen (Herod. I. 194). Kein Thier wird so bepackt und dabei so gemißhandelt, denn oft genug ist er einem rohen Jungen unterstellt, der sich selbst ansieht, ihn übel plagt, auf die Last seiner Bürde keine Rücksicht nimmt und wenn er unter der Ungeheuerlichkeit derselben zusammenstürzt oder auf schlüpfrigem Boden fällt, statt mit der Hand zu helfen, den Saum aufwärts zu ziehen, den Schwanz zu fassen, die Bürde bis zum Aufstehen abzunehmen, nicht bloß seine Hülfe leistet, sondern ihm an Kopf und Ohren alle Haare ausreißt und mit Häuten oder Knütteln so lange zuschlägt, bis er sich wieder erhebt; bleibt er vielleicht aus Kraftlosigkeit liegen, legt er Brandschwamm unter (Apul. M. VII. p. 155). Halb oder ganz hungrig wird das arme Thier bepackt; das Futter hat ihm der Knecht nicht gegeben, gestohlen, stehlen lassen oder die gelzige Coloma, obwohl sie ihm auf der Wähle mit einem feischen Stosse zusetzt, nimmt ihm das von ihm in mühseligen Kreißgängen erzeugte Schrot für anderes Vieh oder zum Verkauf an die Nachbarn; das arme Arbeitsthier erhält bei Tage gar nichts oder erst gegen Abend ungekostete, schmutzige und von Steinen verunreinigte Rieie (Apul. M. VII. p. 158). Schreitet das magere, hungrige, matte Geschöpf langsam, knietelt der Treiber auf, so barbarisch und gewaltig, daß das Fell springt (Lao.

*) Im Remeis Jucos von Rimbarg, sagt er: Ich bin martelbar genug.

Luc. 29); geht es seinem Futter nach, werden die großen Hunde geheßt; stürzt es ermattet nieder, folgt Schimpfwort auf Schimpfwort, der Prügel fliegt zwischen Kopf und Ohren, auf Bauch und Rücken, bis nichts mehr an seinem Leibe gesund ist oder dem Treiber selbst die Schlagkraft ausgeht (Lucian. Luc. 30). Auf einer Reise östlich von Kapna, im Gebirge, fand ich einmal einen Jungen, der Holz holen sollte; der Weg war beschwerlich, steinig und ging steil aufwärts. Nicht genug, daß der ruhelose Bube auf dem Esel saß, er schlug mit dem grünen Knüttel fast ohne Unterlaß auf ihn los, mochte derselbe auch noch so schnellen Schrittes gehen. Oben mit einer tüchtigen Last beladen, ging's bergab über Hals und Kopf; schritt der Esel langsam oder schnell, gleichviel, der Bube schlug immer oben herein. Neigte sich die Lastbürde auf eine Seite, so legte er, statt sie ins Gleichgewicht zu rücken, Steine in den Korb der andern Seite, setzte sich noch hinter das Holz und ließ sich ebenfalls tragen (Lucian. L. 29). Wieder sah ich einen Andern, der spitze, in ein Bündel gebundene Dornen dem armen Thiere unter den Schwanz legte, die so stachelten, daß diese weiche Hautstelle ganz und gar blutete. Schritt es langsam, vielleicht um die Dornenstacheln weniger zu fühlen, hieb der herzlose Lotterbube auf, daß das Fell hätte plagen mögen; ging es eilig, stachelten die Dornen um so heftiger. Ein Stück der unmenschlichsten Behandlung aber erzählte mir mein Verwalter. Ein Esel sollte einst ein Paß Berg nach einem benachbarten Kelterhose schaffen; nachdem dasselbe festgürtet, ging's fort und in einiger Entfernung von dem Schöste steckte der Treiber eine heimlich vom Herde mitgenommene Kohle in den Bergballen, der, wie leicht glaublich, augenblicklich Feuer fing; der Esel sprang in Todesangst mit dem brennenden Pade, um sich zu retten, in einen nahen Teich, wo natürlich die Flamme sogleich verlöschte; als er aber herauskam, hieb der Treiber fürchterlich auf und schrie fortwährend: „Das ist dafür, daß du ins Wasser gesprungen bist!“ Zu Andern sagte er lägnerisch, der Esel sei einem Hirtenfeuer zu nahe gekommen, gefallen und habe sich selbst in Brand gesetzt, aber zu dem armen Thiere: Wie lange sollen wir dich, Nordbrenner, umsonst füttern! Als er nach Hause kam, wußte er listig dem Gebieter Glauben abzugewinnen, der nun zwei andere Sklaven mit dem Befehle abschickte, den Esel halbtodt zu schlagen (Luc. L. 32) und wenn

er ganz todt bleibe, die Eingeweide den Hunden vorzuwerfen, das Fleisch aber zum Essen für die Arbeiter aufzuheben (Apul. M. VII. p. 158). Da er eine mehr oder weniger harte Behandlung allenthalben hat (Aesop. 45), ist's nicht zu verwundern, daß er so abstumpft, so plump lästig wird und manchmal seinem Herrn einen wohlverdienten Fußtritt versetzt, für welchen freilich Bückstung nicht ausbleibt (Luc. Luc. 30).

Die Haltung des Esels wird dadurch erleichtert, daß auf seinem Felle Läuse und anderes Ungeziefer nicht aufkommen (Pl. XI. 39, 40), daß er wenig Aufsicht bedarf, Hunger erträgt, mit wenigem, selbst dem schlechtesten Futter vorlieb nimmt (Col. VII. 1. Varr. III. 17) und auch bei bloßen Scheuerabfällen (paleae), die allenthalben zu haben, sich gut hält. Der arme Colon, der seinen Stier ernähren kann, vermag ihn zu ernähren (Varr. I. 20). Er verträgt jedes Futter, mit Ausnahme des Laxus, dessen Blätter ihm, wie dem Pferde, tödtlich sind (Theophr. III. 10, 2), selbst die andern Lastthieren augenblicklich tödtlichen Geruchstauden sind ihm angenehm, und aus diesem Grunde ist er dem Bacchus geweiht, dem die Gerula (Riesenkümme!) zugehört (Pl. XXIV. 1). Von Gras und Körnern wird er fett, besonders wenn seine natürliche große Durstigkeit (Pl. VIII. 68) durch Salz gereizt wird, denn je mehr er säuft, um so mehr frist er (Pl. X. 98. Arist. VII. 8). In der Wirthschaft ist er unentbehrlich und jede durch ihn verrichtete Arbeit wird, wie schon Cato sagte, die wohlfeilste. Man braucht ihn zum Ziehen allerlei Geschirres; der campanische, hättische und afrikanische Bauer spannt ihn in leichtem Boden vor seinen leichtesten Pflug, an den er sich zeitliger gewöhnt und bessere Dienste leistet (Pl. VIII. 68. Col. VII. 1), als die Kuh oder der Stier (Varr. I. 20; II. 6). Auch in Kanaan verwandte man ihn zu diesem Dienste, nur erhält er dann, wie der Pflugstier, stärkendes, mit Salz und säuerlichen Kräutern gemischtes Körnerfutter, „welches geworfelt ist mit der Burfschaufel und Wanne“ (Jes. 30, 24; 32, 20). In die Arbeit wurde er vielleicht früher, gewiß aber so früh als das Pferd*) genommen, später auch vor die

*) Die Natur des Pferdes ist widerstrebender als die des Esels gegen den Dienst des Menschen und konnte nur langsam überwunden werden. Höchst wahrscheinlich war er Jahrhunderte früher als das Pferd das Lastthier der Völker.

Stadtwagen, selbst der Kaiserin (Lamprid. Heliogab. 4), gespannt, indeß zu Wirthschaftszwecken verwendet. Wagensesel (as. plostrarius) rechnet Lato (II, 62) zu dem nöthwendigen Stilleninstrumente; sie gleichen dem Bauer vom Felde derbe Socken ins Schöße, vom Schöße in die Stadt, aus der sie seine landlichen Bedürfnisse am Hufe, auf dem Rücken oder dem Wagen mitbringen (Col. VII. 1) oder beschaffen. Ihr Gefährt, höchst einfach und wohlfeil, besteht in einem Jarne (capistrum), einem an die Wagentrichsel befestigten Jagstummel (helcia) von Leder, Spart oder Haut um das Vorderblatt bis zur Brust. Selbst bei dem Postwesen wußte man sie zu heurthen; als dasselbe aufkam, standen auf den Wartestellen (mansiones) außer kleinen Pferden (veredi, Martial. XII. 14; XIV. 86) größere Postspannpferde (paraveredi), Ochsen und Maulthier, auch Esel, sowohl zum Reiten für die Couriere und Postmeister (pegasarii, veredarii) und Conriere (Sidon. Ep. I. 5), wie zur Bespannung der Wagen (Iord. XII. 1) und Eilwagen (rheda, Salpic. Sever. in vit. Mart. 3). Die Postesel schaffte erst der Kaiser Justinian ab (Socrat. H. e. III. 1).

Man weiß, daß die Mesopotamier den Esel an der Stelle von Esclaven (Jer. Klagef. 5, 13) größere Mühlen in Bewegung setzen lassen; hier arbeitet Samsen nicht ohne sittliche Nebenbedeutung in ehernen Ketten. Uns ist der die Mühle umdrehende Esel (Ovid. Fast. VI. 312) unentbehrlich, und sie hat ihm unter den Römern den Namen „Müllerkthier“ (as. molaris) verschafft (Hor. S. I. 1, 90. Cat. 10, 11. Col. VII. 1. Javen. VIII. 66). Auf meiner Villa muß er dorthin das Getreide tragen, das Mehl abholen und mittelst des an den Brust vor der Brust (helcium) angebundenen Ziehriemens, der an den Mühlbengel befestigt ist, das Werk kreiseln. Die Arbeit ist saner, aber er verrichtet sie geduldig; um ihn zu gewöhnen, werden ihm die Augen verbunden (Lucian. Luc. 42). Wie unter den Juden (Jes. 42, 2. 2. Mos. 11, 5) und Griechen (Hom. Od. XIX. 74. Lucian. Luc. 42) steht der Mühleesel unter Aufsicht von Weibern oder Esclavinnen (Zosim. III. 29), weil ihnen das Mahlen als Geschäft zugewiesen ist, und arbeitet hier und überall so fleißig, daß die jüdischen Schriftsteller, wenn sie das Lob eines fleißigen Menschen ausdrücken wollen, kein besseres Bild als das dieses außerordentlich nützlichen Thieres zu wählen wissen (1. Mos. 49, 14). Er trägt

das Weib, dessen unterer ruhender Stein von ihm den Namen führt (*ὄνος ἀλετης, ὄνικος μύλος*, Luc. 17, 2, *asinus*) mit Fleiß, im ruhigen Gange, wenn schon die Müllermädchen ihr Müllederhen (*μύλη μυλωνῆρος*) flugen, oder schlafen, oder, wie sie pflegen, allerlei lose Streiche treiben (Virg. Mor. 25), oder ihn schimpfen oder schlagen, das Futter entziehen, oder bis in die Nacht arbeiten lassen. Kein Reiter gestattet nicht, daß meine Esel über die Rassen angestrengt werden, er gönnt ihnen aber auch nicht leicht Rastung, denn, sagt er, Cato habe in Uebereinstimmung mit den Satzungen der Priester gestattet, Esel, Maulesel und Pferde an allen Festtagen, mit Ausnahme des Todtenfestes (*feriae demicales*), zu Wirtschaftszwecken zu benutzen, und verläßt die Judäer, welche alles Lastvieh jeden siebenten Tag ruhen lassen (2. Mos. 20, 10), doch reicht er ihnen zur Stärkung Körner und Kleie, läßt sie auch wohl manchmal durch Esclaven ablösen (Luc. Luc. 28).

Nach bereits geschehenen Andeutungen wird der allgemeinste Gebrauch vom Esel zum Reiten und Lasttragen gemacht. Was das Kamel dem Afrikaner, das ist er dem Bewohner Judäa's (Richt. 1, 14; 5, 10; 18, 4; 12, 14. 2. Sam. 2, 16, 17, 23), Griechenlands und Italiens. Die Gebirgsländer der Alpen und Lykoniens zu bereisen, würde ohne ihn unmöglich sein; er geht sicher und wird, theils zur Bequemlichkeit der Reiter, theils Baudreihungen seines Rückens vorzubringen, mit einem Tragelassen (*sagma* — *as. sagmarius*), oder einem Tragesattel (*sella*) belegt (Vegot. II. 59). Der Lastesel muß die Producte des Bauers und die Waaren des Städters von einem Orte zum Andern schaffen (*as. dossuarius*), die, je nach ihrer Beschaffenheit, als Fracht entweder als Bündel oder eingepackt in Körben (*fiscellum*) aus Weiden, Spart, Binsen u. dergl. oder in Kassen ihm zu beiden Seiten herabhängen. Das Saumthier (*as. clitellarius*) trägt den Mist auf das Bergfeld des Bauers, die Trauben des Winzers zur Presse, das Mehl der Mühle (Cat. 10, 11) in das Haus des Colonen, der uns Lohn mahlen läßt (Apul. M. VII. 153), die Waaren der Großhändler an die Meeresküsten (Varr. II. 6), die Geräthschaften der Hirten auf die Sommerweiden (Varr. II. 10), die Thonwaaren der Töpfer, das Leder der Gerber (Aesop. 45), Wein, Trauben, Feigen (Nehemia 13, 15) und allerlei Obst (Pl. XXIV. 1) in die Stadt, Brot und Fleisch (1. Sam. 25, 18),

Gefirbgefäße auf die Handelsplätze (1. Mos. 42, 26), die Beute der Soldaten (Plutarch. in Lucull. 17) und das Geld der Reichen (Phaedr. II. 7). Ihn gebrauchen die Gärtner und Bauern, die in den Morgenstunden jeden Tages mit Obst, Kohl, Wein, Blumen, Gemüse (Aesop. 45. Lucian L. 43) angezogen kommen, bald nebenher gehend, bald oben auf stehend und lieben ihre Lastbaren mit Kränzen, oder Schellen (Phaedr. II. 7, 5), oder mit bunt durchwirkten Zäumen zu schmücken. Ist er in der Stadt seiner Bürde entledigt, trägt er den Eigner, selbst wenn er betrunken wäre, sicher in sein Landgehöfte zurück und er wird mit hier erkauften Baaren heimwärts wieder belastet:

Oftmals laßt mit Del dem langsamen Esel die Schäftern,
Ober gemeinerem Obst sein Herr und bringet den Müßigen,
Ober dem Klumpen des Pechs von der Stadt heimkehrend zur Wirtschaft.
Virg. G. I. 272.

In Aegypten und Umbrien vermittelt er den Transport der meisten Baaren (1. Mos. 45, 23; 42, 26) und selbst den Räubern Italiens und Griechenlands muß er dienen, ihre Beute fortzuschaffen (Luc. Luc. 16, 19); oft genug haben sie ihn selbst gestohlen.

Ich gebe zu, daß die Bedeutung des Esels im Cultus der des Schweines, Schafes und Rindes nicht gleichkommt, die Juden rechnen ihn sogar zu den nicht opferungsfähigen Thieren, aber nicht überall ist er in gleicher Weise vom Dienste der Götter und der Opferung ausgeschlossen. Die Carmanter bringen ihn dem Mars, dem einzigen Gott, welchen sie kennen (Str. XV. 2) und an einigen Orten wird Mars und Typhon, wie Apollo, durch Esel, die man von einem Felsen herabstürzte, gesühnt. Dieses Opfer verrichten auch die Hyperbörder dem Apollo (Spannh. ad Call. Dian. 280), welchem der Esel geweiht ist.

Seine Verwendung für Zwecke der Küche ist nicht überall unbedeutend. Die Perser tragen an Geburtstagen ganze Esel, Ochsen, Kameele und Hirsche auf der Tafel auf (Herod. I. 133); die alten Athener genossen Eselsfleisch^{*)}, eben so gut wie Hundefleisch, mit welchem es zu Würsten zusammengehackt wurde (Aristoph. Eq. 1399); fetter Eselsbraten galt ihnen als Delicatsse und die Lende als das beste Stück (Aristoph. Vesp. 195). Die griechischen und italischen Gebirgsräuber, Tagelöhner und Bauern essen dasselbe (Lucian. Luc. 31) und in Alexandrien wird

^{*)} In neuerer Zeit ließ der Kaiser Dapet Esel für seine Tafel mißsen.

sein Geschmac, nach Galen, gelobt. Die Afrkaner rühmen das Fleisch jener Hüllen, welche Lallionen heißen, wegen des ihm eigenthümlichen vortreflichen Geschmades; Macenas aß das Fleisch von Eselsfüllen, besonders der achaischen, sehr gern (Pl. VIII. 68) mit Salat von schwarzen und weißen Oliven (Petr. 31). Dadurch wurde das Wohlgefallen am Fleische des Onager*), welches, dem des Hirsches zu vergleichen, nur etwas zarter ist (Xenoph. Anab. V. 2), bis auf die augusteische Zeit aus Afrika häufig eingeführt wurde, in Abnahme gebracht. Auch in der Medicin ist Eselsfleisch nicht ganz ohne Beachtung; wer das eines schwarzen am ersten oder zweiten Tage eines Monats isst, wird von der Fallsucht geheilt (Pl. XXVIII. 63), und wer überhaupt Eselsfleisch mit der Brühe genießt, wendet ein gegen die Schwindsucht empfohlenes Mittel an (Pl. XXVIII. 67).

Das Wenige, welches bisher über die Brauch- und Taugbarkeit des Esels angeführt worden ist, rechtfertigt die Behauptung Cicero's (Nat. door. II. 159), nach welcher derselbe für mehrseitig nützlich als das Schwein erklärt wird. Ich selbst rathe nach meinen Erfahrungen, wo die Gegend nicht ungeeignet ist (Pl. VIII. 68), Esel zur Zucht zu halten; denn zur Erzeugung der Maulthiere leisten sie die besten Dienste, und jene würden uns ohne diese ganz fehlen. Weil besonders nach Bergländern und für die Exporten stark begehrt, sind sie theuer im Handel und bringen dem Willenbesitzer, der sie züchtet, mehr ein, als die einträglichsten Willen (Pl. VIII. 68). In Pella in Macedonien giebt es Esels Händler, die das Geschäft ins Große treiben; der Hauptreichtum Arladiens ist durch die Zucht der Esel und Pferde begründet; auf den Eselsmärkten, welche in Griechenland gehalten werden (Lucian. Luc. 85), kostet das Stück gewöhnlich an 25 att. Drachmen = 6 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf.; höhere Preise von 30 = 7 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., 50 att. Drachmen (Luc. L. 83, 46) sind nicht selten, ich weiß sogar den Fall, daß ein reatinischer mit 60,000 Sest. und in Rom ein Biergespann mit 400,000 Sest. = 21,200 Thlr., wahrscheinlich also mit dem höchsten Preise, um den jemals ein Stück Vieh verkauft (Pl. VIII. 68) und bezahlt worden ist (Varr. II. 1, 5, 14). Ich habe selbst von Neate,

Es man glaubt Arladiens Ställe zu hören,

Pers. III. 7.

*) Das Fleisch des weißen Esels wird noch jetzt im Morgenlande sehr geschätzt. Ragerstedt, Vüber aus der röm. Landwirtschaft. III. 11

guten Absatz nach Griechenland, zumal mit Ziegen (Varr. II. 6; III. 17) und finde die Angabe nicht übertrieben, daß in Galabrien jede Zuchteselin 40,000 Sest. durch Bärse einbringt (Pl. VIII. 88). Der Werth des Esels steigt dadurch, daß sich von ihm in der Hauswirtschaft fast Alles gebrauchen läßt. Vornehmlich wichtig ist die Milch, sie vergeht nicht, wie bei andern Thieren; sie tritt zwar im zehnten Monate der Trächtigkeit erst völlig ein (Arist. VI. 23, 2), aber auch während desselben ist das Gutter nicht leer. Sie ist weniger dick als die des Kammeles und Pferdes, aber dünner als die Kuhmilch (Arist. III. 20, 2), äußerst kräftig (Pl. XXVIII. 83) und so nahrhaft und fett, daß die Ziegen sogar sterben, wenn sie zwei Tage nach der Geburt bei gutem Gutter dieselbe genießen. Kein Ziegen kann seine Mutter ausfängen; sie haben mehr Milch, als zur Ernährung der Jungen erforderlich ist. Werden sie nicht gemolken, entsteht durch die Heberfülle an fetter Nahrung bei diesen die sog. Milchkrankheit (colostratio, Pl. XI. 98). Zum Käsen und Aufbewahren weniger geeignet, als Schaf-, Ziegen- und Kuhmilch, wird sie in Griechenland zu phrygischem Käse angemischt (Arist. III. 20, 4), vielleicht auch in Italien, hier aber wegen ihrer Heilkräftigkeit gegen Augengeschwüre, lauwarm mit Zwiebeln und in Honig abgeriebener Kreffe gegen Brustbeengungen, mit Honig gegen Chyldurchfall und Ruhr, gegen Afterswang, mit Bärenhoden gegen Gallsucht verwendet (Pl. XVIII. 54; 58; 59, 68). Sie lindert den Schmerz der Brüste der Wöchnerinnen, wirkt den Vergiftungen durch Gyps, Bleiweiß, Quecksilber, Bilsentraut, Biscum, Schierling, Opolapathum, Phorikon und Dorysnion entgegen (Pl. XXVIII. 84, 45, 77) und ist, frisch verbraucht, am wirksamsten; ist sie älter, muß sie erwärmt werden, denn keine andere Milch verdauet so schnell, wie diese (Pl. XXVIII. 45). Als Getränk heilt sie Chitragra und Podagra (Pl. XXVIII. 83). Sie ist ferner ein kosmetisches Mittel der Frauen, um die Haut glänzend zu erhalten, zu verfeinern und zu entrunzeln (Pl. XXVIII. 50); sie lassen sich nämlich ein Schönheitspflaster*) (teotorium), d. i. ein Teig

*) Unwillkürlich mußten wir bei der „Nachtmaske“ der deutschen Damen gedenken. Das Frauenzimmer-Lexikon (1715) beschreibt dieselbe also: „Masquin ist eine aus weißem Wachs, Froschlachswasser, Pomade, Ballrath und Rumpfer verfertigte und auf zarte Leinwand gestrichene Maske, womit die Damen sich

aus Reis- oder Bohnenmehl oder Brot, in Efelsmilch gewelcht, der Abends vor dem Schlafengehen über das ganze Gesicht gelegt, nach seiner Erfinderin, der berühmten Poppäa, der Gemahlin des göttlichen Nero, Poppäana genannt wird (Juv. VI. 462); jeden Morgen muß dasselbe eine Nase abnehmen und mittelst lauer Efelsmilch das Gesicht von den anhaftenden Krusten und Krümeln des Pflasters (Cataplasma) säubern. Weist Wasser ist jeden Falles ihr Verbrauch zu Bädern; man weiß, daß sich manche Frauengimmer damit täglich bis sechzig Male bäden und diese Zahl, weil man sie für eine vollkommene Stufenzahl hält, sehr genau beobachten. Auch diesen Brauch führte Poppäa ein; sie ließ mit Efelsmilch die Badewannen austreichen, rieb sich badend zur Entrungelung*) der Haut damit am ganzen Leibe und führte, wo sie nur kummer war, 500 Stüd Efelinnen, die eben geworfen hatten, mit, um sich in deren Milch zu baden (Pl. XI. 98. Dio. Cass. LXII. 28).

Alle Theile des Esels sind nutzbar; seines aus naheliegendem Grunde zu Nitz in näher Beziehung stehenden Kopfes, als Schugmittel der Gärten und Felder, ist schon gedacht; den wunderbaren Eselsstunbaden, mit welchem Samsen die Philister schlug, aus dem ein Quell entsprang (Richt. XV. 19), der leicht an jenen Born erinnern kann, den der Austritt von Silens Esel hervorbrachte, übergehe ich billig. In Italien braucht man seine Hufe zu Asche gebrannt und mit Milch aufgestrichen gegen Hautsucht, Geschwüre, weiße Flecken, fressende Schäden, als Räucherpulver zur Beförderung der Geburten, wenn die Leibesfrucht todt ist, denn die lebende wird davon getödtet (Pl. XXVIII. 47, 68, 74, 77). Das Mark ist gut wider Krätze und der Talg glebt Hautstellen, welche durch Flechten oder Ausfah gelitten, am leichtesten die verlorne Farbe wieder (Pl. XXVIII. 50, 75). Die Nieren, wenn sie alt, sind, gerieben und mit lauwarmem Wein eingenommen, bei Blasenbeschwerden dienlich; die trockne Leber, mit zwei Theilen Peterilie und drei Rüßen in Honig gegeben, heilt Leberschmerz; die Milz — Milzschäden schon nach

Masken über das Gesicht zu schneiden und zu verfertigen pflegen, welche ihnen garbe und weiße Haut machen soll."

*) Santinelli de disciplina et morib. rom. Feminarum. Venet. 1734. 4. Bänd. Latina. 1808.

3 Tagen; ~~bei~~ Tropfen seines Blutes mit zwei Hemina Wasser das apyemertnische (tägliche) Fieber; sein Urin gegen Aufgang des Sirius Ausatz und Kleifräse (PL XXVIII 55, 60, 63, 56, 50, 66). Der frische Mist stillt Blutflüsse, eben so dessen Asche, die auch bei ~~der~~ Schürmutter diensam ist. Sagt Jemand, den ein Scorpion stach, dem Esel ins Ohr, daß er gestochen sei, geht das Uebel gleich auf diesen über und alle giftigen Thiere entfliehen, wenn man Eselstange anzündet (PL XXVIII 73, 77, 42). Wer den Stodschnapsen hat, verliert ihn, wenn er ihm einen Ruch auf die Nase giebt (PL XXX 11).

Noch der todte Esel ist nutzbar; deckt man sein Fell über Kinder, so schafft es ihnen muthigen Sann (PL XXVIII 78). Auf die Haut des ungelehrten Esels schreiben die Gelehrten; aus derselben werden die Handpausen (tympana), die im Dienste der dem Esel befreundeten Gottheiten, der Cybele (Phaedr. III. 30. Catull. 63) und des Bacchus eine so große Rolle spielen, — aus den Knochen die bei Opfern, Gastmählern und Schauspielen so häufigen und nach ihnen (tibiae) „Schienbeine“ benannten Flöten gefertigt (PL XI 87. Plutarch. conv. p. 150).

Für den Besitzer und Züchter ist von Bedeutung, daß, weil der Esel nur wenigen Krankheiten unterworfen ist, die Haltung wenig Gefahr und Verlust bringt (Col. VII. 1); die fast einzige ist der Rog (*μηλις*, malens), dem er freilich wie Pferde und Maulesel unterliegt. Er zeigt sich zuerst am Kopfe und hier, so lange er nicht weiter greift, nicht tödtlich; fließt aber aus der Nase ein dichter, röthlicher Schleim, so wird das Aussehen immer schlechter, Abmagerung und Mattigkeit nimmt zu, der Schleim dringt endlich in die Lunge und der Tod erfolgt (Arist. VIII. 25).

Ich bin erfreut, daß ein so vielfach nützliches Thier Theilnahme und Pflege noch in Schwäche und Alter findet. Ich sah einmal an der appischen Straße einen Sklaven seinen kranken Esel besorgt, fast zärtlich lieblos. Die Athener verzeigten einen bei dem Bau des Helatompedon (Tempel der jungfräulichen Pallas auf der Burg) fleißig verdienten Esel oder Maulesel in Ruhestand, entbanden ihn aller Dienste und bestimmten, daß er die bei dem Tempelbau auf der Burg hinan kletternden Lastthiere begleiten und von keinem Fruchthändler abgehalten werden sollte, wenn er von ihren Vorräthen naschen wollte (PL VIII 68); den anderen aber, die fleißig gearbeitet hatten, schenkten sie ins-

gesammt später die Freiheit und ließen sie auf der Weide ledig laufen (Plutarch. Cat. maj. 5).

Der Esel gehört zu den am frühesten gezähmten Hülfsstheilen des Menschen; über sein Stammland finde ich weder bei Aristoteles, noch bei einem Andern eine Nachricht und eben so wenig darüber, ob er sich noch irgendwo wild erhalten hat. Vielleicht ist sein Stammvater gewiß ein Verwandter der Wild- oder Waldefel (*asinus ferus* s. *onager*), den wir kennen, seit Gordian dreißig Stück zu den von ihm gegebenen Jagdspiele bringen ließ. Der Onager, berühmt durch seine Schönheit (Mart. XIII. 98), Scheuheit und Schnelligkeit, ist der Bewohner der ödesten Büsten (Jer. 2, 24. Jes. 32, 14. Job 24, 5) und in großen Heerden in Afrika (Pl. VIII. 46) und Asien (Pl. VIII. 16), namentlich auf den kalten und fahlen Bergen Lykoniens (Str. XII. 8), in den Ebenen Kappadokiens, Galatien, Kormene's (Str. XII. 2), in Phrygien (Varr. II. 1, 6) und den Flachländern scythischer und sarmatischer Völker, welche ihn mit kleinen, schnellen Pferden jagen (Str. VII. 4), zu finden. Als Cyrus d. J. durch Arabien, im Westen des Euphrat, hinzog, kam er durch eine ganz baumlose, unabsehbare Ebene, mit vielen Wildesein, die, weit schneller als die Pferde, nur gefangen werden konnten, indem Reiter sich in großen Entfernungen von einander aufstellten und so im Jagen wechselten (Xen. Anab. I. 5, 2). Das Thier nährt sich von Kräutern (Job 6, 5. Jer. 14, 6) und sucht frische Quellen auf (Ps. 104, 11), die es, wie alle seine Geschlechtsverwandten, sehr liebt. Seine wilde, scheinbar unbändige Freiheitsliebe (Job 39, 5), die ihn zum Wilde Jomaels eignet (1. Mos. 16, 12), legt er in der Nähe des Menschen allmählich ab, und darum war es möglich, daß die im Heere des Xerxes dienenden Indier Streitwagen führten, die theils mit Pferden, theils mit Wildesein bespannt waren (Herod. VII. 86). Die Zähmung ist leicht, aber unmöglich ist's, den zahmen Esel in einen wilden umzuschaffen (Varr. II. 6, 2).

Der Onager, verschieden von dem indischen Esel, dem einzigen Einhufer, der ein Horn hat (Arist. II. 1. de part. III. 2, 8. Pl. XI. 106; 45. Ael. h. a. IV. 52; XVI. 9), wird in Italien nicht verwildert gefunden, aber zur Erzeugung einer edlen Nachkommenschaft gehalten (Varr. II. 6, 1). Von einer Stute und einem zahmen Waldefel fallen Mauleselinnen, die schnell laufen,

sehr harte Hufe, eingezogenen Leib und einen fast nicht zu löschenden Ruch haben. Ein Bescheller, der einen Wildesel zum Weib, eine gewöhnliche Eselin zur Mutter hat, ist vorzüglicher als jeder andere (Pl. VIII. 69).

Das Fleisch der Jungen, Kalkionen genannt (Mart. XIII. 100. Pl. XIII. 69), ist vortreflich, das der Alten zarteren Geschmacks als das Wildpret des Hirsches. In Syrien wird aus der Haut Schagrin gearbeitet; die Knochen, zerhackt und gekocht, sind ein gegen das Gift der Scorpione wirksames Getränk, als die Brühe der des gewöhnlichen Esels (Pl. XXVIII. 45).

Wer Esel züchten will, hatte vor Allem auf Ruchtiere guten Vaterlandes und Gestütes; ich darf besonders die arabische und syrische empfehlen (Pl. VIII. 68). Hengst und Stute sei von guten Jahren, untadelig (honesti) in allen Theilen, umfänglichem Körper und zur nützlichen Zengung wohl tauglich (Varr. II. 6). In einem Alter von 30 Monaten belegt der Esel und die Eselin läßt sich belegen; er verliert dann die ersten Zähne, die zweiten sechs Monate später und die dritten und vierten oder die s. g. Reuzzähne, die das Alter barthun, in gleicher Weise (Arist. VI. 23, 1). Die Sprungzeit fällt nicht, wie bei dem übrigen Vieh, um die Frühlingsgleiche, sondern vor (Varr. II. 6) oder um den längsten Tag (Pl. VIII. 68). Die Hengste, auch die Wildeselhengste, sind von unbändiger Wollust, daß sie sich oft von ihren Stuten losreißen, die trächtigen Stuten, auch der Pferde, dahinter und auf der Seite beunruhigen, in Hals und Rücken beißen; gelingt es ihnen, eine trächtige Pferdekuhe zu bespringen, verderben sie den Sprung des Pferdehengstes (Arist. VI. 23). Um ihre bis zur Wuthigkeit sich steigende Brunst zu mäßigen, läßt man sie vor dem Sprunge auf der Mühle arbeiten (Col. VI. 37); ohne Arbeit werden sie schwächer (Pl. VIII. 69), aber durch mäßige Bewegung wird ihre angeborene Schlummerlosigkeit (sopitum ingenium) geweckt und aufgeschreckt und eine Nachkommenschaft erzeugt, welcher schon im Augenblick der Empfängnis durch eine geheimnißvoll wirkende Kraft das Gepräge regeren Lebens eingeprägt ist (Varr. II. 6. Col. VI. 37).

Es ist vorgekommen, daß erst einjährige Eselinnen nicht bloß befruchtet wurden, sondern die Jungen auch aufzogen (Arist. VI. 23, 1). Dies ist nicht gut; im dreißigsten Monate sind

Esellinnen am muntersten, sie zungen aber nach dem dritten Jahre erst recht gut. Von Abschreibung der s. g. Fohlenzähne müssen sie zum Gengste gelassen werden; die, welche vorher nicht empfängt, ist sicher unfruchtbar (Pl. VIII. 69. XI. 64).

Die Behandlung der Zuchteselin ist der der Stute gleich. — Giebt ihr ein hochrother Eselans in das Monatsblut eines Weibes getrocknete Gerstendörner zu fressen, empfängt sie nicht, oder sie bleibt so viele Jahre unfruchtbar, wie sie derartige Körner gegessen hat (Pl. XXVIII. 23).

Die Eselin muß, sobald der Gengst abgesetzt, geschlagen und gejagt werden, um zu hindern, daß sie den befruchtenden Samen nicht wieder abschlecken läßt, was ohnedem geschieht, weil sie die Mutter nicht schließt (Pl. VIII. 68. Arist. VI. 23, 1).

Auch von der Eselin geht alsbald nach der Begattung Siphonum als schleimige Materie ab; wird dieselbe in einem rosenfarbenen Tuche gesammelt und in silbernen Büchsen verschlossen, dient sie, zum Beischlafe zu stimuliren (Pl. XXVIII. 49).

Die Eselin wirft nach dem ersten, also im zwölften Monate und bleibt bis ins dreißigste Jahr zuchtfähig (Pl. VIII. 68. Arist. VI. 23, 1). Während der Trächtigkeit von einem Pferde muß sie gegen die Jüdringlichkeiten des Eselhengstes gesichert werden, wenn die Frucht nicht verderben soll, sie darf auch nur leicht arbeiten, denn sonst fällt das Fohlen schlecht aus (Varr. II. 6. Pl. & Arist. 1, 1). Mit dem Waldefel hat sie gemein, daß sie zum Berfen eine stille, dunkle Stätte sucht, denn die Gebährerin will von Menschen nicht gesehen werden (Pl. VIII. 28). Die Nachgeburt, besonders bei männlichen Eseln, ist ein bewährtes Mittel gegen die fallende Sucht (Pl. XXVIII. 63).

In der Regel fällt ein Junges, selten zwei, nie mehr (Pl. XI. 95. Arist. VI. 23). Die Mutter liebt ihr Junges so stark, daß sie zu demselben auch durchs Feuer läuft.

Zehn Tage nach dem Wurfe läßt sich die Eselin wieder bespringen und nimmt, wenn man diesen Tag recht beobachtet, die Befruchtung am besten an; doch empfängt sie auch später (Arist. VI. 23).

Säugenden Esellinnen schmerzt das Guter leicht, sie stoßen daher das Füllen oft schon mit dem sechsten Monate ab. Unterjährig sollte man dasselbe nicht absetzen; nach dem ersten Jahre kann man es auf die Weide schicken und über Nacht, an-

gebunden an leichte Zäume und Halsriemen, mit der Mutter zusammenkommen lassen (Pl. VIII. 68; XL 95). Im dreißigsten Monate ist der junge Esel am muntersten, er darf aber mit drei Jahren erst gebraucht werden (Varr. II. 6).

Der Esel lebt länger als 30 Jahre, und das Weibchen in der Regel länger als das Männchen (Arist. VI. 23). Athentische Denkmäler aber beweisen, daß einer achtzig Jahre geworden ist (Pl. VIII. 68). Das Alter erkennt man, wie bei dem Pferde, an den Zähnen; darum wird ihnen von den Händlern beim Kaufe stets ins Maul gesehen (Lucian. L. 33). Eselszähne zu Asche gebrannt, sind ein gutes Mittel wenn Jemand durch einen Stoß an den eignen Zähnen gelitten hat (Pl. XXVIII. 49).

Bei schwerer Arbeit erhalte der Esel Weizen, Dinkel, Gerste, geschrotet oder ungeschrotet, und anderes Kraftfutter (Lucian. L. 17, 21, 27, 23. Varr. II. 6); er wird davon muthig, von glänzender Farbe und leicht satt.

In Äthyen giebt es eine durstlose Eselart, die gar nicht trinkt (Herod. IV. 192); unser Esel ist dagegen sehr durstig, er säuft aber nur aus den Brunnen auf den Viehhöfen, an welche er einmal gewöhnt ist, und wenn er trocknen Fußes zur Tränke gelangen kann. Wird mit dem Wasser eine Veränderung getroffen, muß man ihn mit Gewalt oder guten Worten zu demselben nöthigen (Pl. VIII. 68).

Einen im Sterben begriffenen Esel darf kein Anderer sehen, sonst stirbt dieser und seine ganze Familie nach (Pl. VIII. 68).

Ein Waldesel, der getödtet wird, giebt der Sage nach mit dem Urin etwas Weiches von sich, das sich auf der Erde zu Stein verhärtet. Dieser Stein ist ein schwer zu erlangendes, aber angesehenes Heilmittel gegen allerlei Zufälle; auf die Hüfte gebunden befreit er von allen Eiterungen (Pl. XXVIII. 61).

Während dieses Vortrages Barro's kam ein Freigelassener des Murius und meldete, daß der Opferladen fertig sei und der Dienst im Tempel beginnen solle. So nöthig es ist, sagte Caserna, heut an der Verehrung des Gottes Theil zu nehmen und das Opfer zu bringen, so bleibt uns vorerst noch so viele Zeit übrig, daß ich mich über die Bastarde des Geschlechtes ausspreche. Gestattet, daß ich fortfahre! —

III. Der Halbesel

(*mulus, hinnus*).

Der Halbesel, ein von dem Menschen in die Natur gleichsam hineingepflanztes Geschöpf (*animal insititium*), führt je nach der Erzeugungsart besondere Namen. Der Nachkomme des Eselhengstes und der Pferdestute heißt: Maulthier (*mulus, onosus*); der des Pferdehengstes und der Eselstute: Pferdeesel oder Maulesel (*hinnus*).

Das Maulthier, gleichmäßig von der Größe des Pferdes, gehört zu den Schweiffchwänzen; Kopf, Stimme und Ohr gleicht mehr dem Esel, der Schwanz dem des Kameeles (*Arist. I. 6, 8*). Es ist ungewiß, welches Volk dieses Geschöpf zuerst erzielt hat; einer mehrdeutigen Angabe nach ließ der Eselhirt Ana, der Sohn Zibeons, des Hevilers und Vater Ahalbamas in der Wüste einen Esel und ein Rutterpferd zusammen (*1. Mos. 36, 24*) und so entstand der Bastard; das spätere Gesetz (*3. Mos. 19, 19*) verbot den Juden die Züchtung, nicht aber die Haltung der Bastardthiere, und daher singen sie in der Zeit häufigeren Verkehrs mit dem Auslande und des damit in Verbindung stehenden Luxus des davidischen Zeitalters an, dieselben aus andern Ländern zu beziehen. Der Scholiast des Victorinus bemerkt aus einem Fragmente Anacreons, daß die Myser, die Nachbarn (*Strab. V. 1*)

Des Genetes Landes, wo wild aufwachsen die Mäuler,
Hom. II. II. 852.

die Erzielung der Maulthiere gefunden und daß letztere die Zucht stark gepflegt hätten. Weil die Halbesel gegen kaltes Klima empfindlich sind (*Herod. IV. 28, 129*), hat man ihr Ba-

terland wohl in wärmeren Gegenden zu suchen. Unter den östlichen Ländern zeichnete sich besonders Baphlagonien (Il. II. 852. Str. XII. 4), Mysien (Il. XXIII. 645; XXIV. 278), Syrien, sämtliche Landschaften Kleasiens, Armenien durch die Zucht aus; Maulthiere waren hier hochangesehen; Salomo empfing sie als Geschenk oder Tribut (1. Kön. 10, 25); die Söhne des Priamus spannten an den Wagen Maulthiere

— — — Starke Fußge Dulder der Lasten,
Welche dem Vater einst zum Geschenk verehrt die Myser.
Hom. Il. XXIV. 277.

Die Zucht, soll sie gedeihlich sein, erfordert besondrer, schon in der ersten Jugend der Zuchtthiere einzuleitende Maßnahmen. Bei der gegenseitigen Abneigung der Esel und Pferde muß jedes zur Zucht ausersehene Thier die Milch derjenigen Gattung zur Nahrung erhalten, mit der es sich einst begatten soll. Die Füllen der Eseln lasse man daher an dem Euter eines Mutterpferdes, das Pferdefüllen an einer Eselin fangen, was nur im Dunkeln glücklich auszuführen ist (Pl. VIII. 69. Col. VI. 37). Die Stute läßt den Esel und die Eselin den Hengst nicht zu, wenn nicht der Esel oder die Eselin von einem Pferde gefängt worden ist; man schiebt daher absichtlich die s. g. Pferdefänglinge unter, denn diese belogen, indem sie auf der Weide Gewalt brauchen, eben so wie Pferde (Arist. VI. 23).

Wenn das Pferd die Eselin oder der Esel die Stute belegt, erfolgt weit leichter, auch öfterer eine Fehlgeburt, als wenn der Hengst mit der Stute und der Esel mit der Eselin sich vermischt.

Die Zeit der Trächtigkeit richtet sich nach dem Männchen; in der Regel dauert sie so lange, wie bei der Begattung gleicher Arten (Arist. VI. 23); die Geburt fällt daher regelmäßig in den zwölften Monat (Pl. VIII. 69). Das Junge nähert sich in Körpergröße, Aussehen und Kraft meist dem Weibchen (Arist. VI. 23), und darum sind die Maulthiere, obgleich sie Pferdeesel (hinini, in Ligurien ginni) oder nach Isidor und Ulpian (L. 49. de leg. 3) Burdonen (franz. hardot) heißen, in allen Stücken den Erzeugerinnen ähnlicher, kleiner von Körper, von meist in dunkleres Roth gehender Farbe; sie haben ziemlich die Ohren des Pferdes, die Mähne und den Schwanz des Esels (Varr. II. 8), demnach auch dessen längere Schwanzrinne. Pl. XI. 111.

Das Iouſt plumpo, in ſeiner Trägheit alten Weibern (Pl. VIII. 68) ähnliche Thier zeichnet ſich auf den Klüften der baleariſchen Inſeln (Minorca) durch hohen Wuchs und Stärke aus (Diod. E. V. 17); wegen ſeines ſichern Ganges und ſeiner Tragfähigkeit wird es hier, in Aegypten und in allen Gebirgsländern geſchätzt und zahlreich gehalten.

Das zur Begattung von Stuten anzuſehende Hengſtfohlen muß ſriſch weg nach der Geburt an einer Pferdewutter ſäugen; außer dem ſchon angegebenen Grunde ſpricht dafür, daß die Pferdewillch, weil ſie beſſer iſt als jede andere, auch als die der Eſel, den Körperwachsthum befördert. Man giebt ihm dann noch Weinfutter, Schenkerabgänge, Heu, Gerſte und bewirthe in gleicher Weiſe die Pflegemutter (matar ſupposita), damit ſie in ihrem Milchdienſte dem Jungen gehörige Nahrung gewähren kann; am zehnten Tage nimmt ſie daſſelbe an. Erwachſen ſträubt ſich ein ſolcher Hengſt wegen ſeiner Bekanntschaft mit dem Pferdegeſchlechte nicht, aufzuſehen (Varr. II. 8). Das für ihn anzuſehende Weib ſoll nicht ſpröde und zümpferlich und ihr der Hengſt auch vor der Begattung näher bekannt geworden ſein, widrigenfalls ſie ihn abſchlägt und dadurch beſchimpfet, daß er auch andern Pferden verhaßt wird (Col. VI. 37). Dies zu verhindern, giebt man ihr entweder öfteren Weintranſk (Pl. VIII. 69) oder geſellt einen unedlen, gewöhnlichen Eſel zu ihr, der den Gehorſam des Weibes fordert, aber gehindert iſt zu ſpringen; iſt die Stute liebesgeduldig, nimmt man den ſchlechteren Gatten weg und vereint ſie mit dem werthvollen. Zu dem Ende wird eine Vorrichtung, welche die Bauern Sprungſtand (machina) nennen, mit zwei in entgegengeſetzter Richtung erhöhenden Bänden gemacht, deren Innenraum ſo eng ſein muß, daß ſich die Stute weder zur Wehre ſtellen, noch ſich dem Beſcheller abwenden kann. Der Stand, von zwei Seiten offen, wird auf der niedern mit einem Geſchraud verſehen, an welches die Stute tief angehaſtet wird, damit ſie vorwärts geneigt den Samen des von hinten in höherer Lage aufſpringenden Hengſtes leicht aufnehmen (Col. VI. 37).

In Ermangelung eines ſ. g. Pferdefänglings werde der größte und ſchönſte gewöhnliche Eſel, aber guten Stammes, recht großen Körpers, kraftvollen Halses, ſtarker und breiter Hüften, muskelfafter und breiter Bruſt, fleiſchiger Backenteulen, gepackter

Eschenel und schwarzer oder gescheckter Farbe gewählt (Varr. II. 8). Die gewöhnliche, mausfarble Farbe des Esels hat man bei der Mauleselin nicht gern; um nicht durch das allgemeine Ansehn getäuscht zu werden, sehe man auf die Farbe der Haare an Ohren und Lippen. Sind dieselben unrein oder mehrfarbig, erzeugt der Hengst eine mehrfarbige Nachkommenschaft; die bisweilen vorkommenden Ausnahmen sind nur dadurch zu erklären, daß die Farbe der Großväter in den Enkeln wieder auflebt (Col. VI. 37). Gute Zuchtesel sind theuer; man weiß, daß ein reatinischer zuweilen mit 3—400,000 Sesterz. (900—1200 Thlr.) bezahlt wird (Varr. II. 8).

Der Hengst ist nicht unter drei Jahren zur Fortzucht zu verwenden, wenn er nicht frühzeitig altern und die Nachkommenschaft schlecht ausfallen soll (Varr. II. 8). Der Hengst wird überall zeitiger alt und stumpf, als der weibliche Maulesel und zwar, wie Manche behaupten, dadurch, weil Dese statt der monatlichen Reinigung einen dickeren Harn hat (Arist. VI. 18, 10), an welchem, wenn er fließt, Jener riecht (Arist. VI. 24, 2).

Der Sprungmeister hat den Eselhengst, wie den Rosshengst, zur Stute zu führen. Vor und während der Sprungzeit erhält er zur Stärkung der Zeugungskraft reichlich frisches Gras, Heu und anderes Kraftfutter, — ingleichen die Stute in der Sangezeit. Die Füllen behalten das Guter zwölf Monate, worauf sie abgesetzt oder mit Rossfüllen in Gebirgsweiden oder auf Wiesen unter besondern Hirten zur Trift gethan werden. Keine Reatinier schicke ich in die gargarischen Gebirge, denn ich habe bemerkt, daß sich der Fuß auf Höhen härtet und festet, während er in Niederungen und Sumpfländern weich bleibt (Varr. II. 8).

Das Rutterthier lasse ich ein ganzes Jahr nach dem Wurfe unbefruchtet; dauert die Vermischung ununterbrochen fort, so wird es bald unfruchtbar. Zu dieser auf die Beobachtung der Gestütpersonen sich gründenden Wahrnehmung (Arist. VI. 23) werde die Merkwürdigkeit gefügt, daß im ganzen Gebiete von Elis die Stuten in Folge eines alten Fluches bei Begattung mit Eseln unfruchtbar bleiben. Die Eleer treiben sie darum, wenn die Zeit der Begattung kommt, in ein Grenzland, lassen auf auswärtigem Boden die Esel zum Sprunge, und treiben sie von dannen trächtig nach Hause (Herod. IV. 80. Paus. V. 6, 9).

Ein Naturkundiger (Arist. VI. 24, 1) versichert, daß das männliche Maulthier zwar schon nach dem ersten Zahnwechsel aufsteige und belege, aber erst in einem Alter von sieben Jahren befruchte, man habe auch Beispiele, daß weibliche Maulthiere trächtig geworden seien, sie hätten aber nicht ausgetragen. Die römischen Landwirthschaftslehrer berichten nach der Erfahrung, daß das Weibchen weder des Maulsels, noch des Maulthieres fortzeugungsfähig sei (Col. VI. 8. Varr. II. 8. Pl. VIII. 69), und diese Annahme ist so herrschend, daß sich die sprüchwörtliche, auch in Griechenland nicht unbekannte Redensart: „Wenn eine Maulselskuh werfen wird“ (cum mula peperit) zur Bezeichnung von Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten gebildet hat (Suet. Galb. 4. Herod. III. 151, 155). Das männliche Maulthier erzeugt, nach griechischen Schriftstellern, mit dem weiblichen Pferde (Arist. VI. 24. Pl. VIII. 69) einen sog. Maulthierbastard (*γίμνος*).

Nach den Rabbinen wird Adramelech, der Gott der Sapharäer, als Maulsel abgebildet; er gilt in Syrien und Aegypten als ein dem Typhon und Mars geweihtes Thier. Maulsel und Maulthiere sind in Rom den unterirdischen Göttern geweiht, weil sie, als nicht aus eigenem Stamm und Geschlecht hervorgegangen, unfruchtbar gelten; man verwendet sie, besonders gepflegt und befränzt, zu dem Bettrennen des Consus (21. August) und opfert sie ihm an einem den übrigen Theil des Jahres unter der Erde vergrabenen Altare.

Die Nachkommen von zahmen und wilden Eseln sind den Maulthieren ähnlich, unterscheiden sich aber von denselben eben so durch Schnelligkeit, wie die wilden von den zahmen Eseln; sie haben sehr harte Füße, schwächtigen Leib und höchst unbändiges Gemüth, welches, weil sich diese Art Halbesel unter einander fortpflanzt, erst im zweiten und dritten Geschlechte verwischt wird (Col. VI. 37). Unter Pharnakes, dem König von Pontus (184—157 v. Chr.) und Vater des Pharnabazus, kamen neun solcher Bastarde nach Phrygien, von denen noch drei vorhanden sind (Arist. VI. 36).

Der Halbesel, allen warmen Regionen sehr nützlich, bearbeitet unsere Felder besser, als der langsame Stier (Hom. Od. VIII. 125), verrichtet allerlet Lastfuhrwerk auf Heerstraßen (Varr. II. 8), zieht die Karossen des Adels, die Schiffe auf Strömen und Kanälen (Str. V. 3) und führt dem Städter von Hößen und

Willen Mundvorräthe zu; er steht in den kaiserlichen Ställen und auf den Stationen der Posten und zieht, gelenkt mit purpurnen Zügeln, den Wagen der Kaiserinnen (Suet. Ner. 30) und Königstöchter (Hom. Od. VI. 72), daß man sich nicht wundern darf, daß selbst Luna bei Konnuß (Dion. VII. 24, 4) mit Maulthiergespannen einherfährt. Auch im Morgenlande wurde er, selbst von den Juden (2. Sam. 18, 9) im Kriege sowohl zum Reiten, wie zum Transport von Mundvorrath (1. Chron. 12, 40. 2. Rdn. 5, 17. Jes. 66, 20) verwendet; behandelt wie das Ross (Ps. 32, 9) war er hochgeehrt und würdig erachtet, als Geschenk an Könige gegeben zu werden. Salomo empfing, wie Xenoklos von den Städten in Hellas und Argos erwartet (Hom. Od. XV. 84), Maulthiere als Geschenk oder als Tribut (1. Rdn. 10, 25), und Priamos spannte sie vor seinen Wagen (Il. XXIV. 277).

Selber der Ouel betrat den glücklichen Sessel des Wagens,
 Lentte darauf aus dem Thor und der dämpfenden Halle.
 Vor ihm zogen die Räder der Last vierrädrigen Wagens
 Von Idäos gelenkt, dem Fertigen.

Hom. Il. XXIV. 323.

Was sie auf den Rennbahnen, selbst in Olympia, wo sie späterer Zeit erscheinen durften, liefern, ist bekannt; den Sieg, den Agestias mit Maulthierern hier errang, verherrlichte selbst Pindar (Pind. Ol. 6). Ihre Schnelligkeit befähigt sie, den königlichen Boten in Persien (Esth. 8, 10, 14) und den Courieren der Cäsaren in Rom als Reithier zu dienen; fast keine Reise in die Städte (Hor. S. I. 6, 104. Plaut. Aul. III. 5, 21. Martial. VIII. 61; IX. 23; XI. 79) oder auf die Villen (Mart. XIV. 197. Pl. XXXV. 87) wird ohne sie gemacht; sie tragen auch das Gepäck der Reiter und folgen als Lastträger den Soldaten. Ueberall zeichnen sie sich durch Geduld, Sicherheit im Gange und Ausdauer aus und sind wohlfeiler zu ernähren, als Pferde. Wenn sie den Anforderungen der Schönheit und des Alters entsprechen (Varr. II. 8), oder arkadischen (Str. V. 3), thessalischen oder reatischen Stammes sind, werden sie theuer bezahlt.

IV. Das Schwein.

Wie in dem vorigen, nehmen wir auch in diesem Bilde ein Hausthier auf, welches Virgil gänzlich unberücksichtigt läßt. Wir sind zweifelhaft, ob er dazu bestimmt wurde, weil ihm das Schwein und der Esel dichterischer Behandlung nicht edel genug erschien, oder ob er auf die damals schon sehr unländlich gewordenen Römer, die namentlich dem Schweine Sorge und Aufmerksamkeit abgewendet hatten, Rücksicht nahm und deren Ohr mit dem barschen „subulci“, statt des ähnllichen „bubulci“, verschönt —; wir stehen anders und können uns nicht veranlaßt finden, nach des Dichters Vorgange, gleichsam vornehm an diesem Thiere vorüberzugehen, welches im Haushalte, in der Landwirtschaft und selbst in der Religion der Griechen und Römer von so hoher Bedeutung ist.

Das Schwein nimmt in dem Cultus der meisten Völker eine wichtige Stelle ein; man weiß, daß es unter den Deutschen der Sonne geheiligt (Dlaß Sage c. 107) ist und an dem Feste derselben, dem Iulifeste, im Januar und Februar, geopfert wird. In dem rauhen Lande erfordert die Zucht weniger Mühe, als die anderer Thiere, denn die Eichen- und Buchenwälder erleichtern die Ernährung und man findet hier Heerden von tausend Stück. Sein Fleisch ist die Lieblingsspeise aller deutschen Stämme und der Ueberfluß der Benennungen (Skrofe, Eber, Baar, Bär, Sau, Schwein, Boar, Paner, Bache, Käuser, Ferkel, Frischling), ebenso die häufig vorkommende Abgabe in Schweinen und die Frohne bei dem Rästen, ein Beweis, wie ausgebreitet der Gebrauch und wie wichtig seine Haltung unter denselben ist. Die Annahme, daß das Schwein das älteste Opferthier sei, könnte darin eine

Bestätigung finden, daß der Eber auch unter den Griechen, nebst Schaf und Rind, zu dem vollständigen Opfer Poseidons gehört (Hom. Od. XI. 130) und daß das Schwein als altitalisches Opferthier, als welches es in den Suovetaurilien, um die Gnade der Götter für das Volk zu erflehen, in Rom feierlich herumgeführt wird (Varr. II. 1, 10), von Varro (II. 4) ausdrücklich gesichert ist. In der etruskischen Symbolik nahm es wegen der ihm eigenthümlichen großen Anlegungsfähigkeit und Fruchtbarkeit eine bemerkenswerthe Stelle ein, welche es auch in der spätern Zeit nicht gänzlich verloren hat; es erscheint den Römern noch als Sinnbild allerlei irdischen Segens und glückbringender Fälle und darum wählt Aeneas, der troische Ankömmling, dem Glauben seines neuen Vaterlandes gemäß eine hochtrachtige Sau, von weißer, d. h. glückverfündender Farbe zur ersten Opferung auf italischem Boden. Wenn dabei geschah, was im Opferdienste sonst als ungünstig angesehen wurde, daß das Opferthier beim Beginn der heiligen Handlung entfloß und sich vier und zwanzig Stadien weit vom Meere abgemattet auf einem Hügel niederließ, so saß der Geist dies prophetisch und eine geheimnißvolle Stimme deutet dies als göttliches Vorzeichen für ihn, wie er ebenfalls aus seinem ersten und armseligen Niederlassungsplatze aufbrechen und in der Folge des reichen Landes eine große, in Kindern und Enkeln ausblühende Herrschaft und in einer durch die Anzahl der Ferkel des Mutter Schweines vorbedeuteten Reihe von Jahren und an deren Ruhestätte eine große, reichgesegnete Stadt gründen werde (Dion. Hal. I. 56). Auch bei den Eypern wurde das Schwein zum Wahrsagen benutzt (Pana. VI. 2) und stand in enger Beziehung zu dem Cultus der Aphrodite, der Züngerin, welcher von ihnen ausgegangen sein soll. Wegen der gedachten Fruchtbarkeit wird es der Juno, als Gebärtin, dem Herdenwaller Hermes (Hom. Od. XIV. 435), der Ceres bei besondern Weibungen von reichen Grundbesitzern (Varr. II. 4. Tibull. I. 11, 26), dem Bacchus, dem verliebten Sylvan (Juven. VI. 447), den Nymphen und andern segnenden Haus- und Feldgöttern (Hor. S. II. 3, 164), an den Laralien, wie die Hundesopfer, an den Kreuzwegen jung oder alt dargebracht. Es gehört zu den nach ihm vorzugsweise benannten Suovetaurilien, die der altväterische Landeschutzgott, Mars, empfängt (Varr. II. 4), und erscheint trüchsig in Gemeinschaft mit der trüchtigen Kuh an dem Feste der

fruchtbringenden Ceres, als Bild der mit Früchten schwangeren Erde oder nach bäuerlicher Ausdeutung als Sühne für den Schaden, den es in Feldern und Weinbergen anrichtet. Der Eber, dessen heißbrünstige Natur bekannt ist, wird der Venus dargebracht und zwar am zweiten Tage des April, des Monats, der die Erde öffnet (*aper* — *aperit*) und die zeugenden Liebeskräfte der Natur in Thätigkeit versetzt; er gab ihm den Namen. Die Sam mit den Jungen ist, wie auch auf dem Triumphbogen des Titus dargestellt, das bedeutsame Symbol der römischen Legionen, deren einzelnen Gliedern bis auf Marius Wölfe, Minotauren, Pferde und Eber vorangetragen wurden (Pl. X. 5). Die Zeugungsfähigkeit des Schweines macht verständlich, daß die in das eheliche Haus eintretende Braut die Thürpfosten mit Schweineschmalz, dem auch die Kraft, Leibesfrucht zu erhalten (Pl. XXVIII. 37), einwohnen soll, bestreicht und daß dem Schweineweibe (*sucerdia*) eine besondere Fruchtbarkeit beigelegt wird.

In der Geschichte der Culten galt das Schwein (*ūs*) als das älteste Opferrthier und gab den Opfern den Namen (*ſuauis*).

— — — — — Das erste der Opfer
Fiel, wie billig ist, dem ſch, das Schwein, weil Saaten mit krummem
Rüssel heraus es wühlt und die Hoffnung des Jahres zernichtet.
Ovid. M. XV. 111.

Wie weit das religiöse Ansehen desselben in die Urzeit Italiens zurückgeht, läßt sich daher entnehmen, daß Aeneas zur Erfüllung eines ihm gewordenen Orakels die verheißene, ungeheure Bache nebst deren Frischlingen den vaterländischen Göttern unter diesen geweihten Steineichen, deren Früchte den Schweinen besonders zuträglich sind, auf ihrer Lagerstätte, wo jetzt noch ein kleiner, von den Laviniaten so heilig gehaltener Tempel steht, daß sie allen Anderen den Zugang verwehren, darbrachte (Dion. Hal. I. 5) und daß Ascanius nach ihrer und ihrer dreißig Jungen weißer Farbe (Virg. A. VIII. 81) die von ihm nach dreißig Jahren gegründete, für Römer so wichtige Stadt mit dem vorbedeuteten Glücksnamen „Alba“ (Weißstadt) belegte (Virg. Aen. VIII. 48). Zum Sühnopfer wählt Cumäos Schweine (Hom. Od. XIV. 114); bei Ablegung feierlicher Eidschwüre und Abschließung von Verträgen (Xen. Anab. II. 2) dürfen sie nicht fehlen. Die Kämpfer in Olympia, deren Väter, Brüder, Lehrer und Richter schworen bei Zeus über einem Schweinsopfer, sich gesetzlich verhalten und
Rager steht, Bilder aus der röm. Landwirthschaft. III. 12

nach dem Rechte mittheilen zu wollen (Parr. V. 24). Bündnisse und Friedensverträge durch ein männliches (Liv. IX. 5. Quinctil. VIII. 3) oder weibliches (Suet. Claud. 25. Virg. Aen. VIII. 641) mit einem Steine erwürgtes Schwein freiwillig zu bestätigen (Cic. de legg. II. 22), kommt schon bei Homer (II. XIX. 197), auch in der Uebereinkunft der Horatier und Curiatier unter Einfluss vor, zu welcher der die Bedingungen vortragende Priester die Warnung setzte: „Solltest du, albanisches oder römisches Volk, die Bedingungen in böslischem Truge brechen, so mögest du es, o Jupiter, an selbigem Tage also schlagen, wie ich jetzt dieses Schwein schlage“ (Liv. I. 24, 8); d. h. es sollte dem Treubruchigen eben so geschehen, wie dem Opferthiere. — Bei den Gefatomben, welche die Kaiser bringen, darf das Schwein nicht fehlen. Man verfährt dabei so, daß an dem Plage 100 Altäre aus Rasen gebaut und bei ihnen 100 Schweine, 100 Schafe, dazu wohl noch 100 Löwen, 100 Adler und ähnliche Thiere geschlachtet werden. Solche Opfer sind öfters, namentlich unter Valbinus, vorgekommen (Capitol. in Max. et Balb. 11).

Die landwirthschaftliche Bedeutung des Schweines geht uns näher an; das Wort Varro's (II. 6) ist mir bedenklich: „Ich stamme zwar nicht von Cumbo's, Homers göttlichem Sauhirten, ich schätze aber das Schwein und kann seine Zucht nicht bei Seite lassen; sie geht mich so gut an, wie die großen Viehkenner“, und ich sehe mich in dieser Beziehung in Uebereinstimmung mit unsern Vorfahren, bei denen dasselbe so hoch stand, daß die Enillaten, Einwohner einer Stadt (Enilla?) in Umbrien, die angesehenen Familien der Suller, vom Schweine, die der Porcier vom Ferkel (Varr. II. 1), Andere vom Eber (Varr. II. 1) und L. Tremellius, der Besieger des falschen Philipp von Macedonien, in Folge seiner derb ausgedrückten Zuversicht: „Ich werde die Feinde zerstreuen, wie eine Sau die jüngern Schweine“ (ut scrofa porcos), von der Sau seinen Beinamen (Scrofa) erhielt. Homer findet würdig, seine besten Helden Keulern zu vergleichen (II. XIII. 471), und Attius Ravius, der berühmteste Vogelschauer seiner Zeit, hütete in seiner Jugend selbst Schweine (Cic. de Divin. I. 17, 31). Die Wichtigkeit der Zucht für den Haushalt war anerkannt und manche Gegenden, besonders am Padus und adriatischen Meere und Samnium, trieben sie ins Große. Der wurde als fauler und verschwenderischer Mann angesehen, der

Die Speckseite (succidia) der Fleischkammer lieber von dem Metzger, als aus der Wirthschaft entnahm (Varr. II. 6). „Die Wein- kammer, sagt Cicero, (de senect. 16, 9), die Del- und Vorraths- kammer eines tüchtigen und emsigen Gebieters ist gefüllt und die ganze Villa ist mit Allem reichlich versorgt; sie hat Ueber- fluß an Schweinen, Böcken, Lämmern, Hühnern, Milch, Käse, Honig.“ Cato beurtheilte den Zustand eines Haushaltes nach dem Vorrathe an Speckseiten, — freilich in der alten, einfachen Zeit, —

Wo dem Volk der Fißch hinschwamm noch ohne Gefährde,
Und in ihrem Berstet ruhte die Auster geschüßt;
Latium kannte da nicht des reichen Joniens Vogel,
Noch den, welcher sich freut Blut's pygmäischen Volkes;
An dem Pflau gefiel das schöne Gefieder allein nur,
Borgesangenes Bild hatte kein Land noch geschickt;
Hochgeschätzt war das Schwein; dem Schlachttag' folgte der Festtag;
Bohnen ertrug nur das Land und geküßeten Speß.

Ovid. Fast. VI. 173.

Wenn jener strenge Mann und beste Haus- und Landwirth aus dem Schattenreiche zurückkehrte und sähe, wie die Genossen der Kaiserzeit von thyrischen und pöonischen Schweinen mit unge- spaltene Klauen wissen (Pl. XI. 106. Arist. II. 1), wie die Grundbesitzer der Villen statt Mastung in Stall und Wald Hagen in Thiergärten veranstalten (Hor. Ep. 2, 81), daß wir aus den Schinken der Menapier und Marser*) eine Delicatsse machen, daß wir die gallischen Schweine, besonders aus der Gegend von Altinum (Col. VII. 2) wegen ihres köstlichen Fleisches und ihrer Größe (Varr. II. 4, 10) rühmen und den Schinken von daher als Delicatsse ansehen (Mart. XIII. 54), daß die Belgier mit dem Salzfleische ihrer hohen, starken, schnellen und zahlreichen Bauheerden nicht bloß Rom, sondern fast ganz Italien versor- gen (Strab. IV. 4, 3), daß wir Schinken, Speck und Fleisch als Hauptartikel des Handels aus Pontus, Gallien**) und Hispanien für uns und unsere Heere beziehen, und daß dessen ungeachtet oft Mangel eintritt, — ich bin gewiß, er würde diese Vernach-

*) Es ist merkwürdig, daß schon damals das heutige Westphalen, wo die Marser wohnten, wegen seiner Schinken bis Rom berühmt war; in der Kaiser- zeit kostete ein Pfund unseres Gewichtes 2½ Thlr. (Folz Culturgesch. S. 136).

**) Schinken aus Bomanne sind noch jetzt ausgezeichnet und hoch angesehen.

lässigung der Haltung und Mastung der Schweine im censorischen Ernste strafen.

Das zahme Schwein entstammt dem wilden (Arist. I. 1, 12; II. 1, 4; de part. I. 3, 5), welches überall, nur nicht in Sibirien und Sythien, in großer Menge aber in Germanien gefunden wird. Es ist meist von schwarzer oder gelblicher (Ovid. A. amat. II. 373), in Siphylus, am See Tantalus in der Nähe von Magnesia auch von weißer Farbe (Paus. VIII. 17. Pl. VIII. 83. Arist. VIII. 28. 3). Beide sind sich in jeder Beziehung gleich, das Letztere jedoch von größerer Wildheit, die bei der Sau, wenn sie geferkelt hat, und bei dem Eber, wenn er auf die Brunst geht, stark vortritt (Pl. X. 83. Virg. G. III. 255). Diejenigen, welche in den Parks zur Jagd und Mastung in Menge gehalten werden (Varr. III. 3), haben zwar ihre natürliche Unbändigkeit etwas abgelegt, kehren aber zu derselben zurück, sobald sie verwildern (Pl. VIII. 52).

Sie halten sich allenthalben, am liebsten in Eichen- und Buchenwäldern mit Sümpfen und nahen Getreidefeldern auf. Die Wildschweine, namentlich die Keuler des gebirgigen Pariserlandes (Hor. Od. I. 1, 26), der waldigen Berge des sabellischen Apennins (Virg. G. III. 255), der iulanischen Waldgebirge (Hor. S. II. 3, 234; 8, 6. Stat. Th. VIII. 533), die umbrischen (Hor. S. II. 4, 40), etruskischen (Catull. 39, 11. Plin. ep. I. 6. Juven. I. 22. Martial. VII. 27) und picenischen (Mart. XIII. 35) sind gerühmter als die von Pheloe in Achaja (Paus. VII. 26), von Ptous in Böotien (Paus. IX. 23, 4), von Megaris (Aristoph. Acharn. 527. Aelian. H. a. XVI. 36. Polyaen. IV. 6, 3.), aus dem Eichwalde Soron in Arkadien (Paus. VIII. 18) und vorzüglich als die in den sumpfigen Forsten von Laurentum (Ovid. Fast. II. 231. Virg. Aen. X. 711. Hor. ep. V. 27). Diese mögen eben so schwer wiegen (Mart. IX. 48, 5), aber der Geschmack des Fleisches ist schlechter, als bei Jenen. Der Küchenphilosoph urtheilt darüber also:

Umbriens Keuler, genährt durch Steineichlerne, verbirget
Dem, der schlappigem Fleisch abhold, die geräucherten Schüsseln;
Denn der Laureuter, gekeist von Kolben und Röhricht, langt nichts.
Hor. S. II. 4, 40.

Der Eber ist, weil er vieles und fettes Blut (Pl. XI. 90) hat, böse und jormüthig (Hom. Od. IV. 456) und ausgezeichnet

durch Wüthigkeit vor allen Thieren, die kämpfen (Opp. III. 364); die unbändigsten finden sich in den Eichenforsten des Gargarus, in Tuscia (Martial. XII. 14), Umbrien und in den Niederungen des laurentinischen Gebietes. Die Natur gab ihm in hervorragenden Hauern gefährliche Waffen (Pl. VIII. 39; XI. 61), in denen Blüthesgewalt zu wohnen scheint (Ovid. M. X. 550. Hal. 59), Furcht kennt er nicht; er stellt sich nicht bloß zur Wehre, sondern greift auch an, wagt jeden Kampf, auch mit Wölfen (Arist. VIII. 6), und bereitet sich dazu vor, indem er seine Hauer an Eichen oder Felsenwänden geweht hat; die stärksten Saufänger müssen ihm oft unterliegen. Daß der Wildeber in der Brunstzeit am wüthigsten und streitlustigsten ist, rührt wahrscheinlich daher, daß er sich jährlich nur einmal begattet (Pl. VIII. 78); dann tritt auch die Wildheit bei den zahmen, insbesondere bei denen solcher Heerden, welche auf die Waldweide gehen, wieder auf. Der erboste Kampfeber ist schrecklich anzusehen (Virg. G. III. 248):

Stolz sprüht blutige Augen; es starret der ragende Nacken
Gleich Schanzpfeilen, den dichten, aufstehen die struppigen Borsten;
Siebenb mit heiserem Brüllen herab um die Breite des Buges
Strömet der Mausschaum; gleich sind indischen Zähnen die Hauer.

Ovid. M. VIII. 288.

Unter den mancherlei dichterischen Gemälden des erzürnten Wildebers noch folgende als ausgezeichnet hervorzuheben, möge uns gestattet sein:

Wenn im wehenden Thal' des Gebirges ein gräßlicher Ober:
Mit vorstarrenden Zähnen erboht aufschraubet zum Kampfe
Gegen die Männer der Jagd; er weht den schimmernden Hauer
Eingekrümmt; und der Schaum ringsher um die läuenden Waden
Kriechet ihm, aber die Augen erglühn wie strahlendes Feuer
Und hoch prächt er den Nacken empor und den borstigen Rückgrat.

Hesiod. Scut. 381.

Jagd auf die Ungethüme ist edler, männlicher Zeitvertreib, preiswürdiges Vergnügen und Vorübung zum Kriege romulischer Nachkommen; sie bewährt den Muth, stärkt die Kraft, entwickelt das Geschick. Die Jäger, die entweder die Fährten auffinden (investigatores), oder das Lager kennen (indicatores), oder die Garne legen (insidiatores), oder auf flüchtigen Pferden den Aufgescheuchten nachsetzen (alatores) und sie in die Netze, am besten von cumanischem Glasse, treiben (aprina retia), thun den Willengütern nicht geringe Dienste und deren Besitzer freuen sich solcher

Jagden, weil das aus den Bergöden nach den Ebenen wechfelnde Schwarzwild (Tibull. IV. 3, 1) ihnen vielen Schaden that. Es verwüftet selbst noch kurz vor der Ernte (Ovid. amor. III. 10, 40) die Felder in Italien in gleicher Weise, wie einst in Griechenland (Hom. II. IX. 539), wo die göttliche Kraft des Herakles den gewaltigen Keuler, der von dem Gebirgskinde Erymanthus aus die Fluren von Elis, Achaja und Arkadien verheerte, erlegte. Auf einem Jagdgemälde des Philostratus (I. 28) steht man einen Eber, der die Weibsbäume ausgewählt, die Weinstöcke abgestemmt und weder Feigenbäume noch Apfelbäume verschont hatte. Kühne Jagdlustige gesellen sich zusammen; der Kühne nimmt, wie Meleager auf den calydonischen Eber (Diod. S. IV. 34), kühne Gefährten und Alle, haben sie Einen erlegt, feiern waidmännische Triumphe. Plinius (Ep. I. 6, 1), ob schon ein Gelehrter, verschmähte diese Jagdvergönigungen nicht und war hoch erfreut, als er seinem Tacitus schreiben konnte: „Ich habe drei Keuler, und zwar sehr schöne, in Netzen gefangen.“ Der Ruhm kühner und glücklicher Waidmannsthaten geht von Mund zu Mund; auf dem Forum und der Straße erzählt ein Jäger dem andern, wie er ausgezogen, wo er sich aufgestellt, die Netze gehabt, wo der Keuler gelegen, wie er sich entgegen gebürstet, gewehrt, entfernt, von den Rüden bedrängt gesehen, an den Ohren gepackt gefühlt (Phaedr. V. 10) und endlich unterlegen habe, welcher der starken Hunde verwundet und der Jäger durch Lauf und Weg, bergauf, bergab, durch Hunger, Durst und Schweiß matt oder durch den wilden Bär fast ums Leben gekommen sei (Oic. Tasso II. 17; V. 34).

Als die dämmernde Fröhe mit Rosenfingern erwachte,
Gingen sie auf die Jagd, Autolykos treffliche Söhne,
Und die spürenden Hunde; mit ihnen der edle Odysseus.
Und sie erstiegen die Höhe des waldbewachsenen Parnassos,
Und durchwandelten bald des Berges lustige Armlinnen.
Aus dem stillen Gewässer des Oceanos erhob sich
Jepho die Sonn' und erhellte mit jungen Strahlen die Landschaft.
Über die Jäger durchsuchten das waldbewachsene Bergthal:
Voran liefen die spürenden Hund' und hinter dem Hundem
Gingen Autolykos Söhne; doch eilte der edle Odysseus
Jimmer voraus und schwang den weithin schallenden Jagdspieß.
Alba lag im dichten Gestruch ein gewaltiger Eber. —
Wie durchstürzte den Ort die Wuth kassandrischer Blute,
Ihn erstochten nimmer die wärmenden Strahlen der Sonne,

Selbst die Glisse des Regens durchbrangen ihn nimmer; so dicht war
Dieses Gesträuch und hoch hebeden die Blätter den Boden.
Ferner vernahm das Getöse von den Füßen der Männer und Hunde,
Welche dem Lager sich nahten, und stürzte hervor aus dem Dickicht,
Doch die Borsten gestäubt, mit fenerflammenben Augen,
Grab' auf die Jäger und stand. Obpfens, welcher voranging,
Flog in der nervigten Faust den langen, erhobenen Jagdspieß,
Ihn zu verwunden hien; doch er kam ihm zuvor und hieß ihm
Ueber dem Knie in die Erde; der seitwärts mähende Sauer
Riß viel Fleisch ihm hinweg, doch brang er nicht auf den Knochen.
Aber Obpfens traf die rechte Seite des Ebers,
Und bis vorn durchbrang ihn die Spitze der schimmernden Lanze,
Schreiend stürzt er dahin in den Staub und das Leben verließ ihn.
Hom. Od. XIX. 438.

Bei der Ueugeuerlichkeit der Größe und des wilden Muthes
Sind die Jagden und Kämpfe mit Wildbebern entfesslich und ge-
fährlich. Alle Jagdleute versichern, daß sie sich, wie der berühmte
calydonische Eber, durch welchen Anaxus, der Sohn des arladi-
schen Pylargus, niedergemacht wurde (Paus. VIII. 5, 7; 45, 2),
zuvor durch Roth und Harz verpanzen und die schon an sich
und weit mehr als die des Flusspferdes gefährlichen, bei denen
in Indien ehenlangen Sauer (Pl. VIII. 39), an Bäumen und
Felsen wehen und schwärzen, daß sie gefesselt und blühend erscheinen
(Phaedr. I. 21. Opp. III. 379. Ovid. M. II. 10; 350); gegen
Manche aber kann ein Einzelner gar nichts ausrichten. Ein
solches Ueugeuer fand der Kaiser Severus, als er nach Tisbis
in Mesopotamien kam; dasselbe warf den Reiter, der ihm zu Leibe
wollte, vom Pferde, tödtete ihn und dreißig Mann mußten auf-
geboten werden, denen es mit Mühe gelang, das Ungeheum zu
erlegen (Dio Cass. 75). Die Eber lassen sich zu Kämpfen sogar
abrichten (Paus. III. 14), und solche mögen auch wohl in den
eömischen Thierkämpfen erscheinen; das Volk findet an denselben
ungeheures Wohlgefallen und darnach ließ der Kaiser Severus
unter den hiebenhundert Stück Bestien, als Löwen, Löwinnen,
Storche, Wildesel, Auerschne, deren sieben Tage hindurch jeden
Tag hundert erlegt wurden, einen Elephanten, ein Arolotus und
sechzig Wildschweine (Dio Cass. 75) — Probos zu den Jagd-
spielen deren tausend und Gordian hundert und fünfzig kommen
und auftreten.

Italien eignet sich vermöge seiner Felder und Wälder zur
Schweizezeit sehr trefflich, — wie kann ein Land. Wo ist denn

Eins, in dem man von Mutter Schweinen, die eine Nachkommen-
schaft von tausend Stück hatten, erzählen könnte? — Berühmt
sind wegen ihrer Schweine besonders Samnium, die Umgegend
des Po und adriatischen Meeres. Wer die Zucht erfolgreich be-
treiben will, halte auf gute Rümpfen (verres), denn diese vererben
ihre Eigenschaften bei Weitem mehr, als die Färbmäütter (Col.
VII. 9). Der Zuchtlämpe muß allen den Anforderungen ent-
sprechen, welche an ein gutes Schwein gemacht werden. Er sei
von ansehnlicher Größe, mehr gedrunkenen, als langen oder run-
den Körpers, er habe einen gesenkten Hängebauch, recht große
Keuler, starke Betne und Klauen, vollen, mit Eichel behangenen
Hals, kurzen und aufgeworfenen Rüssel (Col. VII. 9) und kleinen
Kopf; insonderheit darf der fetteste Speckhals nicht fehlen (Varr.
II. 1; 4). Er muß ferner brünstig sein, gute Ferkel zeugen und
einerlei Farbe haben.

Die wilden Eber, welche nach dem Vorgange des Fulvius
Lupinus der Jagd und Tafel wegen in den Thiergärten je län-
ger je mehr in großer Zahl gehalten und erlegt und an die
Fleischhändler verkauft werden (Varr. III. 2. Pl. VIII. 78), be-
gatten sich, weil sie die ihnen angeborne Unbändigkeit etwas
abgelegt haben, leicht mit zahmen Sauen und die wilden Sauen
mit zahmen Ebern; so erzeugte Junge nennt man Hybriden
(Pl. VIII. 79).

Die zur Fortzucht erforderliche Reife tritt nicht allwärts zu
gleicher Zeit, hier früher, dort später, ein (Arist. V. 14, 5). Das
Eberschwein ist zwar in einem Alter von sechs und acht Monaten
zur Fortzucht tauglich (Varr. II. 4), rathfamer aber ist's, dasselbe
vor Ablauf des ersten Jahres nicht aufsetzen zu lassen; im zwei-
ten Jahre ist der Eber am besten, doch kann er bis zum dritten
oder vierten dienen. Dann nimmt seine Kraft ab und er wird
geschnitten, gemästet (Col. VII. 9) und an die Schweinhändler
(suarius negotiator) oder die Metzger, welche das Volk mit
Schweinefleisch versorgen (Varr. II. 4. Pl. VIII. 77), verkauft.

Die Castration ist auf die beiden Jahreszeiten, Frühjahr
und Herbst, und wie bei Stieren und Böcken unter Wahrneh-
mung des abnehmenden Mondes, einzuschränken (Pl. XVIII. 75);
sie kann, was bei andern Thiergattungen nicht ohne Gefahr ist,
an Ebern (und Rüdren) vollzogen werden, auch wenn sie schon
alt sind, namentlich ehe sie gemästet werden sollen (Aristot. IX. 50).

Den Rämpe, am besten, wenn sie drei- oder vierjährig sind, werden zu dem Ende doppelte Schnittwunden in denbeutel gemacht und die Steine herausgedrückt; nach einem andern, aber etwas künstlichem Verfahren, schneidet man den einen Theil der Hoden ab, schiebt in die offene Wunde ein Messerchen, mit dem man die Scheidehaut des angewachsenen Hodenbeutels durchschneidet, und holt dann mit gekrümmtem Finger auch den andern Stein heraus. Dieses Letztere hat den Vorzug, daß nur eine Wunde gemacht zu werden braucht (Pl. XI. 110). — Sie werden in Folge dessen, wie überhaupt alle verschnittenen Thiere, längeren Schafes, als die unverschnittenen (Aristot. IX. 50, 5).

Die wilden Eber werden in der Jugend von einem Hodenjücken befallen, in Folge dessen sie sich an Bäumen reiben, die Steine herausdrücken und so sich selbst entmannen. Sie werden dann größer, aber bössartiger (Aristot. VI. 28). Der geschnittene Eber heißt „Porc“ (majalis, Varr. II. 4, 7); er wird der Raja geopfert.

Alle Eigenschaften, welche der gute Rämpe haben muß, fordern wir auch für die Zuchtsau, dazu aber noch im Besondern, daß sie entlang der Bauchseite recht viele Euter habe (Arist. de part. IV. 10, 12), eine zahlreiche Brut werfe und gut nähre (Pl. X. 84. Varr. II. 4). Sie darf nicht bei den ersten Regungen des Geschlechtstriebes (subatio) zugelassen werden; ein Alter von vier bis sechs Monaten erachte ich für zu jung. Die Ferkel fallen klein aus und dann

Denk auch, daß die Geburt die Zeit der Jugend verkürzt,
Daß der Acker erschläft, welcher beständig Dir trägt.

Ovid. A. a. III. 81.

Darum werde sie nicht vor zurückgelegtem ersten Jahre, lieber noch erst mit dem zwanzigsten Monate zugelassen, so daß sie zum erstenmale ferfelt, wenn sie gerade zweijährig ist. Ein weibliches Schwein, das spät zur Erstlingsau (porcetra) wird, wächst straffer heran und bleibt als Zuchtsau (scrofa) bis zum siebenten Jahre tauglich (Gell. XVIII. 6. Varr. II. 4. Col. VII. 9. Pl. VIII. 77).

Die Ernährung der Sauen sei mäßig; in der Zeit der Trächtigkeit werden die Eichen versagt. Werden sie zu gut gesüßert und feist, bringen sie nur wenige Ferkel und es fehlt ihnen die Milch (Pl. VIII. 77).

Die Sauen, sagt Festus, sind die unreinlichsten und schmutzigsten aller zahmen Thiere, aber von so brennender Geschlechtslust, daß man von der schamlos gellen Befriedigung des Erlebes der Weiber auch sagt: „Schweinen“ (subare), wie von der der Männer: „Ebern“ (surire); Sauen, die hauen wollen, sind unruhig, boshaft, fahren selbst nach den Menschen und deswegen bezeichnen die Griechen obscön die weibliche Wuth als „Sau“ (Aristoph. Lysistr. 684. Acharn. 801). Wie stark sie indessen auch aufstre, dürfen sie doch nicht eher zu den Kämpfen (subare), als bis die Schamtheile recht angeschwollen sind, an denselben sich eine Feuchtigkeft zeigt (Arist. VI. 18, 8) und die Ohren anfangen, schlaff zu werden (Pl. VIII. 77). Die Lust der Sauen regt sich in der Regel Nachmittags, der Eber dagegen des Morgens am stärksten und sie steigt bis zur Wuth (suria), daß sie die Ställe (suile) zerbrechen (Hor. Ep. 12, 11) und selbst Menschen, besonders wenn sie weiße Kleider tragen, zerreißen. Sie läßt sich stillen, wenn an die Scham Essig gespritzt wird (Pl. X. 83).

Die Begattung erfolgt gewöhnlich auf den Ersten, bei alten und schwachen Sauen im Liegen, sonst im Stehen; während derselben schäumen sie wie die Eber (Pl. X. 83). Ein Sprung ist genug, doch lasse der Hirt (suarius), damit kein Fehlwurf erfolge, den Eber zweimal aufsetzen (Pl. VIII. 77). Auch nach der Empfängniß nehmen die Fährmütter den Eber wieder an (Pl. X. 83).

Das wilde Schwein wird nach Oppian (L. 389) im Frühjahr, nach Aristoteles zu Anfange des Winters befruchtet; die Bachen werfen und die Keuler setzen jährlich nur einmal. In der Brunstzeit sind diese zwar am schwächsten, aber wild, unbändig und liefern unter einander merkwürdige Kämpfe, zu denen sie ihre Seitenfell durch Reiben an Gargäumen und den Rücken durch Wälzen im Rothe, den sie wieder abtrocknen lassen, pauerähnlich umziehen; aus den Rudeln der Schweine hervorströmend, fallen sie sich so heftig an, daß oft die beiden Kämpfer auf der Stelle todt bleiben (Pl. VIII. 78. Arist. VI. 18, 2). In der Regel verweilen sie dreißig Tage bei den weiblichen Thieren, von denen sie dann, wie auch andere wilde Thiere, wieder getrennt leben. Die Würfe fallen in das Frühjahr; die Bachen suchen dazu die unzugänglichsten, steilen, schluchtenartigen und schattigen Stellen (Arist. VI. 18, 8; 27, 1), besonders wo hohe

Gitzen sich finden (Phaedr. II. 4). Für das Willensschwein glebt es eine doppelte Zeit der Belegung, Frühjahr und Herbst; die beste ist der Februar (Col. VII. 9), wenn der Favonius sich zu erheben beginnt, bis zur Frühlingsgleiche, theils weil dann die Austrift wieder begonnen hat und gestattet, im Freien zu ranzen und darauf sich im Moraste zu wälzen (Varr. II. 4), theils weil die Jungen in die Zeit des vollen Futters fallen.

Die Zeit der Trächtigkeit dauert bei zahmen und wilden Schweinen vier Monate (Varr. II. 1; 4).

Die Sauen haben an dem Bauche entlang viele Ripen von ungleicher Zahl; sie schwellen in der Nähe der Geburt an (Arist. I. 1, 12; II. 1, 13). Das zuerst geborne Ferkel erhält von der Mutter den vordersten, am Blatte zunächst stehenden, jedes spätere den nächstfolgenden Span, so daß jedes, in der Reihenfolge in der es geboren wurde, den seinen kennt, aber auch keinen andern annimmt. Wird ein Ferkel abgenommen, verlegt der Span und zieht sich ein; bleibt von einem ganzen Wurfe nur Eins, so tritt auch nur der demselben gleich nach der Geburt zugewiesene Span milchvoll hervor (Pl. XI. 95).

Die Anzahl der Jungen ist bei zahmen und wilden Schweinen gleich; sie bringen vier, acht, zwölf bis zwanzig Stück zur Welt. Eigentlich müssen ihrer so viele sein, wie Ripen vorhanden sind; mehr kann keine Sau ernähren. Wirft eine Sau mehr, so prophetet sie dadurch Wunderdinge; das älteste derartige Vorkommniß findet sich in den dreißig Ferkeln der Sau des Aeneas. Diese wird gut eingesalzen in dem Heiligtum zu Ravintum von den Priestern gezeigt, die Ferkel aber sind in Bronzebildern aufgestellt (Varr. II. 4).

Die jungen Schweine heißen, so lange sie von der Muttermilch leben, Spanferkel (*sucula*) oder Milchferkel (*porcus lactens* u. *lactens* Varr. II. 4). Sie behalten dieselbe gewöhnlich zwei Monate lang (Varr. II. 1) und gedeihen bei der ihr eigenthümlichen Nahrung, welche die der Hundemilch übertrifft und der der Hasenmilch gleich kommt (Arist. VI. 26, 2), ganz wohl; in diesem Alter abgesetzt (*p. delicti*), können sie sich auf Stoppelsäcken und von den Abfällen der Hülsenfrüchte, wenn es die Wirtschaft hergibt, auch von Hülsen und Stielen der Weinbeeren ernähren; Bohnen aber vermögen sie noch nicht zu kauen (*frangere*) und deswegen nennt man sie „Rißflauer“ (*rescindens*). In

dieser Weise behandelt man die Ferkel in den zahlreichen, der Stadt fernen Gegenden, wo die Nachzucht das Meiste einbringt. Näher der Stadt werden sie früher entwöhnt, damit die Mütter sich schneller wieder begatten und im Jahre zweimal werfen (Col. VII. 9). Hier sind die Ferkel selbst gesucht und verkäuflich: Kaiser Severus — außer ihm gewiß mancher Andere — sah sie sehr gern und pflegte sich während der Tafel damit zu belustigen, daß er spielende Spanferkel, kämpfende Rebhühner oder hin und her fliegende Vögel betrachtete (Lampr. in Sev. 41). Zu homerischer Zeit war Ferkelfleisch (*caro porcina*) ein gemeines, Hirten und andern Leuten geringen Standes passendes Essen (Hom. Od. XIV. 75, 80), in Rom aber erscheint es verschiedentlich zubereitet auf den Tafeln der Großen und Feinschmecker (Apio VIII. 7. Spart. Get. 5) und der Verbrauch ist sehr stark. Seit dem Kaiser Aurelianus wird auch dem Volke von Zeit zu Zeit Ferkelfleisch ausgetheilt (Vopisc. Aurel. 35, 48); dazu kommt noch der Verbrauch zu Opfern, namentlich der Laren (Hor. Od. III. 23, 4. S. II. 3, 165. Tibull. I. 10, 26), des Terminus (Ovid. Fast. II. 653), der Feldgötter u. s. w., wozu sie nach früherer Dogme (Varr. II. 4) in einem Alter von zehn, nach späterer Annahme mit fünf Tagen tauglich (*sacros*) sind und sich besser opfern, wenn, was auch bei den Alten sein muß, der Schwanz zur Rechten und nicht zur Linken gekräuselt ist (Pl. VIII. 77); sie dürfen aber nicht gestochen, sondern nur todt geschlagen werden (Hom. Od. XIV. 422). Der starke Verbrauch erzeugte unter Severus Mangel an Schweinefleisch, daß der Kaiser auf Beschwerde des Volkes den Befehl gab, Niemand dürfe eine säugende Sau oder ein Milchferkel schlachten (Lampr. Sev. 41).

Die Sauen sind in der Zeit nach dem Werfen sehr wild und heißhaft (Pl. VIII. 78). Bisweilen fressen sie ihre Jungen (Pl. XI. 61), was aber nicht ein Gotteszeichen ist (*portentum*), sondern darin seinen Grund hat, daß die Schweine weniger als andere Thiere Hunger ertragen können; nur durch Mangel an Futter lassen sie sich dazu bringen (Pl. VIII. 77. Varr. II. 4. Col. VII. 11). Dem vorzubeugen, möge man ihnen während der Saugezeit früh und Abends reichliches Futter, und zur Beförderung der Milch gequellte oder gekochte Gerste mit Wasser, auf die Mahlzeit etwa vier Pfund (Col. VII. 11), oder geröste-

ten Weizen, nur keinen rohen, denn er erregt Durchfall, und eben so wenig Bohnen (Varr. II. 4) verabreichen. Man lasse ihnen ferner nicht mehr Ferkel, als sie Saugspäne haben, und das ist oft zu viel. Weil säugende Mutterschweine ohnehin leicht vom Fleische kommen (Aristot. VI. 8), darf man ihnen nur sechs (Pallad. III. 26), höchstens acht Stück lassen (Col. VII. 11). Gute Züchter bringen aber auch diese Zahl nach zehn Tagen auf die Hälfte zurück, weil sie die Späne der Mutter mit ihren Zähnen verwunden und doch aus Mangel an Nahrung sonst Schwächlinge bleiben (Varr. II. 4). Am wenigsten Mühe machen die Frühjahrserkel; wenn sie das für Gebrauch und Haltung bedeutsame Alter von zehn Tagen erlangt haben, lassen sie sich sammt den alten Müttern auf die nahe Weide treiben, wo sie bald Gras fressen; der Ferkeljunge mag sie auch jeden Tag einigemal zurücktreiben und ihnen besonders noch Milch geben. Winterferkel verkümmern durch Kälte und Mangel an Euter Milch und bringen doch die Mütter sehr herab.

Auch Sauen lassen sich castriren und dadurch zeugungsunfähig machen, wenn, nachdem sie zwei Tage wenig Futter erhalten (Pl. VIII. 77), mittelst eines Instrumentes die Scheide stark verwundet wird, so daß sie bei erfolgender Vernarbung der Wunden so verwächst, daß eine Begattung nicht mehr erfolgen kann. Dies Verfahren läßt sich jedoch nur bei Mangel an Futter billigen; wo es nicht fehlt, muß man die Sauen werfen lassen (Col. VII. 9).

Die Haltung des Schweines paßt für jedes Landgut in jeder Lage; es geht das ganze Jahr zur Weide, eben so in die waldigen wie auf die ebenen Stellen, befindet sich aber auf sumpfigen Waldstellen (Virg. G. III. 408) besser als auf dürrer, flachen Plätzen. Bei seiner hitzigen Natur kann es den Durst nicht lange ertragen (Col. VII. 10) und es hat Wohlgefallen am Wasser, wie der Mensch am Bade; zur Abkühlung wälzt sich das wilde wie das gezähmte gern im Moraste und verunreiniget, wenn es kein Gehege abhält, den lautersten Quell der Nymphen (Virg. Ecl. II. 59). Diese Neigung hat es zum Bilde des schmutzigen Menschen werden lassen (Hor. Ep. I. 2, 25). Auch sein Fleisch ist heiß und darum sollen die Wölfe die niedermachten Schweine, weil sie dasselbe an den Zähnen nicht aushalten können, in die Nähe von Wasser schleppen. Auf dem

Stalle und auf der Weide verlangt es Tränke, wodurch es fett wird; Athene verweist daher den rückkehrenden Odysseus zum Sauhirten unter der Verheißung:

Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Herde,
Nahe bei Korax Felsen, am arethusischen Borne.
Allda müssen sie sich mit lieblichen Eichen und trinken
Schattiges Wasser, wovon das Fett den Schweinen erblühet.

Hom. Od. XIII. 403.

Wo das natürliche Wasser fehlt, müssen sie im Sommer, besonders um den Ausgang des kleinen Hundes an Rieselungen aus Brunnen oder Eisernen getränkt werden, soll sie nicht die Lungenentzündung befallen (Col. VII. 10).

Zur Weide sind besonders diejenigen Waldungen geeignet, welche, wie im Albaner Gebiete, außer nahrhaften Kräutern dicke Laubhölzer (aus nemoricultrix! Phaedr. II. 4) enthalten, als Eichen (Hor. Od. III. 28, 9), Steineichen, Zerreichen (Pl. XVI. 7), Buchen, Tamarisken, Korfbäume, wilde Korbäcker, wilde Obstbäume, Waldbirnen, Haseln, Weißdornen, griechische Johannisbrotbäume, Wachholdern, Lotus, Fichten, Arbutus, Pflaumen, Christdorn und Cornellen (Col. VII. 9), welche letzteren, trotz ihrer harten Steine (Virg. Aen. III. 348), neben Buchen und Eichen Homer (Od. X. 241) schon als gutes Mastfutter erwähnt. Die ausgebreitetste Anwendung zur Anfleischung und Fättung wird ohne Zweifel von den verschiedenen Eichelarten gemacht, welche auf den Bergen in Sicilien von ungewöhnlicher Größe sind (Diod. S. IV. 84). Eichen geben ein vortreffliches Mastfutter, das die arkadischen, umbrischen und tuskischen Schweine berühmt gemacht hat (Col. VII. 9), nur dürfen sie die trächtigen nicht fressen, weil sie davon eben so wie die Schafe verwerfen (Aristot. VIII. 21). Dazu sind sie billiger, als Gerste, Bohnen, Hirse und andere Körner; diese geben zwar dem Fleische einen sehr angenehmen Geschmack, müssen auch gut, sind jedoch nur bei niedrigen Fruchtpreisen zur Mast zu verwenden (Varr. IV. 2), da sie ohnehin im Frühjahr, so lange die Pflanzen im Milchsafte stehen, den Schweinen vor der Austrift am Morgen nicht vorenthalten werden dürfen, damit sie nicht von Durchfall oder Magerkeit befallen werden (Col. VII. 9).

Man macht häufig den Eichen den Vorwurf (Aristot. VIII. 8. Geop. XIX. 7), daß das Fleisch davon an Güte ver-

Äste; von der Korkeiche (*άλκυλοιοσ*) mag dies richtig sein, denn deren Früchte sind so bitter, daß sie kein Thier und das Schwein nur aus Noth angeht, vielleicht auch von der Flegelche (*άκυλος*), wie sie Circe den verwandelten Gefährten des Odysseus gab (Hom. Od. X. 241). Nach Einigen überfressen sich die Schweine leicht an der Flegelche, wenn man ihnen nicht beständig kleine Gaben darreicht, und fallen endlich ab (Pl. XVI 7); nach Andern werden sie davon schmal, glatt und mager, das Fleisch aber schwer (Aristot. VI. 37). Die Frucht der Quercuseiche, die größte und schwerste Eiche, die zugleich süß ist, macht weiches, die ihr nächststehende Zerreiche, das gediegenste und beste, die Esculus-, Suber- und Robur-Eiche schwammiges Fleisch. Die Bucheiche macht die Schweine fröhlich und das Fleisch läßt sich gut danach kochen; dazu zieht diese Baumfrucht die Mäuse nach sich, deren Gänge und Nester die Schweine aufwühlen; sie fressen das Unzeug und vertilgen es oft gänzlich, nachdem vorher die Menschen vergebliche Versuche gemacht hatten, dasselbe durch Räucherung, Jagen oder Aufgraben zu vertilgen (Pl. XVI 7. Aristot. VI. 37). Wo die oben genannten Bäume und Sträucher sich zusammen finden, läßt sich eine Heerde, weil deren Früchte zu verschiedenen Zeiten genießbar und reif werden, fast das ganze Jahr leicht ernähren.

Die Bäume verbessern die Ackerweide, weil in Italien, wie in Griechenland, die meisten Felder mit Eichen, Buchen (Virg. Ecl. IX. 9) und Castanien (Virg. G. II. 520) umpflanzt sind (Varr. L 16. Cat. 1). Die Schweine werden im Herbst dorthin aufgeweidet und verzehren die Früchte an Ort und Stelle. Auf grasreichen oder mit Aepfel-, Birnen-, Nuß-, Pflaumen-, Feigen- (Col. VII 9) oder Castanien-Bäumen (Pl. XV. 25), um- oder besetzten Aedern halten sie sich sehr gut und fleischen an, wird aber Mastung beabsichtigt, darf auch bei guter Ackerweide anderes Futter nicht gespart werden. Man sammle darum zur rechten Zeit Eichen in gehöriger Menge, die in Gruben oder Cisternen oder in den Rauchkammern des Wirthschaftshauses aufbewahrt, ein nährendes Mastfutter auch für den Winter abgeben (Col. VII. 9). — Mastet man mit getrockneten Feigen, erlangt das Fleisch einen dellicaten Geschmack (Pl. VIII. 77); in Griechenland bedient man sich zur Mastung auch der Gurken (Aristot. VIII. 8).

Bei der Ackerweide ist Vorsorge dahin zu treffen, daß der Hirt die Heerde zusammenhält und dadurch vorbeugt, daß den Früchten und Feldern, weder des Gebieters noch des Nachbarn Schaden geschieht. Zu Homers (Od. XVIII. 19) Zeit hatte der Nachbar das Recht, fremden Schweinen, die ihm Schaden thaten, die Zähne auszuschiagen, und dies durfte bei den Salaminern lange nachher noch nach dem Gesetze geschehen.

Die Zahl der Pflanzen, welche die Schweine fressen, ist nicht groß, doch verschmähen sie Süßwasser-Gewächse, als Binsen und schlechtes Rohr (*canna*), auch Roder nicht (Pl. X. 93). In Ermangelung der Baumast suchen sie ihre Nahrung unter der Erde (Hom. Od. X. 243), wobei ihnen ihr erdwärts gefenster Kopf (Lucian. *Δι' κατ' ἔρ.* 20) und ihr fester, breiter Rüssel (Pl. XI. 60; X. 93. Arist. VIII. 6, 2) zu Statten kommt. Am liebsten sind ihnen Wurzelsachen, bei denen sie, besonders wo der Boden, wie um den Padus, wädrig ist, gut ansetzen.

Wir haben angedeutet, daß das Schwein, welches sich mehr als jedes andere Thier an allerlei Nahrung bequemt, außer pflanzlicher auch thierische Nahrung annimmt. Es gräbt nach Mäusen, nach Regenwürmern, Fröschen, Schlangen und Bieseln (Pl. X. 95) und frisst sie ohne Schaden; selbst der Salamander, dieses giftige, dem Menschen tödtliche Geschöpf, ist, wie auch der Bau des Körpers des Schweines und des Menschen ähnlich ist (Pl. XI. 79), ihm unschädlich (Pl. XXIX. 23), doch ist dabei zu bemerken, daß, wer in den Gebirgen von Cilicien und in Pamphilien von einem wilden Schweine, das einen Salamander fraß, genießt, sterben muß, wenn man schon an dem Fleische weder etwas riechen noch schmecken kann (Pl. XI. 116).

Zwischen dem Schweine und den Schlangen besteht eine Feindschaft; diese erklärt sich dadurch, daß jenes diese frisst (Aristot. IX. 1, 9). — Gehirn und Blut der wilden Schweine giebt ein Mittel gegen Schlangen ab (Pl. XXVIII. 42, 4).

In Folge des zu starken Genußes wohlschmeckenden Futters verfallen die Schweine oft in eine Krankheit, bei welcher sich die Milz stark vergrößert. Zur Vorbeugung mache man Tränkrinnen aus Tamarisken oder Myrthendorn (*ruscus*), denn dieses Holz ist heilsamer Kraft und die so genossene Tränke stillt die Anschwellung (Col. VII. 10).

In Belgien läßt man die Schweine beständig auf dem Felde (Strab. IV. 4); wir halten sie in Ställen und lassen sie auf die Weide gehen, wobei sie nach ihrem Alter beisammen sein wollen (Aristot. VIII. 6). — Die Ställe sind verschieden; in Odysseus' Gehöfte sah man, statt der Seitengebäude anderer Häuser, Schweineställe, welche den viereckigen, von vier großen Hunden (Od. XIV. 21) bewachten Hof einschlossen, und um diese herum lief ein Gehege aus

— — — — Pfählen von allen Seiten in Menge
Dicht aneinander gepflanzt, vom Kern der gespaltenen Eiche;
Innerhalb des Geheg's hatt' er zwölf Roben bereitet,
Einen nahe dem andern, zum nächtlichen Lager der Schweine:
Fünfzig lagen in jedem der erhaufwühlenden Schweine,
Alle gebärende Mütter; und draußen schliefen die Eber.

Hom. Od. XIV. 6.

In Athen fand man die Ställe für Schweine, Ziegen und Federvieh häufig am Herde in der Hausflur, also neben und unter dem Schutze der Besta (Aristoph. Vesp. 844); in Italien hält man den Grundsatz fest, daß jede Mutter einen besondern, in Hallen liegenden Verschlag erhalte, in welchen sie entweder hoch trächtig oder eben entleert gethan wird; sperrt man mehrere zusammen, legt sich eine über die andere, die Ferkel werden beschädigt oder kommen unter einander. Die durch Bände von einander getrennten Verschläge führe man in einer Höhe von drei Fuß und einer nicht viel größern Breite so auf, daß keine Trächtige überspringen und sich dadurch beschädigen kann. Höher und bedeckt dürfen sie nicht sein, damit der Hirt die Zahl der Ferkel leicht übersehen und ohne Schwierigkeit ankommen kann, wenn eins etwa von der Alten gedrückt würde (Col. VII. 9). Der Verschlag sei mit einer Thüre versehen, in welcher sich eine Schwelle von der Höhe eines Fußes und einer Hand befinden muß, damit die Ferkel nicht nachspringen, wenn die Alte etwa herausgeht (Varr. IV. 2).

So, wie bei Odysseus, der zwölf Schweineheerden unterhielt (Hom. Od. XIV. 102), die Zucht stark betrieben wird, stehen die Hirten, theils Mithlinge, theils Leibeigene (Od. XIV. 104), unter besondern Meistern. Rasaulios,

— — — — Welchem der göttliche Sauhirt
Selber sich angeschafft, indeß sein König entfernt war,

Hom. Od. XIV. 449.

war ein solcher und wie der Meister der Kinder, Peisandros (Od. XXII. 268) ein Sklave. Unter demselben stehen die Schweinehirten (subulci), verschieden von den Ferkelwärttern (custos porcorum, porcularius). Man verlangt, daß die Schweinewärter wachsam, unverbrossen, sorgfältig und emsig seien, die Heerde gewöhnen, Alles nach dem Horne zu thun, jede ältere oder jüngere Sau kennen, jede hochschwangige im Auge haben und zeitig einstellen, damit der Wurf im Verschlage erfolge. Der Wärter merke sodann auf die Zahl und Beschaffenheit der Jungen und trage Sorge, daß keins seinem Raume entkomme oder von einer fremden Mutter gesauget werd. Kann er sich nicht auf sein Gedächtniß verlassen, drücke er jeder Sau und den ihr gehörigen Ferkeln dasselbe Zeichen mit flüssigem Pech auf oder zeichne sie und Ferkel mit Buchstaben oder andern Zeichen; er reinige auch die Verschläge öfters und streue Sand oder andere Feuchtigkeit anziehende Stoffe ein, denn das Schwein, wie gern es sich auch im Kothe wälzet, verlangt sehr reinliches Lager. Jede Sau, sobald sie geworfen, erhalte täglich zweimal außerhalb des Stalles zu fressen und das oben angegebene Futter.

Auf Odysseus' Gehöfte wurden die Heerden früh, nachdem die Knechte gegessen, zur Weide getrieben (Od. XV. 295; XVI. 3). So muß es im Sommer allwärts gehalten werden, damit sie weidend fressen, ehe die Mittagshize eintritt; während derselben treibe er an schattige Stellen, wo es Wasser giebt, und führe sie erst in den Nachmittagsstunden, wenn es kühler geworden, wieder zur Weide bis zum Rückzuge am Abend (Od. XIV. 13). Im Winter darf der Austrieb nicht eher erfolgen, als bis der Reif zerfloßen und das Eis aufgethauet ist (Varr. II. 4).

Die Größe der Heerden erwachsener Schweine läßt sich nicht fest bestimmen; ich achte 100 Stück für eine Mittelheerde, weiß aber, daß sie Andere bis auf 150 Stück verstärken; Ferkelheerden können zwei- bis dreimal stärker sein. Die Züchter, welche die Heerden groß machen, verstehen ihren Vortheil nicht recht, denn kleinere verursachen, eben weil sie geringerer Zahl sind, weniger Gehülfsen und machen geringere Unkosten als große. Die Zahl einer Sauheerde bestimmt sich nach der Nutzbarkeit, nicht nach der Menge der vorhandenen Ueber; diese richtet sich nach dem natürlichen Verhältniß (Varr. II. 4) und war bei

Odysseus geringer, als die der Rütter (Hom. Od. XIV. 17). Wir rechnen auf hundert Samenschweine zehn Eber, Andere weniger. Nur in der Brunstzeit des Frühlings und Herbstes gehen Eber und Sauen gemeinschaftlich, sonst gesondert (Varr. II. 4). Die Eber übernachten häufig im Freien, wodurch sie leicht verwildern (Senec. Benef. 7, 19. Od. XIV. 16).

Die Feinheit des Geistes der Thiere hängt von der den Körper umkleidenden Haut weit mehr ab, als von der Flüssigkeit des Gehirns. Das Schwein hat flüssiges Blut; das der Wildschweine gerinnt eben so wenig, wie das der Girsche, Rehe und Büffel (Pl. XI. 90), und sie müßten gewiß die klügsten unter den Thieren sein, wäre nicht ihr starkes Fell mit Borsten die Ursache, daß das Eindringen der feinem Luft gehindert wird, die, ehe sie in den Körper kommt, schon verunreinigt wird (Pl. XI. 92). Dadurch wird das Schwein eines der dümmeften Thiere; seine Dummheit ist sogar sprichwörtlich (Cic. Orat. II. 57); die Thörichtheit (*inopia*) ist so verspottet (Aristoph. Thesmoph. 273, 997), wie die gleichnamige „Saucerei“. Von einem recht einfältigen Menschen kann man mit Plautus sagen:

— — — Das weiß ich ganz gewiß,
Daß Manich' ein frischgeschlachtet Schwein mehr Grütze hat
Als dieser Herr, der nicht mehr sieht, was er gethät! —

Stärker ist der Einfall Chrysipp's: die Seele dient dem Schweine statt des Salzes zur Erhaltung des Fleisches (Varr. II. 4. Pl. VIII. 77. Cic. de Nat. II. 64); indessen giebt es Reichen, welche auf geistige Fähigkeiten desselben schließen lassen. Die Leitschweine lernen in der Stadt den Marktplatz kennen, die Häuser finden (Pl. VIII. 77), verstehen den Ton des sie rufenden Hornes (*buccina*) und gewöhnen sich, Alles nach demselben zu thun. Die Hirten (*suarii*) richten sie danach ab; sie verstehen ihre Hornsignale, das Aufmachen der Stallthüren, das Zusammenblasen um die zwölfte Stunde, damit sie sich, wie in Corsica die Ziegen und Rinder, aus dem vermischtesten Haufen sondern (Polyb. XII. 2) und in waldigen Gegenden nicht zerstreut umher irren*) (Varr. II. 4); in den Parks versammeln

*) Auch die alten Gallen gewöhnten ihre Schweine, auf den Schall eines Hornes zu hören, an dessen Stelle auch der Bärenwenderung eine Schelle

sich sich zur bestimmten Futterzeit und lernen die Stimme der Hirten unterscheiden. Man erzählt sogar, daß einige Gesehne, die zu Wasser entführt werden sollten, auf den Lärm des Hirten sich sämmtlich auf die eine Seite des Rahnes drängten, denselben umwarfen und dann zurückliefen (Pl. VIII. 77). Erhalten sie Rabenhirn in Klößen, so folgen sie dem Geber (Pl. XXX. 53), die freßlustigen Ferkel der fütternden Meierin, sobald sie sich auf dem Hofe sehen läßt, nach (Mart. III. 53). Werden sie krank, so helfen sie sich durch den Genuß von Ephen oder Krebsen, besonders solcher, welche das Meer anwarf (Pl. VIII. 41. Ael. V. h. I. 7); schrecken den Elephanten durch Grunzen (Pl. VIII. 9. Senec. ir. II. 12) und erheben ihre Stimme am stärksten, wenn sie Hunger haben, gegriffen oder getödtet werden, wozu die andern beilaufen (Cic. Tusc. V. 40); in Macedonien aber fehlt ihnen die Stimme (grunnitus) und sie sind stumm (Pl. XL 112).

Schweine sind vornehmlich drei Hauptkrankheiten unterworfen. Die Bränne, bei der

— — — — — Rätzel
Reufender Ruft das Schwein und regt den gemäßigten Rachen,
Virg. G. III. 496.

hat ihren wesentlichen Grund darin, wenn der Sommer gut angefallen hat und sie sehr fett werden. Bei denselben entzündet sich hauptsächlich die Theile um die Luftröhre und die Rianbaffen, doch zeigt sie sich auch an jedem andern Körpertheile; sie ergreift oft den Fuß, zuweilen auch das Ohr, und der an den kranken stoßende Theil des Körpers wird schnell faul, bis das Uebel zur Lunge gelangt, wo der Tod dann eintritt. Ihr Verlauf ist schnell, denn das Thier stirbt, sobald das Leiden beginnt, wenn dieses auch unbedeutend ist, gar nichts. In diesem Zustande wissen die Schweinehirten kein anderes Heilmittel, als das, die ergriffenen Theile abzuschneiden; bisweilen helfen eingegebene Maulbeeren, starke, warme Bäder, oder das Aufreihen der Zunge (Arist. VIII. 21). Kriegt das Blut, reibe man das ganze Maul mit klarem Salze und Weizenmehl oder fülle mit

saurem, welche man ihnen, wenigstens den Festschweinen, anhäng (Bolz, Cultur-Gesch. S. 127). — Den Gebrauch der Peitschen, durch deren Hieb und Knall die Hirten in Deutschland die Einzelnen und die Herden so sicher commandiren, konnte ich bis jetzt unter den Römern nicht entdecken.

einem Trichter drei Cyathus Salzlake ein, binde dann die gespaltenen Klauen mit einem Stricke von Glase, so daß die Geschwulste von den Spaltstäben berührt werden (Col. VII. 10).

Die zweite Krankheit ist der Brand; er äußert sich entweder durch Schmerzen und Schwere im Kopfe oder durch Bauchfluß, welcher jedoch unheilbar zu sein scheint. Unter den erst angegebenen Zeichen hilft Wein, der an die Nase gebracht oder zum Ausspülen derselben verwendet wird. Meist jedoch stirbt das Thier in drei bis vier Tagen (Aristot. VIII. 21).

Die Finnen, eine ausschließliche Krankheit der Schweine, zeigen sich hauptsächlich an der untern Zunge; die aus dem Rammte gerissenen Borsten erweisen sich mit Blut unterlaufen, und die finrigen Schweine können mit den Hinterfüßen nicht stille stehen. Die Krankheit scheint Folge der Fütterung, denn so lange die Ferkel noch bei der Muttermilch sind, bleiben sie davon verschont. Man vertreibt sie durch Roggen (*σιϋνη*, secalo), welcher auch als Nahrung dienlich ist (Arist. VIII. 21).

Zeichen von Krankheiten sind, wenn die Schweine den Kopf schief halten, auf der Weide plötzlich losrennen, eben so plötzlich stille stehen und schwindelhaft sich drehend niederstürzen. Man beobachte insbesondere die Richtung des Kopfes und lasse ihnen an dem Ohre der Seite, welcher sie den Kopf nicht zuhalten, aus dem Ohre Blut ab, ingleichen unter dem Schwanze, zwei Fingerbreiten von dem Baden, wo die Ader recht stark ist; darauf werde der Schwanz abgeschnitten, in Weiden- oder Ulmenschale aufbewahrt, das Schwein ein oder zwei Tage im Stalle gehalten und mit laulichem Wasser und einzelnen Sextaren Gerstenmehl erhalten (Col. VII. 10).

Oft werden ganze Heerden krank; sie fressen nicht, mageren ab, stürzen auf den Weiden nieder und werden von Schlaffucht befallen. Als bald schließe man sie in einen bedachten Stall, versage einen Tag alles Fressen und Saufen und gebe darauf geriebene Wurzel der Slangengurke mit Wasser, welche als bald Erbrechen hervorbringt. Nach erfolgter Reinigung gestatte man kleine Aichern oder Bohnen mit Fischlake und warmes Wasser (Col. VII. 10).

Die Aegyptier betrachten das Schwein als ein unreines Thier, weil, wie Manetho, ein ägyptischer Mann von hoher Weisheit, sagt, unter ihnen der Glaube besteht, daß der Genuß dieses

Fleisches den Tausch vorzuziehn, möglich aber auch dazubegn, weil es, freßgierig wie es ist, seine eigenen Jungen und selbst sich selbst nicht verschont (Aelian. H. a. X. 16). Ihr Abscheu ist so groß, daß Jeder, der an einem Schweine vorbeigeht, oder dasselbe mit seinem Kleide berührt, sich zum Waschen sofort an einen Fluß begiebt; die Schweinehirten, Landbedienstete, dürfen kein Heiligtum betreten, Niemand geht oder entnimmt ihrem Stande eine Tochter zur Frau, und sie verheirathen sich unter einander (Herod. II. 165); wahrscheinlich beruht es auf eingeführter religiöser Vorstellung, daß auch in Griechenland am Feste der Isis zu Lithora Schweine so wenig als Schafe und Ziegen als Opfer zulässig sind (Paus. X. 3), denn die Aegyptier bringen dieselben, mit Ausnahme des Dionysus und der Selene, keiner Gottheit dar, in jenem Falle aber essen sie das Fleisch mit dem Vollmonde zugewendetem Gesichte; die Armen machen sich Opferschweine aus Teig, welchen sie backen (Herod. II. 47). Mit dem Eindringen griechischer Lebensweise nach Alexander scheint sich die Lust im Aegypten zwar gehoben zu haben, das Schwein aber blieb dem Volke nach wie vor ein Abscheu. In gleichen Maße opfern die Scythen und Araber keine Schweine, denn sie verabscheuen das Fleisch (Herod. IV. 68. Pl. VIII. 78); die Syrer (Lucian. Syr. 54), die Galater am Besten (Paus. VII. 17) und die Frauen des Kaiser (Herod. IV. 186) essen davon keinen Bissen, den Juden ist der Genuß durch ihre Speisegesetze*) verboten (3. Mos. 11, 7. 5. Mos. 14, 8. Jes. 66, 4; 66, 17. 2. Makkab. 7, 1) und in den heiligen Büchern der älteren Zeit findet sich nirgends eine Schweineherde erwähnt. Sie halten das Thier, weil es am Auszuge leidet, für unrein (Tael. H. V. 4) und haben dasselbe schwerlich jemals geguldet. Obwohl im N. T. Schweineherden, im N. T. auch wilde (Ps. 80, 14) erwähnt werden, so gehörten jene doch wohl nur heidnischen Besitzern an (Matth. 8, 28.

*) Die Kirche verbietet wahrscheinlich aus Rücksicht auf den jüdischen Brauch den Genuß des Pferdefleisches, hat aber nie versucht, in Bezug auf Schweinefleisch Vorschriften einzutreten zu lassen; dasselbe war im Abendlande allzubeachtet, als daß der Genuß dieses im Morgenlande so ernst verbotenen Fleisches auf die Dauer sich hätte hindern lassen, und darum konnte auch das Verbot des Hasenfleisches sich nicht auf die Dauer halten. Besser glückte es mit dem Verbote des Fleisches der Säuer, Krähen und Störche, weil ihr Fleisch mit Ausnahme des Störche, nicht angenehm ist.

Matth. 5, 41. Luc. 8, 28; 32, 15, 16). Die Ablehnung des Fleisches war so groß, daß Hadrian, um die Juden von Jerusalem abzuhalten, ein Schwein auf einem Thore der Stadt andhauen ließ.

Die Gelehrten sagen, daß das Schwein, weil es dem Ackerbau keinen Nutzen gewähre, das Thier gewesen sei, dessen Fleisch der Mensch zuerst genossen habe. Das Letztere kann richtig sein, das Erste ist's nicht, denn Herodot erzählt und Plinius wiederholt, daß die Aegyptier dasselbe zum Eintreten und Einwählen des Samens in schlammiges Land benutzt hätten. Vielleicht lag es in ihrer Absicht, die ihnen eigenthümliche Neigung für den Genuß des Schweinefleisches durch Bezugnahme auf die Sitte der ältesten Völker zu rechtfertigen. In Griechenland wurde von jeher davon ein sehr häufiger Gebrauch gemacht; schon in homerischer Zeit findet man in dem Hause des begüterten Mannes zur Hochzeit, zum Feliertelage oder Gastmahl Eber (Hom. Od. XI. 414) — den Freiern der Penelope gemästete (Hom. Od. XIV. 17) aus der Zahl jener halbwilden geschlachtet, welche, während die Gäste im Gehege des Burghofs übernachteten, draußen schliefen (Od. XIV. 16) und

Lagen unter dem Gange des Felsen geschirmt vor dem Nordwind.

Hom. Od. XIV. 582.

Nicht mindern Geschmac, wie die Griechen, finden die Italiener am Schweinefleisch. Es ist eine sehr nahrhafte Speise und aus diesem Grunde das eigentliche Essen der Athleten. Galenus sagt: „Fleisch aller Art erzeugt, gut gekocht, das beste Blut, vorzüglich wenn es von Thieren stammt, welche, wie die Schweine, gute Gäfte haben. Schweinefleisch nährt kräftiger, als jede andere Kost, wofür sich die Athleten als Beweis anführen lassen. Haben sie bei gleicher Anstrengung eine gleiche Masse anderer Kost einen Tag lang genossen, fühlen sie sich den nächsten Tag sofort schwächer, setzen sie aber dieselbe mehrere Tage fort, werden sie nicht bloß immer schwächer, sondern sie nehmen auch ein Ansehen von Magerkeit an. Dasselbe läßt sich auch bei den Knaben, die in der Palästra sich üben, und bei allen Personen wahrnehmen, die schwere und anstrengende Arbeiten, wie die Gräber, haben.“ Hippokrates (de vict. acut. 60) ist derselben Ansicht. Gefleisch, sagt er, ist roh oder geröstet schlecht;

Schweinefleisch dagegen das beste unter allen Fleischarten, besonders wenn es nicht sehr fett ist.

Im Haushalte schätzt man das Schwein darum besonders, weil es den mannichfaltigsten Stoff für die Küche und die Tafel liefert und gekocht und gebraten benutzt werden kann. Gebraten essen die Athleten das Fleisch lieber als gekocht, denn jenes giebt eine gediegenere, dieses eine feuchtere Nahrung (Galen. de alim. facult. III. 1). Während von anderem Schlachtvieh nur wenige Berichte kommen, weiß man vom Schweine deren gegen fünfzig zu entnehmen (Pl. VIII. 77). In Rom heißt's sprichwörtlich (*animal propter convivium natum*):

„Das Thier für die Mahl' geschaffen“.

Juv. I. 139.

Schwarzwildpret macht das einheimische Reibessen des italienischen Landmannes aus (Hor. S. II. 2, 41; 4, 40); der städtische Gutschmecker genießt schon gern die Milchfertei (Mart. III. 47, 12; VII. 54) und freut sich des fetten Ebers. Ein von Eichen bis zur Trägheit gemästeter tuscischer Eber darf als edles Geschenk unter Freunden angesehen werden (Mart. VII. 27; 78) und wird von den Fleischhändlern gern gekauft (Varr. III. 2). Pilsant zugerichtet, etwa mit Myrthen (Pl. XV. 34), Origanum, Pfeffer (Apic. VIII. 1) und dergl. scharfen Sachen ist er ein delikater Braten. Seit dem Vorgange des P. Servilius Rullus (a. u. 600) kam die Sitte auf, mehrere zugleich bei Gastereien, wo der Eberbraten stets das Hauptgericht (*pompa s. caput coena*) ausmachte, erscheinen zu lassen (Pl. VIII. 51. Hor. S. II. 2, 41). Antonius ließ ihrer sieben auftragen und Martial (L. 44) beklagt, daß, für freilich viele Gäste, nur Einer gekommen sei. Da sie stets unzerlegt sein mußten, kann man sich von der Größe der dazu erforderlichen Schüsseln kaum eine Vorstellung machen. Ist der kühne Schütze des erlegten Baer selbst zugegen, geben die Jagdabenteurer den reichsten Stoff zur Unterhaltung für die hörenden, fragenden und staunenden Tafelgenossen. Rechte Redemäuler rühmen das zur Beschränkung des Aufwandes durch censorische Geseze, freilich vergebens, verbotene Halsstüd (*glandium*) der weiblichen Schweine (Pl. XXXVI. 1. Hom. II. IX. 208), die Eichen (Mart. III. 82, 20), den Schmeerbauch (Mart. VII. 78), Reibel (Mart. III. 82; VII. 20), die Hoden, den Hinterkopf und von der Sau die Mutter (*vulva*). Die Mäßigkeitsgeseze waren von so wenig

Erfolg, daß der Röm.-Dichter Publius, nach seiner Befreiung aus dem Sklavenstande,* ohne Rücksicht auf dieselben, wie einen Schmans ohne Fettwannt, den er Schweinsente (sumen) nannte, gab (Pl. VIII. 78). Jetzt lehrt sich daran kein Gastgebotgeber; man ist nicht mit dem bloßen Schweine- oder Eberbraten (suilla assa) oder dem Rückgrate des Ebers, in homerischer Zeit das beste, den Ehrengästen vorbehaltene Stück (Hom. Od. IV. 65; VIII. 475; XIV. 487), namentlich wenn es recht mit Fett versehen, zufrieden, man läßt auch die Bauchhöhle mit Vögeln und andern Leckereien, die bei dem Vorlegen herausquellen, ausfüllen und bereitet so die s. g. trojanischen Schweine (porci trojani*) Macrob. S. II. 9). — Rächstem wendet sich die leckerhafte Gefräßigkeit nach dem Schweins-Ente (sumen, mamma suminis), das entweder ganz einfach (sumen nudum) oder als Ragout (patina suminis, mamma suminis), oder in der Salzbrühe von Fischen, insbesondere des Thunfisches (Mart. X. 48) bereitet, und neben andern Delicateffen, wenn sie recht milchig (Mart. XI. 53, 13), ausgezeichnet befunden wird (Spart. in Gel. 5). Um recht delicate Milcheute zu erhalten, müssen die Sauen geschlachtet werden, ehe die Ferkel gesogen haben, dagegen sind sie nach Ferkelwürfen verzweifelt schlecht.

Es ist treffend bemerkt worden, das Schwein sei ein Eßthier und ein Freßthier. Landwirth (Varr. II. 4) und Philosophen (Cic. de Nat. II. 64) machen die eigne und fremde Nahrung zum Lebenszweck des Schweines. So ist es auch; schon als Ferkel höchst gefräßig (Hor. Od. III. 23, 4), besitzt es große Anlage zu starker Fleischbildung, welche es mit allen Thieren gemein hat, welche sehr viel fressen, weil ihr Unterleib bis zum Magen große Leibhöhlen besitzt, es mästet sich auch, wie alle Thiere mit fettem Geheine (Arist. III. 17, 3), leicht, schnell (Pl. XI. 79) und erlangt einen kaum glaublichen Grad von Heißigkeit. Bei den Infabriern in Italien, drei bis viertausend Schritte von dem Landgute des Succus, eines Duumvir, werden sie gewöhnlich so

*) Römisch trojanus von troare — sich krampfhaft bewegen — und troja, in der Bauernsprache eine im Gehären begriffene oder zur Zucht bestimmte Sau (franz. truie) gab Anlaß, die Schüssel eines mit kleinen Thieren gefüllten Schweines „porcus trojanus“ zu nennen; die Auspielung auf das für die röm. Geschichte so einflussreiche trojanische Pferd kam hinzu.

fett, daß sie, weil sie weder gehen noch sehen können, von einem Orte zum andern gefahren werden müssen. Naifus, ein Hispanier, ein Mann voll Wahrhaftigkeit, von vieler Kenntniß und Geschicklichkeit, sagte mir, daß der Senator L. Bothenus von einem im jenseitigen Spanien, in Lusitanien, geschlachteten Schweine, ihm ein Stück Fleisch mit zwei Rippen, vom Gewichte 23 Pfd., geschickt habe; die Höhe des Spines von der Haut bis an die Knochen betrug einen Fuß und drei Fingersbreiten; ich habe mir erzählen lassen, daß Jemand in Arabien eine Sau sah, welche ihrer Fettigkeit wegen nicht aufstehen konnte; in ihrem Bauche hatte sich eine Maus eingenistet und Junge geworfen. Dasselbe soll sich in Venetien zugetragen haben (Varr. II. 4).

In den Städten wird die Mastung der Schweine (suaria) von Bäckern und Mältern betrieben; das Geschäft ist wegen des damit verbundenen üblen Geruches ein widerliches (Plaut. Capt. IV. 2). Unter sechszig Tagen läßt sich ein Schwein nicht wohl fett machen. Glücklichen Erfolg zu sichern, beobachten die Mäster folgende Regeln:

- 1) Sie lassen die Schweine, damit sie besser anlegen, drei Tage zuvor hungern und füttern dann stark; die Thracter geben ihnen am ersten Tage zu saufen, setzen dann einen, dann zwei, drei, vier bis sieben Tage damit aus.
- 2) Sie gönnen den Schweinen die Ruhe, welche sie, um fett zu werden, wie alle Thiere mit warmen Magen, bedürfen.
- 3) Sie gestatten, daß sie sich von Zeit zu Zeit im Moraste wälzen (Arist. VIII. 6).
- 4) Um wohlschmeckendes Fleisch zu erzeugen geben sie Gerste, Bohnen und andere Hülsen- oder Körnerfrüchte, wenn schon, was auch Aristoteles sagt, dieses Futter theurer als Eicheln und nur bei wohlfeilen Getreidepreisen anzuwenden ist (Varr. IV. 2). Von trocknen Feigen nimmt das Fleisch einen äußerst delikaten Geschmack an (Pl. VIII. 77) und die Lebern werden ungewöhnlich groß und schmackhaft (Galen. de alim. facult. III. 12).
- 5) Junge Schweine mästen sich weniger gut, als alte, woher es auch kommt, daß Homer (Od. XIV. 416) ein fünfjähriges Mastschwein als besonders fett rühmt.

6) Sind sie fett, erhalten sie den Rasttrank; sie saufen ihn äußerst schnell weg und trinken sich davon sogar todt (PL VIII. 77).

Man rechnet, daß von dem lebenden Gewichte der sechste Theil aus Haare, Blut und dergleichen kommt (Arist. VIII. 6).

Das Fett der Zueihufser und der gehörnten Thiere, welche Hühner in einer Kinnlade oder Knöchel an den Füßen haben, heißt „Talg“ (asbum), bei den Schweinen aber „Schmalz“ (adeps). Es sitzt jeder Zeit da, wo das Fleisch aufhört, und hat die Reizung, in der Kälte zu erhärten. Weil es ohne Arterien und ohne Gefäß ist, läßt sich möglich finden, daß lebendige Schweine von Mäusen angegriffen werden (PL XI. 86). Man macht davon einen dreifachen Gebrauch, in der Medizin, in der Küche und für Geräthschaften der Wäsa. In jeder Beziehung ist es außerordentlich geschätzt (PL XXVIII. 35) und wird um so besser, je weniger es frisch ist. Die Ursache seiner Vorzüglichkeit liegt darin, daß das Schwein von Wurzeln und andern unterhalb der Erdoberfläche befindlichen Pflanzentheilen lebt, und eben darum läßt sich von dem Mist der Schweine der mannichfaltigste Gebrauch in der Heilkunst machen. Unsere Vorfahren nahmen es am liebsten zur Schmiere der Wagenachsen, um den Rädern leichtere Bewegung zu verschaffen; sie nannten es darum, wie die Griechen, vorzugsweise „Axenfett“ (axungia). Sammelt man das Axenfett mit dem, was sich von den Rädern abreibt, gewinnt man eine Medizin, die mit Harz aufgestrichen, gegen fressende Schäden und zur Heilung gewisser verdeckter Theile des menschlichen Körpers mit großem Erfolge anzuwenden ist (PL XXVIII. 37).

Wir haben bereits angedeutet, wie die Römer vom Schweinefleisch den mannichfaltigsten Gebrauch machen und einzelne Theile, namentlich die fetten, weichen, außerordentlich lieben. Ein wohl der Schweinskopf (sinciput aprugnum), Cotelets von Wildschweinen (lambi), Eingeweide vom Halse des Ebers, die ausge schnittenen Hoden, der Schmalz (PL XXVIII. 87) und was sonst noch besonders weich und fett ist, wird für jede Tafel verlangt und gegeben (Mart. VII. 20). Allerhöchst delicat findet man die Lebern von Sauen, die mit getrockneten Feigen gemischt wurden und sich an dem Rasttrank zu Tode getrunken haben (PL VIII. 77). Das Gaumenraffinement geht aber noch weiter; es durchdringt

selbst die, welche eben nicht als reich anzusehen sind, und seligert sich bis zu der abscheulichsten Grausamkeit. Hierher gehört namentlich, daß die trächtigen Sauen mit Füßen getreten werden, um die Euter desto saftiger zu bekommen. Verwirft in Folge dieser durchdachten Mißhandlung ein Mutterschwein, wird es an den Vorderfüßen aufgehangen und ihm lebendig die Bärmutter ausgeschnitten (Pl. VIII. 77). Sie gilt als die höchste Delicatesse und wird öfters neben dem Milchkenter (Mart. II. 37) in der Rükpenterminologie erwähnt (Hor. Ep. I. 25, 41. Mart. XIII. 58. Pl. Ep. I. 15). Der ältere Plinius (XI. 84) mag wohl mit den römischen Gourmands sich in Uebereinstimmung gewußt haben, wenn er schrieb: Eine Bärmutter nach einem Fehlwurf (vulva ejocititia) schmeckt vorzüglicher, als die nach einer gewöhnlichen Geburt (vulva porcaria). Die von einer Erstsau (porcaria) sind die besten, die schlechtesten aber kommen von Sauen, die nicht mehr werfen oder geschnitten sind (vulva storilis). Gleich nach dem Wurfe ist die Bärmutter, wenn man die Sau nicht noch an dem Tage, an welchem der Wurf erfolgte, schlachtet, schmierig und mager, tödtet man sie aber noch am Wurfstage, so kommt sie derjenigen, welche verworfen, am nächsten. Die Bärmutter (imbrex porci) einer jungen Sau, die noch nicht geworfen (virgo porca, Mart. II. 37), lobt man aber nicht; sie muß wenigstens einmal geboren haben; besser ist indessen die einer ältern, wenn sie nur nicht ausgeworfen hat, man muß sie aber nicht zwei Tage vor oder nach dem Wurfe, oder selbst an dem Tage, da sie wirft, gebrauchen. Die Bärmutter einer Sau, die man den Tag nach dem Wurfe schlachtet, kommt derjenigen einer Sau, welche verworfen hat, am nächsten. Von dieser schmeckt auch das Euter (sumen) am besten, nämlich wenn die Jungen noch nicht gesogen haben. Sie werden mit Pfeffer, Eppichsamen, Lasersaft, Salz und andern scharfen Sachen zubereitet (Apic. VII. 1—2).

Die Römer machten Wurst (farcimen), indem sie das Fleisch zerfeinerten und in Därme (exta) stopften (Gell. XVI. 7); es beschäftigten sich damit die Wurstmacher (fartores). Die lucanischen (farcimina lucanica, Mart. IV. 46) und die salerischen Magen-Würste (venter saliscus), die man gern zu Klößen aß (Mart. XIII. 32, 35), galten als besonders berühmt. Die lucanischen werden also bereitet: Pfeffer wird gestoßen und mit Kammel,

Saturei, Maute, Peterfille, Bärze, Lorbeerbeeren, Fett, gestoßener Zwiebel, ganzem Pfeffer und Ruskernen verfezt, unter das Gehackte der innern Theile des Schweines gethan und dann kommen sie in den Rauch (Apic. II. 4).

Es giebt verschiedene Arten, Würste zu machen:

- 1) Die Bratwürste (botuli, botella, —us) werden so bereitet, daß man zu gekochten Eidottern und zerfeinerten Pinienkernen Knoblauch thut, geschnittenen Porree mit Schweinsblut vermischt, gestoßenen Pfeffer zuthut und den Darm stopft; auch mag man Brühe und Wein hinzuthun und dann kochen. Die Blut- (sartores) oder Bratwürstler (botularii) verkauften sie unter lautem Ausrufen (Tertull. Apol. g. Apic. II. 3) oder trugen sie in die Häuser (Hor. S. II. 3, 227).
 - 2) Die Hackwürste (tomacula, tomacina, tomacella) — von Apicius nicht erwähnt — aus gehackter Leber (Juven. X. 355. Hor. S. II. 4, 60) wurden gebraten (Mart. XIV. 221. Senec. Ep. 56), auf mit kleinen Rosten versehenen Blechöfen zum Verkaufe herumgetragen und bis zum Heißwerden ausgerufen (Petron. 31, 49. Mart. I. 42, 9. XI. 82).
 - 3) Die Ringelwürste (circelli, isiaci) von geschnittenem, in einen Darm eingestopften Fleische, werden gedünstet, dann gebraten und mit Weinbrühe unter Zusatz von Kümmel übergossen (Apic. II. 5).
 - 4) Die Cervelatwürste (hillae), wahrscheinlich aus dem fettesten Fleische, wurden entweder gedünstet oder in Salz aufbewahrt (Hor. S. II. 4, 60. Nonn. IV. 410).
 - 5) Die Schnittwürste (insicia), aus in Darmen oder Reophant eingestopftem Schnittfleische, Salz, Del, Schmalz und aromatischen Sachen, werden auf Ziegeln geröstet (Apic. V. 4).
- Die gewöhnlichen Würste (sarcimina), auch in Griechenland (Aristoph. eq. 208) geschäpft, bereitet man verschiedentlich:
- a. Eier und etwas Gehirn wird zusammengerieben, Pinienkerne, Pfeffer, Brühe und etwas Laster wird hinzugehan, eingestopft, gekocht und dann gebraten.
 - b. Gekochte Afla wird mit gehacktem Fleische und geriebenem Pfeffer gemengt, dann Brühe und Kerne hinzugehan, eingestopft, gekocht, mit Salz gebraten und mit Senf aufgetragen.

g. Gereinigte Nieren wird mit Darmfett und dem geschnittenen Weizen des Porree gekocht, worauf man das Fett entfernt und kurzes Fleisch zuthut. Gestoßener Pfeffer, Liebstöckel und drei Eier werden in einem Mörser gemischt, Rußkern und ganzer Pfeffer kommt zu, Brühe wird aufgegossen, der Darm gestopft und das Gericht entweder gekocht oder gebraten (Apic. II. 5).

Speck (lardum) und Schinken, Vorder- und Hinterschinken (perna), wird in Rom von den Lastträgern, Matrosen und Soldaten (Spart. Hadr. 10) viel verzehrt und aus Spanien, Gallien und aus den Rheinlanden in großen Quantitäten eingeführt (Pl. Ep. IX. 11. Mart. I. 98; 8, 4; 19, 1; VI. 11, 7. Varr. II. 4) und theils roh, theils gekocht genossen; die Kochbrühe des Schinkens ist, weil sie auf den Urin treibt, medicinisch. — Die Schinken werden folgender Weise zurecht gemacht: Man bestreut den Boden eines Topfes mit Salz, legt darauf einen Schinken und so, daß die Hautseite desselben nach unten kommt, dann überstreut man ihn mit Salz, legt einen zweiten Schinken, die Hautseite ebenfalls nach unten, auf und so fort, bis das Salz voll ist. Nach fünf Tagen nimmt man sie heraus, legt sie mit frischem Salze ein, aber so, daß die oberste nach unten kommen, nimmt sie dann nach zwölf Tagen heraus, wäscht sie ab, hängt sie zwei Tage an die Luft, trocknet sie dann mit einem Schwamme ab, ölt sie ein und hängt sie zwei Tage in den Rauch. Am dritten Tage setzt man die Rauchschinken (Hor. S. II. 2, 117; 4, 60) mit Del und Essig und hängt sie in die Fleischkammer (Cat. 162. Col. XII. 58). Die Räucherung erfolgt an der Decke der Küche, wo auch der Speck hängt und mit einer Gabel herabgenommen wird (Ovid. M. VIII. 640). In ähnlicher Weise werden auch die Würste behandelt. Speck mit Gemüse ist ein gutes Essen und schmeckt vorzüglich; gekocht auf Kochenbrühe gelegt, heilt er augenblicklich (Pl. XXVIII. 65).

Anmerkungen zum ersten Bilde.

Zu S. 2. Herzog Karl von Calabrien saß einß im Gerichtssaale; — es klingelte, — man öffnete und — ein ausgehungertes Pferd rieb sich an der Thüre. Alle lachten, nur nicht der Herzog; er ließ den Signer in den Thurm bringen, dann sagte er: Wisse, daß die Gerechtigkeit sich auch auf die Thiere erstreckt.

Zu S. 3. „Das Gesetz schützt's“. Auch unsere deutschen Vorfahren ehrten das Pferd in beinahe menschlicher Weise. Das salische Gesetz stellte den Raub eines Pferdes dem eines Knabens gleich, ja, bei den Alemannen hatte, wer dem Pferde eine Wunde schlug, dies zu entgelten, als habe er den Reiter selbst getroffen. „Sä quis homo in equo suo caballaverit et aliquis cum super ipsam plagam voluerit et . . . caballum ejus plagaverit, ita plagam caballi componat, quemadmodum componere debuerit, si dominum ejus plagasset (Grimms Rechtsalterth. S. 670). Nach dem salischen Gesetze gab der, welcher einen Bescheller stahl, 674 und nach dem ripuarischen 600 Schillinge Strafe. Nach dem anglischen Gesetze mußte der, der Stuten aus einem Gestüte stahl, dieselben dreifach, außerhalb derselben einfach ersetzen. Nach dem sächs. Gesetze wurde der Pferdedieb mit dem Leben bestraft.

— „Das Dichterlied feiert's“ und S. 10. Der Dichter Rahmed-Ebn-Mansur begann alle seine Lieder mit dem Lobe des Pferdes und der Beduine sangt:

Mein Roß ist aller Rasse König
Und alles Volk ist seines Ruhmes voll:
Sag' nicht, es sei mein Pferd,
Sag' du, es sei mein Sohn,
Denn es ist goldbesäutert.
Es jauchzt, wenn um sein Ohr
Die Saat der Augen leucht,
Und ruft dem Adler: Komm herab,
Sonst zeig ich an dir!

Hört es der Jungfrau's Sehnsuchtslieder,
So wiehert's hell vor Fuß;
Es naht, wie bettelnd mit der Hand
Und wirbt um ihrer Liebe Zeichen,
Und hat so sanften Fuß,
Daß es schier tanzen könnte
Auf Mirjams schönem Busen,
So leicht, so zier,
Als rührt ihn nur dein ledder Finger!

Auch im Morgenlande wird die Schnelligkeit des Rosses der des Windes verglichen.

Zu S. 7. Die Kahlani der arabischen Halbinsel sind, wie die Araber sagen, geboren „aus Feuer und Wind“. Zu ihrer Stamm-mutter sprach Allah: Ich habe dich erschaffen ohne Gleichen; die Güter der Welt werden zwischen deinen Augen ruhen; ich will dich glücklich machen vor allen Thieren, denn stets wird die Liebe zu dir im Herzen der Menschen wohnen. Du wirst fliegen ohne Flügel und deinen Rücken werden nur besteigen, die mich erkennen.

Zu S. 11. Die Wahrnehmung, daß der Muth des Rosses den Muth des Reitersmannes hebe, wird vielseitig bestätigt. „Ein stolzes, muthiges Roß unter dem Hintern, macht auch den Mann stolz, muthiger und edler, und ein Cavallerist gefällt auch dem weiblichen Geschlechte mehr, als ein Duzend Infanteristen“ (Demokrit. VI. 248).

Zu S. 14. Bei der Hochzeit Ferdinand I. schlugen sich ein deutscher und ein spanischer Ritter; das deutsche Pferd ergriff das spanische bei der Nase und hielt es so fest, daß der deutsche Ritter den Spanier getödtet hätte, ohne Ferdinands Einmischung.

— Wie die alten Perser, behängen die Araber ihre Pferde mit Silberglöckchen; in fast menschlicher Eitelkeit schütteln sich die edlen Thiere unter diesem Schmutz und gehen, wie die Unsrigen, unter Schellen-geläute und Haarbüscheln vor dem Schlitten, sich höhertragend, einher.

Zu S. 15. Ueber den widerspenstigen Eigensinn mancher Pferde macht der lachende Philosoph die Bemerkung: Das alte Pferd meines ländlichen Freundes ist wie das Pferd Judibras:

Je mehr er solches spornet und treibt,
Nur stätiger die Bestie bleibt,
Auch wohl im Jora, mit Schweiß und Blut,
Von hinten seine Antwort verflucht.

Theognis läßt ein unwürdig behandeltes Delroß also seine Ge-fühle ausdrücken:

Ich bin ein Roß, fleißfertig und schön, doch den schlimmsten der Reiter
Trägt mein Rücken und dies kränkt mich im tiefsten Gemüth.
Oftmals wollt' ich bereits, durchkreuzend den Flügel, davon flieh'n
Tropiges Muthes, herabschüttelnd den schmähtigen Herrn.

Zu S. 15. Eichendorff in seinem Gedichte „Lieber Alles“ schildert die Fügbarkeit des Rosses unter dem lähnen Bändiger schön:

Ein wildes Ross ist Leben,
Die Fulse Funken geben,
Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,
Und wo es tritt, da klingt es!

Zu S. 16. Das bewegliche Ohr des Pferdes vergleicht der Araber dem schlanken, immer spielenden Schilfrohr. — Es hat ein sehr leises Gehör und der Gaucho kann selbst mitten in der Steppe ruhig schlafen, da selbst der schleichende Tritt des Jaguar seiner Stute nicht entgeht.

— Der Orientale sagt: Das Pferd erkennt selbst in der Nacht ein weißes Haar aus der Milch.

Zu S. 17. Das Pferd merkt alle Stellen, wo ihm etwas Gutes oder Böses begegnet ist, genau. Wer hätte nicht schon wahrgenommen, wie es das Wirthshaus, in dem es einmal gefüttert wurde, oder die Thorsahrt, die es einmal passirte, in gutem Andenken behält, darauf zuhelft und eigensinnig stehen bleibt, als hätte es ein Recht, hier wiederum Stärkung und Raht zu erhalten. An derselben bergigen oder lothigen Stelle, wo es einmal eine Last nicht fortziehen konnte, bleibt es nach Monaten wieder stehen und ist oft nicht wieder zum Anziehen zu bringen. Man erinnere sich in Betreff seines Lokalgedächtnisses an die bekannte Geschichte Razeppa's.

— Das Pferd ist zwar im höchsten Grade gelehrt, wird es aber bloß in einem bestimmten Alter, was vielleicht darin seinen Grund hat, daß die Lust, seine überwiegende Körperkraft auszuüben, dem Thiere nicht gestattet, sich gelehrt zu zeigen.

Zu S. 18. Die großen Heerden der verwilderten Pferde in den Ebenen zwischen dem Laplatastrom und Patagonien folgen dem Kühnsten und Stärksten als Anführer. Werden sie von wilden Thieren, wozu namentlich die großen Raubarten jener Länder gehören, angegriffen, so schließen sie auf ein von den Anführern gegebenes Zeichen entweder eine dichte Masse und treten ihren Feind todt, oder sie schließen einen großen Kreis, in dessen Mitte sie die Stuten und Fohlen nehmen, und wehren sich mit ihren Hinterhufen.

Zu S. 19. Rettung aus Todesnoth hat das treue Pferd schon Manchem gebracht. — Als Richard III. in der Schlacht von Bosworth sich von Feinden bedrängt und sein Leben in Gefahr sah, rief er verzweifeln nach einem Pferde: „Ein Pferd! — Mein Königreich für ein Pferd!“ — „Doch er rief umsonst und fiel unter dem Schwerte seines Gegners.“

— Die Pferde Sully's, Bogeslans, Herzogs von Bonnern, und Herzogs Bernhard von Weimar schlugen und bissen im Treffen um sich, wie ihre Herren.

Zu S. 19. Den rettenden Thaten der Pferde, die das Alterthum erzählt, mag eine aus der neuern Zeit beigegeben werden. Darwin erzählt, wie ein Rajah der wildkühnen Gauchos der Pampas einst aus einem mörderischen Treffen entrann. Der greise Häuptling warf sich auf ein bereit stehendes Ross ohne Sattel und Zügel; mit sich nahm er seinen kleinen Sohn. Um vor den Augen der verfolgenden Spanier gedeckt zu sein, schlang er einen Arm um den Hals des Pferdes und legte nur ein Bein auf dessen Rücken. So auf einer Seite hängend, an seiner Brust den Knaben, schoß er pfeilschnell davon, immer den Kopf des Pferdes streichelnd und mit feurigen Liebslosungen es immer zu neuem Laufe entflammend. Die Verfolger strengten sich auf das Aeußerste an; dreimal wechselten sie die Pferde, — aber vergebens. Bewundernd sahen sie endlich selbst die nackte, braune Gestalt dieses Wüstenmazepa und sein weißes, fliegendes Ross in der Savanne verschwinden.

Zu S. 20. Der Schmerz preßt allen Thieren Klageklage aus, das verwundete Pferd stöhnt höchstens und stirbt wie ein Held. Ich habe auf einem Schlachtfelde schwer verwundete Pferde stehen und liegen gesehen und ihr ganzes Wesen rührte mich fast mehr, als die herumliegenden verwundeten Krieger. Demokritos V. S. 237.

Zu S. 22. Das Gewieher des Pferdes war auch unter slavischen und nordischen Völkern das Zeichen der Weissagung. So heißt es in der Chemnitzer Rodenphilosophie: „Wer Pferdegewieher hört, soll fleißig zuhören, denn es deutet Glück an.“ Daher weissagen die Esthen aus der Haltung des Pferdes: „Besucht ein Reichthümer seinen Kranken, so achtet man auf die Haltung seines Pferdes, wenn er sich nähert; geht es mit gesenktem Haupte einher, verzweifelt man an der Genesung. Mägde hören Nachts 12 Uhr des Christfestes an der Schwelle des Pferdestalles auf das Wiehern der Hengste, und vernehmen sie es, wird bis zum 24. Juni ein Freier kommen. Andere legen sich zu Weihnachten in die Pferdekrippe, um künftige Dinge zu erfahren. Grimm, deutsche Myth., Anh. 75. Davis Lesefrüchte I. 128. Abergläubische hören Weihnacht zwölf Uhr auf Scheidewegen an Grenzsteinen; vermeinen sie Schwertergeräusch und Gewieher zu hören, wird im Frühjahr ein Krieg entstehen. Wenn die Pferde der Soldaten recht muthig wiehern, weissagen diese Sieg. *Equos hinnitu alacriore et ferociore fremitu victoriam ominari, etiam nunc militibus persuasum est.* Demeter. Antiq. rom. 3, 9. Daher singt Schenkendorf:

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Dem guten Morgen zu!

In jener Rordnacht, wo König Danks zum Opfer fällt, sagt bei Shakespeare dessen Rosse die furchtbare Ahnung mit der Gewalt des Wahnsinnes. Sie,

— Die Kleinod' ihres Blutes
Brechen verwildert ganz aus ihren Ställen
Und kürzen fort, sich sträubend dem Schorsam,
Als wollten Krieg sie mit Menschen führen,

bis sie in ihrer Wuth sich selber fassen.

Zu S. 23. Nach der nordischen Sage zittert unter dem fenerflammenenden Hufschlag der Asen die Himmelsbrücke.

— Vortrefflich schildert Shakspeare die Gestalt und den Gang des Edelrosses:

Gebungen, rund vom Huf, die Fessel lang,
Welch' Aug' am kleinen Kopf! Die Nüstern weit,
Breitbrustig, fein von Gliedern, brach im Gang,
Dickschweifig, schlichte Mäh'n, im Kreuze breit;
Schaut, welch' ein Kopf! Kein Mangel kann es brücken, —
Ein stolzer Reiter nur den Rücken!

Jetzt rennt's dahin, jetzt wurzelt's an der Erde,
Rührt sich 'ne Feder, seht ihr's pfeilschnell jagen,
Wohl wettet's mit dem Wind, wer Sieger werde;
Da, ob es läuft, ob's fliegt, wer kann es jagen? —
Hört ihr durch Mäh'n und Schweif des Sturmes Pieder?
Wie wogt das Haar, als wär' es ein Gefieder!

Zu S. 24. Wir erinnern an die Sage, daß, als Karl des Gr. Krieger einst im gudensberger Lande vor Durst verknöcheten, des Königs schneeweißer Schimmel mit dem Huf auf den Boden trat und einen Stein vom Felsen schlug, aus dessen Oeffnung eine Quelle mächtig vordrudelte, welche das ganze Heer trankte und welcher — sie heißt Glisborn — das Landvolk größere Kraft beilegt, als Andern; die Weiber der umliegenden Dörfer waschen dort ihre Leinwand und noch heute ist der in die gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzte Stein zu sehen. König Karl hat verheißen, alle sieben oder hundert Jahre aus seinem Grabe vorzugehen; bei dem Eintritte einer solchen Zeit hört man Waffen durch die Rüste rasseln, Pferdewieher und Hufschlag; an dem Glisborn werden die Rosse getränkt. Grimm, d. Myth., S. 529. — Nach der Sage scharrte das Ross auf der Rammelsburg die Goldader auf.

Zu S. 25. In hierher bezüglicher Weise charakterisirt der böhmische Dichter Telakowsky seine Muttersprache:

Unser Sprach', ein Ross voll Feuer,
Schöngestaltet, edles Blut,
Wie der Sohn der Freiheit schweifend
Durch die Welt in wildem Muth.

Stolz trägt es das Haupt, das Auge
Sprühet Blüthe, flammenreich,
Dampf und Funken bläst die Nüßer,
Seine Haut der Seide gleich.

Fliegt es, flattern seine Mähnen
Rustig in dem Spiel der Rüste;
Trabt es langsam, ist sein Gang
Tanz nach griech'schen Rasses Klang.

In C. 27. Die gegenseitige, als in dem Tod treue Liebe des Reifers und des Pferdes schildert Franz von Sauter in dem Gedichte:

Des Reiters Lob im Angesicht auf Samos-Sierre

(29. November 1808).

Was harst du so besonnen, mein Ross, das Haupt gesenkt,
Gerab auf deinen Herrn, der dich so stolz gekent? —
Du schwandest ungeduldig, den Felsen scharrt dein Fuß, —
Da, deine Haken denn' ich, wie meines Dambens Bus.

Du machst mich aufjubeln. Ja, kumm' ich's, treues Thier,
Ins Kampfgetümmel stög' ich wohl gern, — jetzt her! ich her,
Das Band des Ehrenkreuzes zersch' das thier'sche Blut;
Verschnettert ist der Knochen, — bald ist's mit mir vorbei.

Der grünen Erde Wipfel wölbt sich zum Reitergrab,
Und bei der Leiche steht selbsttragend nur mein Kopf;
Im Leben wie im Tode getreuer Kampfgenoss,
Betrümmet den letzten Sauter Niemand als du, mein Ross.

Du kämpfst unverbrossen des großen Bernhards's Schmer;
Du trugst mich bei Rarings ins feindliche Quartier;
Die flücht'gen Massen jagten wir wild bei Austerlitz,
Wir hielten Stand bei Eilen vorm donnernden Geschütz.

Wie viel auch Kugeln piffen, uns sochten sie nichts an,
Und wo die Ringen düstern, da waren wir vorn.
So hielten wir getreulich beisammen, wo es galt,
Bis hier auf Samos-Sierre mir ruht der Tod sein — Halt.

Da stürzen zwanzig Mörder sich auf den Reiter wild,
Da wirft der treue Kappe sich bäumend vor als Schild,
Und donnert mit den Hufen den Rächern auf den Strich
Und bruch mit wilden Stößen durch der Gurren Reih'n. n. f. m.

— Rasins, dessen „Naturstudien 1857“ einzelne Aumerkungen entnommen sind, sagt: Von den lebenden, weinenden Rossen des Achilles an sind alle die Heldenthiere der großen Völkerrämpfe in Sage und Gedicht durch die Jahrhunderte hindurch verherrlicht. Aber Schöneres ist außer dem Liebe vom Pferde des Betros, das dem gefallenen Jünglinge mit seinen Silberhufen die Gruft gräbt, und an die Liebste und den Bruder die letzten Grüße des Sterbenden bringt, um dann gleich ihm ins Schattenreich hinabzusinken, — etwas Schöneres und Ergreifenderes ist außerdem nicht gedichtet worden, als Bapart in den Haimonskindern. Wie Pegasus die griechische, so ist Bapart die deutsche Apothecose des Pferdes. Wir setzen selbst hieher das herrliche Gedicht:

Betros und sein Pferd.

Am Barbar, am Barbar, auf grünem Feld,
Lag Betros im Sterben, der Altes Gelb;
Es hatt' ihn der Art, im Busche verfaßt,
Mit menschlicher Angel hingestreckt;
Nun lag er still im Gasse.

Ein Knappe, sein Knappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er war ihm so werth;
Er stand und wußte nicht, wie's geschah,
Daß so den Helden er liegen sah;
Er wagte's ihn anzureden.

„Steh' auf, mein Gebieter, und hör' mein Wort!
Der Lärm ist im Felde, wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst du nicht hier gefangen sein,
So eile fluch von hinnen!“ —

„Woh! möcht' ich von Hinnen! — ich kann es nicht! —
Nicht länger schau' ich der Sonne Licht. —
Die Kugel, sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang ins innerste Leben ein; —
Nun geht's mit mir zu Ende!“

Drum höre, du Treuer in Freund' und Noth,
Hör' auf, und höre mein letztes Gebot!
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand,
Und grab mir ein Grab am Uferstrand
Mit deinen starken Hufen!

Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif' mit dem Hahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft,
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie zu mit Erde.

Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Gezelt;
Bring' meinem Bruder, du edles Roß,
Bring' ihm den Säbel und dies Geschloß,
Auf daß er mein gedenke.

Bring' meinem Mädchen dies bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug! —
Und nimmst sie's wieder, gebeute sie mein,
Und stießen ihre Thränen brenn,
So find' ich Ruh' im Grabe.

Fahr wohl, mein Knappe, das Auge bricht!
Rach' schnell und laß mich dem Lärmen nicht!“
So senkte der Held, ihn umfing der Tod,
Der Knappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Knappe zu Devros Helt;
Er brachte die Waffen und das Geschloß,
Das Lichtlein brachte das edle Roß
Zu seiner Blutsgetreuen.

Zu ihren Füßen er legte es hin;
Sie küßte die weinenden Augen brin,
Sie jammerte laut vor bitterm Schmerz,
Da brach dem Knappen das treue Herz,
Es brach und schlug nicht wieder.

Zu S. 28. Von der Liebe und Vertraulichkeit mancher Menschen und Völker zu dem Pferde erzählt Masius: „An den Ufern des Doubs, in der französischen Freigravität, gilt noch heute das Pferd als ein Mitglied jener Gruppe, die aus den nächsten Angehörigen des Hauses besteht. Es waren ihm bis in die letzten Zeiten Vorrechte eingeräumt, welche Knechten und Mägden versagt sind. Der Jelter, welcher der Dame des Hauses zum Austritt oder zur Fahrt dient und selbst die Kinder gutmüthig auf seinen Rücken nimmt, hat Eintritt in das Gesellschaftszimmer oder den Speisesaal, darf aus der Hand der Herrin weiches Brod holen und aus einer Schale die ihm eigens bestimmt ist, vom schäumenden Nebensaft zandernd schlürfen.“ Größere Liebe findet aber das Roß doch nirgends, als unter den Arabern. Der Araber nimmt es mit in sein Zelt, seine Kinder spielen und schlafen unter den Füßen, auf dem Rücken desselben; es ist Aller Freude, Reichthum und Schutz. „Dreierlei Arbeit,“ sagt ein orientalischer Spruch, „darf der Edle thun, ohne zu erröthen: die Arbeit für den Vater, für den Gast und für das Pferd,“ und jedes Versenlorn, das man ihm giebt, erkaufte nach dem Koran einer Sünde Vergebung. Gleich dem Kameele nimmt es an den Festen der Familie, aber auch an deren Trauer Theil; es wird in die Gebete mit eingeschlossen und blüht mit dem Reiter und für denselben. Als Suhrab, der junge Perserheld, gefallen, da weiß die schmerzüberwältigte Mutter nicht, wie sie ihr Leid ausweinen soll:

Das Roß war ihr gebracht, geschwind von Schritten,
Das er in alter, froher Zeit geritten,
Den Kopf des Reimers an den Busen preßte sie,
Mit heißen Zähnen seine Wädhnen näßte sie,
Sie küßte ihm die Stirn mit Jammerruf,
Und brüßte ihr Gesicht auf seinen Fuß,
Sie zog die scharfe Klinge des Suhrab,
Lief zu dem Pferd und hieb den Schweiß ihm ab.

Rückert.

— In Deutschland und Großbritannien giebt es so gut wie einst in Italien Grabmonumente der Pferde. — Ein Graf von Reichlingen ließ im vorig. Jahrh. im Parke zu Frohndorf seiner Stute und deren Füllen ein in einem steinernen Würfel und Pyramide bestehendes Denkmal mit der Inschrift setzen:

Hier ruht die schöne braune Stute,
Die mir allhier, auf meinem Gute,
Zwei schöne Zwillinge-Füll'n gebor,
Wovon Minjon der Vater war. —
Das Loos der Bräder war verschieden;
Der Eine ruhet hier in Frieden,
Der Andre pengt als Eucephal
Trug einen Hark zum Kaiseraal.

— Der lachende Philosoph (VI. 246) erzählt: Mit Vergnügen gedenke ich der Leichenbestattung eines Leibpferdes, das einem Frankfurter Banquier gehörte. Der Araber, der zu London auf-

hundert Pfund gekostet, wurde in einem Alter von drei und dreißig Jahren ganz zur Ruhe gebracht, gekleidet in schwarzes Tuch und verherrlicht in einer Rebe. Alle Pferdeliebhaber Frankfurts erzeigten ihm die letzte Ehre, und das Grabmonument blieb nicht aus, so wenig als der Leichenschmaus.

Zu S. 30. Die neuere Geschichte kennt ebenfalls berühmte Pferde; wir nennen Brillador und Begliantino, Rolands und Oliviers Streithengste, die Gazelle Balbuins, das flüchtigste Ross des Orients, und Peter I. Leibpferd, Pieschen. Der große Friedrich hatte etwa 50—60 Pferde, er ritt aber bloß seine fünf Engländer, die Cäsar, Pitt, Raunig, Choiseul und Brühl hießen.

— Auch die Pferde der deutschen Heldensage haben ihre Namen; so heißt das Dietrichs von Bern, Falke; Dietrichs, Belche; das Ross des Mönch Ilse, Benig; das Ilse des Alten, Blanka; Hilbrands Pferd heißt Löwe; Eckhart's, Rusche, in anderer Form Roschsin.

Zu S. 36. In der Berliner Thierarzneischule wurde der alte Schimmel, den Friedrich II. im siebenjährigen Kriege geritten hatte, bis zu seinem Ende gefüttert. Es ist unbekannt, ob es der f. g. Molwiger Schimmel war. —

Der Piesländer v. Rosen ritt sein acht und dreißig Jahre altes Pferd, das ihm in der Schlacht von Rocroi das Leben gerettet hatte, fort, so lange es lebte, und vermachte ihm statt Pension eine Wiese und die Freiheit (Demokritos VI. 245).

— Ueber die Preise der Pferde unter den Römern ist sehr wenig bekannt. Die Angabe (Morgenblatt 1845 S. 574. Bolz, Culturgesch. S. 113), daß zu Varro's Zeit für ein einziges Biergespann 20,000 Thlr. Gold, also 40,000 Gulden umf. Geldes bezahlt worden sei, so daß jedes einzelne Pferd einen Werth von 10,000 Gulden hatte, kann ich nicht durch ein Citat belegen.

Zu S. 37. Tiberius war ein großer Pferdeliebhaber, aber die größten Pferdeliebhaber sind gerade die größten Pferdeschinder. — Briten haben Wettrenner, wie wir sie auf dem Festlande nicht haben und für deren Schnelligkeit sich im Alterthum kein nachweisliches Gegenstück findet. Schilders machte eine englische Meile in einer Minute, und Overton, dessen Beerbigung dreißig Pfund kostete, durchlief in einer Sekunde ein und funfzig Fuß, l'Ellipse machte sechs und funfzig Fuß in einer Sekunde und der Sterling gar zwei und achtzig. — Die größte Pferdeschinderei wird durch die Posten getrieben. In Rußland legt man die Strecke von Petersburg nach Moskau = 110 Meilen in 2—3 Tagen zurück, wobei die Pferde oft umfallen sollen. Der Dampfwagen, der jetzt dort geht, wird die dumme Frage seltener machen: „Warum sind's denn Pferde geworden?“ — Joseph II. suchte das Schnellfahren in Wien dadurch einzuhalten, daß er den

Polizeibienern befohl, jedem allzuschnell fahrenden Rauscher 25 Schenken per posteriora zu machen.

Zu S. 38. Dithmar v. Merseburg (Chron. I. 12 W.) giebt den Grund an, warum Pferde den Todten geopfert wurden, sie sollten ihnen nämlich in der andern Welt dienen. Er sagt in Bezug auf das große Opferfest der Dänen, welches sie nach je 9 Jahren im Monat Januar zu Leithra in dem Gau Selon feierten: *ibi cum summet LXXX et VIII. homines et totidem equos cum canibus et gallis pro accipitribus oblati immolant, pro oerto putantes, hos eisdem apud inferos servituros et commissa crimina apud eosdem placataros.* Daher finden wir, daß die Todten Pferde besitzen und reiten und daß in den heidnischen Ländern, wo der Leichenbrand herrschte, das Pferd mit der Leiche verbrannt wurde. Nach dänischen Ueberlieferungen wurde auf jedem Kirchhofe, ehe eine Leiche eingeseht wurde, ein lebendiges Pferd eingegraben und unter dem Altare der Kirche hatte man ein Kanin eingemauert (Herod. V. 71). Jordanes sagt über die Begräbnißfeier Attilas: *Nam de tota gente Hunnorum olatissimi equites in eo loco, quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes facta ejus cantu funebri tali ordine referebant.* Damit hängt zusammen, daß nach alldentschem Volksglauben der Tod zu Pferde erscheint, zu Pferde abholt und die Todten auf sein Pferd setzt. Daher heißt es in einem alten Gedichte:

De Mond de schynt so helle,
De Doden ryet so snelle,
Fyns Lesken, grawelt de ok?

Der Grund, warum der Tod einen Pferdesuß hat, mag daher kommen, daß man ihn, der die Todten zu Pferde holt, mit demselben in eine Person verschmelzte.

— König Rudolf II. war, wenn er irgendwo zu finden war, im Marstalle zu treffen.

Zu S. 40. Daß schon die Alten Indien als Urheimath des Pferdes angaben, ist der Beachtung werth. Diese ihre Ansicht findet darin eine Bestätigung, daß die Vedas, die weit über unsere Zeitrechnung hinausreichenden, ältesten, heiligen Bücher der Indier, das Pferdeopfer als das herrlichste Opfer ansehen und daß das Wort „ma“, welches im Chinesischen „Pferd“ bedeutet, einer der Grundcharaktere dieser Sprache ist. Gewiß hat es viele Wahrscheinlichkeit für sich, Indien, Tibet, die Tartarei und Mongolei als Urheimath der Pferde anzunehmen, welche in den Prärien Amerikas eine zweite Heimath gefunden zu haben scheinen. Ungeheure Heerden schweifen hier umher, — kleine göttliche Renner, mit kostbar blühenden Augen, in denen man kaum noch das edle Ross erkennt. Zu Hunderten und Tausenden durchziehen diese Wildlinge die Steppen, den Menschen fliehend und im Kampfe mit Bären, Wölfen und Jaguaren ihre

Stärke messend. Ein schöner Anblick ist es, sie in langen Reihen friedlich weiden zu sehen, wie sie dabei immer witternd und spähend den Kopf emporheben, während wachsame Hengste die Herde umkreisen. Aber plötzlich ergreift ein unerklärbarer (panischer?) Schrecken die Schaar, — man hört in der Ferne, wie Meeresbrausen, ihren donnernden Fuß, immer näher wälzt sich's heran, als heße sie der Wüstengeist selber, so stürmen sie daher, mitten durch das Lagerfeuer der Reisenden, durch das einsame Gehöfte des Colonisten, eine dämonische, wildwiehernde Jagd, die alles Gethier der Steppe in ihre rasenden Wirbel reißt und meilenweit die Erde erbeben macht. Die Nebelseen der Ferne, aus denen man bald nur noch die wädhenumflatterten Köpfe der Thiere hervortauchen sieht, verhüllen endlich ganz die räthselhafte, auch den Indianer mit Furcht erfüllende Erscheinung (Buch der Welt 1842 S. 83. Masius Naturstudien S. 110).

Zu S. 50. Das Geschle von Kiska, die. s. g. „volle Krippe,“ ist jetzt noch hoch geehrt um seiner Kasse willen. Hier ist die Atakaco-Kasse zu Hause.

Zu S. 56. Stammbäume. — Die Kahlant (die „Geschwätzten“) stammen nach arabischer Sage von den Lieblingsstuten des Propheten. Mahomed hatte eine dreitägige Schlacht geliefert; keiner seiner Krieger hatte während dieser Zeit den Fuß zur Erde gesetzt, keines der Kasse war auch nur getränkt worden. Am dritten Tage aber, als man an einen Bach kam, befahl der Prophet, die Kasse abzugäumen; lechzend stürzten alle — es waren 10,000 — an das Wasser, als plötzlich die Trompete des Propheten von neuem zum Kampfe rief. Aber von den 10,000 kehrten nur fünf Kasse um und stellten sich, ohne ihren Durst mit einem Tropfen gelöscht zu haben, zur Fahne. Der Prophet segnete die treuen, muthigen Thiere und särbte ihre Augenlider, als seien es die Augen schöner Frauen, mit Khol. Darauf bestieg er selbst mit seinen treuesten Gefährten (Ali, Omar, Abu-Bekr, Hassan) die geweihten Kasser, und von ihnen stammten alle übrigen edlen Thiere Arabiens ab. Die Probe der Keitheit der Abstammung besteht darin, daß der Araber das Pferd, sobald es reitbar ist, aufstehend im schnellsten Laufe über den Sand und die Felsen der Wüste 9 — 10 Meilen weit, ohne ihm Ruhe zu gönnen, treibt; dampfend und leuchend zwingt er es dann, in das Wasser so tief hineinzugehen, daß es schwimmen muß. Nimmt das Pferd unmittelbar nach diesen Anstrengungen sein Futter, als ob Nichts geschehen wäre, so wird es als edler Kahlant angesehen.

Zu S. 60. Französische Schriftsteller zählen gegen 60 verschiedene Abstufungen der Farbe des Pferdes, — die römischen und griechischen sehr wenige auf. Es hat keiner Farbe jemals der Beifall gefehlt. — Von dem Scheden sagt der Araber: „Nieh' ihn, wie die Pest, er ist der Bruder der Ruh.“ Und doch erscheint das doppelstellige Ross bei besondern Kriegszügen, von dem vom im Tage

angeführten thracischen an, bis auf das Hof Kittla's, den wenigstens Raphael's Bild auf einem Schemen reitend darstellt, und bis auf die gestrichen Pferde, welche die Hunnen überhaupt ritten, und bis auf jene Schemen, welche die blutigen Helden des Vercors- und des deutschen Krieges brandeten (Mafius Naturstudien S. 112).

Zu S. 75. Als König Hermann mit Amalaberga, der Kichte des Ostgothenkönigs Theoderich d. Gr., sich vermählte, sandten die ihm als Brantgabe nach Italien gesendeten thüringischen Pferde, wegen ihres schönen Baues, ihrer guten Züchtung und ihrer herrschühlichen Schnelligkeit, ungemeinen Beifall. Jornandes (rea. get. 3) sagt: „Eine andere Völkerschaft wehnt dort (in Scanzia), welche, wie die Thüringer, ausgezeichnete Pferde haben.“ Durch Eroberung des thür. Reiches erhielten die Franken Gewalt über diese außerordentlichen Pferde.

Zu S. 84. Ob und in wie weit die Sitte des 17. Jahrh., den Husaren-Pferden die Nase aufzuschlagen, um ihnen mehr Athem zu geben und das Wiehern zu schwächen, sich in den Heeren erhalten hat, ist uns unbekannt.

Zu S. 85. Der Kranich, das Leibpferd des letzten Grafen von Oldenburg, Christian, des heiligen römischen Reiches Stallmeister — die spätere Reichswürde der Grafen von Schwarzburg, die als Fürsten noch den Rammen und die Gabel im großen Wappen führen — hatte eine Mähne von sieben und einen Schweif von neun Ellen.

Zu S. 89. Die Alten erkannten mit vollem Rechte den Schweif als Zierde des Pferdes und als Schutzwehr gegen die Fliegen. Aber die Briten —

Barbare nation, dont les sanglants contours
Coupent la tête, aux rois, et la queue aux cheveux,

bringen es durch unnatürliche Kunst dahin, daß das entzierte Pferd seine Quälgeister mit dem Kopfe abwehren und seine Fütterung fütren oder zerstreuen muß. Die spanischen Amerikaner konnten nicht mehr als dadurch beschimpft werden, daß man ihre Pferde verstuft, und daher war „Rabon“ (ein Pferd ohne Schweif) einer ihrer stärksten Schimpfunamen.

Zu S. 92. Die Italiener haben heute noch das Sprüchlein:

Caballo bianco, mai stanko!
(Für weiße Pferde giebt's keine Beschwerden)

Schimmel kommen häufig in Toscana vor (Ausl. 1859, S. 824).

Zu S. 94. Der Gebrauch weißer Pferde bei feierlichen Gelegenheiten ging in die Kirche und das Kaiserthum deutscher Nation über. Als Papst Alexander III. in Zara einzog — praeparato sibi de romano more albo caballo, processionaliter duxerunt eum per mediam urbem (Aet. Alex. III. 1177). Eugenius (in Ludov.

VI. p. 318) sagt vom Papste Innocenz II: *Albo et palliato equo educant insidentem*, nämlich als er i. J. 1131 in Procession von der Kirche des heil. Dionysius zu der Basilika des Dionysius, wo das Grab war, sich begab. In den Annalen des Concils zu Pavia, wo die Wahl des Papstes Victor bestätigt wurde, wird dem Gegner Roland vorgeworfen: *Multi ex nostris dicunt, vidisse cancellarium undecimo die ex urbe exisse, sine manto, sine stola, sine albo equo, sine omni habitus munitione cum pellibus nigro pallio coopertis et cum nigro almutio usque ad cisternam*. Jede Indiction mußte der Bischof von Bamberg dem Papste unter dem Namen einer Pension (Zins) ein weißes Pferd nebst einem passenden Sattel entrichten. Papst Johann VIII. gab der Kirche und dem Bischofe von Pavia das Privilegium: *Pallium concedimus nec non album equum coopertum equitare in Ramis palmarum et secunda feria post pascha*. Die Bulle des Papstes Honorius III. für den Bischof von Pavia v. J. 1217 besagt: *Fraternitati siquidem tuae inter Sacra Missarum solennia pallio uti et tam Tibi quam successoribus tuis in processione Palmarum et feriae secundae post pascha, equum album cum adone coopertum equitare*.

Auch war es Sitte, daß die deutschen Könige bei ihrer Krönung sich der Schimmel bedienten. Als Kaiser Friedrich III. in den Basilika zurückkehrte, wurde er vom P. Paul II. beschenkt: *albo equo phalerato et aurea veste, ut cum Caesar antea semper stratus fuisset, in solenni illa transmissione imperatorio ornatu procederet*. Der zum röm. König erwählte Maximilian zog bei seiner Krönung in Aachen in goldenem Kleide auf einem weißen Rosse ein.

Der Sachsenspiegel sagt: Dem Papste ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche (Schwert). Dem Papste ist auch gesetzt zu reiten zu bescheidenen Zeit auf einem blanken Pferde und der Kaiser soll ihm den Stegreif halten, damit der Sattel nicht wende. Als Innocenz III. in Lüttich einzog: *In platea ante ecclesiam episcopalem humillime se ipsum stratorem offerens (Kaiser Lothar) pedes per medium sanctae processions ad eum festinat, alia frenum albi equi accipiens, tamquam dominum ducebat*.

Nach einer norwegischen Sage reiten die Seelen, welche nicht so viel Gutes gethan, daß sie den Himmel, und nicht so viel Böses, daß sie die Hölle verdienen, Trunkenbolde, Spötter, feine Betrüger bis ans Ende der Welt auf schwarzen Rossen mit glühenden Augen, sie werden mit feurigen Stangen und eisernen Jähnen gelenkt und von fern vernimmt man den Lärm des Laufens. Sie reiten, wie die Wallfren, über Wasser und Land und kaum berühren sie die Oberfläche des Wassers, gewöhnlich um die Julizeit.

Zu S. 96. Die heiligen Pferde der Deutschen weideten wahrscheinlich nur im Sommer in einem Haine, abgesondert von anderem Vieh, und wurden im Winter mit Heu ernährt, die übrigen aber gingen auch in dieser Jahreszeit auf die Weide und hatten den Wald

als Zussicht. Sollten sie gefangen werden, mußten sie notwendiger Weise in eine Umzäunung getrieben werden, wenn sie nicht, wie die Pferde der Colonisten in Brasilien, die jeden Tag bei dem Herrn erscheinen, um einige Maisstengel im Empfang zu nehmen, an eine Lockspalte zu einer bestimmten Zeit des Tages gewöhnt, freiwillig erschienen.

Zu S. 100. Die Zeit, während der das Pferd im Vollbesitze seiner Kräfte bleibt, ist keine lange. „Sieben Jahre für den Bruder, sieben für mich, sieben für den Feind“, sagt der Araber, um die Dauer und die Werthstufen desselben zu bezeichnen (Maslus). — Die menschliche Milde der Römer gegen ihre alten Pferde bildet einen schönen Zug in dem Charakter des Volkes; Cato wurde es zum Vorwurfe gemacht, daß er die gealterten Sklaven allzuhart behandelte. Wer kann sich des Mitleides erwehren, wenn er sieht, wie unter uns alte, matte Pferde behandelt werden? — Abgemagert und abgenutzt, wird ihnen keine Ruhe gegönnt; an den Lastkarren ist das arme Thier bei Tage geletzt und in der Nacht magt sich's nicht zu legen, weil es, von Hunger, Jähren und Arbeit ermattet, nicht wieder aufstehen kann. Der rohe Fuhrmann, durch seine wankenden Tritte, seine gekrümmten Augenhöhlen, seine verfallene Gestalt nicht gerührt, führt Stod und Peitsche, bis es ein schwacher Tod ausspannt. Das harte Loos alter Pferde soll schon im Griechenlande sprichwörtlich gewesen sein. „Selbst die Damen, sagt erzürnt der lachende Philosoph (VI. 242), die ihr Händchen mit zu Bette nehmen, über ihr gestorbenes Rädchen weinen und auf einen Canarienvogel eine Elegie machen können, lassen Pferde, Kutscher und Bediente stundenlang, im größten Unwetter, im Dose auf sich warten; Fuhrleute und rohe Kerls glauben gar, ihren Pferden Kräfte, Hafer und Heu zu geben — durch Peitschenhiebe, und Mancher zahlt vielleicht jährlich mehr für Peitschen, als für Hafer.“

Zu S. 116. Die Alten gedenken bössartiger Pferde fast gar nicht; sie sind überhaupt selten. Wenn ein Pferd böse ist, rührt es meist daher, daß es von früher Jugend an gepeinigt und gewacht wurde und deswegen Jeden, der sich ihm naht, aus Furcht, er sei sein Feind, angreifend behandelt. Derartige Thiere zeigen sich auch hinterlistig; sie stellen sich nicht zum Schlagen und legen die Ohren nicht zurück, sondern spitzen sie und haufen Jeden, der an sie herantritt, mit dem Hinterfuß; wer von vorn herantritt, wird gebissen und mit dem Vorderfuße gehauen.

Zu S. 118. Jeder Kenner wird das Ausrufen eines Pferdes gut heißen:

Bergan treiß' mich nit,
Bergab reit' mich nit,
Auf Eb'nen schon mich nit,
Im Stall vergiß mich nit.

Register.

Abdera 59.
 Abderrecht 192.
 Acetes 21.
 Achaja 78, 180, 182.
 Achilles — Roffe 7, 21,
 80, 73, 93. weint 39.
 Leiche 39.
 Aber der Pf. 89.
 Aberlaß 102, 105, 119,
 152.
 Abmetus 68.
 Abramelech 178.
 Abrafax 75.
 Abrastus 65, 92.
 Aegypten Pf. 41, 42,
 91. Efel 148, 160.
 Schweine 197, 199.
 Aegythus 149.
 Aeneas 18, 100, 176,
 177, 187.
 Aetes 84.
 Aethiopien 6, 48, 49,
 58, 94.
 Aetolien 96.
 Aetna 71.
 Effe Zeichen 61, 114.
 Efrata Pf. 40. Efel 153,
 168.
 Agestus 174.
 Argigent 28, 71.
 Argos 65.
 alator 181.
 Alba 177.
 albus 92.
 Alimurus 179.
 Alcibiades 69.

Alimannus 75.
 Alenaden 64.
 Alexander 14, 15, 46,
 64, 85, 198.
 alipes 24.
 Alimäoniden 64, 68.
 Alpe 113.
 Alpen Pf. 40.
 Alter der Pf. 91, 100,
 101, 215. Cf. 167.
 3. Gebrauch 116.
 Schweine 184.
 Altis 70, 89, 108.
 Ambrosia 7.
 ambulare 55.
 Amphiarans 65.
 Ana 169.
 Anamelech 144.
 Anchurus 144.
 Anicetus 46.
 Anthus 149.
 Apelles 78.
 Apenerennen 66.
 Aphrodite 176.
 Apollo 63, 141, 144,
 145, 146, 160.
 April 177.
 Apulien 85, 76, 78, 99.
 Arabien 43, 53, 56, 91,
 165, 198, 217.
 Araxes 56.
 Ars 8, 40, 60.
 Argolis 65.
 Argos 63, 65, 67, 69.
 Ariabien 66, 151, 161,
 174, 180, 182, 190.

Artaxias 46.
 arica 120.
 Arimaspea 57.
 Arion 92, 94.
 Armenien 50, 64, 170.
 Artemis 59.
 Artybius 17.
 Asanius 177.
 Asellus 148.
 asinus molar. 158.
 sagm. 150. olitell.
 150.
 asinarii 142 — a 142.
 Asper 58, 56.
 Asacus 86.
 astraba 188.
 Asturien 74.
 Asturlonga 35, 88.
 Astwa 57.
 Atalanta 66.
 Athen 5, 67.
 Athene 5, 40.
 Athleten 199.
 Attila 218.
 Atrebaten 68.
 Attila 67.
 Auge des Pf. 18, 23,
 78, 84. gram 91.
 Augustus 85, 86, 94.
 Aurelian 198, 198.
 axungia 903.
 Bacchus 145, 157, 164,
 176.
 Bad für Tiere 126,
 129, 189, 196.
 badius 91.

Balearen 171.
 Barbier 142.
 Barce 45.
 bardot 170.
 Bataver 75.
 Bauch des Pferdes 87.
 Schweines 184, 185.
 Bäume 191.
 Beine d. Pf. 87. der
 Foh. 117.
 Bereiter 68, 117, 118.
 Bernhard von Weimar
 209.
 Besser 60.
 Bienen 147.
 Bilibis 73.
 Bistaken 57.
 Blaffen 95.
 Blut der Pf. 57, 108,
 119. des Fohs 151,
 164. des Ebers 180.
 Schweines 195.
 Bötien 4, 65, 96, 180.
 Bogislans 209.
 Bohne 121, 122, 187,
 189, 190.
 Boreas 7, 73, 94.
 botularius 205.
 botulus 205.
 Bräune 196.
 Braut 177.
 Brand 197.
 Bratmourst 205.
 Bremsen 109.
 bruniti 35.
 Bruttium 99.
 Britannien 74, 89, 218.
 Doryphoros 28, 30, 40,
 57.
 bubulci 175.
 Bucephalia 28.
 βουκολοι 81.
 Bucephalus gebändig
 14. stammt 15, 64.
 stolz 19. betrauert 28.
 groß 89. Alter 91.
 Farbe 94. Blasse 95.
 Zeichen 114.
 buccina 195.
 Bürste 129.
 buricus 89.
 Buttrichen 85.
 Caballarius 8.
 Cäsar 56, 74. Pf. 15.
 weiht Pf. 21, 22.
 Cäsaren Pferde 82.
 Reisen 82, 87, 174.
 Cäsaren 61.

caerius 95.
 Calabrien 85, 78.
 Caligula 88.
 calo 34.
 Camerina 71, 72.
 Camilla 118.
 Camillus 94.
 canterius 117.
 capistrum 130.
 Capua 77.
 Carmanien 152, 160.
 Castor und Pollux 40,
 93.
 Castration der Pf. 58,
 75, 116. Schweine
 184, 189.
 Celsus 98.
 Celtiberien 73.
 Centauren 68.
 Ceres 177.
 Cephus 65.
 Chaufen 75.
 Chüderich 38, 81.
 Chios 69.
 Cilicien 62, 192.
 cillus 142.
 cingula 133.
 circelli 205.
 Ciria 47.
 Claudius 14.
 colostratio 162.
 Commodus 38.
 Consulien 40.
 cophinus 55.
 cornipes 24.
 Cortona 77.
 cursores 34.
 Cybeln 145, 146, 164.
 Cymbeln 146.
 Cyne 145.
 Cyperu 176.
 Cyrene 45, 49.
 Cyrus 41, 51.
 Cyprius 121.

Dardaner 60.
 Darius 19, 51, 53.
 Dedien der Pf. 14, 86,
 52, 57, 122, 182.
 Delphi 67.
 Demaratus 15.
 Denkmäler der Pf. 28,
 40, 67, 70, 72, 215.
 Dinkel 120.
 Diomedes 59, 84, 92,
 100, 122.
 Dionysius 94.
 Diosturen 40, 93.
 Diostura 210.

Eber 176, 180. in Par-
 ten 180. beste 180.
 538 186. gut 184.
 schäumt 186. kämpft
 194. Anzahl 194. fett
 200. verachtet 200.
 erjaget 181. verberst.
 182. abgerichtet 183.
 gebraten 200. gesou-
 bert 195. 189. 199.
 Ebern 186.
 Ebene 96.
 Ehebacher Straße 145.
 Eier für Pf. 123.
 Eichen 184, 190.
 Elamiter 51.
 Elephant 41, 49, 196.
 Eis 18, 66, 92, 101,
 172, 182.
 Engelland 112.
 Englischen 89, 218.
 Epheus Markt 31.
 ephippia 182.
 Epibaurus 65.
 Epirus 65, 78, 152.
 Eporebium 78.
 Ermanthus 182.
 equa 12, 78.
 equile 88.
 equitatio 63.
 Equitier 29.
 equitarius 117.
 equiso 145.
 equus 12, 78. sagm.
 129. prasinus 88.
 vulg. 78. nobil. 78.
 generos. 80. elitell.
 132. castr. 8. cir-
 cens. 4. sell. 4. bel-
 lator 11. victor 11.
 publicus 28. aureus
 36.
 Erbsen 121.
 Erember 56.
 Erichthonius 7.
 Erymanthus 182.
 Erven 106, 121, 122.
 Fiel 3, 188. wist 40,
 52. gezähmt 15, 165.
 gehört 60, 165. ge-
 ritten 51, 153, 154.
 lasth. 53, 155, 157.
 weicht. 58. begatt. 99.
 gefatt. 132, 153. ver-
 acht. 140, 145, 147,
 155. golbn. 140. ver-
 ehrt 142, 144. geopf.
 144, 146, 160. symb.
 144, 145. 147. 144.

145, 180. frech 145.
schüht 145, 163. mah-
let 146, 158. seht 146,
152. bumm 147, 148,
150, 151, 153. musfi-
kal. 147, 149 Charakt.
148, 150, 157. un-
rein 149, 153. träumt
153. trägt 153, 157,
159. Flug 150, 153.
marianisch. 154. mith-
handelt. 155. heilig
157, 160. arbeit. 156,
157, 159. ruht 159.
gegeß. 152, 158, 157,
160. verkauft 161.
nählt. 163. geehrt 164.
bueßig 157, 168. ge-
baut 171. gefüllt 149,
150, 157, 168, 171.
genüßsam 150, 157.
langsam 141, 149.
schäßig 149. — Feinde
149. Schimpfw. 148,
149. — Fleisch 152,
158, 157. — Draten
148. — Begräbniß
146. — Paß 154.
— Welle 147. — Burg
143. — Herz 148.
Cumulus 63.
Euphrat 41, 155.
Eurythens 59.
Euter d. Pf. 79. Efel
114, 167. b. Sau 187.
Farben Bedeut. 98, 94,
176. der Pferde 91.
schwarz 66, 219.
schimmelig, 19, 40,
50, 71, 95. braun
91. fuchf. 86, 92, 95.
habell. 92. weiß 53,
92, 217. geschlecht 95.
glänzt 121. — der Efel
rotte 146. geschlecht
153, 217. schwarz 161.
grau 172. — der
Schweine 180.
farainen 204.
farrago 120, 122.
fartor 204.
Favonius 120, 187.
Fehlwurf 112.
Feigen 191, 202, 203.
Fenster an Ställen 125.
Ferkel 187, 188. — An-
zahl 183, 189. — Zucht
189. geopf. 188. —
Fleisch 188, 189, 200.

verbot. 188. weiden
189.
Ferkelstaupe 157.
Finnen 197.
fiscellum 159.
Fische als Futter 75.
Fischer 26.
flavus 92.
Füllen d. Pf. 78, 79.
im Wettf. 67. schwach
103. Stimme 111.
nicht berührt 112. ge-
fängt 112, 114. ge-
nährt 107, 115, 120.
ähnlich 80. schön 80.
Größe 114. behandelt
114, 115. gezeichnet
114. entwedet 114.
gewöhnt 115. geähmt
115. gefüllt 120. Mist
112. — des Efels 114,
149, 151, 161. des
Halbesels 172.
frenum lup. 74.
Friedrich II. 215.
frontalia 182.
fulvus 92.
Fuß des Ross. 24, 81.
— strahl 88, 128.
Fußgänger in Rom 83.
Futter d. Pf. 86, 121,
126. kräft. 122, 157.
mäßenb 190. schlecht
75. Milchf. 121. rein-
lich 121. — des Efels
149, 157, 168. — des
Schw. 192.
Futterflinge 122.
Gäulien 48.
Galopp 185.
Gallibusta 6.
Gallier 88, 74, 96, 99,
179.
Gallaicien 74.
Garamanten 48.
Gargarus 76, 170, 181.
Gaul 8, 26, 78.
Geiß 130, 133. Wollsg.
74.
Geda 72.
Gelonien 57.
Germanen 88, 75.
Germanicus 72.
Gerste 106, 119, 120,
168, 188, 190. graup.
122.
Geschilde 89.
Gesäte 80, 49, 51, 52,
64, 67, 71, 72, 77,

91, 96, 97, 106. —
Meister 99.
Gesundheitskrank 120.
Gelen 57.
gilvus 92.
Gieße 44.
Gisborn 211.
Göthen 7.
Griechenland Pf. 62, 96.
grannitus 196.
Götter reifen 5. Heben
Pf. 5, 8.
Gurken 191, 197.
Gurt der Pf. 64, 182,
133.
Haar gekämmt 139. der
Pf. 16, 85, 180. des
Efels 152.
habens 181.
Hades 6, 94.
Habrian 28, 82, 62, 199.
Halbesel 169. wirft 178.
gebr. 178. gezeichnet
171.
Halter 180.
Halband der Pf. 180.
Hannibal 132.
Hase 144.
Haut des Ef. 153, 164.
Helatomb 145, 148,
178.
Helatompeden 164.
helcium 180, 158.
Helios 7, 8, 84.
Heliogabal 86.
Hemeter 59, 104, 145.
Hengst bränst. 12, 104,
145. feuch 13. zur
Zucht 80, 92, 100,
104, 120. alt 101.
heißt 105. ernährt 106.
gattet 106. toll 108.
hart 79. Efelsh. 110.
Hera 5, 9.
Hertules 59, 92, 182.
Hermes 6, 176.
Heräne 190.
Hertbarosse 22.
Herkulides 154.
Hen 120, 121, 122.
Hiero 71.
hilla 205.
hinritus 79, 22, 210.
hippacars 84.
Hippace 113, 121.
hippagines 77.
Hippobromus 66.
Hippotrene 24, 211.
Hippomolgen 60, 112,

Schwein 202. gefress. 192.
 Rajala 61.
 Razeppa 210.
 Razifer 48.
 Reber 18, 51, 52.
 Reerzwiebel 107.
 Ragara 80.
 Regaris 180.
 Reister der Pf. 99. Cf. 152. Schm. 198.
 Relas 96.
 Renapier 179.
 Renelaus 174.
 Refflos 153.
 Reffener 154.
 Ribas 141.
 Rild b. Pf. 57, 112. ermunthigt 113. nährt 114. — Efel 162. Schm. 187. Hunde 187. Gafen 187.
 Rithra 58.
 Roloffter 22.
 Rond 8, 184.
 monilia 132, 146.
 Morgensröthe 6.
 Rühle 155, 158.
 Rüllersliebchen 159.
 Rünzen mit Pf. 48, 49, 63.
 muscarinus 89.
 Rusil liebenbe Thiere 147, 194.
 Rycend 65.
 Rylau 66.
 Ryrthenborn 192.
 Rysier 8, 60, 112, 169.
 Robatier 56.
 Racht 8.
 Rigel beschneiden 189.
 Rävius 177.
 Ramen b. Pf. 3, 80, 215. v. Pf. 70, 143. v. Efel 141.
 Rarbe 75.
 Rase des Pf. 11, 84. geschligt 218.
 Reptun S. Poseidon.
 Releus 99.
 Rero 84, 88. — Leibwache 36.
 Rervier 75.
 Restor kennt Pf. 60. züchtet. — Rof 19. raubt 66, 92.
 Rehe 181.
 Rifon 78.
 Rigrten 49.

Rilomedes 22.
 Rilla 50, 217.
 Rumbier 83, 46.
 nandinae 189.
 Rilfe 122.
 Rhsen - Gespanne 49, 173. — Ropf 114. Post 158.
 Rchymum 107.
 Rchrrhoe 82, 86.
 Rchryler 60, 186.
 Rchryfens 97.
 Rhr des Pf. 11, 12, 16, 61, 78, 84, 209, 220. des Cf. 85, 141, 142. des Mensch. 143.
 Rleander 151.
 Olympia 66, 67, 71, 174, 177.
 Olympien 62, 68.
 olyra 120.
 Rlyfippo 73.
 onager 161, 165.
 Onochotes 142.
 onus 154.
 Opfer 29, 89, 57, 176, 189, 164, 176.
 Orchomenos 65, 96.
 oron 180.
 Orniten 75.
 oridarius 181.
 Pänien 60, 179.
 Palästina 42.
 Palilien 145.
 Pamphilien 192.
 Pan 145.
 Paphlagonien 170.
 Patnaffus 182.
 Parther 28, 54.
 passum 124.
 Patroklus Roffe 20, 22, 25. Opf. 89.
 Pebe 135.
 Pegasus 24, 212.
 peniculus 129.
 Pertinax 88.
 Peleus 7.
 Bella 161.
 Pelops 24, 144.
 Perfer 88, 51, 61, 120, 186, 152.
 Pfau 13.
 Pferd, Ohr 16, 209. bösartig 220.
 — Hals 79, 83. Herz 79. Galle 79. Magen 79. Euter 79. Zucht 79. Ropf 83. Brust 83, 87, 88, 90. Oben

84. Haar 85. Riß 87. Bauch 86. Räfte 87. Bauch 87. Schaft 87. Bein 87. Schenkel 88, 89. Schweiß 89. Größe 89. Stirn 78. Geruch 16, 106. Gesicht 16, 209. Schopf 79, 83, 85. Gedächtniß 17, 209. Durst 55, 58. Stimme 10, 11, 79, 111. Name 80. Preisnamen 8. wilb 49, 72, 209. ebel 79. hitzig 10, 66, 137. eitel 14. hungert 207, 220. geschligt 207. zu beruhigen 16, 116, 187. zu behandeln 16, 116, 130, 186, 208. ehrgeizig 16. eigenfinnig 16, 208, 209. träumt 153. muskliebend 17, 147. gelehrig 17, 115, 209. verwundet 19. prophetisch 22, 52, 210. geführt 130. gebaut 23. unruhig 184. klein 50, 57. gehörnt 50. geziert 54, 57, 74, 132, 208. erträgt Hitze 55. Räfte 58, 126. drißt 62. gepflegt 96, 117, 121, 220. krank 97, 111, 121. zugeritten 117. getränkt 122, 123. wälzt sich 128. lecherh. 123. erhitzt 128. reinlich 122. schlaff 125. gebadet 126, 129. gestriegelt 128. gezäumt 130. sanft 130. hartmännig 131. Preis 86, 42, 215.
 Pferd — Ehrenthier 2, 28. Kriegsthier 9. Oktoberpf. 9. Bestimmung 8, 62, 68, 80, 115. — fleisch 27, 57, 58, 158. — liebhaberei 85, 64, 70. — Rassen 41. — Tribut 62, 77, 48. Erretter 209, 210.
 Pferde — lappaboz. 26, 60, 94, 95. spanisch. 26, 58. ungarische 26. epirotische 26, 65, 91.

spanische 91, 95. sa-
racenische 26, 60. per-
sische 26, 53, 54, 91,
92. gallische 35, 74.
nubische 60, 92. ni-
lische 50. indische 49.
76, 78,
50, 61.
54, 72,
menische
70, 73,
he 52.
mini-
thuring.
sche 53,
60, 116.
sarmat. 58, 91, 116.
thracische 59. thess.
60, 63, 66, 95, 110.
cicilische 62. phryg.
62. macedonische 62. syr.
62. argolische 65. bñot.
65. atol. 66. arab.
66. etische 66. lazon.
67. att. 67. sicil. 70,
91. celtische 74. ger-
manische 76. frietische
76. dalmat. 76. tyrrh.
77. tarent. 78. aff. 82.
babyl. 82. britannische
89. kretische 89. ägypt.
41, 42, 91. arab. 43,
58, 56, 91. gall. 74,
92. thurische 94. ma-
cedonische 95. hanni-
sche 27, 98.
phalerne 132.
Pharao 74.
Pharnakus 173.
Pharnuches 19.
Phellon 180.
Phernixer 49.
Phennaten 96.
Philipp 58, 64.
Phocis 64.
Phöbus 15.
Phrygien 40, 62, 165,
173.
Pifus 76.
Plautinianus 37.
Plebejer 31.
Pluto 94.
plisana 124.
Polemo 32.
polypodium 112.
Pomus 112, 113, 152,
179.
Poppäa 34, 163.
porcetra 185.

Poseidon 4, 5, 7, 24,
25, 40, 63, 66, 97,
127, 176.
Posten 33, 37, 158, 174,
215.
praesepo 126.
Priapus 144, 145, 146.
proriga 99, 106, 107,
108, 172.
Proserpina 6, 93.
psallium 130.
Ptous 180.
pallus 78.
pulvisquadrigarius 124.
Pugen der Pf. 129.
Quaden 76.
Rabon 218.
Räuber 160.
Ränder des Fleisches
206.
Rammelsburg 211.
rana 84.
Rappe 94, 95, 212.
Raupe 126.
Reate 78, 153, 161, 174.
rhoda 158.
Reisen 83, 37.
Reiten 52, 63, 118, 133.
Reiterei 43, 49, 54, 67,
68, 76.
Reitneger 33, 68.
Renner 36.
Rhegium 27.
Riebesel 143.
Richard II. 209.
Rinder 107.
Ritter 28, 44.
Rom — Verbehaltung
29.
Rostische Felder 77.
Rostigkeit 164.
Rost flügl. 209. ebel 2,
4, 52, 80, 93, 128.
Urpr. 4, 40. gebrüt
2, 4, 215. Name 6,
14, 30. schnell 6, 23,
50, 54, 65, 93, 208,
215. geschult 7, 8,
24, 36, 36, 43. ge-
pflügt 3, 8, 25, 215.
brünstig 12. geopfert
7, 8, 38, 57, 58, 92,
216. muth. 9, 11, 65,
85. vorführend 9, 22,
211. hochflüchtig 12.
geil 109, 104. Holz
13, 15, 85. Bettrog
14. eifersüchtig 14. ge-
horfam 15. kniet 15,

17. schächtern 15, 17.
ängstl. 16. liebt den
Hrn. 18, 212. rächt
b. Hrn. 20, 209. schilt
Schmerz 20, 198, 210.
trauert 20, 212. weint
21, 30, 212. ermuntert
208. geweiht 21, 22,
218. weiß 22, 37, 50,
52, 59, 92, 211. ge-
bäubigt 25, 116. ge-
pflügt 25. geht 23,
211. geschlachtet 27.
— blut 27. geliebt 27,
70, 214. erweint 28,
215. bejungen 28, 40,
71, 207. Ahnen 30.
vergöt. 38. heimisch
40, 214, 216. haßt
den Feind 151, 170.
auf Wägen 46, 49,
63, 71. im Circus 86.
begraben 72, 214.
Rostbrunst 12, 107, 108.
Rostpulver 124.
Rostigkeit 12.
Rostweide 51.
Rostwuth 73, 112.
Rückgrat b. Pf. 87.
saga 133.
sagma 133, 159.
Satrus 72.
Salbung des Pf. 120,
124, 128, 157.
Säcularspiele 14.
Salen 53, 54, 56.
Salamander 192.
Salernum 33.
Salomo 43, 56, 126.
Samnium 184.
Samaria 158.
Sapharener 53.
Saracenen 26, 60.
Sarmaten 8, 27, 58, 165.
Sattel 132.
Sattler 133.
Saturnus 10, 26.
Saturnum 78.
Sau gute 185. ernährt
185, 194. fett 185.
befruchtet 186. nährt
187. frist b. Jungen
188. belicot 203.
Sammfattel 129.
scandala 132.
scansor 132.
Schafe 50. Zähne 90.
träumen 153. Scheden
60. S. Farben.

Scapaden 64.
 Schellen, 52, 146, 160, 208.
 Scirten 56.
 serofa 178, 185.
 scrotum 89.
 Scythien 8, 27, 89, 56, 112, 146. Schweine 180. Schützen 179, 206.
 Schimmel 19, 40, 50, 211, 215.
 Schlangen 192.
 Schopf d. Pf. 79.
 Schwein wild 52, 180. fehlt 56, 57. Zähne 90, fett 128. geopf. 39, 176, 177, 188. Fleisch 175, 178, 184, 188, 190. symbol 176, 177. Name 175. schäd. 176, 182, 192, 199. geacht. 178, 200. lüpr. 179. pönn. 179. scyth. 56. Namen 179. gall. 179. spanische 179, 202. belg. 179, 193. sammt 180. italien. 180, 183, 190. Farbe 180. germanische 175, 180. schmutzig 186, 187, 189, 197. Faltung 180. hipig 189. geweidet 189, 190, 191. Futter 188, 191. Feinde 192. krank 192, 196. dumm 195. kug. 195. Stimme 196. brauchbar 200. maßbar 201. fett 201. musklich. 147.
 Severus 183, 188.
 Sicilien 70, 78, 96.
 Sidonier 56.
 Sigambres 75.
 Sighannen 28, 58.
 Silarus 109, 145.
 Siffra 41.
 Solofoten 56.
 Solon 68.
 Sonne 6, 7, 8, 53, 92. Rofe 6, 7, 8, 13, 22, 30, 37, 53.
 sonipes 24.
 Syrakus 71.
 Spanien 72, 96, 179, 202.
 Sped 179, 206.
 Spelt 106, 120.

Spiele 29, 35, 62, 65, 70, 71, 75.
 Sprunglieb 99.
 Sprungzeit d. Pf. 103. — Efel 166.
 Stall der Pf. 98, 111, 115, 125. — Schma. 186, 193.
 Stallknecht 84.
 Stallmeister 39, 64, 115, 117.
 Stallmist 82.
 Stammtafeln der Pf. 30, 56, 98, 217.
 Stand der Pf. 126.
 Statthalter, deren Ge-
 spanne 32.
 Stand im Stalle 126.
 stapia 133.
 Steigbügel 132, 133, 219.
 Steuer 77.
 strator 182, 219.
 Streitwagen 43.
 strigarium 129.
 strigil 129.
 strigmentum 129.
 Striegel 129.
 Stute brünst. 18, 101. schnell 35, 63, 65, 80, 153. wird trächtig 72. Guter 89, 114. zur Zucht 100, 102, 103. Alter 103, 109, 114. roßig 104. 534. 04, 111. Futter 106, 121. befrucht. 106. unfrucht. 108, 112. Pflege 109. trächtig 108, 111. krank 111. lebt 111. gebärt 111. einzustellen 125.
 Sturmer 85.
 strata 132.
 Streu d. Pf. 127.
 Striegelplatz 128.
 suarius 195.
 subare 186.
 subatio 185.
 subulci 173.
 Suchim 56.
 Süller 178.
 Sulla 19.
 Sully 209.
 sumen 201, 204.
 surire 186.
 Suobetanischen 176.
 Sybuan 176.
 Syrakus 71.

Syrer 41, 62. — Efel 51, 153. — Schweine 193.
 Tagus 72.
 Talg 203.
 Tamaristen 192.
 Tanager 109.
 Tarasippus 18.
 Tarent 78.
 Taurus 157.
 Tenschterer 75.
 tectorium 162.
 Theben 42, 65.
 Themistokles 71.
 Theron 71.
 Theffalien 4, 40, 63, 66, 114, 174.
 Theffalonice 64.
 thiodones 35.
 Thiergärten 180, 184, 195.
 Liberius 215.
 Thracier 38, 56, 59, 112, 152.
 tibiae 86.
 Tigellius 35.
 Tithorea 63, 198.
 Tobtenfest 159.
 Tob reitet 216.
 tolataarii 35.
 tomacula 205.
 tottonarii 55.
 trepidarii 55.
 Trächtigkeit Reich. 108.
 Trevirer 37.
 Tragesänften 33.
 Trank für Pf. 120, 122, 123, 124.
 Trevirer 74.
 troare 201.
 trossulus 35.
 Turnus 93.
 tympana 164.
 Tyndareos 40.
 Typhon 144, 146, 160.
 Umbrien 160, 180, 190.
 Uria d. Pf. 118.
 Ufia 33.
 veredi 158.
 verres 178, 184.
 Verus 38, 132.
 Vesta 145, 146, 193.
 via sacra 189.
 vinum conditio 122.
 Volucer 38.
 vulva 200, 204.
 Wagen 35, 56, 139.
 Wagenreiter 28, 41, 44.

Stellach 102, 117. ge-
 facht 103.
Steller nicht 91, 95.
Stellen b. W. 130.
Stellen nicht 54.
Stellen 76, 82, 100,
 115, 119, 190.
Stellen 65, 120, 123, 181.
Stell für W. 120, 122,
 123, 171. Rasse 145.
Stellen 22, 52, 2.0.
Stellen 50, 166, 168.

Stell — **Stellen** 126.
Stellen 126.
Stellen 126, 104.
Stell 18, 1.0, 126. gut
 50. — **Stellen** 50, 61.
 geht 121.
Stell 126 — **Stellen**
 205.
Stellen 126.
Stellen 5', 64.
Stellen der W. 80, 101,
 103. 126 90, 166.

Stell 121. **Stellen**
 181.
Stellen 121.
Stellen der W. 61.
 1.4. **Stellen** 194.
Stellen 1.
Stellen 90. nicht
 112.
Stellen der W. 126. **Stell**
 16, 166. **Stellen**
 184.
Stellen der W. 54, 131.

Ballach 102, 117. ge-
sund 109.
Basser färbt 91, 95.
Balschen d. Pf. 130.
Beiber reiten 54.
Beiden 76, 82, 109,
115, 119, 190.
Beizen 65, 120, 123, 180.
Bein für Pf. 120, 122,
123, 171. Rame 145.
Biehern 22, 52, 210.
Bilbesel 50, 166, 168.

Bind — Sübwest 126.
Fabon. 73.
Bindempfangn. 73, 104.
Boll 18, 110, 189. gut
59. — zeichen 59, 61.
gehe 121.
Burst 204. — händler
205.
Kantbes 30.
Kerres 51, 64.
Zähne der Pf. 80, 101,
103. Esel 90, 166.

Bilse 121. Schweine
181.
zen 120.
Zeichnung der Pf. 61,
114. Schweine 194.
Zephyrus 7.
Ziegen Zähne 90. nährt
Fohlen 112.
Zucht der Pf. 96. Esel
161, 166. Schweine
184.
Zügel des Pf. 54, 181.

